





✓

~~Ger. Philol.~~
~~74.~~

161185

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SIEBENUNDFÜNFZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE FÜNFUNDVIERZIGSTER BAND

161185
21/4/21

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1920

LIBRARY OF THE
MUSEUM OF NATURAL HISTORY
GEORGETOWN, GUYANA
1957

77
2075
25
Ed 57

1957
1957

INHALT.

	Seite
A. Heusler, Heliand, liedstil und epenstil	1
I. Die vorbilder des Heliandstils	1
II. Der freie zeilenstil und seine auflösung.	5
III. Die bereicherung des satzbaus	16
IV. Die behandlung gerader und abhängiger rede	20
V. Das wachsen der senkungen und auftacte	24
VI. Die zunahme der variation	32
VII. Folgerungen	40
Th. Baunack, Neue beiträge zur erklärung des Priesterlebens	49
I. <i>'Melius est nubere quam uri'</i>	49
II. Der simonitische priester und Judas	53
III. 'Die drei die selig werden' und <i>'Quicumque sine lege peccaverunt, sine lege peribunt'</i>	56
IV. Die fürsten und die pfaffen	65
V. Der schluss des Priesterlebens	74
VI. Disposition des Priesterlebens	77
VII. Über das verhältnis des Priesterlebens zur Erinnerung	80
J. Schwietering, Waltharius 337 u. 229	95
F. Niedner, Egils Hauptlösung	97
R. Brill, Althochdeutsche Mauritiusglossen	122
E. Schröder, Uole	127
G. Roethe, Der auftact im Wiener hofton	130
G. Roethe, <i>'hère frouwe'</i> (Walther 39, 24).	132
M. H. Jellinek, Zum Friedrich von Schwaben	133
W. Prönnecke, Neue bruchstücke der Wiggertschen psalmen	136
J. Schwietering, Sigune auf der linde	140
E. Schröder, Blattfüllsel	
Ein zeugnis zur Wielandsage	143
Die heilige Gertrud im König Rother	144
R. Much, Der germanische osten in der heldensage	145
K. Strecker, Zum rhythmus von der schlacht bei Foulanetum	177
K. Strecker, Franci nebulones	185
G. Rosenhagen, Was bedeutet <i>zahl</i> ursprünglich?	189
K. Sudhoff, Zum Breslauer und Diemerschens arzneibuche	191
A. Hübner, Studien zu Naageorg	
3. Incendia seu Pyrgopolinices	193
Ph. Strauch, Zum tractat 'Schürebrand'	223
O. Pniower, Pflizers Faustbuch als quelle Goethes	248
R. Henning, Zum Germanennamen	266
F. Löwenthal, Zu den quellen des Heliand	273
F. Löwenthal, Das rätsel des wilden Alexander	277
W. Bruckner, Zum ersten Merseburger zauberspruch	282
Th. v. Grienberger, De Servando medico	285

HELIAND, LIEDSTIL UND EPENSTIL.

I. DIE VORBILDER DES HELIANDSTILS.

Vom dichter des Heliand sagt die Praefatio, er habe in seinem kreise als 'non ignobilis vates' gegolten, schon eh er sich in könig Ludwigs auftrag an das 'tam difficile tanque arduum opus' der Bibeldichtung machte. die annahme ligt am nächsten, dass es kürzere, anspruchslosere gedichte kirchlichen inhalts waren, die den dichterruf begründet hatten und den mann für den volkerzieherischen plan des königs empfahlen. solche kleineren, mehr lyrischen oder didaktischen versstücke zeigt uns das altenglische schrifttum neben den stattlichen epen, und Cædmon, der begründer dieser ganzen kirchlichen stabreimposie, scheint ja vom kurzen, schriftlosen hymnus zu umfassenden erzählwerken vorgerückt zu sein.

Also der Heliand war nicht der allererste versuch, geistliches in niederdeutschen versen zu behandeln. aber eine nennenswerte überlieferung in seiner kunstart kann unser Sachse, der der bekehrung seines stammes zeitlich so nahe steht. in der heimat nicht vorgefunden haben; und auch das übrige Deutschland hatte, allem anschein nach, seiner epischen kunst nicht vorgearbeitet.

Dennoch hat der Hel. von jeher den eindruck gemacht: das ist keine altertümlich stammelnde, sondern eine reife, ja überreife technik; das steht nicht am anfang, sondern am ende einer entwicklung. die lösung des widerspruchs hat man schon seit Schmellers tagen darin gefunden: diese 'entwicklung' hat sich in England vollzogen; die reiche englische epik des 5 jh.s ist die lehrmeisterin des Sachsen gewesen. auch schon seit Schmeller hat man dies oft dahin übertrieben, die sächsische Bibeldichtung sei aus dem englischen übersetzt oder rühre von einem geborenen Engländer her.

Wenn noch in neueren arbeiten der Hel. als ableger der englischen epenkunst nicht zur geltung kam. ligt es daran dass als hintergrund der sächsischen Messiade das stabreimende 'germanische epos' vorschwebte. das epos, wie es überall bei den Germanen,

also auch im Sachsenland, gelebt haben soll. man nennt es das 'nationale epos'. seine flüssige kunst, die sprachliche und metrische, die hatte ja der Sachse nicht aus seiner quelle, dem Tatian, auch nicht aus seinen nebenquellen, den lateinischen commentaren und homilien: die kam ihm aus der weltlichen überlieferung, aus dem epos der skope, der hofsänger (die man minder richtig auch 'volksänger' nennt). ja, die letzten versuche, den Helianddichter zum laien zu machen, beriefen sich eigens darauf: seine herschaft über stil und vers ist so grofs, dass sie nicht einem clericus, nur einem berufsmässigen skop, aus dem betrieb der skope, erwachsen konnte. die abhängigkeit von England hatte man also hierbei vergessen. trägt man ihr rechnung, so dreht sich das letztgenannte argument um: seinen künstlerischen schul-sack hat unser Sachse von der englischen buchdichtung, die nicht der besitz der analphabetischen skope war, sondern der schriftgelehrten geistlichen. und dies ist ein hauptgrund dafür, dass auch der helianddichter ein geistlicher litterat gewesen sein muss.

Die nahe verwantschaft der as. bibeldichtung mit den englischen epen ist augenfällig. dass sie nicht zufällig ist, sondern wirkliche, geschichtliche abhängigkeit: dies beweist vor allem der formelschatz, zumal sein kirchlicher teil, der nicht aus der gemeinwestgermanischen skopdichtung stammen kann. kein zweifel, zahlreiche vocabeln, formeln, auch einige zusammengesetztere persönliche wendungen hat der Sachse bezogen von den Engländern, und zwar nicht nur aus der amtlichen und prosaischen kirchensprache, sondern aus dem gehobenen wortgebrauch der dichtung. wenn er 'omne opus per vitteas distinxit', so stammt gewis die sache wie der name von den englischen schriftwerken. die culturgeschichtlichen bedingungen liegen so, dass das bekanntwerden englischer bücher an deutschen bildungsstätten (Fulda, Werden, Utrecht, Münster) und ihr einwirken auf nd. geistliche keinerlei schwierigkeit macht. vUnwerth dachte an die möglichkeit, könig Ludwig habe dem beauftragten Sachsen handschriften englischer gedichte verschafft (PBBeitr. 40, 370f). doch haben unsern geistlichen, wenn wir recht vermuteten, schon vor Ludwigs eingreifen englische werke angeregt.

Aber — das weltliche 'germanische epos': war es nicht mit im spiele? kann es nicht ein hauptvorbild gewesen sein für die kunst der sächsischen Messiade?

Das germanische oder nationale epos spukt als gespenst in gelehrten schriften weiter, nachdem man ihm die lebensfähigkeit längst aberkannt hat. man dachte und denkt sich wol darunter werke ungefähr wie den Heliand, die ae. Exodus, die Elene — nur eben weltlich, womöglich heidnisch in stoff und gesinnung. so wie Jacob Grimm davon sprechen konnte, die englischen stabreimenden epen 'liegen alle den heidnischen epen so nahe und lassen sich im einzelnen nur aus deren früherem vorhandensein begreifen' (Andr. XL); oder (ebda. L): im Beowulf zeige sich 'die letzte wahre bewegung des echten epos'. wir müssen heute sagen 'die erste . . .'; d. h. vorangegangen sind epen über kirchliche gegenstände (Cædmon und seine gruppe); aber als werk mit weltlichem stoff, als heldenepos — und daran denkt Grimm bei seinem 'echten epos' — ist der Beow. augenscheinlich der erste versuch, ein neues wagnis. ob er aufer dem Waldere weitere heldenepen anregte, wissen wir nicht. wo wir im folgenden kurz von geistlichen oder kirchlichen epen reden, sind Beow. und Wald., als werke geistlicher verfasser, mitgerechnet.

Man hat eingesehen: diese grofsepen, heiligen und profanen inhalts, sind buchwerke, sind eine neuschöpfung der geistlichkeit, und zwar der englischen, die ihren Virgil kannte und den Juvenecus und den Prudentius und nach diesen anregern auf ihre langen verserzählungen geriet. was die ungelehrten, schreibekundigen skope dichteten, das waren kurze lieder: einerseits das lyrisch-chronistische preislied-zeitgedicht, andererseits das epische lied, heldenlied. (von epischen götterliedern können wir hier absehen.) die weltliche epik der stabreimenden Germanen bestand aus gedrungeenen liedern — teils sangbar, teils recitiert. solche dürfen wir allerdings auch dem Sachsenland des 9 jhs. zutrauen. ein friesischer heldensänger, Bernlef, ist für die zeit um 800 bezugt, und mehrere heldenstoffe, so die Wielandsaen, scheinen von den Sachsen ausgegangen zu sein. wenn Boer erklärt, man habe keinerlei grund, die as. heldenlieder auferhalb der klöster entstanden zu denken (Studiën over de metriek van het alliteratievers 229¹), so fragt man, wo denn die gründe für das gegenteil sind. das fehlen urkundlicher belege nötigt doch noch nicht zum glauben an das unwahrscheinlichere; vorher hätten die analogieen von auferhalb mitzusprechen. weltliche dichter als verfasser bzw. vortragende von heldenliedern sind uns für ver-

schiedene ost-, west- und nordgermanische stämme bezeugt: wer den Sachsen andre verhältnisse zuschreiben möchte, müste etwas wie beweise haben.

So halten wir es wol für möglich, dass der Helianddichter, vor und nach seinen geistlichen weihen, weltliche lieder in heimischen stabreimversen kannte. allein, der formale abstand dieser gedichte vom Heliand muss grofs gewesen sein! wir können uns ja einigermafsen einen begriff machen von diesen weltlichen epischen liedern. freilich, wenn wir sie gegen die paar bände geistlicher epik halten, sind die wagschalen sehr ungleich beschwert: in der weltlichen schale nur zwei südgermanische bruchstücke, das deutsche Hildebrands- und das englische Finnsburglied. dazu gesellt sich, für die vergleichung unentbehrlich und ertragreich, ein teil der nordischen Edda. es lässt sich immerhin ein bild herstellen von den dingen, die uns hier angehn: formgebung, sprachlichem und metrischem stil. wo einsam stehnde denkmäler nah übereinstimmen mit anderen, weit getrennten, da darf man schlüsse ziehen trotz der dürftigkeit des stoffes. das kurze Finnsburgfragment hat seinen unschätzbaren wert als einziger vertreter der epischen skopkunst inmitten des meeres der ae. poesie. seiner sonderstellung, auch nach den innern eigenschaften, ist zuerst Ker (1897) und dann besonders Brandl in seiner Ae. literaturgeschichte gerecht geworden. unsre betrachtung der äufsern form wird einiges dazu nachtragen.

Über das alter des liedes ein wort. dass es älter ist als der Beowulf, folgere ich daraus dass Finnsb. 39f *ne gefrægn ic . . . sel gebæran* nachgebildet wird von Beow. 1011f, die heroisch empfundene stelle von der friedlich höfischen, und gewis nicht umgekehrt! auf denselben liedversen ruhen Beow. 1027, 1197 und 38 (woraus wider Andreas 360); weiter ab 336, 575. man fühlt nach, wie die prachestelle des liedes sich dem geistlichen sagenfreund einprägen konnte (während z. 12 in der Exodus 218 wiederhällt). gegen die annahme dass die Beowulfparaphrase 1070—1160 aus dem nämlichen liede geschöpft sei, wovon uns die 50 zeilen bewahrt sind, sprechen keine erheblichen gründe, und wir werden heute mit Hengestliedern nicht mehr gern so rundhändig umgehn wie seinerzeit Möller Ae. volksepos 53ff, 152f. für die erwähnte annahme zeugt eine lexikalische einzelheit: Finnsb. 34 hat *eorðbued* im sinne von 'landeskind, indigena',

Beow. 1155 hat *eorðcýning* im sinne von 'landeskönig': an allen übrigen stellen bei Grein-Köhler bedeutet das erste wort 'erdebewohner, mensch' (34 mal), das zweite 'irdischer könig' (achtmal). die Beow.-paraphrase dürfte *eorðcýning* aus dem liede beibehalten haben. — dass das kurze bruchstück nicht weniger als fünfmal (nach Holthausens text 1914) dem voranstehenden verbum finitum auf kosten des nomens den stab gibt (5b, 12a, 12b, 15b, 19b), braucht kein zeichen jüngeren zersingens zu sein (so ten Brink Gesch. d. engl. litt. I 477f): diese in den buchepen so seltene, auch im Hel. nicht beliebte erscheinung ist bekanntlich den Eddaliedern ganz geläufig und begegnet auch in dem kurzen Hildebr. zweimal (5b, 33a). man darf darin einen alten zug der weltlichen technik sehen, den die strengen buchdichter einschränkten. die einzelheit schließt sich dann den puncten an, die wir im folgenden genauer besprechen.

In einer reihe wesentlicher züge können wir scheiden zwischen 'seopas' und 'bôceras': nur dass wir das Etmüllersche namenpaar nicht auf verse- und prosaschreiber anwenden, sondern den stil des weltlichen liedes gegen den des geistlichen epos halten. das bedeutet so viel wie: den ältern gegen den jüngern stil. denn es ligt ja so, dass die englischen geistlichen, die buchdichter, um 700 ausgegangen sind vom weltlichen liede: aus diesem lernten sie den stabreimenden vers und vieles von den sprachlichen mitteln. aber dies haben die geistlichen dann in ihrem geschmack weitergebildet: Cynewulf und Heliand zeigen uns eine jüngere, entwickeltere formgebung gegenüber den archaischen liedern. hat man von den kirchlichen skaldenversen Islands gesagt, dass der neue inhalt nicht einmal den versuch machte, eine neue dichtart zu entwickeln¹ —: auf die englisch deutschen epen träfe dies nicht zu.

Dies wollen wir an fünf erscheinungen verfolgen: metrischen, syntaktischen und stilistischen im engeren sinne. untereinander hängen sie alle mehr oder weniger zusammen.

II. DER FREIE ZEILENSTIL UND SEINE AUFLÖSUNG.

Der erste dieser vorgänge ist die auflösung des zeilenstils in den hakenstil. er betrifft die beziehung der metrischen periode zur syntaktischen.

¹ Paasche Kristendom og kvad (1914) 35. 64

Den verhältnismäßig ursprünglichen zustand zeigen die langzeilengedichte der Edda. die zweierlei perioden decken sich. die stärkern satzeinschnitte fallen an den schluss der langzeilen. flutet der satz über die erste langzeilengrenze hinaus, so kommt er an der zweiten zu einer gewissen ruhe. die größeren gruppen — drei bis sieben langzeilen umfassend, die in den hss. abgesetzten 'strophen' — zerlegen sich syntaktisch in langzeilen oder langzeilenpaare: diese zwei größen beherrschen den gehöreindruck. also eine dreizeilige gruppe zerfällt syntaktisch in 2+1 oder 1+2, nicht in $1\frac{1}{2}+1\frac{1}{2}$ oder $2\frac{1}{2}+1\frac{1}{2}$ u. dgl. m.; eine fünfzeilige zerfällt syntaktisch in 2+2+1 (Vkv. 37) oder 1+2+2 (Vkv. 41) oder 2+1+2 (Vkv. 8, 5. 17) oder 1+1+1+2 (Vkv. 3) usw.

Eine durchgehende einfache gliederung des textes: sie ist höchst folgenreich für die ganze diction der text wirkt abgesteckt, abgewogen; viel symmetrisches.

Diese dinge hat Neckel ins licht gestellt, wie auch die mannigfachen spielarten innerhalb der eddischen langzeilenlieder beleuchtet: Beiträge zur Eddaforschung (1908) passim; dazu Germ.-rom. monatschrift 1913, 523 f. den vorgeschichtlichen ausgangspunkt denk ich mir anders, auch meine formulierungen bei Hoops Reallexikon I 457ff kann ich jetzt in einigem berichtigen.

Der eben angedeutete zustand ist der 'freie zeilenstil', wie wir es nennen wollen: der zwei zeilen eng verbinden, die einfache und die doppelte langzeile als bausteine verwenden kann. zum unterschied von dem strengen zeilenstil, dem stichischen, der die syntaktische einheit jeder langzeile wahrt: so in zaubersprüchen, merkversen ua., streckenweise natürlich auch in gedichten des freien zeilenstils, denn dieser ist der weitere begriff, der den strengen zeilenstil einschließt.

Denkt man sich lieder im freien zeilenstil gesungen, so könnte die melodische einheit wol nur eine langzeile umfassen. betrüge sie ein langzeilenpaar, so müste man bei den drei-, fünf-, siebenzeiligen gruppen textwiderholungen annehmen, was bei gedichten dieser art ausgeschlossen ist.

Unsre zwei südgerm. liedfragmente haben eben erst angefangen, den 'freien zeilenstil' aufzulockern. noch immer fallen die eigentlichen einschnitte, die inhaltlichen atempausen, durchweg an den schluss der langzeilen. auf diese stelle trifft im deutschen gedichte 27mal ein punctum oder kolon: auf die un-

gerade stelle treffen nur zwei stärkere absätze (auch diese vor oder in einer rede: 35 a. 60 a. eine verderbte langzeile), dazu sechs halbstarke einschnitte: 7. 8. 13. 17. 22. 24. nach diesen zahlenverhältnissen spricht, nebenbei, die starke wahrscheinlichkeit dafür, dass z. 4 mit *sunufatarungo*, also mit der vollen langzeile, der satz beginnt (Archiv f. n. spr. 137, 1).

Das engl. bruchstück zeigt ziemlich dieselben proportionen: 15 stärkere schlüsse am ende der langzeile (nicht gerechnet z. 30, wo man doch kolon setzen könnte; dagegen nach z. 4, vor dem *ac*, liegt ein periodenschluss so gut wie nach z. 10 und 23, zählung nach Holthausen); auf die mitte der langzeile fällt ein stärkerer einschnitt (innerhalb einer rede, z. 8) nebst drei schwächeren (9. 27. 28).

Soweit ligt es dem eddischen brauch noch recht nahe. der merkbarere unterschied besteht darin, dass nicht mehr alle syntaktischen gruppen in volle langzeilen und langzeilenpaare aufgehen.

Beim Hildebr. trüben die vielen lücken den einblick. fünf gruppen kann man erkennen, die, in die Edda verpflanzt, den dortigen einfachen rahmen sprengen würden: z. 7 ff (drei langzeilengrenzen nacheinander überflutet); 20 — 22 ($2\frac{1}{2} + 1\frac{1}{2}$ langzeilen); 33 — 35 (dgl.); 55 — 57 (dgl.); 58 — 62 ($2\frac{1}{2} + 2\frac{1}{2}$ langzeilen, doch die überlieferung offenbar gestört). über ein viertel des textes wäre also nach eddischem begriff unstrophisch. vereinzelte gegenstücke bietet doch auch die Edda zu diesen aufgelösteren gefügen, nämlich in dem alten Atlilied, str. 14. 31. 35. 41. 42, 5-10; vgl. Neckel aao. 157 f.

Ein wenig weiter geht hierin das engl. bruchstück. ein drittel des textes überschreitet die grundrisse des eddischen zeilenstils, nämlich z. 5/6 — 10 ($2\frac{1}{2} + 1 + 1\frac{1}{2}$ langzeilen); 20 — 23 ($1 + 2 + 1$, das langzeilenpaar in der mitte fest gebunden, in der Edda unüblich); 26 — 29 ($1\frac{1}{2} + 1 + 1\frac{1}{2}$ langzeilen); 36 — 38 ($1\frac{1}{2} + 1 + 1\frac{1}{2}$ langzeilen). die in sich geschlossenen langzeilenpaare, ein altertümlicher zug, sind im Hildebr. noch etwas dichter gesät: man kann dort acht fälle zählen, in Finnsb. sind es vier: 3 f. 14 f. 24 f. 43 f.

Der periodenbau dieser westgerm. lieder ist schon nicht mehr sangbar; seine gruppen sind schon zu ungleich, um sich in eine widerkehrende melodie zu fügen.

Doch darf man den abstand von dem eddischen lager nicht

überschätzen. der periodenbau von Hildebr. und Finnsb. sähe dem des Völund- oder Thrymliedes gar nicht so unähnlich, wenn es zufällig brauch wäre, auch die südgerm. stücke mit nummerierten absätzen nach den puncta zu drucken. auch in jenen Eddaliedern ist ja die vierlangzeilenstrophe keineswegs durchgeführt. die in wirklichkeit vorhandenen unterschiede in sachen der altgerm. versperioden werden merkwürdig erfolgreich verdunkelt durch die landläufige lehre, die etwa dahin geht: 'die Edda ist strophisch, die Westgermanen stichisch; stichisch ist unentwickelter als strophisch — folglich haben die Westgermanen den ältern zustand'. dies trifft in allen stücken am wesen der sache vorbei. wie unzulänglich diese einfache contrastierung ist, hat das buch von Neckel gelehrt; man sollte diesen eingefrorenen posthornklang nicht immer wider zum auftauen bringen, wie dies Sieper (s. u.) und Boer (Studien 225) getan haben. zugunsten der ansicht, 'die ags. dichtung' (in globo) habe einen altertümlicheren periodenbau als die eddische, bemerkt Boer: 'man kann sich auch schwer vorstellen, wie die strophische form, falls sie früher geherrscht hätte, ganz verschwinden konnte'. aber dieser hergang ligt ja sozusagen handgreiflich vor, und zwar innerhalb der wgerm. dichtung. die größern teile von Hildebr. und Finnsb. sind ja immer noch 'strophisch' im sinne der altertümlicheren, ungleichstrophigen Eddastücke, d. h. eben: als inhaltlich-syntaktische glieder treten die volle langzeile und das langzeilenpaar hervor.

Mit gleichem rechte kann man sagen: all diese lieder sind (frei-)stichisch, und weil der *στίχος*, die langzeile, als sprachliches glied markiert wird, die puncta an den schluss der *στίχοι* fallen, ergeben sich naturnotwendig die größeren inhaltlichen gruppen von 2—7 langzeilen, die sogenannten strophen: sowol das englische wie das deutsche lied zerfallen restlos in solche gruppen; sie weichen in dem mase, als der stichische bau sich zurückzieht (s. u.). also 'stichisch' und 'strophisch' (genauer: freistichisch und freistrophisch) sind keine gegensätze, sondern das zweite ist die folge des ersten.

Unsre zwei reste aufsernordischer weltlicher lieddichtung zeigen mithin nahverwandte bindungsverhältnisse, und da sie schwerlich in engerer beziehung zueinander stehn, dürfen wir schliessen, dass wir hier nicht zufälliges und individuelles vor uns haben, sondern einen weiter verbreiteten stilbrauch des westgermanischen un-

litterarischen heldenlieds. zwar hat Sieper (Die aengl. elegie 10 ff) das zeugnis des Hildebr. abschwächen oder eigentlich streichen wollen. aber dabei vergisst er vollständig den zweiten zeugen, das Finnsb. éin punet im raume gibt freilich der linie noch keine richtung, wol aber zwei puncte. auch aus dem eddischen periodenbau gewinnt Sieper nicht die zu ziehenden schlüsse, und während er scheinbar gegen Neckels ansicht streitet, beengt ihm immer noch die alte fragestellung 'strophisch oder stichisch?' den blick. obwohl auch für ihn das Hildebr. älter ist als der Hel., tut er die äufserung: 'das Hildebr. entfernt sich deshalb in seiner gliederung vom Hel., weil es wegen seiner lyrischen stimmung ganz anderen rhythmischen gesetzen unterlag als das kunstepos'. diesen satz kann man nicht gut anders verstehn, als dass der vom Hel. erklimmene gipfel schon früher zu allgemeiner benutzung offenstand. was die 'lyrische stimmung' des Hildebr. anlangt, so nähme man am liebsten einen unfall des setzers an, wenn nicht auch s. 40³ zu lesen stünde: 'auch das ahd. Hildebr. hat lyrischen charakter'!

Dass die beginnende lockering des freien zeilenstils, im Hildebr. und Finnsb., schon ein herüberwürken der buchepeuntechnik verrate, wäre bei dem englischen liede gewis möglich, da es jünger sein mag als Cædmon. beim Hildebr. läge es ferner, bekantschaft mit buchepen — in englischer sprache — anzunehmen. ich glaube, der ungelehrte liederdichter konnte von sich aus darauf geraten, die syntaktische fessel der langzeile gelegentlich zu lösen, sobald er für keine melodie dichtete. man erinne sich an jene beispiele aus der eddischen Atlakvida, die zwar leicht auf wgerm. vorbilder, aber kaum auf buchepisehe, zurückdeuten.

Diesen freien zeilenstil hat schon das mutmafslich älteste der geistlichen epen, die engl. Genesis, entschlossen verabschiedet. die stärkern satzzeichen legt es öfter in die mitte der langzeile: ein widerspruch der syntaktischen und metrischen grenzen. dieser 'hakenstil' bedeutet ein moment der bewegung, des vorwärtsdrängens. denn wo der satz zu ruhen erlaubte, da ist die versperiode erst halb; und wo diese am ziel steht, da treibt uns der satz weiter. die beiden perioden verzahnen sich ineinander. die einstige symmetrie mochte als steif und einförmig erscheinen. die neuen buchwerke waren ja so viel länger als die lieder: ihnen

dauervortrag belebte der hakenstil. sehr glaubhaft dass die lateinische hexameterdichtung einwirkte, die ja ganz gewöhnlich den satz über den vers hinwegführt.

Innerhalb der engl. epen ist keine stete zunahme des neueren grundsatzes zu verfolgen. der Daniel, nach allgemeinem urteil jünger als die Genesis, steht dem zeilenstil viel näher, am nächsten von allen epen die ich darauf gemustert habe; er schlänge eine gute brücke etwa vom Finnsb. zum Waldere oder zum Beow. auch diese sind nicht so aufgelöst wie die alte Genesis; sie nehmen eine mittlere stufe ein. Cynewulf ist auffallend ungleich: die Juliana lässt sich in unsrer frage neben den Beow. stellen; die Elene ist viel gelockerter, streckenweise reicht sie schon dem Hel. die hände.

Den grad des hakenstils hat man danach berechnet, wie oft die puncta am ende oder in der mitte der langzeile liegen, und hat gefunden:

Andr. 3 : 2; Beow. 1 : 1; Cyn. 2 : 3;

dagegen Byrhtn. 7 : 1; Be domes dæge 70 : 0.

(Fritzsche, Anglia 2, 474; Deutschbein Zur entwicklung des engl. all.-verses 11f. genauere zahlen, mit unterscheidung der puncta und der nächststarken zeichen, erstrebt Krauel Der haken- und langzeilenstil im Beow. 4ff). aber diese äußerliche vergleichung muss ergänzt werden durch die betrachtung, welchen umfang und welche innere gliederung die syntaktischen gruppen haben. diese gruppen sind ja unter dem neuen stil weit mannigfacher geworden. zu den gruppen von 1—7 vollen langzeilen sind herzugekommen die von $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$ usw. langzeilen, ferner die von 2—12 oder mehr kurzversen, die in der langzeilenmitte anfangen und enden. die sprachliche periode hat jetzt eben beliebige erstreckung. die einzelnen werke zeigen hier verschiedene neigungen.

Imbesondern ist darauf zu achten, welcher bruchteil eines gedichtes nach dem freien zeilenstil gebaut ist; mit andern worten, wieviel stücke des werkes — metrisch-syntaktisch genommen — in einem Eddalied wie der Völundarkvida stehn könnten. im Hildebr. waren es gegen drei viertel des ganzen, im Finnsb. zwei drittel. daneben halte man folgende zahlen.

Im Daniel 1—204 sind es immer noch beinahe zwei fünftel der masse; in der Exodus 1—207 weniger als ein viertel; der Beow. schwankt nach drei größeren stichproben zwischen einem fünftel und einem achtel; während es der Waldere nur auf ein

zehntel bringt. in der ältern Genesis finde ich z. 1—231 nur vier gruppen, jede zu zwei langzeilen, die dem freien zeilenstil gemäfs sind; also kaum mehr als ein dreifsigstel dieser strecke. auf den schlussteil 2716—2935 entfallen fünf gruppen zu zwei langzeilen, drei zu drei, zwei zu vier langzeilen (2892 ff. 2929 ff.), zwei zu einer langzeile: zusammen 29 langzeilen, das macht über ein achtel dieser strecke (beachte das zusammenhängende stück 2889—95). man sieht, wie sehr es innerhalb eines werkes wechseln kann! Cynewulf erreicht in der Juliana 1—208 eine summe von 33 langzeilen, die nach dem freien zeilenstil gegliedert sind: das ist gegen ein sechstel dieser strecke, was dem durchschnitt im Beow. gleichkommt. die vielen kurzen repliken mit ihren inquit bedingen diese verhältnismäfsig hohe zahl. dagegen Elene 1—244 hat nur fünf langzeilen, ein 42stel, im freien zeilenstil, und im schlussstück 1110—1321 mangeln solche gruppen ganz, wie denn hier der hakenstil auch sonst ungewöhnlich weit gediehen ist: 54 stärkere satzzeichen an ungerader stelle, nur 11 an gerader! ferner die umfänglicheren perioden, von fünf bis zu neun langzeilen, hier verhältnismäfsig dicht gesät.

Es handelt sich also bei der auflösung des zeilenstils in den hakenstil nicht um das bloße mehr oder weniger einer erscheinung: das bild wird mannigfacher, es zeigen sich wechselnde spielarten. altersjahre kann man, wie gesagt, aus diesen verhältnissen nicht ablesen; es gilt nicht 'je jünger, desto aufgelöster', noch weniger natürlich das gegenteil, wie man so oft lesen kann, — als wäre der bedingte zeilenstil etwas, was zu Cædmons oder des Beowulf-dichters zeit noch nicht erfunden war! die lage war die, dass die weltliche, schriftlose kunst die art von Finnsb. (-Hildebr.) weitergab, während die geistlichen schriftsteller andre wege betreten hatten. so konnten sich ungleiche mischungen bilden, wie sie in unsern epen tatsächlich vorliegen. der geistliche verfasser des Byrhtnōd a. 991 hat sich näher an die weltlichen muster gehalten als all seine standesgenossen der vorangehenden drei jahrhunderte. die noch spätere dichtung 'Be domes dæge' hat dem hakenstil völlig abgesagt. man kann darin eine verflachung oder erschläffung des sprachlichen stiles sehen; aber eine neue art der periodenbildung war es nicht.

An die gleichlaufende erscheinung des reimbrechens in den mhd. reimpaarepen hat man oft erinnert (Bechstein, Jb. d. ver f

nd. sprf. 1884, 139ff). auch dort ist es nicht ein einfaches älter und jünger, sondern es wükren gegeneinander eine schlichtere unletterarische und eine buchmäsigere richtung, und hier sind wir nun in der lage, objectiv festzustellen, wie auch die buchdichtung ausgegangen ist vom zeilenstil.

Auch das nordische lager hatte eine neuerung; aber die griff lange nicht so tief. sie bestand darin, dass man von den gröüeren, 3—7 zeiligen gruppen die eine, die vierzeilige, zur vorherrschaft brachte. in dem altertümlichen Völundlied füllt sie noch wenig mehr als ein drittel des ganzen. dies mag über den altwestgermanischen zustand schon hinausgehn (leider versagt hierfür das Hildebr); doch wird die vierzeilige gruppe von jeher, als inhaltliche, nicht metrisch-musikalische periode, etwas mehr hervorgetreten sein als die drei- und die fünf- bis siebenzeiligen, und dann war es keine unbedingte neuschöpfung, wenn sich die Edda für den vierzeiler entschied. dies geschah offenbar unter skaldischem, weiter irischem und letztlich lateinischem einfluss; d. h. diese fremde dichtung huldigte, wie der festen silbenzahl, so der gleichen stropfenlänge; dass aber der skalde ihr stropfenmaü, die vier kurzverse, ersetzte durch das doppelte, die vier langzeilen, darin sehen wir die wükung jener heimischen gruppe. die gleichstrophigkeit, zuerst von den gedichten im dróttkvætt verwirklicht, färbte ab auf die übrigen formen und gattungen; völlig gesiegt hat sie noch im 13 jh. nicht. an dem freien zeilenstil hat diese ganze neuerung nichts geändert: langzeile und langzeilenpaar blieben die syntaktischen bausteine. also die alte abgestecktheit und gleichgewogenheit hielt man fest. sie verstärkte sich noch ein wenig durch den sieg der einen, vierzeiligen gruppe: in dieser hinsicht — wie in andern dingen, silbenzahl, variationen — liefen die nordische und die geistlich-westgermanische entwicklung nach entgegengesetzten polen.

Schauen wir noch auf die vierzeiligen gruppen im Beowulf, die als vermeintliche stropfen in den schriften von Möller und ten Brink eine rolle spielten. syntaktisch abgerundete vierzeiler mit dem bau des freien zeilenstils, also mit merklicher satzgrenze in der mitte, finden sich im Beow. 35 mal, leidlich gleichmäüsig über die dichtung verteilt. das macht etwas mehr als ein 23 stel der gesamtmasse. dreimal folgen zwei solche 'stropfen' aufeinander: 1480—87; 1537—44; 2381—88. in vier

fällen sind auch zeile $1/2$ und $3/1$ nur lose gebunden, also strenger zeilenstil: 260 ff. 1455 ff. 2032 ff. 3170 ff. daneben gibt es in menge vierzeilige gruppen, die zwar durch stärkere satzzeichen eingefasst sind, also äußerlich betrachtet eine eddische normalstrophe darstellen, denen aber die innere gliederung des (freien) zeilenstils fehlt. zb. Beow. 411—14 besteht aus $1/2 + 2 + 1 1/2$ langzeilen, 1884—87 aus $1 1/2 + 1 + 1 + 1 1/2$ langzeilen, also die zeilengrenze überschreitet es alle dreimal. Beow. 316—19 zerfällt in $1/2 + 2 + 1/2 + 1$, 1039—42 in $1 + 1 1/2 + 1 + 1 1/2$, also dort der erste und zweite, hier der zweite und dritte zeilenschluss durchbrochen. endlich in 655—61 (= $1 + 1 1/2 + 1/2 + 1$) und 1651—54 (= $1 + 2 + 1/2 + 1/2$) ist wenigstens die entscheidende fuge in der mitte verwischt. von dieser beschaffenheit ist auch die mehrzahl der vierzeiligen gruppen, die Möller für das 'ae. volksepos' aufgestellt hat (vgl. Neckel Beitr. z. Edd. 382 f). alle solchen vierzeiler sind keine 'strophen', wenn man den maßstab von der Edda nimmt. es sind innerlich unsangbare perioden — es wäre denn dass man an eine melodische phrase dächte von vier langzeilen ohne halbtteilung!

Derartige gruppen, im Beow. wie anderwärts, nehmen keine sonderstellung ein gegenüber den drei- und fünfzeiligen. sie alle sind nur insofern eine altertümlichkeit, als sie dem hakenstil engere grenzen ziehen, den satz nach der dritten bis fünften langzeile zum abschluss bringen. die vierzeiler, sowol die mit loser fügung wie die im zeilenstil, sind in den engl. epen nicht häufig genug, um eine frühere technik erschließen zu lassen, die in lauter vierzeiligen gruppen einherschritt (so noch Sarrazin Von Kädmon bis Kynewulf 87). gegen diese annahme zeugen ja auch die beiden weltlichen reste, Finnsb. und Hildebr., aufs bestimmteste. wäre die 'strophe' von vier langzeilen, mit helmingteilung wie in der Edda, für das wgerm. sangbare heldenlied glaubhaft zu machen, dann allerdings könnte man unsre losen vierzeiler als jüngere stufe dieser form betrachten. ein gegenstück dazu böte die Nibelungenstrophe in den mhd. heldenepen: sie hat den zeilenstil preisgegeben, kennt sogar die strophenüberbrückung; ihr vorbild aber, die Kürnbergstrophe, war ein sangbarer vierzeiler mit ziemlich strengem zeilenstil. in diesem falle hat das reimschema nebst der abgehobenen strophenkadenz dafür gesorgt, dass auch das lessopos die vierzahl der zeilen, trotz der syntaktischen lockernng, festhält.

Der hakenstil gipfelt im Heliand. hier können sich an die hundert verse folgen ohne punctum am langzeilenschluss, und auch die leseabschnitte, die fitten, enden und beginnen in einem viertel der fälle mit der mitte der langzeile: dies hebt imgrunde die gehörlwirkung des stabreims in der grenzzeile auf; in diesem puncte darf man die technik des Sachsen wirklich papiere nennen. ferner sind die syntaktischen gruppen des Hel. so mannigfach in der ausdehnung wie kaum in einer ae. dichtung; sie bewegen sich von einem kurzvers bis zu 19 langzeilen. drittens ist die masse der im freien zeilenstil gehaltenen perioden auf ein mindestmaß gesunken. nehmen wir nicht blofs die durch puncte, sondern auch die durch kola und semikola abgegrenzten perioden, so ergeben sich im ganzen Hel. 121 syntaktisch gerundete langzeilen mit der gliederung des freien zeilenstils. das ist rund ein fünfzigstel des ganzen.

Zehnmal ist es eine einzelne langzeile (viermal ein inquit):
 221. 225. 1388. 1739. 3024. 3375. 3900. 4722. 5573. 5616;
 zweiundzwanzigmal ein langzeilenpaar: **226.** 952. 1379.
1482. 1553(?) **1927.** 2406. 2522. 2541. **2743.** **3258.** 3459.
4280. 4292. 4315. **4390.** **4678.** 5127. 5386. 5611. 5699;
 fünfmal drei langzeilen: **1521.** 1610 (schluss des paternoster).
 3631. 4270. 4702.
 siebenmal vier langzeilen: 2413. 2427. 2506. 2621. 3546.
 5335. 5598;
 einmal fünf langzeilen: 2642;
 zweimal sechs langzeilen: 4340. 5493.

Die obere grenze erreicht das paternoster, 1600 ff, das mit sieben langzeilen im zeilenstil beginnt, die fünf ersten sogar im strengen zeilenstil, worauf noch ein in sich gebundenes langzeilenpaar folgt. diese versreihe hebt sich, wie durch die leichte tactfüllung, so auch durch die altertümlich liedhafte gruppenbildung fühlbar ab.

Die hier aufgeführten gruppen von 3 bis 7 zeilen sind lauter solche die syntaktisch in einfachen und gepaarten langzeilen aufgehen; die vierzeiligen haben einen einschnitt in der mitte. die fettgedruckten zahlen bezeichnen die gruppen die den strengen zeilenstil haben, die einzelne langzeile syntaktisch abgrenzen.

Wie weit der Hel. vom Hildebr. absteht, ersehe man zb. an der häufigkeit der zweizeiligen gruppen: im Hildebr. waren es

8, das ist eine auf 8 zeilen; im Hel. sind es 22, das ist eine auf 272 zeilen. den abstand vom Beow. mag zb. die zahl der vierzeiligen perioden veranschaulichen; im Hel. nur 7, in dem beinahe halb so kurzen Beow. 35.

Den stichischen bau der stabreimdichtung hat der Heliand bis auf schwache reste überwunden: der *σίζος*, die langzeile, die ja nach wie vor die metrische periode ist, fällt nur noch selten als sprachlich geschlossene einheit in die ohren. gegenüber dem irrigen schlagwort von der strophischen Edda und den stichischen Westgermanen betonen wir noch einmal: wo stichischer bau, zeilenstil, strenger oder freier, herrschte, da ergab sich freistrophische gruppenbildung einfach von selbst. so in Völund-, Hildebrand-, Finnsburglied; der gemeingermanische zustand. und dann eine zwifache entwicklung: bei den nordischen dichtern vom freistrophischen zum gleichstrophischen, d. i. auswahl und überordnung der einen, vierzeiligen gruppe. bei den englisch-deutschen buchepikern verflüchtigung des freistrophischen, dadurch dass der zeilenstil gelöst, die langzeile überbrückt wird. diese zweite entwicklung durchdringt viel mehr den ganzen leib der dichtung. die substanz des Heliand fühlt sich anders an als die des Hildebr., — was man von Gudruns gottesurteil (gleichstrophisch) gegenüber Völundlied (ungleichstrophisch) nicht behaupten kann. jedenfalls aber ist der abstand zwischen dem Hildebr. und der ältern freistrophischen art der Edda geringfügig neben dem abstand zwischen Hildebr. und Heliand. also die hauptstrecke dieser zweiten entwicklung fällt in das westgermanische gebiet, genauer: in den bereich der geistlichentechnik.

Die sächsische Genesis hat den hakenstil nicht so weit getrieben wie ihr vorbild, der Heliand. die starken interpunctionen an ungerader stelle überwiegen nicht in dem mafe. beträchtlich ist der unterschied in der menge der stellen mit freiem zeilenstil. neben die obenstehenden angaben aus dem Hel. halte man diese aus der Genesis (das engl. und das nd. stück fortlaufend gezählt):

eine syntaktisch geschlossene langzeile fünfmal (viermal *inquit*): 411. 555. 591. 784. 826;

ein langzeilenpaar dreizehnmal (dreimal *inquit*): 1. 79. 241. 250. 327. 333. 609. 664. 673. 777. 799. 812. 856.

drei langzeilen zweimal: 67. 590 (527—9 ist zweifelhaft);

vier langzeilen zweimal: 256. 752;

fünf langzeilen dreimal: 386. 569. 611;

sechs langzeilen einmal: 21.

Das sind zusammen 66 langzeilen, also ein vierzehntel des erhaltenen gedichts (923 zeilen). im Hel. betrug der bruchteil dreiundeinhalbmal weniger, nur $2\frac{0}{10}$ des ganzen.

Auch im einsatz und schluss der reden zeigt der Hel. den viel weitergehenden hakenstil; sieh nachher abschn. IV.

III. DIE BEREICHERUNG DES SATZBAUS.

Ein zweiter, syntaktischer punct hängt mit der auflösung des zeilenstils zusammen. es ist die bereicherung des satzbaus.

Das überschreiten des 'freien zeilenstils' bedeutet mehr als eine bloße verschiebung der atempausen: so dass nun die gleichen sprachlichen einheiten im innern der langzeile schlössen, statt wie früher am ende. vielmehr zieht die erste neuerung eine zweite nach sich: die sprachliche periode kann sich freier dehnen; kein symmetrischer grundriss engt sie ein. dass in den buchepen sätze von wechselnder begrenzung erscheinen, haben wir gesehen. im Hel. können sie nach oben bis zu 19 langzeilen gehn. auch die Elene erlaubt sich den 17 zeiligen bandwurm 172 ff.

Ausnahmsweise sind lange sätze einfach gebaut, überwiegend parataktisch. im ganzen hat die lockerung der äufsern grenzen die stockwerke vermehrt, die hypotaxe gefördert. auch hier zeigt sich ein fortschritt vom lied zum engl. epos und endlich zum Heliand.

Die periodenbildung der eddischen langzeilengedichte ist einfach. parataxe überwiegt stark: im Völundlied stehn 90 einfache sätze gegen 28 mehrstöckige; im alten Atlilied ist das verhältnis 80 : 32. dort steigt es dreimal bis zur vierstöckigen periode, hier nur bis zur dreistöckigen (viermal). vollends das alte Hamdlied hat neben 68 eingliedrigen sätzen (= $80\frac{0}{10}$) nur 16 zweigliedrige, einen dreigliedrigen (str. 28). auch ein jüngeres gedicht wie die Sig. skamma hat noch $73\frac{0}{10}$ einfache perioden, $21\frac{0}{10}$ zweigliedrige und geht nur einmal (str. 36) zu vier gliedern. — vorangestellte nebensätze sind selten, wol nirgends mehr als eingliedrig; eingeschaltete begegnen ganz vereinzelt. kurze parenthetische hauptsätze tun der durchsichtigkeit keinen eintrag. anakoluthe sind nicht bräuchl.

Unsre zwei wgerm. lieder stehn ziemlich auf derselben stufe.

beide beschränken sich auf 1—3 stöckige perioden. das Finnsb. hat 24 einfache, 10 zusammengesetzte aussagen: etwa das gleiche verhältnis wie im alten Atlilied. im Hildebr. ist etwas mehr hypotaxe: 25 einfache, 16 mehrgliedrige sätze.

Um gleich den Waldere dagegen zu halten: über den drei-stöckigen satz steigt auch er nicht hinaus. dagegen hat er neben 15 zusammengesetzten nur 10 einfache perioden. darin möchte man die deutliche spur des bucephischen stiles erkennen. doch sieht man sich in der erwartung getäuscht dass die grofsen epen den einfachen satz in die minderheit herabdrückten. nach stichproben aus Genesis A, Beowulf, Elene und den zwei sächsischen werken find ich fast durchweg die summe der einfachen perioden höher als die der zusammengesetzten. manche strecken verhalten sich ungefähr wie das Hildebr. oder sogar wie Akv. und selbst Vkv.; man sehe Beow. 1—209; 2397—2601; Gen. A 1—231; Elene 1—211. die durchschnitts liegen zwischen 56% und 64% für die einfachen perioden. eine fortschreitende zunahme der zwei- und mehrestöckigen sätze ist nicht zu gewahren. ihre summe im Hel. übersteigt Beow. und Elene nicht sehr hoch. die jüngere Genesis (as. teil) hat weniger als die drei genannten: 36% (Hel. 43,2%); auch nach Fr. Pauls, PBBetr. 30, 161, ist sie hauptsatzreicher als der Hel.

Freilich wird eine objective zählung gehindert durch die unsicherheit, wieweit man die sätze ohne (pronominales) subject als selbständig rechnen soll. besteht Beow. 7b—11a aus zwei einfachen + einem zweigliedrigen satze, oder ist das ganze eine zweigliedrige periode? dazu kommt das schwanken, ob (as.) *tho*, *than*, *thar*, *sô*, *nu* haupt- oder nebensätze einleiten; s. Ries, Zs. 40, 280; Behaghel Syntax des Heliand 314. 352; Schücking Satzverknüpfung 6. 108ff. so ist denn auch Peters Der satzbau des Heliand 2 zu etwas anderen verhältniszahlen gelangt: er findet im Hel. insgesamt 51,7% hauptsätze ohne nebensatz, 48,3% hauptsätze mit nebensatz. er bucht also manches als nebensatz, was ich in meinen stichproben als selbständigen satz fasste. immerhin behalten auch bei Peters die einfachen perioden im Hel. die oberhand.

Dieses verhältnismäfsig schwache steigen der summierten mehrgliedrigen sätze hat den grund, dass wol all diese bucephiker die ketten von einfachen, oft sehr kurzen, asyndetischen sätzen lieben:

stellen wie Beow. 2554—65 (9 einfache sätze); Elene 18—30 (11 einfache sätze); Hel. 2195—2206 a (etwa 10 einfache sätze); 2906 b—21 a (13 einfache sätze). dass der Hel. diese gehäuften Hauptsätze zu bewussten Wirkungen verwendet, im contrast zu der umgebenden vielstöckigkeit, ist bekannt. diese neigung setzt aber die bruchzahl der zwei- und mehrgliedrigen perioden herab.

Das hindert nicht dass dennoch die hypotaxe in den buche-
pen viel reicher spriest als in den liedern. auch da wird man an einfluss des lateinischen lesestoffs denken, mehr der prosa als der verse. die dreistöckigen sätze nehmen zu. ohne vierstöckige verläuft kaum ein längeres stück. in Gen. A und Beow. trifft man fünfstöckige (zb. Gen. 2815; Beow. 1830. 1845). die Elene steigt gelegentlich zu sechs- und siebenstöckigen: 673. 785; 172: hier sogar noch eine zweigliedrige parenthese in den siebenstöckigen bau eingeschoben!

Den endpunkt bezeichnet vermutlich auch hier der Heliand. nach den angaben von Peters (s. 2) hat er 13 sechsgliedrige, 7 siebengliedrige perioden und eine neungliedrige: 4239—50. (doch könnte man hier mit 4247 b, *endi simlun* . . ., eine neue periode ansetzen, dann hätte das vorangehende auch nur sieben stockwerke).

Dagegen die jüngere Genesis bringt es in ihrem sächsischen teile nur bis auf fünf glieder: 5. 56. 66. (einen sechsgliedrigen satz hätte man z. 60 b—66 a, wenn man die beiden *sô* als neben-satzspitzen nimmt.)

Der unterschied von dem schlichten satzbau der lieder tritt aber erst ins rechte licht, wenn wir neben der zahl der stockwerke ihre art und ihre verteilung auf die langzeile bedenken. einen schaltsatz von fünf kurzversen, der das verbum vom nähern object trennt, wie Daniel 35 b—37, darf man richtig buchmässig nennen:

wisde him æt frymde,	ða ðe on fruman ær ðon
wæron mancynnes	metode dyrust,
dugoda dyrust,	drihtne leofost,
herepað	to þære hean byrig . . .

eine periode wie die des Beow. 1826 ff:

gif ic þæt gefricge	ofer floda begang,
þæt þec ymbsittend	egesan þywað,
swa þec hettende	hwilum dædon,
ic þe þusenda	þegna bringe . . .,

mit ihrem dreistufigen vordersatz, wird sich im liedstil schwerlich auftreiben lassen. doch klingt sie noch eingängig und treuherzig,

weil sie die drei stufen nach dem strengen zeilenstil abmisst und erst gegen ende die langzeilenschranke überflutet. dies ist schon im Beow. die ausnahme, vollends in der Elene oder im Hel. auch die altertümliche Völundarkviða kann einmal einen satz bauen von sieben zeilen umfang mit drei abgedachten nebensätzen:

33. Eiða skaltu mér ádr	alla vinna
at skips bordi	ok at skialdar rønd,
at mars bógi	ok at mækis egg,
at þú kveliat	kván Vølundar
né brúði minni	at bana verdir,
þótt vér kván eigim,	þá er þér kunnid,
eða iód eigim	innan hallar.

Aber wie gleichgewogen und übersichtlich zerteilt fügt sich dies in den beherrschenden rahmen der langzeilen und langzeilenpaare! man kann vor z. 4 und 6 nach bedarf pausieren. die strophe wirkt wie aus quadersteinen gebaut. dem stelle man gegenüber zwei perioden von gleichem oder ähnlichem umfang, die ebenfalls vierstöckige Beow. 1448 ff und die fünfstöckige Gen. A 2815 bff:

Ac se hwita helm	hafelan werede,
se-þe meregrundas	mengan scolde,
secan sundgebland,	since geweordad,
befongen freawrasnum,	swa hine fyrndagum
worhte wæpna smid,	wundrum teode,
besette swinlicum,	þæt hine syððan no
brond ne beadomecas	bitan ne meahton.
	Ic þe bidde nu,
wine Ebrea,	wordum minum,
þæt þu tilmodig	treowa selle.
wæra þina,	þæt þu wille me
wesan fæle freond	fremena to leane,
þara þe ic to dugudum ðe	gedon hæbbe,
siddan þu feaseaft	feorran come
on þas werþeode	wræccan laste.

Man sieht hier die neuen möglichkeiten des gelockerten stils, obwohl beidemale die nebensätze schlichtweg abgedacht sind, wie in dem eddischen beispiel bis z. 6. der hakenstil erlaubt frei wechselnde gruppierung, das symmetrische gleichgewicht ist beseitigt. so ist die wirkung eine ganz andre. man kann sich denken dass solche sätze einen vortragenden der skopliedler fremd und kunstreich anmuteten.

In höherm mafse war dies der fall, wo der umfang der glieder anschwoh, wo mehrgliedrige vordersätze kamen, schaltsätze den

zusammenhang zerschnitten. auch der Helianddichter verliert da zuweilen die zügel. einen relativsatz einzuschalten, ligt ihm nicht (während dies für die altisl. prosaerzähler die hauptart der einschaltung ist); wo er es doch versucht, geht die construction in die brüche (Behaghel Syntax des Hel. 361). aber einen vordersatz mit schaltung, wie in 794 ff:

	tho sie that geld habdun,
erlos, an them alaha,	so it an iro ewa gibod,
gilestid te iro landwisun,	tho forun im eft thie liudi thanau . . .

führt er elegant durch, was ihm schwerlich ein zeitgenosse in germanischer zunge nachgemacht hätte. auch der in den ausgaben falsch interpungierte satz 936 ff:

so mari endi so mahtig —	he is mid is dadiun so strang,
werun, aftar thesaro weroldi —,	that wirdid manegun cud,
that ic moti an is giseuoha,	that ic thes wirdig ni bium,
an so rikiumu drohtine,	thoh ic si is scale egan,
	thea reomon antbindan

verbindet reichthum mit ausgezeichnet klarem flusse. ein gutes gegenstück zu unserm beispiel aus dem Völundlied ist Hel. 3299 ff:

Oður mag man olbundeon,	thoh he si unmet grot,
thurh naðlan gat,	thoh it si naru suido,
saftur thurhslopien,	than mugi cuman thiu siole te himile
thes odagan mannes,	the her al habad
giwendid an thene weroldseat willeon sinen,	
modgithahti,	endi ni hugid umbi thie maht godes:

hier sind aber die beiden concessivsätze in das innere des übergeordneten satzes eingebettet. dergleichen wäre unvorstellbar im liedstile. und auch die anakoluthe des Hel. — sie sind nicht zahlreich, Peters zählt ihrer 18 — nehmen sich oft wie überschüssige gewantheit aus. dieser Sachse hat eine persönliche weihe für periodenbau, die sich nicht vererben liefs, auch nicht auf den gelehrigen schüler, den Genesisdichter.

IV. DIE BEHANDLUNG GERADER UND ABHÄNGIGER REDE.

Eine dritte, minder umfassende erscheinung ist die formung und einföhrung der reden, des dialogs. (die statistischen unterlagen zum folgenden findet man in meinem aufsatz Zs. 46, 237 ff).

Sowol die weltlichen lieder wie die geistlichen epen sind reich an redestücken. der liedstil behandelt die rede als ein klar abgehobenes textstück: sie beginnt und schließt, wie dies ja nach dem zeilenstil zu erwarten ist, mit der vollen langzeile; wo eine

eigene einföhrung der rede vorangeht (was in der Edda nicht notwendig ist, bei den Westgermanen fast durchweg geschieht), da pflegt dieses inquit eine oder zwei volle, syntaktisch in sich geschlossene langzeilen zu messen, und es benützt gern geprägte formeln von schlichter, gewissermaßen amtlicher haltung: 'da sprach dies Gunnar, | der gefolgherr der männer'; 'Hiltibrant führte das wort, | Heribrants sohn'. zwei langzeilen: 'draußen stand Gudrun, | Gjuki's tochter, | und dieses wort | als erstes sie sprach'.

So im liedstil. diese scharfe abgrenzung wird vom epenstil mehr oder weniger gelöst, verwischt. einsatz und schluss der rede können ins innere der langzeile rücken: in der ganzen Edda erst zweimal, im Hildebr. einmal; auch im Beow. noch selten: achtmal, in den zwei Cynewulfischen legendenepen je zwölfmal. dagegen die sächsische Genesis bringt es beinahe in einem drittel der fälle. hier rückt der Heliand weit ab von allen andern epen: er kennt es in 69⁰/₀ seiner redestücke.

Zugleich bewegt sich das inquit freier in seinen maßen. es begnügt sich öfter mit einem kurzvers — was Hildebr. und Finnsb. noch nicht kennen, der Hel. gegen vierzigmal —, wobei auch die wortwahl zur schlichten prosa herabsteigen kann: *endi te ivo drohtine sprakun* Hel. 4860; *ongan þa his magu frignan* Guthl. 983. anderseits steigt es gern hinaus über das langzeilenpaar. gegen den epischen bericht braucht es sich nicht mehr abzugrenzen, es verflücht sich mit ihm: 'Hygelae begann | seinen genossen | schön zu fragen: | ihn reizte neugier, | wie der Seegauten | fahrt ergangen'; dann or. recta (Beow. 1984); 'die leute sprachen | manches hohnwort | dem heiligen Christ, | begrüfsten ihn mit übermut: | sie sahen aller männer besten | sterben an dem kreuze': dann or. recta (Hel. 5564).

Die alten halbamtlichen inquitformeln — die im Hildebr. noch vorherrschen, im Beow. noch häufig sind — treten zurück. zumal am Hel. kann man sehen, wie er sie bewusst umformt und ausweitet, sodass sie das stereotype verlieren. statt des überkommenen 'NN. führte das wort, | des NN. sohn' (oder '... der hochgeborne mann') heißt es zb. 'Johannes führte das wort | und sprach entgegen | den boten kühnlich' (911); gute beispiele auch 3136. 3992. zwar hat auch der Hel. noch seine formelhaften, wörtlich widerholten inquit; aber die mehrzahl davon dürfte neue, eigene prägung sein, und die aus der englischen dichtung übernommenen

sind bezeichnenderweise ganz unfeierliche, der prosa naheliegende wendungen.

Diese ganze bewegung aus dem abgesteckten und gebundenen hinaus wird sehr verstärkt durch den gebrauch der abhängigen rede, der oratio obliqua. sie ist in den altertümlicheren Edda-stücken spärlich. das Hildebr. hat einen fall, das Finnsb. überrascht durch dreie. die engl. bucheepen geben ihr noch wenig raum. hier läuft die hauptgrenze zwischen der sächsischen epik und ihren vorstufen. unsre Sachsen lieben die abhängige rede ihrer gestalten.

Man kann fragen, ob dies eine kunstmäßige stilisierung bedeutet oder umgekehrt eine annäherung an die alltagsprache. Schwartzkopff in seinem buch über 'Rede und redeszene in der deutschen erzählung' VIIIff. 1ff betont das natürliche, dem kunstlosen berichterstatter gewohnte an der abhängigen rede und widerspricht der meinung, sie sei erst aus dem lateinischen ins deutsche gekommen. seinem hinweis auf unsre umgangssprache — er denkt wol nur an städter, an buchgebildete — kann man zb. entgegenhalten den kleinen Karl im ersten act des Götz: der erzählt 'das vom frommen kind' mit lauter gerader rede und würkt doch gewis naiv und kunstlos. das eigentliche erzählen, das phantasievolle nacherleben der fremden lage, treibt von selbst zum nachmimen, und dessen erstes ist die gerade rede. dem phantasielosen, verstandesmäßigen referieren ligt die abhängige rede, dh. die inhaltsangabe, die wider leicht übergeht in das bloße feststellen durch den berichtenden ('er verspricht, er wolle kommen' < 'er verspricht, er will kommen' < 'er verspricht zu kommen'; 'er fragte, wie sie heiße' > 'er fragte sie nach dem namen'). kinder, künstler und landleute haltens mehr mit der phantasie. die briefe meines Zermatter bergführers — dem die feder viel saurer wurde als der eispickel — ergötzten durch ihre ausgiebige directe rede. eine kleine probe schalt ich hier ein (mit gereinigter rechtschreibung usw.); man beachte auch das — nicht ganz geglückte — bemühen um mittelbare äufserung zweiter potenz:

'Da fragt ich den portier, ob NN. aufgestanden sei. er sagte mir: nein er schläft noch. da gab ich die handschuh dem portier und sagte ihm: geben Sie die handschuh herrn NN. in nr 27 und sagen ihm, ich sei nach Riffelalp gegangen, ich lasse Sie noch herzlich grüßen. drei tage nachher habe ich ihn gefragt: haben Sie dem herrn die handschuh gegeben? da sagte er mir: ich habe

mich vergessen, die handschuh sind noch im portierzimmer. geben Sie mir gütigst die handschuh zurück: ich will sie dem herrn für ein andres jahr aufbewahren'.

Hier fühlt sich der briefschreiber offenbar nicht als unterhaltsamer erzähler, nur als berichterstatter, und dennoch von der zweiten replik an die gerade widergabe. ein weniger einfältiger, ein gebildeter städter würde dies gewis mit lauter or. obl. besorgen. aber der bildungsstufen sind viele, und die höhere kehrt unter umständen zu einer tieferen zurück. wenn der alte Eddastil fast nur directe rede kennt, so ist dies keine naive unkunst, sondern folgerechte stilisierung: die repliken sollen sich mit voller, gleichmäfsiger bildtiefe hervorwölben. dem gegenüber sind das 'hwer sin fater wari' des Hildebr. und die drei fälle des Finnsb. ein weniger an stilisierung, ein vorübergehendes nachlassen der phantasieähnlichen lebhaftigkeit; sie verzichten auf das nachmimen, die 'declamatorische stimmungsgestaltung' (Schwartzkopff 1). vollends die mittelbare rede des ahd. Georgsliedes bezeichnet einen flachen, summarischen erzählton, wie er im gemeinen leben vorkommt. die massenhafte oratio obliqua des Heliand aber macht einen andern eindruck: nicht schlichter realismus, sondern neigung zum subjectiv-beschaulichen, breit strömenden lehrton; auch die neigung zur hypotaxe spricht mit. auch Schwartzkopff bemerkt zu Hel. 159 ff, dass der reiz der lebendigen rede verschwinde vor dem anteil an der seelsorgerischen deutung. also wider das weniger an phantasie, an nacherleben. der Sachse ist nicht so sehr epiker als prediger. seine abhängige rede hat einen homiletischen, manchmal buchmäfsigen klang. in diesem puncte möcht ich den Hel. nicht als 'früheste und deutschnationale dichtung' unterstreichen (aao. x), ihm nicht mitten in die bunte reihe stellen: Beowulf, Hildebr., Herbort von Fritzlar, Wolfram, Nibelunge. das persönliche, schriftstellerhafte und stilisierte am Hel. ist hier wie in andern zügen höher einzuschätzen.

In dieser auffassung bestärkt mich der umstand, dass derselbe Hel. eine benachbarte eigenheit hat, die sicher nicht auf der alltagsrede fußt und keiner verbreiteten mode folgt. er erhebt zur gepflegten kunstform, was bei den vorgängern, auch im liedstile, nur ein vereinzelter einfall war: die or. recta wickelt sich erst aus der obliqua heraus, sozusagen unmerklich, oft innerhalb einer periode: 'da sprach ihm der feind entgegen, sagte, dass er ihm all

die herrlichkeit schenken wolle, das hohe fürstentum, 'wenn du dich neigen willst vor mir . . .'.

Diese überleitung ist dem Helianddichter zur zweiten natur geworden. sein schüler ahmt es ihm nur fünfmal nach. es gipfelt darin das streben, die rede in den übrigen text einzuschmelzen, sie aus ihrer formalen absonderung zu lösen. die besondre stimmeinstellung für die oratio recta vollzieht sich ohne pause noch bruch. ich wüste nicht, dass die lateinische dichtung oder predigt dafür ein vorbild gegeben hätte: der Hel. scheint hier die bescheidnen ansätze der ihm vorliegenden stabreimdichtung auf eigne faust gesteigert zu haben zu einer geprägegebenden gewohnheit. die zunahme der abhängigen rede an und für sich könnte schon eher aus kirchlichen büchern stammen, nicht aber aus der unmittelbaren vorlage, der Evangelienharmonie.

Ein ausgewachsenes beispiel für seine art der redeformung gibt der Sachse mit der Bergpredigt. er hat sie als grofse staatsrede behandelt mit einer praechtvollen, weitausholenden einföhrung; und dann beginnt er die seligpreisungen mit abhängiger rede: 'sagte ihnen in wahrheit | dass die selig seien, | die menschen auf diesem erdkreis, | die in ihrem sinne seien | arm durch demut'. nun erst, mitten in der langzeile, hat er die or. recta erreicht: „denen wird das ewige reich . . .“; aber gleich flutet er in seine obliqua zurück: 'er sagte, dass auch selig seien die friedfertigen'. und so noch dreimal. ein höchst eigenartiges überspülen der grenze, die für den ältern stil ein kantiger einschnitt wäre. und der schluss der grofsen rede (z. 1826) fällt wider in das zeileninnere!

V. DAS WACHSEN DER SENKUNGEN UND AUFTACTE.

Ein vierter punct ist rein rhythmischer art: die silbenzahl des verses wird gesteigert; senkungen und auftacte schwellen an.

Silbenzählend ist die gemeingermanische stabreimdichtung nie gewesen. wer ihr den achtsilbigen dimeter jambicus oder den viersilbigen ditrochaeus zur urform gibt, fängt es verkehrt an. ausdrücke wie 'viersilbler', 'fünfsilbler', von ganzen versmassen, nicht blofs einzelnen versen gebraucht, haben nur im bereich der skaldenkunst ihre stelle.

Die altertümlicheren langzeilengedichte der Edda erlauben sich gelegentlich so schwere innentacte wie:

fiárrí hùgða ek várt lánd.

héilir farið nū ok hórskir.
 móðan háfði hann sik drúkkit.
 bióri var hon lítt drúkkin.
 vóll læzk ýkkir ok mundo géfa.
 tólf hundruð gèf ek þér mánnà:

dies in der Edda die obere grenze. der letzte vers wurde Edd. min. 4 f mit unrecht verdächtigt. ebensolche urwüchsigen rhythmischen beglaubigt uns auch das früheste unsrer skaldengedichte alten metrum, das Haraldskvæði:

kúnna hùgðak þik kónung myndu.
 áræðismönnum éinum.
 at skálda reidu vilk þik spýrià.
 at bérserkia reidu vilk spýrià.

auffallend ähnlich wie dieser letzte vers schreitet der des Hildebr.: that Hiltibrant hetti min fáter, und zu diesem stellen sich wieder, auch sprachlich nächst verwandt, kurzverse aus dem gnomischen eddamafs:

Sókkvabekkr hêtir inn fiórði.
 Éikþyrnir hêtir hiórtr.

Die hälfte dieser verse hat die eigenart, dafs sie eine sprachlich starktonige silbe nicht im nebenictus ausprägen, sondern in die eigentliche senkung setzen:

| berserkia reidu vilk | = | ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ |
 | Hiltibrant hetti min | = | ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ |

spricht man solche verse, und zwar mit gesteigerter markierung der zwei haupticten und etwas verlangsamtem tempo, so wirken sie nichts weniger als sprachmishandelnd: es ist ein ausdrucksvoller, rauher declamationsrhythmus, der den natürlichen satzrhythmus nicht verdreht, nur etwas zusammenpresst. es sind extremfälle, die aus dem formgefühl dieser unjambischen und unsanglichen verskunst erwachsen konnten. das Finnsb. stellt den zahmeren fall:

Sígiferþ is min náma

(der stumpfe versschluss *nama* spricht gegen die messung: *Sígiferþ is min náma*). man nehme noch 5—7 silbige taete ohne starken sprachlichen nebeton, wie:

órmi þeim inum frána.
 skóvadi þá in skirlèita.
 spénis mið mit dinem wórtum.
 dát du noh bi ðesemo riehe.

Solche inntacte — denen das Lachmann-Trautmannsche, z. t. auch das Sieverssche system so ratlos gegenüberstehn wie Voss-Moriz-Schlegel einem herzhaften Goethischen knittelvers — lagen also im bereich der gemeingermanischen liedtechnik.

Auftacte sind in diesen Eddagedichten oft dreisilbig; über vier silben gehn sie nicht hinaus. hier lässt, zwar kaum das englische, aber das deutsche bruchstück mehr zu: 5 mal fünf-silbigen auftact; 3 mal sechssilbigen:

dat ih dir it nu bi huldi gibu.

ibu du dar enic reht habes.

diese acht längsten auftacte stehn alle im b-vers, was zum grund-satz der epen stimmt; die 1—4 silbigen sind planlos angebracht.

Solche auftacte, vielleicht schon die viersilbigen, unterbrechen die fortlaufende kette der tacte, heischen eine irrationale zeitspanne für sich; und so bereiten sie die selbständigkeit des einzelnen kurzverses vor, die auflösung der langzeile: also das was die buchepik durch ihren hakenstil vollführte. dennoch ist festzustellen, dass diese steigerung der silbenzahl, in senkung wie auftact, in den englischen epen im ganzen keinen fortschritt macht über die stufe des Finnsb. hinaus; das Hildebr. geht sogar weiter als der engl. durchschnitt (sieh die angaben bei Sievers Agerm. mtr. § 82). erst unsre sächsischen dichter nehmen hier einen neuen anlauf: inntacte bis zu zehn silben — am öftesten im ungeraden kurzvers und mit doppelstab verbunden:

antfáhad ina than ðft under iuwe fóleseði —

und vor allem jene merkwürdigen riesenauftacte bis zu elf silben, die dem as. stil guten teils sein gepräge geben. man spreche sich eine versfolge vor wie Hel. 5963 f.:

hie nie welda ina thuo noh cudian te im,

was im thoh an iro gisidie samad endi fragoda, umbi hwilica
sia saca sprakin.

Der kurzvers, mit vorliebe der gerade, bekommt ein metrisch amorphes vorspiel, wovon sich der kern des verses in rhythmischer plastik abhebt, nicht nur die cadenz, sondern alles vom ersten ictus an. gewis auch stimmlich hat sich dies abgehoben.

Nebenbei bemerkt: auch für die vierhebungslehre, die ja manches von den schwachen eingangssilben in den schwächeren ersten verstact hereinziehn kann, ergeben sich auftacte bis zu elf silben; s. Martin Der versbau des Heliand 60. nur die von Heims

entworfenen theorie (Der germ. all.-vers 1914), die man die tacthaufenlehre nennen kann, ist capabel, alle längern auftacte in innentacte aufzulösen.

Martin hat die Vermutung hingeworfen (aao. 67), jene Unterscheidung von 'vorspiel' und 'kern', wie wir es nannten, möchte beeinflusst sein durch das psalmodieren der kirchlichen liturgie. auch auf den lat. 'Querolus' (3. 4. jh) hat er hingewiesen, dessen zeilen nach Wh. Meyer, Ges. abb. I 12 f., die 'seltsame mischung' zeigen, 'wonach jede zeile mit etwa 8—15 silben gewöhnlicher prosa beginnt und mit dem quantitierend genau gebauten senarschluss [nón inhúmaná vicé] schließt'. das gemeinsame ligt in der Verbindung von rhythmisch-ungeordnetem, recitativischem eingang mit metrisch geordnetem schluss. aber man übersehe nicht den tiefen gegensatz: in der sächs. dichtung sind diese 'vorspiele' streng beschränkt auf schwachtonige redeteile, die nach den gesetzen des agerm. satztons auf einen ictus verzichten, sich der folgenden Vershebung proklitisch unterordnen dürfen. davon ist in jenen lat. gegenstücken nicht die rede. bei den Sachsen sind es daher noch wirkliche auftacte, bei den lateinern vollwichtige textteile. auch schliessen sich diese auftacte bis zu elf silben ohne sprung an die vorausliegende technik an, deren auftacte auch schon das außerordentliche mafs von sechs silben erreichten — und zwar auch im weltlichen liede, bei dem man keinen lateinisch-kirchlichen einfluss annehmen wird. die steigerung der auftacte ist auch nicht zu trennen von der anschwellung der binnen-senkungen, wozu es kein lat. gegenstück gibt. beides wird man als heimische weiterführung germanischer verseigentümlichkeiten betrachten dürfen.

Hierin, wie gesagt, stellt sich die englische epik noch mehr neben das weltliche lied. anders ligt es bei den sog. schwellversen. das sind zeilen von gröfserer silbenzahl, besonders auch vermehrten nebentonsilben, meist gruppenweis auftretend, oft kenntlich von der umgebung abgehoben und eine erhöhte stimmung ausdrückend. über ihre metrische messung bestehen drei oder vier verschiedene ansichten. manche geben ihnen die 1¹/₂ fache tactzahl der sonstigen verse. andere sehen den unterschied in gedrängterer füllung des gewöhnlichen tactrahmens, verbunden mit langsamerem tempo.

Solche 'schwellverse' sind der Edda fremd. auch dem Hildebr.

und dem Finnsb. hat man sie mit unrecht zugeschrieben. im Finnsb. käme wol nur ein kurzvers, 41a, in frage: *ne næfre swanas swetne medo*; schon diese vereinzlung spricht gegen den 'schwellvers'. das überlieferte *ne næfre swa noc hwitne medo* darf man mit Trautmann, Bonner beiträge 7,50, fassen als ein herumdeuten an: *ne næfre swetne medo* (ohne *swanas*); dann ist es ein reiner normalvers. weniger glücklich ist die auswalzung auf zwei langzeilen in Holthausens 4. auflage:

ne næfre swanas	swetne medodrin
sel forgyldan	hira singifan:

dies zerstört die rhythmische wirkung der epiphora: . . . *sel gebæran*: . . . *sel forgyldan* und nötigt, dem zweiten *næfre*, in 41a, einen ictus zu geben, während das erste, in 39a, ictuslos blieb. lieber möchte ich in diesem ersten *næfre* eine vorwegnahme des zweiten sehen, womit auch der auftact von 39a auf das sonstige höchstmafs, vier silben, sänke. also:

ne gefrægn ic wúrþlicor	æt wera hilde
sixtig sigebeorna	sel gebæran
ne næfre swétne médo	sel forgyldan . . .

auch was man im Hildebr. als schwellverse bezeichnet hat, ist anders geartet als die englischen und sächsischen und lässt sich leicht und willig auf das äufsere mafs der übrigen zeilen formen. wenn Saran dreihelig lesen will: *pist álso gáttet mán, so du éwin énwit fórtos* u. ä. m., dann beherrscht ihn, scheint es, das formgefühl nicht so sehr der Klopstockschen freien rhythmischen als der ersten schlesischen dichterschule (vgl. Bausteine 15, 94).

Dagegen kennen den schwellvers die gröfsern englischen dichtungen fast alle, auch manche der kleineren, aufserepischen (sieh das verzeichnis bei Sievers PBBetr. 12, 454f). ihre häufigkeit ist sehr ungleich; ein allmähliches zunehmen ist nicht zu verfolgen: die Genesis A hat mehr als die Exodus, der Daniel hat besonders viele; Cynewulf gebraucht sie in der Elene sparsam, in der Juliana gar nicht. altersstufen ergeben sich hier so wenig wie bei der auflösung des zeilenstils.

Wer die schwellverse, mit Sievers, für ein besondres versmafs aus urgermanischer, vielleicht vorgermanischer überlieferung hält, stünde vor den fragen, warum dieses metrum niemals durch ein ganzes gedicht oder ein abgegrenztes gedichtstück durchgeführt ist; warum es nie, etwa nach art der sechstacter in den folkeviser

oder in der mhd. dichtung, seine bestimmte stelle in strophischen gefügen hat; warum die nordischen verse, die Sievers den schwellversen gleichsetzt, niemals in der wgerm. art verwendet werden, d. h. unsymmetrisch eingesprengt in langzeilengedichte. eben diese eigentümliche verwendungsart macht es viel wahrscheinlicher, dass die schwellverse eine junge abwandlung der gewöhnlichen (paarigen) zweitacter sind, im bereich der buchepen entstanden. auch Kauffmann, PBB Beitr. 15, 373, neigt zu dem schlusse, dass sie 'der jüngsten periode agerm. verskunst angehören'; wobei man freilich 'jüngst' nicht nach den jahreszahlen nehmen darf, denn wir haben an die zeit um 700 zu denken. wer die besonderheit des schwellverses nicht in vermehrter tactzahl erblickt, sondern in gesteigerter versfüllung mit langsamerem tempo, entgeht dem zwange, diese zeilen künstlich durch eine möglichst scharfe grenze von den normalversen zu trennen: der fließende übergang, den imgrunde niemand leugnen kann, stellt sich einfach als das natürliche und zu erwartende dar. da die langzeilengedichte von jeher wechselnde füllungsgrade kannten und einzelne verse in lebhaft gedrängten rhythmten zuliefen (s.o.). scheint es möglich, dass man — Cadmon oder ein anderer — ohne großen sprung und ohne äußeres vorbild zu den mehr getragenen schwellversen der buchdichtung gelangte. es äußert sich in ihnen das streben nach fülle, ausweitung, tieferem atem: dasselbe was wir hier an einer größeren zahl von erscheinungen verfolgen.

Die schwellverse sind also, wie wir glauben, eine neuerung der englischen geistlichen und reichen so weit wie deren einfluss. der Helianddichter hat sie mit begier aufgegriffen; kamen sie doch seinem pathetischen predigtstil aufs beste entgegen. mehrere seiner glanzstellen hat er in solchen gesteigerten, gegen die umgebung contrastierten versen ausgeführt. nach Kauffmann, PBB Beitr. 12, 283, hätten wir an die anderthalb hundert geschwellte langzeilen; doch ist die abgrenzung zugestandenermaßen im Hel. noch unsicherer als in den englischen gedichten (Sievers Agerm. intr. § 120). mehr in der art als der zahl der schwellverse überbietet der Sachse seine englischen vorgänger. manche dieser Heliandzeilen strotzen dermaßen von silben, von sprachlichen starktönen, dass jede der metrischen theorien in einige verlegenheit kommt, welches maß da anzulegen sei. mit der zugabe einer haupthebung kommt man nicht aus bei ungeraden versen wie:

- 1687 gerot gi simbla erist thes godes rikeas.
 2214 mahtig quami tharod is menigi wison.
 2990 thea wreðon habbiad sie gewittiu benumane.
 3067 hluttro haðas thu an thinan herron giloðon.
 3497 grimmes than lango, the he moste is iugudeo neoten.
 3502 so egrohtful is, the thar alles geweldid.

Solche a-verse wird niemand für dreigipflig erklären; das gewöhnliche volumen erscheint hier nicht auf das $1\frac{1}{2}$ fache gesteigert, vielmehr auf das doppelte. das gilt auch von einigen der altenglischen schwellverse (verf. Über germ. versbau 106 f). neuerdings lässt auch Sievers, neben der hauptmenge der 'doppeldreier', nicht wenige 'siebener' zu, d. h. langzeilen von 4 + 3 hebungen (Metrische studien 4, 154 ff). damit gibt er auch innerhalb der schwellverse die einheit des grundmaßes preis; langzeilen von 4 — 5 — 6 — 7 icten sollen nun bunt durcheinander gehn. im übrigen hat sich mehr die nomenclatur als die rhythmische auffassung gewandelt: nach wie vor sollen schwell- und normalvers zwei von grund aus verschiedene gattungen mit ungleichem rahmen sein, und diese zweiheit wäre nicht erst in der englischen buchdichtung aufgekommen. — ungerade kursverse wie die eben angeführten wäre man versucht als langzeilen zu formen; die nötige silbenzahl und meist auch der mittlere verseinschnitt wären vorhanden; zb.:

gërot gi simbla ërist thes godes`rikeas.

grimmès than lãngò, the he moste is iugudeò nèotèn.

in einem halben dutzend der fälle hat denn auch Sievers Agerm. mtr. § 123, 3 diesen weg vorgeschlagen. dann verbände also der stabreim drei verse zu einer periode: eine sehr fühlbare durchbrechung des gewohnten langzeilengrundrisses! schonender als all diese wechselnden, steuerlosen aushilfen ist es gewis, wenn wir solche verse mit stark verlangsamtem tempo auf das gewöhnliche zweigipflige grundmaß sprechen. dabei können wir ihre sprachlichen nebensöne unverkrüppelt herausbringen, ohne doch in aller form in ein andres metrum zu fallen:

gërot gi simbla ërist thes godes rikeas.

grimmes than lãngo, the he moste is iugudeo nèoten.

was die hier besprochenen verse abzeichnet, der gepresste tactinhalt, vergleicht sich dann mit den hypertrophischen auftacten: dort wie hier ein überfluten des absoluten zeitmaßes, ohne dass

doch die überkommene — in der großen mehrheit der zeilen gewahrte — grundform dem gefühl des hörers verloren giengen, tatsächlich unterscheiden sich ja die meisten geraden kurzverse des Hel., die einem ungeraden schwellvers folgen, von den vielen normalversen mit langem auftaet nur dadurch, dass sie beide tacte klingend füllen (was im geraden kurzvers sonst unbeliebt ist), das gegengewicht also zu den gesteigerten, neblentonreichen tacte inhalten des a-verses bildet im b-vers eine eingangskette sprachlich schwächerer silben:

so égrohtful is, the thar álles gewældid: he ni wili enigumu
irminmánnè.

weshalb denn auch Kauffmann im blick auf diese geraden verse irre wurde an der dreihebigkeit der gattung (PBBeitr. 15, 372 ff. Deutsche metrik § 27f). man könnte sagen: die zwei hälften der eben zitierten zeile verhalten sich so zueinander wie die hälften einer langzeile mit minimalfüllung:

* so égrohtful irminmanne;

in jener geschwellten zeile hat der ungerade vers die dem ersten ictus folgende strecke, versinneres und cadenz, aufgefüllt, der gerade vers das dem ersten ictus vorausliegende, den auftaet. zwei so ungleichartige steigerungen ergaben eine art gleichgewicht der hälften. dabei denken wir nicht an zwei gleichgemessene zeitspannen. aber das verzögerte tempo der ersten tacte wird sich nach ablauf des langen auftaets wider beschleunigt haben: *irminmánnè* wollte nicht den elf silben der zwei ersten tacte die wage halten.

Ein schritt zur formensprengung jedoch sind die schwellverse unter allen umständen, mag man sie so oder anders beurteilen (dabei sehen wir ab von den drei besondern fällen des Hel., wo die reimstäbe über den silbenhauen nicht mehr herr werden und dem satzton widersprechen: 3069. 4517f 5419.) zeilen wie die vorhin angeführten hätte ein weltlicher skop, nach seinen vortragsgewohnheiten, gewis nur als prosa sprechen können!

In diesem puncte läuft also die schärfere trennungslinie zwischen der lieddichtung und der gesamtheit der bucheben, doch hat der Helianddichter wider ein paar schritte über die Engländer hinausgetan. sein nachahmer der Genesisdichter, übertrifft ihn noch an häufigkeit der schwellverse, und auch an kühnheit kann er sich in einigen exemplaren mit ihm messen.

VI. DIE ZUNAHME DER VARIATION.

Es bleibt uns, fünftens, ein stilistisch-syntaktischer punct: die vermehrung der sog. variation.

Das wesen dieser berühmten stilfigur seh ich darin: sie ist ein zurückklenken zu einem begriff oder gedanken, den der hörer schon verlassen glaubte; noch eh der dichter einen ruhepunct erreicht hat, wiederholt er das gesagte, aber mit einem neuen, 'variierenden' ausdruck, só, dass diese widerholung logisch und syntaktisch rein entbehrlich, lostrennbar wäre. 'vor frevel scheuten nicht, vor schaden, die übeltäter'; 'nicht konnte man an seinen reden werden, an seinen worten, gewahr, dass er solche weisheit besafs, der jüngling, solche denkkraft'.

Der grund dieses zurückklenkens und wiederholens ist der: der dichter ist so erfüllt von seinem gegenstand, dass der einmalige ausdruck seinem gefühl nicht genug tut; 'du must es zweimal sagen'; er führt mehrere streiche auf éinen fleck (Scherer). die variation ist zunächst eine ausdrucksgebärde: sie entlädt eine vorhandene spannung. nach zwecken darf man erst in zweiter linie fragen. (das urphänomen. das zweimal sagen, behandelt mit reichsten belegen Behaghel. PBB Beitr. 30, 431 ff, besonders 512 ff).

Der wesentliche unterschied vom hebräischen parallelismus membrorum ist der, dass hier zwei redestücke — oft syntaktisch selbständige — als gegengewichte gegeneinander abgewogen werden. diese figur ligt, wie der name sagt, in der linie der gleichlaufenden, symmetrischen ausdrucksformen: sie ist ein stilistisches abbild einer rhythmischen ordnung. die variation ist das gegenteil, sie würrt dem geometrischen satzbau entgegen; sie fehlt daher auch dem typischen balladenstil, der die parallelförmigen über alles begünstigt. den orientalischen par. membr. hat man aus der sitte des wechselgesangs herleiten wollen¹ — was bei der germ. variation nie in rechnung käme! den namen parallelismus auf die variationen überhaupt anzuwenden (mit Selma Colliander, Der parallelismus im Heliand, 1912), ist gewis nicht ratsam. aber unbedingt ist der gegensatz nicht. das eben gesagte gilt von der großen masse der variationen, die sich innerhalb éiner periode abspielt. die seltenere art, dass ein vollständiger satz abgewandelt wird, kann unleugbar zum 'gleichlauf der glieder' übertreten (vgl. Neckel aao. 385 ff).

¹ Gunkel, Kultur der gegenwart I 7, 53.

man denke an fälle wie Hel. 1652: 'mehr ligt ihm doch an diesem heldengeschlecht, die menschen sind ihm um vieles lieber; 115 'er gebot dass der kundige mann nicht in fureht sei, er gebot dass er sich nicht entsetze'. diese vollständigen satzwiderholungen wirken auch anders als die sonstigen variationen, verstandesmäßiger, weniger impulsiv. der dichter wiederholt erst, nachdem ein gewisser ruhepunct erreicht ist; es fehlt das bezeichnende abreissen und wiederaufnehmen des satzfadens. das zweimal sagen klingt hier mehr lehrhaft als begeistert. doch trennt auch solche fälle noch ein weiter abstand von der wolbekannten balladenhaften widerholungsfigur:

För hun fik udsagt sin angest og harm,
da sad hun död i dronningens arm.

För hun fik udsagt sin sorrig og kvide,
da laa hun död ved dronningens side.

Das varians kann sich zum variatum rein tautologisch verhalten, es kann mehr oder weniger ergänzen, bereichern, ausmalen: ohne irgend scharfe grenzen verläuft es in den appositionellen oder addierenden zusatz, den auch nüchterne prosa zuliefse zur erläuterung oder ergänzung des ersten ausdrucks: 'gebot dass sie gutes üben, frevel verliesen, trug und mordtat' (2701); 'sei uns mit deinen taten gnädig, rette uns aus dieser not' (3563). begriffliche entbehrlichkeit ist eben ein sehr relatives ding.

Anderseits kann man nur gefühlsmäßig entscheiden, wo das kennzeichnende 'zurückklenken' zu einem verlassenen begriff statt hat, und wo der doppelte ausdruck für die vorstellung des dichters und hörers eine erwartete einheit bildet. das letzte darf man annehmen bei der menge der antlichen appositionen: 'Hildebrand führte das wort, Herebrands solm'; 'führt mir Freyja als weib zu, Njörds tochter aus Noatun'. solche formeln, überhaupt die sachlich erklärenden appositionen, empfindet jeder als wesensverschieden von einem: 'aus der brust geschnitten dem kühnen reiter mit scharfem messer, dem sohne des herschers'; 'da begab er sich selbst nach der taufe, der gute gefolgsherr, in eine wüste, der sohne des herschers, war dort in der einöde, der gefolgsherr der edeln, lange zeit'. den erstgenannten fällen mangelt ganz das unruhige, wogende der variation, und sie sind dichtern gefällig. die fälle der zweiten art vermeiden (zb. dem des Thrymlotes). sehr oft aber ist die grenze nicht so einleuchtend zu ziehen.

Es ligt also im wesen der sache, dass man den begriff der variation bald enger bald weiter gefasst hat. die ausföhrungen bei Paetzel (Die variationen 3 ff. 17 ff. 24 ff) geben gewis in den meisten puncten eine wohldurchdachte, einigermaßen folgerechte begrenzung her. den fall pronomem + losgetrenntes begriffswort (art 1 c bei Heinzel) würde ich mit zu den variationen rechnen, auch noch einiges andre, sodass meine zählungen mich zu höhern summen führten (s. u.).

Scherer sah in der variation den stilistischen ausfluss der urgermanischen leidenschaftlichkeit und stellte sie neben die dynamische wurzelbetonung, die das urgermanische eingeföhrt hat (Vorträge und aufsätze 16; ZGddSpr.² 82 f). Heinzel griff dies auf und fand das ursprachliche dasein unsrer stilfigur bestätigt durch die vedischen hymnen, die so variationenreich sind (Stil der agerm. poesie 3 ff; vgl. Singer, Aufsätze 206 f). doch habe die urgermanische (hymnische) dichtung die variation noch 'reicher und feiner ausgebildet' (Stil 49). bei den christlichen Angelsachsen trat dann dieser ausdruck der urgermanischen berserkerleidenschaft in den dienst der 'schmelzenden empfindung' (52).

Man darf, wenn man die mittelalterlichen poesien summarisch überblickt, die germ. stabreimdichtung als das eigentliche feld der variationen bezeichnen. aber bei schärferm zusehen bemerkt man bald, was auch Heinzel nicht entgehn konnte (Stil 32): nicht für die gesamte erzählende stabreimdichtung hat die variation viel zu bedeuten. in der Edda sind ganze gedichte frei von ihr, und nur in ein paar wenigen gehört sie zu den farbegebenden stilmitteln, darunter allerdings die drei altertümlichen, der gemein-germanischen form auch sonst nahestehenden lieder *Völundarkviða*, *Hamðismál* und *Atlakviða*. in dem ersten zähl ich 12—14 variationen, das ist eine auf 11—13 langzeilen, in dem zweiten 10 bis 11, das ist eine auf 10 langzeilen, in dem dritten an 30 fälle, das ist einer auf 6 langzeilen. dies ist in der Edda bei weitem das höchstmafs.

In den zwei weltlichen liedern der Westgermanen ergibt sich mir höchstens eine variation auf 10 langzeilen. Ich rechne diese fälle: Finnsb., text nach Holthausen, 9 a. 25 a. 40 b *sēl*; 44 a. 47 a; Hildebr. 6 a. 21 b. 54 a. 57 a. 62. 66 (?); 60 a als verderbt ausgeschlossen; *luttilla* in 20 b fasse ich als substantiviert, 'ein kleines', sodass nach 21 a komma zu setzen und *barn unvæhsan* variation

ist. 5 a variiert nicht 4 b, sondern *saro* (*παραοχή* bei Wulfila) fasst die *gūðhamun* und die *suert* zusammen, sodass man kolon nach *rihtun* setzen kann; daher auch das subjectspronomen *ic* in 5 a und der genaue syntaktisch-rhythmische gleichlauf zwischen 5 a und b, den man nicht durch streichung des zweiten *un* schwächen darf.

Paetzels berechnung ergab:

Edda	als durchschnitt	3,5 proc.,	als maximum	8 proc.
Ae. dichtung	"	15	"	23
Finnsb.	12,6 proc.			
Hildebr.	8,8			
Heliand	25,4			

Schon rein zahlenmäsig geht die ae. bucheplik — im durchschnitt genommen — weit über das lied hinaus, und die sächsische steigert die menge noch einmal. aber noch gröfser wird der unterschied, wenn wir die art der variationen beachten. in den weltlichen liedern bringen sie weit mehr stofflich neues hinzu, eine wirkliche ergänzung des begriffs. ein fall wie: 'es rief da Knefröd | mit kalter stimme, | der südländische mann, . . .' (Akv. 2) oder wie: 'sagt es nicht den mägden | noch dem saalgesinde, | keinem menschen, . . .' (Vkv. 22) — derartiges ist innerlich verschieden von fällen wie: 'das ganze heer stand auf, | die menge der mutigen, | wie ihnen Moses gebot, | der erlauchte anführer, dem volke gottes, | der bereite schlachthaufe' (Ex. 100) oder: 'ihnen war ein guter hirte | des himmelreichs hüter, | der heilige gefolgsherr, | der walter der herrlichkeit, | der dem heere verlieh mut und macht, | die gotttheit des alls' (Dan. 11): hier sind die variierenden glieder weit mehr tautologisch; rein formale, lexikalische abwandlungen. dazu kommt, wie schon diese beispiele zeigen, dass oft ein begriff zwei- bis viermal variiert wird, und dass zwei variierte begriffe ineinander verflochten werden. beides kennt der weltliche stil nur in seltenen anläufen (verflechtung zb. Atlakv. 27, 7. S; 35, 3). auch variation des verbum finitum und des satzes wird erst bei den geistlichen beliebt. in Akv. und Vkv. zusammen finde ich nur vier satzvariationen: Akv. 11, S. 42, 10; Vkv. 18, 5. 6. 33, 9, 10, und auch diese stellen liefsen sich z. t. anders einreihen. Finnsb. hat keine, Hildebr. vielleicht den fall 66. andere unterschiede zwischen Edda und wgerm. epen bespricht Paetzel aao. 171 ff.

In der geistlichen epik erst wird die variation zu einer gewohnheit. und jetzt erst erhält sie einen formalen zweck — oder vorsichtiger gesagt, eine folge: sie bewürkt dass der satz die langzeile überflutet, sie treibt ihn über die metrische grenze hinaus (vgl. Sievers, Agerm. mtr. 48; Deutschbein aao. 7. 13f; Pactzel 173ff; selbständig und klug Krauel aao. 31ff). also ein zusammenhang mit unsern zwei ersten puncten: auch die variation steht im dienste der auflockerung und der anschwellung der sprachlichen glieder, oder sie ist ein antrieb — freilich nicht der einzige — zu dieser lockering.

Im Heliand ist die variation zur unbedingt herrschenden stilfigur geworden. unter unsern größern stabreimenden dichtwerken ist der Hel. das folgerechteste, sofern er einem kennzeichnenden ausdrucks mittel die leitung überlässt. die mehr symmetrischen kunstformen, die das weltliche lied besaß und die einigen der Eddagedichte das gepräge geben: gleichlauf, anapher, wörtliche widerholung, die sind so ziemlich verschwunden: sie passen nicht mehr zu den ewig wechselnden gruppen des hakenstils. auf ihre kosten hat sich die variation ausgebreitet, die das wogende dieses stils bejaht und verstärkt. zwar füllt die schrift von Peters seiten unter den stichworten anapher und gleichlauf; aber wie wenig gehörwürkung dies hat, lehrt der vergleich mit irgendeinem wahrhaft abgemessenen sprachstil. die zwei folgenden stellen werden jedem Heliandleser aufgefallen sein wie klänge aus einer andern tonart, die der Sachse im allgemeinen verlassen hat; klänge mehr treuherziger, weltlicher art, wie sie die Edda ziemlich auf jeder seite bringt:

4059 that flesk is befolhen, that feral is gihalden,
is thiū siola gisund.

1522 quede ia, gef it si, gehe thes thar war is,
quede nen, ef it nis, late im genog an thiū.

für gewöhnlich legt sich über diese rechten winkel die falte der variation.

Im Hel. erwartet der hörer schon gradezu, dass gewisse ausdrücke variiert widerkehren: 'nicht soll der sterben, — das leben verlieren, wer da an mich glaubt, auch wenn ihn die menschenkinder mit erde bedecken, — tief begraben . . .' (4055). die innere spannung, das wichtignehmen des begriffs, ist jetzt nicht mehr erforderlich, um eine oder mehrere abwandlungen zu rechtfertigen.

die variation ist eine bereit liegende gussform geworden, die auch so ruhige begriffe wie 'leute' oder 'sinn' gern in sich aufnimmt. das hindert nicht dass die variation als solehe, dank ihrem unterbrechen des satzflusses, ihrem zurückschweifen, dem vortrag eine gewisse erregung sichert. das was einst ihr seelischer grund war — und es auch im Hel. noch an sehr vielen stellen ist —, das kann nun als stilistische folge von ihr ausstrahlen.

Eine gewisse erstarrung dieser kunstfigur beginnt schon in der engl. buchedichtung und nimmt in der sächsischen zu. sie zeigt sich am deutlichsten daran dass im Hel. nicht selten das varians blasser, anschauungsärmer ist als das variatum: nicht nur wird *hūs* durch *gastseli* abgewandelt und *rinkos* durch *erlos* (was ständisch mehr sagt als *rinkos*), sondern auch *gastseli* durch *hūs* (2733/5), auch *erlos* oder *elithioda* durch das flachere *gamou* (2793. 2977). dies widerspricht der innern ursache der variation: die zweite gefühlentladung soll offenbar der ersten an gehalt mindestens gleichkommen. ein harter, zwiefacher fall in der Gen. 151: *Sodomolindi* variiert durch *veros*, *so smido* durch das bloße *sō*! (vgl. auch Paetzel 187. 205).

An menge der variationen bleibt der nachahmer, der Genesisdichter, hinter dem Hel. kaum zurück, er scheut aber die mehrfache abwandlung eines ausdrucks und hat auch sonst seine besonderheiten (Pachaly Die var. im Hel. 103 ff.; Behaghel Der Hel. und die as. Gen. 25 ff; Paetzel aao. 169 ff). die feinheit und folgerichtigkeit des meisters erreicht er nicht. an manchen stellen ist seine stilistische logik eine andre, ohne dass man ihm, was nicht heliandisch ist, als 'unstatthaf', 'kaum zu dulden' u. dgl. anstreichen dürfte; dies hat Braune mit recht gegen Fritz Pauls betont (Beitr. 32, 24).

Kehren wir zu den äusserungen Scherers und Heinzels zurück! der vorlitterarischen heldendichtung der germanischen stämme hat die variation angehört — etwa in dem umfang wie in Völundlied, Finnsb., Hildebr. oder altem Atlilied. aber in die urgermanische zeit, die zeit der germanischen accentverschiebung, kommen wir damit nicht zurück. das heldenlied führt uns in die völkerwanderung hinauf: im 5. 6 jh. mag es 'gemeingermanisch' geworden sein. nun fragt sich allerdings, ob diese epische dichtung die variation aus einer ältern gattung bezogen hatte. Heinzel

verfocht den gedanken, die epik habe hierin wie in manchen andern dingen aus dem hymnus geschöpft (wozu auch das weltliche preislied zu stellen wäre). die vermutung hat gewis vieles für sich. die variation, könnte man sagen, fließt mehr aus der stimmung und den bedürfnissen des preisenden als des berichtenden. und der religiöse hymnus — ob auch das fürstenlob? — gehört wol zu den primitiven, urgermanischen gattungen. zwar hat Paetzel dargelegt, dass in unsrer bewahrten stabreimoesie die erzählende familie als die eigentliche pflegerin der variation erscheint (aao. 162f). allein, von götterhymnen ist uns eben so gut wie nichts bewahrt, ein paar strophen mit dem kennzeichnenden anrufen der gottheit¹; und das weltliche preislied-zeitgedicht kennen wir zumeist nur in skaldischer formgebung: von den übrigen stabreimenden vertretern sind die drei norwegischen fürstenlieder des 9 und 10 jh.s (s. u.) arm an variation, umso reicher aber die einlagen der ags. Annalen, ausgenommen die letzte auf Eadwards tod; die beiden längern stücke zu den jahren 937 und 975 nehmen es an fülle der variationen mit jedwedem denkmal auf. das spräche für Heinzel. freilich wird man so späte gedichte, die im strom der geistlichen epik schwimmen, nicht als zeugen ausspielen für den sonderstil der gattung preislied. Heinzels in sich einleuchtende vermutung ist von hier aus weder zu stützen noch zu stürzen. so wollen wir den hymnischen ursprung und das urgermanische alter der variation offen lassen.

Aber gesetzt auch dass unsre stilfigur erst im epischen liede der wanderungszeit aufkam: damals war die kriegerische leidenschaft der Germanen gewis nicht schwächer als tausend jare früher, und wir dürfen einen ausdruck dieser heifsdumpfen sinnesart in der variation anerkennen. wenn jedoch Heinzel diese figur bei den Germanen 'reicher und feiner ausgebildet' fand als in den Vedahymnen, dann trifft dies nur auf die engl.-nd. buchdichtung zu: deren technik aber können wir nicht der (hymnischen) dichtung der Urgermanen zuweisen; sie ist eine neuerung englischer cleriker um das jare 700. diese buchdichter knüpfen hier, wie sonst, an die formensprache der skope an und steigern sie. das stilmittel, das im skopliede, mafsvoll angewandt, heldische erregung

¹ Den norsk-islandske skjaldedigtning B 1, 4, (2, 1 Bragi); 127 (Vetrilidi); 135 (Þorbjörn dísarskáld).

versinnlichte, erwies sich den kirchlichen poeten als brauchbarer ausdruck für die innigkeit und den überschwang ihres glaubens, auch für den lehrhaften nachdruck des predigttons. darin stimmen wir Heinzel zu. nur betonen wir, dass erst auf diesem neuen, geistlichen boden die variation zu der üppigkeit gedieh, die der vedischen gleichkommt.

Nach einem lateinischen muster für diese weiterführung der heimischen ansätze wird man wol vergebens ausschauen. Paetzel zeigt, wie variationenarm Virgil ist, und er hat beobachtet, dass der ae. Phönix seine variationen keineswegs aus der lat. quelle schöpfte (aa. 49f). nur bei den vollständigen satzwiderholungen möchte man an einfluss des alttestamentlichen 'gleichlaufs der glieder' denken (s. o.). dass der von den geistlichen aufgebrachte hakenstil an einem strange zieht mit dem gewohnheitsmäßigen variationengebrauch, daran sei noch einmal erinnert.

Die Nordländer sind den umgekehrten weg gegangen. verhältnismäßig variationenreich sind solche Eddastücke, die dem gemeingermanischen typus des epischen liedes auch sonst nahe stehn: *Atlakviða*, *Völundarkviða*, *Hamðismál*, — nicht jedoch altes Sigurdlied und Hunnenschlacht: die proportion geht nicht glatt durch. zwei so ausgeprägt nordische sondergewächse wie das grönländische *Atligedicht* und die *Rigsthula* kennen unsre stillfigur überhaupt kaum (die *Rigsthula* versucht sie in der eingangstrophe); bemerkenswerterweise auch das *Thrymlied* nur in der einen, überschüssigen langzeile 29, 9. 10, *ástir minar, | allu hylli*, die aus dem ton des ganzen grell hervorsticht. der dünne, metrisch glatte langzeilenstil des 12/13 jhs, vertreten durch manche stücke der *Eddica minora*, führt einen mäfsigen bestand zahmer variationen fort: wahlverwant ist dieser stil der figur des überschwangs gewis nicht!

Dass die eddischen langzeilengedichte die variation eingeschränkt und zugleich den freien zeilenstil festgehalten haben, dies gäbe ja das logische gegenbild zu den wgerm. epen mit ihrem hakenstil + variationsfülle. doch erklärt sich daraus noch nicht die abnahme der variation bis zum völligen verschwinden: man hätte ja bei dem mafse etwa des *Völundliedes* bleiben können. es muss mehr innere gründe gehabt haben, dass die norrönen verserzähler dem wortreichen zurückklenken, dem hin- und herwogen, entwuchsen. ihr streben gieng mehr aufs scharf-

kantige, gleichgewogene, inschriftenhafte; und das bedürfnis nach schmuck und reichthum befriedigten sie durch andre mittel, umschreibung, unprosaischen wortschatz.

Die skaldendichtung ihrerseits musste den bescheidenen variationengebrauch, den die alten preislieder in schlichterer sprache zeigen (Haraldskvæði, Eiríksmál, Hákonarmál), in dem mafse verlieren, als sie dem kunstreichen 'hofton' huldigte: die zerstückelte wortfolge des gewöhnlichen dróttkvættstils entzieht dem kennzeichnenden 'zurückklenken' den boden.

VII. FOLGERUNGEN.

Das hier ausgeführte hat gezeigt oder eingeschärft: die übliche dreiteilung der stabreimenden poesie, nordisch—englisch—deutsch, verfängt nicht überall. manche fragestellungen verlangen eine andre teilung: durch das englisch-deutsche (westgermanische) lager geht eine scheidelinie von primärer wichtigkeit: weltlich-unlitterarisch gegen geistlich-litterarisch. in mancher hinsicht hält die westgermanisch-weltliche technik näher zu der nordischen und trennt sich von der westgermanisch-geistlichen.

Innerhalb des nordischen aber entsteht eine bewegung, die von dem gemeingermanischen ausgangspunct wegführt in umgekehrter richtung als die westgermanisch-geistliche form. es bilden sich eigentlich nordische stiltypen — unter sich recht verschieden —, gekennzeichnet durch vorherrschende gleichstrophigkeit, annäherung an feste silbenzahl, spärlichkeit der variation, allenfalls noch neigung zur kenning oder zu satzgleichlauf und epischer widerholung. als deutlich 'nordische' stücke in diesem sinne kann man nennen die Eddagedichte Baldrs träume und das preislied auf Helgi den Hundingstöter. sie und der Heliand stehn an den endpuncten der zwei halbmesser: um den mittelpunct lagern sich gedichte wie Völundlied, altes Atlilied, Finnsburg- und Hildebrandslied.

Wir hatten es mit fragen der form zu tun. auch ein innerer zug, die 'echt englische, aber auferhalb des [Beow. und des] Cynewulfkreises kaum wiederaufzufindende' gefühlswelchheit¹, mit der besondern farbe der wehmut, des welt Schmerzes, ist nicht allgemeines stammeserbe der Angelsachsen, sondern kirchliche

¹ Sarrazin Von Kädmon bis Kynewulf 62.

zucht, in der dichtung wie im leben. die 50 zeilen Finnlid und was man sonst aus weltlichem munde herleiten kann, ist freilich zu wenig, um das gegenbild des profanen ethos beweisen und hinzustellen. aber seit man der geistlichkeit nicht nur die 'sammlung und verschnörkelung des Beowulfepos, sondern seine schöpfung zuteilt, kann man daran nicht zweifeln: der elegische *pavor vitae* dieses werkes beziehet die heldenwelt nicht des englischen skop, sondern des clericus. wir sind nicht mehr in heidnischer atemluft, sagt Klaeber (*Anglia* 36, 175); ja, aber wir sind auch nicht in der luft der weltlichen hofdichter der christlichen jahrhunderte. das Hildebr. ist christlich, das Finnfragment wenigstens nicht heidnisch, aber von jener erdenleidstimmung wissen sie so wenig wie die ältern Eddastücke. (die isländische nachblüte der heldendichtung gelangt unabhängig zu halbwegs vergleichbaren klängen, doch ohne bekenntnis zum fremden glauben.) also auch in diesem puncte scheiden sich weltliches und ein teil des geistlichen. dieser schwermütige, klösterliche ausschnitt des ae. schrifttums aber hat unsre Sachsen nicht in seinen bann gezogen: deren lebensstimmung ist viel männlicher und erdenfroher bei gleichem seelsorgerischem eifer (Hauck *Kirchengeschichte* II 772f). die heidnischen heerführer und trollentöter sind bei dem englischen kirchenmann gemütsweicher geworden als die friedlichen glaubensstifter bei dem Sachsen!

Den 'tiefgehenden unterschied zwischen altepischer und geistlicher auffassung' und wider die wurzelhafte verwantschaft der beiden hat Ehrismann mit innigem einleben aus den ae. epen und elegieen herauszulesen gesucht (PBBeitr. 35, 230ff), und Schücking ist weiter den gemeinsamen zügen des 'heldisch-höfischen' und des kirchlichen lebensblickes bei den Angelsachsen nachgegangen (*Untersuchungen zur bedeutungslehre der ags. dichtersprache* 1ff). auch da hat man zu bedenken, dass uns das altepische und heldisch-höfische fast durchweg durch den kirchlichen schleier gezeigt wird. zweifellos bringt der Beow. mehr aufserchristliche oder halbchristliche sätze als die legendenepen¹; dies bedingt der ungleiche stoff, sowie der vorsatz des dichters, die nordleute aus könig Hrodgars tagen als heiden zu zeichnen, daher nicht über Gebühr in die unverhüllte kirchenlehre zu fallen, die einheitlich-

¹ Klaeber, *Anglia* 35, 480ff; 36, 169ff. 196f

keit des christlichen colorits im Beow. wollen wir nicht übertreiben (mit Pizzo Anglia 39, 7ff); zwar nicht 'zwei wildfremde seelen' wohnten im dichter beisammen, aber seiner frommen seele stand ein stoff gegenüber, der ein gewisses maß von eigenleben hatte, und den er ins völlig christliche umschaffen weder konnte noch wollte. auch bei den elegieen, mögen sie auch alle von geistlichen stammen; zog der profane vorwurf z. t. der rechtgläubigen gedankenentfaltung eine schranke. dennoch, diese geistlichen sind keine unmittelbaren zeugen für die lebensstimmung des englischen volkes und wollten es nicht sein. um ähnlichkeit und gegensatz der beiden denkweisen recht zu erfassen, müste man auch hier die werke weltlicher dichter absondern, und da es bei Engländern und Deutschen nur ein paar hundert verse sind, gäbe erst der nordische reichthum festeren boden. er würde manches Beowulfische und Cynewulfische bestätigen, aber zb. den ags. 'spiritualismus', die 'entsinnlichung der worte' als etwas kennzeichnend clerikales bezeugen, wie ja schon Heinzel betont hat. er würde freilich auch vor die weitere grofse frage stellen nach dem charakterunterschied zwischen den vor- oder aufserchristlichen Nord- und Westgermanen.

Äufserer, sprachlich-metrische dinge, wie wir sie hier betrachtet haben, erlauben eine unmittelbarere vergleichung über die grenzen der stämme hinweg. an fünf unter sich zusammenhängenden ercheinungen erkannten wir den gang vom weltlichen liede zum geistlichen büchepos. wir können ihn dahin zusammenfassen: das straffe, gleichgewogene, scharfkantige wird aufgelockert zum üppigen, gebauschten, strömenden.

Die endpunkte sind das nordische heidnische heldenlied und die sächsische Messiade. im ganzen ergab sich uns die treppe: Edda — ihr naheliegend Finnsburg- und Hildebrandlied — dann die englischen epen — endlich der Heliand. im einzelnen schieben sich die stufen ungleich an- und auseinander: das deutsche lied kann vom eddischen abrücken und es dem englischen epos zuvortun (länge der auftacte in V); die merklichste neuerung kann erst auf der letzten stufe erfolgen (abhängige rede in IV). den grösten schritt aber hat, alles in allem, die englische geistlichkeit getan — dank ihrem übergang zum schriftlichen epos. durch sie erlebte die erzählende kunst die standesveränderung; sie geriet in ganz neue lebensbedingungen. von da ab konnten auch die

lateinische dichtung, die bibelsprache, die predigt einwirken auf die stabreimende poesie¹, dh. auf den einen strang von ihr, den schriftgelehrten, der begreiflicherweise fast allein der nachwelt erhalten blieb.

Die einzelnen ae. epen auf unsre fragen hin genauer zu scheidern, haben wir unterlassen. es scheint, dass innerhalb dieser reichen dichtung zwar sehr mannigfache sondertypen auftreten, aber keine durchgehende bewegung vom ältern zum jüngern zustand stattgefunden hat.

Fast durchweg hat der Heliand seine nächste vorstufe in dem entwickelten englischen buchepeustil. die sprachlich-metrische technik des Sachsen war nicht dem heimischen hofsänger abzulernen; sie ist nicht kurzweg 'altgermanisch'. hat er weltliche lieder gekannt, so hat er doch nicht ihre formgebung gelernt, sondern die der geistlichen Angelsachsen.

Unter Ludwig dem Frommen gab es in sächsischen landen gewis noch mehr altdeutsche, aufserrömische überlieferung als am Mittel- und Oberrhein, und wir sind gewohnt, einen ausdruck dieses culturunterschiedes zu erblicken in dem stabreimenden Heliand gegenüber dem endreimenden Otfrid. in wirklichkeit hat der Helianddichter diese seine form gewählt, weil die bücher seiner englischen standesgenossen ihm den weg wiesen, und wir ahnen nicht, wie er gedichtet hätte, wenn nur die zwei kräfte, die Sachsengesittung und die fränkische staatskirche, zusammengetroffen wären. die denkwürdige vermählung des christlichen inhalts mit germanischer form entsprang nicht sächsischen culturbedingungen um 830, sondern northumbrischen gegen 700. und während der nordenglische clerus weitherzig genug war, dem profanen dichter auch stoffe abzunehmen, verlautet davon bei uns in Deutschland nichts — bis auf den einsamen Eckehard, der wiederum an der antiken form festhielt.

Bechstein, dessen angeführter aufsatz aus dem jahr 1884 einen teil unsrer fragen klarblickend gestellt und im ganzen glücklich beantwortet hat, legte alles gewicht darauf: der Hel. ist ein 'kunstepos', kein 'volksgedicht'. das war verdienstlich gegenüber dem Vilmarschen nebelgebild. die zweiteilung kunst- und volks-poesie hielt damals noch mehr in atem; uns sagt sie heute weniger; sie verwischt die grenzen, auf die es ankommt. dass ein buch, das in 6000 zeilen den lateinischen Tatian bearbeitet — zu einer

zeit wo die laien kein abe konnten —, kein volksgedicht ist, versteht sich von selbst. aber anderseits, auch der skop war kein strafsensänger; die skoplieder waren auch 'kunst'; die geistlichkeit hatte die kunst nicht gepachtet. wir sagen lieber: ein buchepos, ein werk aus geistlicher schrifttradition, im gegensatz zu den weltlichen liedern mit ihrem schriftlosen, nicht buchgelehrten betriebe.

Der Heliand jedoch übernimmt nicht einfach das von den Engländern geschaffene: er überbietet ihr mafs; in allen von uns betrachteten puncten führt er ihren stil weiter — in der schon beschrifteten richtung, d. i. vom liede weg zur verspredigt. so gelangt er zu jener schwellenden überreife, die nach einem abschluss, nicht einem anfang aussieht.

Und durch diese steigerung des überkommenen sondert er sich auch ab von den englischen vorläufern. die 600 zeilen seines nachalmers, die wir in ae. übertragung haben, stechen aus der masse der englischen epen hervor, allerdings auch durch lexikalische züge, aber nicht minder durch die reichere sächsische spielart der sprachlich-metrischen kunstform. wären Hel. und Gen. aus dem englischen übersetzt, so läge der seltsame zufall vor, dass gerade die werke einen deutschen übersetzer fanden, die sich von den vielen englischen verwanten als besondere spielart abheben.

Doch ist der Genesisdichter hinter der 'steigerung' seines lehrers merkbar zurückgeblieben. ganz abgesehen von seinem dichterischen vermögen: in den äufserlich nachahmbaren dingen, die wir hier verfolgt haben, hat er mehrmals die saite um einiges zurückgeschraubt. unter punct 1—3 und 5 trafen wir solche fälle. dieses dämpfen der extremen technik mag unbewusst geschehen sein. es würde sich wohl auch dann erklären, wenn der Genesisdichter seinen stil nur am Hel. geschult hätte.¹ doch spricht schon der formelschatz dafür, dass er auch englische epik, die vorbilder seines meisters, kannte.²

Die Genesis steht also stilgeschichtlich auf früherer, dem anfang näherer stufe. wozu man nehmen kann, dass Ries die wortstellung der Gen. altertümlicher fand als die des Hel. (Zs. 40, 270).

¹ vgl. ESchröder, Zs. 44, 231; Braune, PBBeitr. 32, 2. 24.

² Grütters, Bonner Beiträge 17, 7 ff; Unwerth, PBBeitr. 40, 363. 365.

Dabei hat doch der Hel. in der handhabung seines reichen rüstzeugs etwas sicheres und folgerechtes, eine gewisse schwer zu beschreibende leichtigkeit und anmut, die dem schüler versagt blieb. den Hel. als schöpferische eindeutschung des biblischen inhalts hat man oft unverständlich überschätzt: seine sprach- und versgewalt kann man kaum überschätzen. dieser Sachse ist einer der größten stilmeister germanischer zunge; 'stil' im sinne einer kennzeichnenden, den ganzen körper durchdringenden formung.

Der satz 'jeder besondern versgattung entspricht ein besondrer stil, der für sie passt und für keine andere'¹ behauptet in dieser allgemeinheit zu viel und müste, in die harte wirklichkeit gestellt, zu argen künsteleien führen. aber gerade dem Hel wird man bezeugen, dass rhythmus und sprachgebrauch zusammen, als schwer trennbare zweiseitigkeit, den gesamteindruck bedingen. misst man seine erzählweise an gleichlaufenden stücken Otfrids, so muss man fortwährend die unterschiede des rhythmischen in rechnung stellen.

Werfen wir rasch die frage dazwischen, wie sich das bairische Muspilli zu unsern vier merkmalen stellt (nr 3, die redeformung, kommt nicht in betracht). der zeilenstil beherrscht das Musp. in noch viel höherm grade als das Hildebr. (vgl. Baesecke BSB. 1918. 417f). nur 10 langzeilen, 18—27, kaum ein zehntel des ganzen, überschreiten den freien zeilenstil; in dieser einen streecke begegnet ein stärkerer sinnesschluss an ungerader stelle (z. 23). von der übrigen masse haben etwa drei viertel, zusammen 70 langzeilen, die gliederung des strengen zeilenstils; was in der wgerm. epik unerhört ist, auch in der Edda nur selten durch längre strecken hingeht. hierin also ist das Musp. der gegenfüßler der stabreimenden geistlichen buchwerke; es dürfte, wie die ahd. reinstücke, von der schlichteren lateinischen kirchendichtung beeinflusst sein. — dann die hypotaxe. hier geht, umgekehrt, das bairische gedicht weit über das durchschnittsmaß der stabenden epen hinaus. ich zähle nur 41% einfache perioden, und von diesen stehn zehn fälle in geschlossener folge z. 51b—57, sodass in dem übrigen gedicht die hypotaxe noch stärker überwiegt zweimal steigt es zur vierstöckigen periode (66. 69), einmal zur fünfstöckigen (94). vorangestellte nebensätze sind verhältnismäßig

¹ Schönbach Das christentum in der ad. heidendichtung. 120

häufig: neun fälle, davon drei mit zweistöckigem nebensatz (11. 73. 85). dem satzbau des weltlichen liedes folgt also das Musp. nicht; aber seine reichere structur braucht nicht gerade aus den stabreimenden epen erlernt zu sein: die kürze auch der vier- und fünfstöckigen perioden (maximum 5 langzeilen) und ihre zeilenstilige begrenzung sieht nicht nach dem muster des Heliand aus! — was die steigerung der silbenzahl betrifft, so ist das Musp. abnorm reich an langen, 3—7silbigen auftacten (zusammen etwa 60). eine nähere verwantschaft mit der Heliandtechnik ist dies kaum, schon weil die langen auftacte auch im ungeraden kurzvers reichlich vorkommen. die innentacte sind nirgends besonders gedrängt; die den Heliand auszeichnende silbenmenge ist ihnen fremd. schwellverse in gruppen gibt es nicht; ein einzelner kurzvers, S2a, hat unverkennbare schwellversart: *lossan sih ar dero leuuo vazzon*; dazu tritt noch 22b, *dar piutit der Sätanas altist*, wo durch das staben des vorangehenden verbs eine schwellversartige, aber für einen b-vers anomale belastung des zweiten tactes entsteht. an Graus schwellversmonstra glaub ich so wenig wie Steinmeyer (Ahd. sprachdenkm. 80). nimmt man hinzu die übrigen regelwidrigkeiten des Muspilliverses, so kann man nicht sagen, dass er seine eigenart der englisch-sächsischen buchepek abgelernt habe. was ihn von der technik des Hildebr. und Finnsb. unterscheidet, ligt in einer ändern richtung; es ist mehr ein subjectiv kunstloses lockern der überkommenen grundsätze. dass der dichter das wesen des stabreimverses 'in dem zufälligen einklang beliebiger anlante beschlossen' glaube (aao. 77), ist freilich starke übertreibung. die mehrzahl der verse ist aus gutem gefühl für die agerm. linie geboren. — endlich an variationen zähl ich im Musp. nur fünf, also im verhältnis halb so viel wie in Hildebr. und Finnsb., sodass hier von nachahmung des reicheren buchepenbrauchs nicht die rede sein kann. in summa: die von uns betrachteten formalen erscheinungen zeigen den oder die bairischen dichter nicht in der linie der nördlicheren kirchenepen. es versteht sich, dass man die frage nach dem zusammenhang der beiden lager nicht allein von hier aus entscheiden kann.

Wir lenken zum Hel. zurück. dieses werk ist der endpunct einer z. t. verfolgbaren entwicklung. es hat den gelockerten stil mit der wogenden fülle aufs äußerste getrieben. syntaktisch

und besonders metrisch steht es an der grenze des möglichen. man hat den eindruck: die form hält eben noch — ein schritt weiter, und es wäre eine wunderlich künstliche, unprosaische prosa.

Man hat ja auch gezweifelt, ob der Heliand noch aus 'versen' bestehe. Trautmann kam mit seinen regeln vom Beowulf und fand heraus, das im Hel. sei 'kein geordneter, gesetzmäßiger versbau'; 50% der zeilen seien 'teils unklar, teils zerrüttet' (Bonner Beiträge 23, 149). da haben wir die dogmatische, ungeschichtliche betrachtungsweise, woran unsre verslehre seit Lachmann krankt: den brauch einer gewissen gruppe legt man fest als den sein sollenden, allein richtigen, und zieht den grundriss zu eng für die fülle der vorhandenen formen. auch Boers metrische studien 1916 sehen die entwicklung vom englischen zum deutschen verse zu sehr im lichte der entartung. nein, der Heliandvers ist eine bewusst und meisterhaft gehandhabte form. auch in seinen exuberanzen ist so viel plan und regel, dass man nicht von formlosigkeit reden kann. wie anders eine wirklich formschwache dichtung aussieht, zeigen uns die frühmhd. reimpaare oder manches aus dem spätmittelalter. zeichen von 'erstarrung' trägt die Heliandtechnik; aber die worte absterben und verfall nimmt man ungerne in den mund bei einem so vollblütigen und stilsichern riesenwerk! am wenigsten sollte man von einer zeit des verfalls sprechen: damit überschätzt man das ererbte und gattungsmäßige am Heliand und unterschätzt sein persönliches: dieser dichter war, an seinen vorbildern gemessen, ein stilpräger, nicht ein zeitgenosse, ein mitschwimmer. Jacob Grimm hat stark daneben gegriffen, als er den satz hinschrieb, dass 'im Heliand nur überlieferte alte weise, ohne alle eigentümlichkeit nachhallt' (Gesch. d. d. spr. 356). sprache und vers der Messiade sind nicht das was im Sachsenland zu könig Ludwigs zeit in gauen und höfen erscholl: sie sind die eigene note des einen begnadeten schriftstellers. ihr ton war so hoch genommen, dass schon der leibschüler davon nachlief.

Aber wir leugnen nicht, dieser vers ist ein grenzfall der weltmetrik; er ist überreif wie der variationengebrauch und anderes. die formabsicht der weltlichen dichter überschreitet er weit. und doch nicht in dem sinne, dass er einen entgegengesetzten, dem Germanen fremden rhythmestil aufbrächte, wie dies der latinisierende Otfrid tat und die romanisierenden ritter der Stauferzeit. in andrer weise auch die norrönen skalden in ihren versen mit gebundner silbenzahl, mit einsilbigen auftacten und senkungen. im Heliand erscheint gesteigert das rhythmische grundgefühl, das aus Finnsb. und Hildebr. zu uns spricht, auch vernehmlich genug aus der ältesten nordischen schicht, dem Attilied und Thorbjörns preislied auf Harald. es ist das bedürfnis, die rhythmencurve der prosa zeitlich und dynamisch zu vergrößern ins zackige, erregte. im gegensatz zu dem antiken und romanischen bedürfnis, diese curve zu ebnen, zu schmeidigen. das ist ein sonderfall des

bekanntem allgemeinen gegensatz: germanisch das charakteristische, antik-romanisch das harmonische.

So ligt es zwar nicht, wie Richard Benz es als unsre stammesart preist (zb. in den Grundlagen der deutschen kunst bd 1 passim): der echt deutsche vers habe gar kein vorbestimmtes metrum, sein dichter wähle keine vorhandene, 'bereite' form; vielmehr treibe jeder satz des gedichtes seine, nur ihm eigne form hervor, der inhalt zeuge fortwährend einen — noch nicht überlieferten — eigenrhythmus. diese ansicht verbieten die objectiv festzustellenden regeln, die unsre stabreimenden dichter willig befolgten und treulich weitergaben; es sind ihrer bekanntlich nicht wenige. aber etwas wahres ligt in Benzens gedanken. in dem altgermanischen verse, mit seiner großen füllungsfreiheit, kommt der individuelle rhythmus des satzes ganz anders zum kenntlichen ausdruck, als in den sämtlichen metra die wir Deutsche irgendwie, unmittelbar oder mittelbar, fremden völkern nachgebildet haben. nehmen wir das Hildebr.: wieviel stellen daraus erkennen wir wider an ihrem bloßen rhythmus, wenn wir sie in schlägen nachbilden oder mit geschlossenen lippen murmeln! dies heift, dass trotz dem einheitlichen grundmafs — das auch hier vorhanden ist — die den sätzen angeborene form, ihr rhythmisches profil bestehn bleibt; dass die gleichmachende wüirkung, die von jedem versmafs ausgeht, hier in ungewöhnlichem grade zurücktritt hinter den stets wechselnden umrissen der sätze, der gedanken. man mache die gegenprobe mit Hallfred oder Wolfram oder Goethe: da hört man aus den nachbildenden schlägen das versmafs, die einheit, nur selten die eigenlinie des einzelnen satzes. hier ligt — das hat Benz richtig gefühlt — das geheimnis des germanischen versstils. in dieser hinsicht aber ist der Heliandvers so ungeschwächt germanisch wie nur einer.

Den germanischen rhythmusstil über den Heliand hinaus zu entwickeln. wäre kaum möglich gewesen. man begreift, dass diese unbändige form das feld räumen musste. die weltlichen dichter werden dem schweren faltenwurf der bibeleyen nicht nachgeeifert haben: die mafslosigkeiten des Hel. und seiner schule dürfen wir uns nicht als todesursache der alten kunst überhaupt denken. dem stabreimenden vers der laien haben andre umstände den boden abgegraben. wann dies im Sachsenlande geschah, wissen wir nicht: jedenfalls hat auch hier, wie überall, der zahmere reimvers gesiegt, der eine vermittlung bedeutet zwischen germanischem und romanischem formgefühl.

Berlin.

Andreas Heusler.

NEUE BEITRÄGE ZUR ERKLÄRUNG DES PRIESTERLEBENS.

(s. Zs. 54, 99ff u. Xenia Nicol. [Leipzig 1912] 109ff)

I. 'MELIUS EST NUBERE QUAM URI'.

(Pril. 163—218.)

1. Aus den zeilen 172—175 des Priesterlebens geht hervor, dass die pfaffen behaupteten, Paulus habe ihnen mit den worten *bezzer sî gehên danne brinnen* (Cor. I 7, 9) 'die weiber erlaubt' (v. 172). wenn der dichter aber darauf (v. 173f) entgegnet: *daz er den laien umb êlich hîrût hât gesprochen, dâ hât er die phaffen niht in gelochen*, so darf man das nicht mit Lorenz (Heinrich von Melk s. 29) so auffassen, als setze der dichter hiermit für seinen beweis, dass die pfaffen im unrecht seien, die hauptsache voraus. vielmehr kündigt er hiermit das thema und ziel seiner abhandlung an: er will nachweisen, dass Paulus bei seinem ausspruche die pfaffen ausgeschlossen habe. in andrer form wiederholt er dieses sein thema in den zeilen 188—195: Paulus habe mit *gehien* nur die eine *minne* gemeint, nämlich: 'wenn Gott einen dazu bestimmt hat, dass er mit ehelicher heirat zu seiner rechten ehe kommen könne, und', fügt der dichter hinzu. 'das kommt, meine ich, doch den pfaffen nicht zu'. wir erfahren hier, dass nach der behauptung der pfaffen Paulus mit *gehien* zweierlei *minne* gemeint habe, sowol die eheliche der laien als auch die nichteheliche der pfaffen. Heinzel erklärt, die worte v. 195 *des wæn die phaffen niht bestê* setze der dichter 'höhnisch in logischem sprunge' hinzu. wir müssen vielmehr aus diesen zusatze schliessen, dass alle pfaffen jener zeit ohne weiteres zugaben, eheliche heirat sei von Gott nur für den laien verordnet. sonst ist der zusatz und die ganze beweisführung des dichters sinnlos. mit andern worten: für die entstehungszeit des Priesterlebens kommt die priester-ehe gar nicht mehr in betracht. es ist zu einer zeit geschrieben, als es bereits keinem pfaffen — in den gegenden wenigstens, mit denen der dichter zu rechnen hatte — mehr einfiel, an den beschlüssen der concile von Pisa

1134 und im Lateran 1139 zu rütteln. und nicht blofs für das Priesterleben, sondern auch für die Erinnerung gilt diese voraussetzung¹. doch liefsen die priester deswegen zu jener zeit nicht von den weibern. ja in der Erinnerung (v. 142 ff) heifst es sogar: *nū wellent die phaffen uber al in daz haben ze einem rechte gar, daz sich under der phaffen schar sul der wibe iemen anen.* nunmehr beriefen sich nämlich die pfaffen, um ihr concubinatus zu rechtfertigen, wider auf dieselbe stelle des Paulus '*melius est nubere quam uri*', die man früher zur verteidigung der priesterehe verwendet hatte. vgl. Heinzel s. 30/31. sie erklärten nunmehr: allerdings könne kein laie selig werden, der ein weib unehelich habe (Prl. 573f). da es aber für den pfaffen keine eheliche heirat gebe und doch der ausspruch des Paulus in der h. schrift ohne einschränkung dastehe, nun so sei dem pfaffen eben durch Paulus die aufsereheliche geschlechtliche vereinigung erlaubt worden.

Wo steckt nach der meinung des dichters in der schlussfolgerung der pfaffen der fehler? in dem satze, dass der ausspruch ohne einschränkung gültig sei. man dürfe, so sagt er v. 196 ff, Pauli worte nicht aus ihrem zusammenhange reifen: A) Paulus sage vorher *ich wolte alle liute wesen als ich bin*, wozu der dichter hinzufügt: *zwar er was ein ravine maget.* also würde der ideale zustand nach dem wunsche des Paulus der sein, dass die ganze christenheit, der clerus und die laien, jungfräulich bliebe. B) Paulus fahre dann fort: den witwen und unverheirateten frauen solle gesagt sein, es wäre gut für sie, wenn sie bleiben wollten, wie er sei; wenn aber eine das nicht tue, so sei das unter der bedingung keine handlung gegen Gottes gebot, dass sie ehelich in Gott heiraten wolle. in diesem zusammenhange gebrauche Paulus seinen ausspruch. aus B) und A) gehe also unwiderleglich hervor, dass für laien allein *gehên* und zwar eheliche, durch Gott gesegnete verbindungen erlaubt sei, und dass es einem manne wie Paulus nicht habe in den sinn kommen können, dem clerus eine besondere art '*minne*', ein besonderes '*gehên*', das heifse auf gut deutsch ausgedrückt hurerei zu erlauben.

¹ Lorenz hat unrecht, wenn er s. 26 die stellen Erg. 142 und Prl. 208 (soll wol heifsen 215) u. 172 auf die priesterehe bezieht. vgl. vf. Zs. 54, 109.

Der dichter verweist dann noch von v. 210 ab auf eine frühere stelle des Paulus, wo er ganz allgemein gegen jede hurerei, also auch gegen das 'gehien' der pfaffen sich ausgesprochen habe: *daz huor, daz ist in niht guot*, fügt den von Paulus Cor. I 6, 18 angegebenen grund bei, warum die hurerei eine besonders schlimme sünde sei, und schließt seine beweisführung mit den worten v. 218. *von diu suln die pfaffen weder 'gehien' noch brinnen*.

Dass die verteidigung der pfaffen unehrlich sei, hat der dichter schon im anfang des abschnittes, v. 163—169, ausgesprochen. den ausspruch des apostels benutzten die hurerischen, schuldbewusten pfaffen, sagt er, als Adams 'schermwade'.

2. Heinzel behauptet (s. 32), das schlussergebnis des dichters sei: 'weder das *nubere* noch das *uri* komme priestern zu, möge auch das erstere noch dem letzteren vorzuziehen sein'. Lorenz meint dagegen (s. 29), nach des dichters erklärang sei für die pfaffen das *brinnen* besser; 'besser sei es hier auf erden vor brunst zu toben als in der ewigen pein zu heulen. keins von beiden sei ja angenehm. aber man ziehe doch immer von zwei übeln das kleinere vor'. diese beiden besondern deutungen sind ebenso verfehlt wie die allgemeine angabe von Wilmanns über das ziel der polemik des dichters (Beitr. zur gesch. der älteren d. litt. I 22): dieser richte zwar seine angriffe ebensowol gegen gelegentliche unzucht wie gegen priesterliche oder dauerndes concubinat; jedoch sei sein eigentliches augenmerk ohne frage nicht sowol darauf gerichtet, dass die verpflichtung zur keuschheit als die zum eölibat anerkannt werde.

Heinzel und Lorenz haben sich offenbar durch die vv. 176 bis 181, die nicht so ohne weiteres verständlich sind, irreführen lassen. nachdem wir über das endziel der abhandlung klarheit gewonnen haben, können wir dieses kleine stück leicht verstehen und daraus wiederum erkennen, dass unsre bisherigen darlegungen richtig waren.

Auf die zeile 175 *sant Paulus sprichet, bezzer si gehie-danne brinnen* lässt der dichter zunächst die beiden zeilen folgen: *si mugen sprechen, bezzer si toben danne winnen. sant ist doch ietwederz guot*. natürlich sind der dichter und die pfaffen darüber einig, dass das *brinnen* der laien und pfaffen nicht gut, eine sünde sei. das *gehien* der laien, sagt Paulus, ist nicht *alide*.

wenn auch der zustand der *reinen maget* besser ist. er sagt also aus, dass etwas gutes, von Gott geordnetes, besser sei als eine sünde. wie die pfaffen aber das *gehien* für sich umdeuten, so würde der sinn des ausspruchs sein, dass die eine sünde besser sei als die andre sünde. für 'brinnen' kann man einsetzen 'winnen' d. h. toll sein; da aber das 'gehien' der pfaffen eine gleichartige sünde ist, so kann man auch für *gehien* einsetzen 'toben'. so können denn die pfaffen sprechen, *bezzer sî toben danne winnen*, und wenn sie recht haben, dass Paulus ihnen 'gehien' erlaubt habe, so müssen sie sagen — hier geht der dichter in die directe rede über und behält sie bis v. 181 bei —: 'und beides, *toben* und *winnen*, ist doch gut, *gehien* und *brinnen* ist keine sünde, sondern nützt meiner seele'. so hat der dichter die pfaffen ad absurdum geführt.

Damit übrigens, zu untersuchen, welche von beiden sünden gröfser sei, das 'gehien' der pfaffen oder das 'brinnen', gibt er sich nicht ab. die bemerkung Heinzels, *toben* müsse ein niedrigerer grad von raserei sein als *winnen*, ist hinfällig; *huoren*, wofür *toben* eingesetzt wird, ist keine geringere sünde als *brinnen*. — zu beachten ist, dass der dichter das gleiche verbum *toben* für das unsinnige leben der pfaffen auch Prl. 637 braucht, s. s. 71.

Damit das unsinnige in der verteidigung der pfaffen recht deutlich werde, überträgt sodann der dichter die sache vom seelischen auf das leibliche. er fährt v. 178 fort: *der mir¹ mit zwain dingen ubel tuot, die besme ich lihter vertruoge, denne der mich mit chnuteln sluoge; unt tuot mir doch ir iewederz wol*. was die sünden für die seelen, das sind für den leib die ruten und knüttel. wenn der pfaffe die eine sünde, das 'brinnen', ersetzt durch eine zweite, das 'gehien' wie er es versteht, und behauptet, letztere tue der seele besser als die erstere, so ist das grade so, als wenn er behauptet: 'wenn einer meinem leibe mit zwei dingen übel tut, ihn mishandelt, nun so würde ich die ruten leichter ertragen, als wenn man mich mit knütteln schläge, — und es tut mir doch jedes von den beiden dingen wol'.

Das festzustellen, ob in wirklichkeit die schläge mit den *besemen* oder die mit den *chnuteln* das geringere übel sind, darauf kann es dem dichter nicht ankommen. es verhält sich mit den

¹ bei Heinzel ist *mir* weggelassen.

züchtigungen wie vorher mit den handlungen *toben* und *winnen* für den edlen mann ist jede art schläge ein grenel.

3. Der sinn des stückes 176—181 ist kurz der: weder mit *toben* noch mit *winnen*, weder mit *beseuen* noch mit *ehrenteln*, dh. weder mit 'nubere' = *luoren* noch mit 'uri' = *brennen* soll der pfaffe zu tun haben. so sind inhalt und ziel der kleineren einleitenden abhandlung von 163—187 dieselben wie inhalt und ziel der ausführlicheren von 188—218.

Wegen der doppelten behandlung des themas vergleiche verf. Zs. 54, 112f.

II. DER SIMONITISCHE PRIESTER UND JUDAS.

(Prl. 302—366.)

1. Dass die verse des Priesterlebens 302—366 einen abschnitt für sich bilden, darauf hat Wilmanns zuerst hingewiesen (aao. s. 56 anm.).

Heinzel gibt auf s. 10 an, dass der ganze hauptteil, v. 90 bis 746, zur schilderung des unzüchtigen lebens der priester verwendet sei. eine unterabteilung davon, v. 250—436, enthalte den nachweis, dass das messopfer reine hände erfordere, und sie zerfalle wider in drei kleinere teile. den inhalt der beiden ersten gibt er in folgenden sätzen wider: 1. 'der laie muss sich zu zeiten enthalten: um wie viel mehr der priester 250—278.' 2. 'der unwürdige spender gleicht Judas 279—366, — gegen simonie 358 bis 366.' dementsprechend nennt Heinzel s. 21 diese letzten verse 358—366 'nur eine gelegentliche abschweifung'.

Aber nur die verse 250—301 weisen nach, dass der unzüchtige priester unwürdig ist das messopfer zu verrichten. mit der durch unkeuschheit bewirkten unwürdigkeit kann Judas nicht in beziehung gesetzt sein. vielmehr ist Judas das urbild des simonitischen priesters, der unwürdig das abendmahl begeht.

Der tisch des ersten heiligen abendmahls (312) wird dem altar des messopfers verglichen (308). bei jenem waren anwesend der herr und seine dienstmannen, die jünger, unter ihnen Judas; bei diesem sind gegenwärtig der herr (326) sowie 'die himmlische menge und seine dienstmannen' (328 ff) oder das ganze *himelische gedigene* (349, vgl. 279 ff) und dazu der priester, der auch Christi dienstmann ist (337). wie beim ersten abendmahl Judas ein unwürdiges glied war, so vielfach beim messopfer der

priester. unwürdig war Judas durch daß er die phenninge nam unt verchoufet sînen hêrren (303f, vgl. 356f). von den priestern befeißigt sich jetzt noch mancher solcher tat¹ (306. 314): seine hand kauft und verkauft, sie tauft für bezahlung und nimmt geld dafür, daß das leichenbegängnis mit besonderm eifer gefeiert werde (359—363, vgl. Erg. 570—592). wie Judas damals zum abendmahle, so gelit der simonit beinahe alle tage mit unreinem gewissen zum altar und nimmt die hostie, die Christus selbst gesegnet hat, anders in die hand als er sollte, dh. fasst sie mit unsaubrer hand, wie Judas das von Christus gesegnete brot beim abendmahle (325—338). wie aber Christus beim abendmahle seinen jüngern gegenüber klagte: ‘veruntamen ecce manus tradentis me mecum est in mensa’ (Luc. 22, 21) *sîn hant diu mich verrætet diu ist mit mir ob minem tische*, so beklagt er sich jetzt noch bei seinen himmlischen dienstmannen über den simonitischen priester: *sîn hant diu mit mir izzet diu ist diu mich verchoufen wil* (309ff. 328ff. 355ff).

2. Diese ansführungen und deutungen, so bekennt der dichter, verdankt er Beda, und in Heinzels anmerkung finden wir dazu das citat: ‘Beda in Luc. (t. 5, 425): *Vae, inquam, illi homini, de quo Jesus, qui altaribus sacrosanctis inter immolandum, utpote proposita consecraturus, adesse non dubitatur, adstantibus sibi ministris caelestibus queri cogitur ‘ecce’, inquires, ‘manus tradentis me mecum est in mensa’* (marginalnote: *In sacerdotes iniquos*)’.

Nun hatte Heinzel die verse 316—324 als interpolation eingeklammert. er bemerkt dazu s. 153, es falle vor allem der priamelhafte ton auf; aber auch der inhalt sei ganz unpassend. zwar hat Wilmanns s. 60 diese behauptungen schon kurz zurückgewiesen; es verlohnt sich aber doch, zumal da sich Seemüller (Zs. f. d. ph. 20, 376 anm.) damit nicht zufrieden gibt, auf das einzelne einzugehen.

Meine obigen darlegungen zeigen, daß Heinzel unrecht hat, wenn er behauptet, ‘die angezogenen worte’ stünden nicht bei Beda. die worte *als wir Bêdam hæren jehen* beziehen sich auf die vorhergehenden zeilen: ‘es gibt manche, die Judas handlungsweise noch jetzt üben, ohne zu verstehn, daß sie selbst mit Christi wort jetzt noch getroffen werden’, und diese zeilen be-

¹ über die ausdehnung des begriffs der simonie vgl. Heinzel s. 33.

sagen doch im grunde genommen dasselbe was Beda mit den worten meint: '*Vae, inquam, illi homini, de quo Iesus = queri cogitur etc.*' — die zeilen 319ff aber enthalten keine 'gemüthplätze', sondern erklären, inwiefern die schriftstelle 311f an manche jetzige priester noch passt. denn diese verraten und verkaufen den herrn, indem sie wie Judas mit *unrecht quol gewonnen*, hier ist wie auch Erg. 94 *die wile er an dem unrecht stat* mit dem worte *unrecht* die sünde der simonie gemeint, ebenso Prl. 613. und wie Prl. 613f. *unrecht unt bôshait* verbunden erscheinen, dh. simonie und unzucht (s. unten s. 63), so auch an unsrer stelle 320f *unrecht* und *bese gelust*. wir würden allerdings, da doch der dichter von v. 302 ab die simonie im besondern behandeln will, eher erwarten, dass auch v. 320 nur das *unrecht* erwähnt wäre. aber da das durch simonie gewonnene geld von den pfaffen zur befriedigung ihrer unkeuschen gelüste verwendet wird (Prl. 580ff, s. unten s. 61), so bringt der dichter auch hier die beiden sünden verbunden. und so verknüpft er den mit 302 beginnenden teil des Priesterlebens mit dem in v. 304 endenden. in ganz ähnlicher weise verbindet er auch Erg. 99f. die beiden sünden, obwohl er zunächst noch gar nicht von der unzucht der pfaffen zu reden hat, sondern erst 142f. — wenn schliesslich Heinzel den v. 317 'ganz müßig' nennt, so hat er, scheint mir, auch damit nicht recht. man darf natürlich nicht verbinden *unt noch hiute mugen sehen an sîner suozzen lère*, sondern die zeile *an sîner suozzen lère* gehört nur mit *als wir Bédam heren jehes* zusammen, und zu der parenthese *unt (als wir) noch hiute mugen sehen* muss man aus 313f hinzuverstehen: dass sie *Judas werch noch bigênt unt sich der rede niht verstant*. solche einschaltungen 'zur rhetorischen unterbrechung' liebt der dichter; Heinzel stellt auf s. 13 einige zusammen; vgl. auch Erg. 24—26.

Die zeitbestimmung *noch hiute* entspricht dem *nach* von v. 314 und *hiut* von v. 359; der dichter will immer wieder hervorheben, was Beda mit dem bloßen präsens '*de quo — queri cogitur*' ausdrückt, dass das beispiel des Judas noch zu der zeit da er schreibt nachahmer genug findet. deshalb wird *nach* das in der handschrift überlieferte '*nach*' in v. 328 *nach er vortage nach der himelischen reinge* als eine verschreibung mit *nach* zu verstehen sein. Wilmanns erklärung *nach* = 'ernach oder nachher' befriedigt mich nicht; ESchröders ändrung *Zt. 47, 2070*

unt er chlage vor der oder chlage aller himelischen menige wird nicht nötig sein.

Ich will noch bemerken, dass v. 313 *ich wæne diu rede sumlîch iht verwische* wol von Heinzel nicht richtig erklärt worden ist, wenn er übersetzt: 'ich glaube, die stelle ist manchem entgangen'. vielmehr wird *iht* nach *ich wæne* im sinne von *nicht* zu verstehn sein, und *einen nicht verwischen* = 'an einem nicht vorübergehn' ist soviel als 'einen in schlimmer weise treffen'. also: 'ich meine, die worte Christi, die er über Judas gesprochen hat, treffen mit ihrer furchtbaren beschuldigung gar manche, die heutzutage noch wie Judas handeln'.

Die vielen relativsätze von 314—323 sind wol ἀπὸ ζωivoῦ zugleich zu *sumlîch verwische* 313 und zu *die habent — gitân* 324 zu verstehn.

3. Auffällig ist die gleichartigkeit der composition in diesem abschnitte Prl. 302—366 und in dem oben behandelten stücke Prl. 172—218. hier wird ein citat aus Beda, dort eins aus Paulus behandelt, hier wie dort erst in einem kürzeren, dann in einem ausführlicheren teile. der kürzere teil ist hier wie dort mit einem triplet beschlossen (hier 322—324, dort 185—187). der ausführlichere teil beginnt dort mit den worten *Paulus spricht, bezzer sî* usw., die auf 172 und 175 zurückweisen. hier entspricht 325 die zeile *Bêdâ spricht disiu wort*, die an 316 *als wir Bêdam hæren sagen* anknüpft.

Dass der schreiber bei beginn des hauptteils in v. 302 mit einem gewöhnlichen schwarzen buchstaben anfängt, während er den beginn des unterteils, der zweiten behandlung des themas (v. 325), mit einem grofsen roten buchstaben kennzeichnet, habe ich Zs. 54, 113 besprochen und andre belege für diesen gebrauch aus der Erinnerung beigebracht. doch ist die sache im Priesterleben wol etwas anders zu beurteilen; s. unten s. 83.

III. 'DIE DREI, DIE SELIG WERDEN'

UND

'QUICUNQUE SINE LEGE PECCAVERUNT, SINE LEGE PERIBUNT'.

(Prl. 457—618.)

1. Mit v. 487 geht der dichter zu einem neuen abschnitt über, worin er den pfaffen von einer neuen seite beizukommen

sucht. er sagt von ihnen: *Si hânt vil diche gebrechet daz niemen werde erlediget an dem jungisten tage wan die dri¹* und erinnert damit an Ezech. 14, 14: *Et si fuerint tres cives in in medio eius* (nämlich terrae), *Noe, Daniel et Job: quia loquuti sua liberabunt animas suas, ait Dominus creccituum.*

Die theologen erklären (s. Heinzl s. 147), dass diese drei männer drei classen (ordines) der menschen darstellen, denen von Gott freisprechung beim jüngsten gerichte verbürgt sei, und zwar Noah die classe der leiter der christenheit (pastores, praepositi, rectores, doctores), Daniel die der jungfräulichen (continentes u.), Hiob die der verheirateten (reete coningati u.). jedoch dürfen, so meint der dichter, die pfaffen nun nicht etwa behaupten, dass ihnen, weil sie durch die weihe mitglieder der ersten classe seien, die ewige seligkeit sicher sei. darum fügt er, ehe er die drei ordines durchnimmt, hinzu: (490) *verneht wie daz bediulet si. alle die lêrere urchudent: die ân ê sudent, den urt auch vertæilet ân ê.* die stelle aus Ezechiel soll also nur gelten in verbinding mit Paulus Rom. 2, 12: *quicumque enim sine lege peccaverunt, sine lege peribunt.* Paulus meint mit diesen worten die vor dem gerichte Christi erscheinenden heiden die ohne das mosaische gesetz zu besitzen gesündigt haben. so werden die worte — mit einer erweiterung — auch in der stelle bei Honorius (Eluc. 3, 14), die Heinzl anführt, verwendet, in solchem sinne aber können sie vom dichter unmöglich hier verwertet worden sein.

Besser hilft uns zum verständnis die stelle die Heinzl aus Bernhard vClairveaux De consideratione 3, 5 so anführt: *unusquisque, inquit* (Paulus Cor. I 15, 23), *in suo ordine resurget. Isti* (die priester, die wie ritter oder geschäftsleute sich gebärden) *in quo? An qui sine ordine peccaverunt, sine ordine peribunt?* auch im Priesterleben werden ja die worte aus dem Römerbriefe mit einer bibelstelle combinirt, die auf die ordines der menschen beim jüngsten gerichte bezug hat. und der dichter spricht in v. 556 gradezu vom *briesterlichen orden*, und *orden* und *gehören* zueinander. wer zu einem orden gerechnet sein will, muss das gesetz halten auf das jener gegründet ist.

Es ist also klar, dass der dichter nach dem vorgange von

¹ wegen *dri*; si vgl. ESchröder Zs. 45, 221.

kirchenlehrern die worte des Paulus aus dem zusammenhange des Römerbriefs herausgerissen und auf die classen der vor dem richter Christus erscheinenden christen angewandt hat.

In den zeilen 494—504 gibt er nun die gesetze an, die für jeden der drei orden gelten. für den dritten orden (501 *die aber diu wîp hânt erchant, die sint zuo Jôbe ginant*) finden wir das gesetz auch wirklich in gesetzesform (503 *die sulen immer biliben stete mit êlicher hîrate*). von wichtigkeit ist hier für uns, was über den ersten in aussageform gegeben wird: 494 *der arche phleget hie bivor Nôê; alsô tuont ouch si biraweite der hwiligen christenhæite*, 'die <echten> glieder dieses ordens leiten in bereitwilliger weise¹ die heilige kirche, wie einst Noah die arche'. dass das gesetz das wir daraus zu entnehmen haben so allgemein gehalten ist, wird uns nicht wundern — ich komme weiter unten noch einmal darauf zurück —: noch frisch im gedächtnisse des hörers oder lesers ist der beweis *von diu suln die phaffen weder 'gehien' noch brinnen*, und wie im anschluss daran der dichter sich 219 ff positiv über die ê ausgesprochen hat die für die priester gilt; dort nennt er ihr gesetz *ir recht: Ir recht wil ich fur bringen: si solten den lip twingen mit vasten unt mit wachen unt mit andern geistlichen sachen*. weiter unten in dem abschnitte den ich hier behandle führt er dasselbe noch einmal mit ähnlichen worten aus: 540 ff *jâ sol er den lip twingen, daz er werde chîusch unt rwine* und fügt noch andre vorschriften hinzu: 542 ff *sîn guot sol wesen gemæine; gerne sol er sehen die geste, schaffe den durftigen reste, habe die waisen in sîner phlege, beschirme die wîtven swâ er mege*.

Die angehörigen aller drei classen treten aus ihrem orden heraus, sobald sie *ân ê* sündigen, dh. ohne sich an die besondern für sie gültigen gesetze zu halten, und *âne ê*, dh. als aufserhalb der grundgesetze, also auch aufserhalb des betreffenden ordens stehend werden sie dereinst vom richter Christus zum ewigen tode verurteilt werden. sobald also einer aus der classe der 'recte coniugati' *ein wîp unêlichen hât* (v. 574), gehört er in die classe der *huorer* (*in der huorer zeche* v. 522), ebenso aber auch einer aus der ersten classe — natürlich auch der zweiten, die

¹ *biraweite* in v. 495 ist kein fliçkwort, wie Heinzel s. 15 behauptet. darauf kommt es grade an, dass die pfaffen damals keine bereitwilligkeit zeigten ihr amt zu erfüllen; vgl. Erg. 51 und dazu Zs. 54, 100 u. 111.

wir hier beiseite lassen können —, wenn er überhaupt sich mit dem weibe zu schaffen macht. die unkenschen aus allen drei orden bilden für den richter eine besondre classe der zu verdammenden, die der 'fornicarii'. darum sagt der dichter: 505 *genist niemen wan die drî, nû war choment die fornicarii* daz sprichet 'die basen huorârê': der actus wirdet swar man vindet si nînder unler den drîn. wie oben in v. 209 die ersetzung des ausdrucks *gehien* durch *daz huor*, so trifft in v. 506 die unvermittelte, grobe frage *nû war choment die fornicarii* die pfaffen gleich einem plötzlichen schlage. mit ihren eignen worten hat der dichter die pfaffen geschlagen: sie predigen die wahrheit, dass nur die bekannten drei selig werden: sich selbst aber schliessen sie damit aus. sie zücken 'die zweischneiligen schwerer' zu ihrem eignen ewigen verderben (v. 510—515).

Die folgenden zeilen bis 562 handeln weiter ausführlich von dem unterschiede zwischen dem echten priester, der kurz *bischof* genannt wird, und dem unechten. die angriffe des dichters gelten nicht dem echten. recht bezeichnend sind die zeilen 548 ff., die sich an die oben s. 58 angeführten über die pflichten des priesters anschliessen: *swâ er des niht tuot, dâ hat er dem nâmen widerswêit unt ist gar an got verzwêit*: der pflichtvergessen-priester hat sich vor dem göttlichen richter von dem stande des priesters losgesagt¹.

2. Heinzl hat die zeilen 563—618 zu einem ganzen zusammengenommen. über den gedankengang dieses abschnitts wie insbesondere über die deutung der zeilen 577—584 sind er und Wilmanns verschiedner meinung.

Klar ist zunächst der inhalt des stückes 563—571: die priester entehren sich durch den widerspruch ihrer lehre, des preises der keuschheit, mit ihrem leben; infolgedessen glaubt der laie nicht an die gefährlichkeit der unkenscheit. nur ist zu bemerken, dass Heinzl irrigerweise dieses stück mit den folgenden versen verbindet, und dass Wilmanns ihm hierin mit unrecht gefolgt ist. der dichter hat selbst in doppelter weise deutlich gemacht, dass die zeilen 563—571 als das schlusstück

¹ auf die misverständnisse, die Heinzls bemerkungen zu 505 (481) und zu 513 (522) zeigen, brauch ich nicht weiter einzugehen; s. auch Zarneke Litt. centrbl. 1868 s. 560, Wilmanns a. a. o. s. 96 und *Deutsche Zs.* 19, 342.

des mit 487 beginnenden abschnittes angesehen werden sollen. er weist in v. 565 mit *predige* auf die einleitenden worte v. 487 zurück: *Si hânt vil diche gebrediget* und bekundet damit, dass hier anfang und ende sich zum ringe zusammenschließen. grade Wilmanns hat aao. 56 zuerst auf dieses verfahren des dichters sowol an einer stelle der Erinnerung als auch an einer zweiten des Priesterlebens aufmerksam gemacht. außerdem aber hat der dichter noch als äufseres dispositionszeichen 569—571 ein triplet gesetzt, s. unten s. 83. übrigens findet sich der hinweis, dass die pfaffen den laien ein böses beispiel geben, als abschluss eines teils auch Prl. 127 ff.

Zum ersten satze des neuen abschnittes 572 *Si sprechent, si haben ouch daz gilesen, daz dehæin læie nuge ginesen, der ein wîp unêlichen hât: sô wirt der phaffen vil selten rât die dehæin ê behaltent* bemerkt Heinzel s. 32, der dichter schliesse hier von geringerem auf gröfseres: 'wenn schon ein laie verdammt wird, der aufser der ehe mit einem weibe lebt, um wie viel gewisseres verderben haben die priester zu fürchten, die keine ehe eingehn können'¹. wir müssen sicherlich diese stelle zu der oben behandelten v. 487 ff in beziehung setzen. dann ist die steigerung anders geartet: 'die pfaffen sagen, sie hätten in der schrift auch das gefunden, dass kein laie am jüngsten tage gerettet werden könne, der ein weib in ungesetzmäfsiger weise habe: so gibt es für die pfaffen niemals rettung, die kein für ihren orden gültiges gesetz halten'.

In den folgenden versen, von 577—606, wird nun noch einmal gezeigt, wieso die pfaffen kein gesetz halten. die gesetze für den orden der priester, die wir oben s. 58 zusammengestellt hatten, können wir in zwei hauptgesetze zusammenfassen: sie sollen erstens selbst keusch leben und zweitens ihre amtpflichten gegen die laien erfüllen (vgl. Prl. 625 f *daz si ir chiusche behielten unt der rüstere genâden wielten*). in v. 577 ff bringt der dichter noch ein drastisches beispiel, wie die pfaffen sich gegen das erste, in v. 585 ff, wie sie sich gegen das zweite gesetz vergehn. zuerst zeigt er, dass jene sich durch unkeuschheit in viel schlimmerer weise versündigen als die laien. sonst

¹ im commentar fügt er zu v. 567 (576) die anmerkung hinzu: '*die dehæin ê behaltent*, wie man sagen kann *sicherheit, eit* oder auch *den samstac behalten*'.

lässt doch im alter die unkeuschheit nach; 'aber die pfaffen wollen dann, wenigstens manche von ihnen, nichts als junge mädchen haben. ihr verlangen muss man ihnen erfüllen; denn das geld strömt ihnen nur so zu — das ja immer den menschen schadet und sie hindert die ewige seligkeit zu erlangen¹ —, das die pfaffen ohne arbeit gewinnen: es ist nicht zu verwundern, das sie, die so viele fremde sünde auf sich laden, ihren verstand verlieren'². in diesem passus hat sich der dichter den übergang gebahnt zur besprechung der zweiten hauptsünde der pfaffen, der ungesetzmäßigen verwaltung der sacramente, bes des schlüsselamtes: die armen, die ihnen nichts zahlen können, bestrafen sie für geringes vergehn mit dem kirchenbanne, den reichen sprechen sie von den grösten sünden los für geld, das sie eben in der geschilderten weise zur befriedigung ihrer unkeuschen lüste verwenden (vgl. oben s. 55).

Wilmanns ist in seiner deutung der stelle 577 ff zu ganz andern ergebnissen gelangt. er sagt s. 31, man sollte allerdings zunächst meinen, das verlangen nach dirnen werde den pfaffen nachgesagt; aber der zusammenhang gestatte diese auffassung nicht. sowol aus den einleitenden (v. 565 ff; doch gehören die zeilen bis 571 zum vorhergehenden abschnitte, s. o. s. 59 f) als aus den schlussversen (v. 585—590) ergebe sich, dass der dichter einen trevel der laien zur sprache gebracht haben müsse, den der geistliche gegen bezahlung ungeahndet lasse. 'das böse beispiel der geistlichen', führt er aus, 'ermutigt die laien zu bösem beginnen. wir finden so manchen alten, dessen sinn nur auf ein haus voll mädchen geht. die pfaffen lassen ihnen ihren willen um des geldes willen, das ihnen mühelos dafür zulfießt. sie nehmen bereitwillig die fremde sünde auf sich und verschließen dadurch sich und ihren gemeindeangehörigen den himmel'. ich meine, so zerreifst grade Wilmanns den zusammenhang: erst lesen wir die

¹ Mit unrecht findet Heinzel s. 8 in den worten *des rei latus tenon genüzset* schneidenden hohn: 'den alten priestern müsse man ihre vorbede für dirnen zu gute halten: so ziehe doch irgend jemand nutzen von ihrer mühelos erworbenen einkünften'. es ligt vielmehr eine allgemeine bemerkung des sein armutsgelübde hoch haltenden dichters über des schätlichkeit des reichthums vor, die besonders in der Erinnerung *ätes waiet* holt wird; vgl. zb. Erg 826f.

² was hier *absinnen* heißt, wird Prl 176 (s. o. s. 52) und 681 (s. o. s. 71) *toben* genannt.

schlussfolgerung, dass die sündigen pfaffen ebensowenig oder noch weniger als die unkeuschen laien aussicht auf die ewige seligkeit haben, und nun soll eine so specielle schilderung des treibens der reichen laien folgen, darauf von 596—599 eine bemerkung über die üble lage der armen laien und 602ff nochmals ein hinweis, aber nur in allgemeinen ausdrücken, auf die ungesetzmäßige art, wie die reichen laien von den pfaffen bevorzugt werden (*ist daz einer grôzze mein tuot, dâ fur nîmt er sîn guot*)! unwahrscheinlich wird diese deutung auch wegen der hârte, die Wilmanns dem stile des dichters zumutet: 579 *ir (willen)* bezieht er auf die reichen laien, (*muoz*) *man* auf die pfaffen, *in (vertragen)* auf die laien, 580 (*wan*) *in (daz guot zuo vliuzzet)* auf die pfaffen.

Übrigens ist auch nicht mit Wilmanns hinter 590 ein abschnitt zu machen, sondern schon hinter 584. an die spitze des neuen teils (585—618) über die simonitische habsucht der priester setzt der dichter zwei bibelstellen, die er kombiniert (wie er es auch vorher 487ff gemacht hatte, s. s. 57): 586 *sô sol inz doch got biwæren, dâ er spricht wê in truogæren! ir habt die¹ himelsluzzel bistân unt welt niemen dar in lân unt enchont ouch selbe dar in niht. noch vernemt ouch ein sîn vergiht: er spricht 'die muken ir lîchet, die olbenden ir slichet'. in der Erinnerung entspricht der stelle Prl. 585—618 das stück v. 99 bis 141. auch dort finden wir an den anfang zwei bibelstellen gesetzt: v. 108 *dise verswelhent mîner liute sunde* und v. 110ff *dise ladent âf daz armlîut¹ solhe burde die niemen mac erheben unt wellent si selbe niht erwegen. die beiden werden verbunden durch den v. 109 unser hêrre ouch selbe chiut, der in unsrer stelle hier Prl. 591 entspricht: noch vernemt usw.**

Eine genauere ausführung der allgemeinen bemerkung Prl. 602f *ist daz einer grôzze mein tuot, dâ fur nîmt er sîn guot* (vgl. Erg. 113f) enthält nicht der vorhergehende passus 577ff, sondern der dichter hat sich diese für den schlussteil des Priesterlebens aufgespart, der über die pfaffenweiber handelt: v. 683ff.

3. In den letzten zeilen unseres abschnitts (607—618) fordert der dichter die laien auf, sich der leitung der pfaffen zu entziehen, deren treiben er eben beschrieben hat. er erinnert an

¹ s. ESchröder Zs. 45, 222.

Christi ausspruch Matth. 5, 29 'quodsi oculus tuus dexter scandalizat te, erue eum et proice abs te' und deutet das auf die nach dem vorgange des Honorius (Heinzel s. 150) auf den schlechten priester.

Ich möchte hier einen vorschlag zur verbesserung der verderbten überlieferung für die zeilen 613—618 machen. überliefert ist (s. ESchröder aao.): *swem dem phaffen unrehtes mit ist. unt bôshæit ir giselle, (615) der vert mit zwain ougen hân ze helle. nû ist bezzer daz er endar. mit siner uppchait var. unt daz uns got hab in sîner giwar.* Haupt verbesserte im anfang *swæane dem* oder *swem der*; Scherer schlug vor: *swer dem phaffen unrehtes mit ist unt ir bôshæit geselle*; bei Heinzel lesen wir: *swem der phaffen unrehtes mit ist unt bôshait ir giselle; der vert* usw. Wilmanns folgt Scherer. zu *endar* in v 616 bemerkt er s. 30: 'ich finde das wort nicht belegt: ist es nach *enwee* für einfaches *dar* eingetreten? oder ist *ene dar* zu lesen?' ich vermute, dass in älterer vorlage gestanden hat *dazendar*.¹ durch andre interpunction wird die änderung *ir bôshait* für *hæihæit ir* überflüssig. ich lese also: *swer dem phaffen unrehtes mit ist unt bôshæit, ir giselle der vert mit zwain ougen hân ze helle. nû ist bezzer daz ener dar mit siner uppchait var unt daz uns got hab in sîner giwar.* das verbum *mit ist* ist zwischen die beiden genetive *unrehtes* und *bôshait* gestellt, wie zb. in Erg. 542 das verbum *uege* von den beiden subjecten *ich* und *ander iemen* eingeschlossen wird: *uere dem ic uoge ic oder ander iemen gesagen.* wegen *ir giselle* | *der* vgl. zb. Erg. 409 *gweistliche rihtare* | *die* u. v. a. st. der wechsel zwischen dem sing. *dem phaffen*, dem plur. *ir (giselle)* und dem sing. *ener* ist nicht zu beanstanden, vgl. Heinzel s. 14.

Wol zu beachten ist, dass in diesen schlusszeilen die zweiseitigkeit des ganzen abschnitts von 157 an noch einmal hervorgehoben wird durch die worte *unrehtes unt bôshait*, denn *unrehtes* weist auf die zuletzt besprochene simonitische hatsucht zurück; der ausdruck *bôshait* aber deutet offenbar auf den ersten unterteil hin, der von den nicolaiten handelt, die 507 *die hânou huorære* genannt werden, und von denen es 511 heißt *die der*

¹ in der form *ener* hat vielleicht ursprünglich das prädicat auch Prl. 677 gestanden, wo *untz ic iener mit dem quate gestat beschiden ist*, wo also *untz ic ener* usw. zu lesen wäre

bôshweil phlegent‘; auch 565f ist *bæsez leben* der gegensatz von *chiusche*, und *einen bæsen muot* in 567 muss ‘unkeuschen sinn’ bedeuten; vgl. auch Prl. 215. *unreht* und *bæse gelust* hatten wir schon oben (Prl. 320f, s. s. 55) vereinigt gefunden.

4. Nachdem wir die schwierigen stellen des ganzen abschnitts 487—618 besprochen haben, wenden wir uns noch einmal zum anfang zurück. Heinzl sagt s. 7: ‘ausgebildet war die logische befähigung (des dichters) keineswegs, und seine beweis gehu mitunter auffallend daneben. — wie er Prl. 485 (494) fehlgegriffen hat, wird später gezeigt werden; aber auch jetzt schon sehen wir, dass er mindestens ein mittelglied auslässt, wenn er die lehrer der christenheit, die jungfräulichen und verheirateten zur ewigen seligkeit bestimmt und deshalb unzüchtige lehrer der christenheit davon ausgeschlossen wissen will’. und s. 148 fügt Heinzl hinzu, statt dieser einteilung in die drei ordines habe der dichter eigentlich eine andre gruppierung im sinne gehabt, die dreifache keuschheit (*castitas conjugalis, vidualis, virginalis*). die vorwürfe Heinzels sind nach meinen darlegungen unbegründet.

Ein hauptirrtum Heinzels ist es, worauf ich schon oben s. 53f hinwies, dass der dichter des Priesterlebens in seinem ganzen werke von v. 90 an allein das unzüchtige leben der priester habe schildern wollen. im besondern disponiert er (s. 10) von v. 487 (nach unsrer zählung) an so:

‘Widerspruch zwischen den lehren und dem leben der priester 487—618,

a) der unzüchtige priester gehört nicht zu den drei, die selig werden 487—562,

α) wer sich nicht enthalten kann, werde nicht priester 516—562,

b) der priester predigt keuschheit und tut das Gegenteil 563—618,

α) sogar der laie muss außer der ehe sich enthalten 572—576,

β) strenge gegen laien in kleinigkeiten 583—604’.

Vielmehr ist, wie wir gesehen haben, so zu disponieren:
Nur der echte priester gehört zu den drei, die selig werden.
487—618,

- a) nicht aber der nicolaitische 505—571,
übergang 572—584,
- b) und nicht der simonitisch-habsüchtige 585—606;
schluss: aufforderung an die laien, sich von beiden
classen unechter priester loszumachen, um nicht mit
ihnen der hölle zu verfallen 607—618.'

Weil also der dichter mit den worten *der arche phlegel ho bivor Nôê; alsô tuont ouch si biravite der heiligen christen- hawite* sagen wollte, dass der echte priester alle seine pflichten erfülle, dh. weder nicolait noch simonit sei, und weil so die einleitenden worte auf den ganzen abschnitt bis 618 im voraus hindeuten sollten, deshalb konnte der dichter nicht daran denken, die drei arten der castitas als ausgangspunct zu benutzen. dass er v. 505 ohne zwischenbemerkung sofort die unzücht der priester angreift, entspricht seiner leidenschaftlichen art der behandlung des stoffes (s. unten s. 88).

Einen nachtrag will ich bei dieser gelegenheit bringen. Heinzel hatte schon vorher, wie wir oben s. 53 dargelegt haben, in dem abschnitte Prl. 302 ff die zweiteiligkeit der angriffe nicht richtig erkannt. die folge war, dass er auch den inhalt des stückes 437—486 nicht recht erschöpfte. er gibt s. 10 nur an: 'wie Daniel die jüdischen, so will der dichter die christlichen priester mahnen'. vielmehr hätte er sagen sollen: 'der dichter stellt die nicolaiten den alten priestern, die in ihrer unkeuschheit der schönen Susanna nachstellten, sich selbst dem sie verurteilenden Daniel gleich (437—464). sodann nennt er als urbild der simonitisch-habsüchtigen priester im alten testament den propheten Bileam, der in seiner 'jüdischeit' für geld das volk Gottes verfluchen wollte, während der dichter sich selbst mit der warnenden eselin vergleicht (465—472)'.

IV. DIE FÜRSTEN UND DIE PFAFFEN

(Prl. 619—642.)

1. Als hauptinhalt des abschnittes Prl. 619—642 gibt Heinzel auf s. 11 an: 'die priester werden hart und unkeusch durch ihr freies leben: ackerbau'. in v. 623 *ob si die herren wol hieten* findet er den zehnten angedeutet (s. 35). wenn von v. 627 ab der dichter den priestern die beschäftigung mit ackerbau zum vorwurf mache, so gehe das auf die reichen caniker

und ihre dilettantische beschäftigung mit der cultur ihrer weizenfelder und weingärten (s. 36f). 'die fürsten', so sage der dichter, 'sollten es misbilligen, dass am römischen hofe die päpste und die bischöfe ein übereinkommen getroffen hätten, dem zufolge in ganz Deutschland sowie in Ungarn und Böhmen die geistlichen den pflug selbst führen, selbst dreschen und mähen. einfach leben aber wie die knechte, deren arbeit sie verrichten, wollen sie nicht' (s. 35).

Die beziehung auf die domherren weist Wilmanns (s. 19f) als willkürlich und unbefriedigend zurück; vielmehr bezeichne es der dichter als ein unglück, dass sich die geistlichen überhaupt mit weltlichen geschäften befassen. die geistlichen — auf diese und nicht wie Heinzl auf die fürsten bezieht Wilmanns die zeile 627 *in solde sîn vil læit* — sollten es bedauern, dass jenes übereinkommen getroffen wurde. der dichter wolle priester und eine kirche, die auf weltlichen besitz verzichten (s. 20). die macht und pracht¹ der römischen kirche sei dem dichter ein greuel. 'lieber sähe er ihre diener in der unwürdigen stellung, mit der der niedere clerus der griechischen kirche vielfach vorlieb nehmen musste' (s. 30). die kirche erscheine als der weltlichen macht untergeordnet (s. 29). 'die priester sollen von den fürsten und herren abhängig sein, die ihnen den unterhalt gewähren; eingedenk ihres heiligen berufes würden sie sich nichts daraus machen, mit den knechten am ende der bank zu sitzen und von geringer speise zu leben' (s. 21). aus der anordnung *ze Ungern unt ze Bêheim unt in allen diutschen landen* schließt Wilmanns (s. 25), dass Ungarn in des dichters interesse die erste stelle eingenommen habe, Ungarn, wo zahlreiche gemeinden den griechischen ritus hatten.

Dass der grund dieser anordnung ein anderer sein kann, darauf hat schon Kochendörffer (Zs 35, 259) mit recht hingewiesen: der reinzwang genüge, sie zu erklären. aber man wird vielleicht auch schliefen dürfen, dass der dichter der ansicht war, die gerügte beschäftigung der geistlichen sei in Ungarn und Böhmen eher zu entschuldigen als in Deutschland, da jene länder in der cultur hinter diesem zurückstanden.

¹ hierbei hat Wilmanns wol v. 642 *vil gerne si dirre schönheit vergaessen* im sinne?

Lorenz (s. 19—21) folgt Wilmanns insofern, als er unter den pfaffen den seelsorgerclerus versteht und auf sie den dat. in in v. 627 bezieht. dagegen weist er Wilmanns annahme zurück, dass unsere stelle einen angriff auf den weltlichen besitz der kirche enthalte. und darin stimm ich Lorenz bei. der dichter würde ganz andre ausdrücke gebraucht haben als 'die pfaffen haben den pflug in ihren händen, sie dreschen und mähen', wenn er den weltlichen besitz, die macht und pracht der römischen kirche hätte treffen wollen. Lorenz erblickt in der stelle nur den eifer eines hildebrandisten, der den priesterstand und das priesterliche ansehen zu heben suche. in welcher weise Lorenz die letzten zeilen von 638 an mit dem vorhergehenden verbinden will, gibt er nicht an, sondern sagt nur: 'ihre beschäftigung mit ackerbau hat die unliebsame, entehrende folge, dass sie bei den festlichen banketten auch ihren platz am ende der bank bei den knechten finden'.

2. Einig sind alle erklärer in der annahme, dass der dichter in unserm stücke einen reformvorschlag mache. wir wollen prüfen, wie ein solcher sich in den zusammenhang des ganzen einfügt.

Der dichter hat bis v. 618 dargelegt, dass die sünden der pfaffen von zweierlei art sind: unkeuschheit und verkauf der gnadenmittel, um geld für die befriedigung ihrer gelüste zu erhalten. auch mittel hat er bereits angegeben, wie das leben der pfaffen solle gebessert werden: 1) v. 119 die weiber sollen sie von sich vertreiben; 2) v. 220 ff *si solten den lip tragen mit vasten unt mit wachen unt mit andern geistlichen sachen*; ähnlich v. 540 ff, s. o. s. 58; 3) v. 296 *mit warer buoze, mit rechten rüwen* sollen sie gegen den drohenden ewigen tod gerüstet sein. also der dichter hat erklärt, von den pfaffen selbst müsse die reform ausgehn, und mit geistlichen mitteln sollten sie an sich arbeiten. nach der meinung der erklärer aber spricht der dichter jetzt, ehe er zu dem letzten, ausgelassensten abschnitte seiner satire, dem über die pfaffendirnen, übergeht, die erwartung aus, dass andre den anstofs zur reform mit äulseren mitteln geben sollten. es klingt im anfang ganz annehmbar: *Gerne sächen die fursten daz, daz die phaffen als die lichtenz von ir bescheiden muosen brinnen nützen unt imen* natürlich ist es, dass die fürsten es gerne sähen, wenn die pfaffen tugendhaft lebten und ihre

gemeinden tugendhaft machten, denn die fürsten und herren hätten den nutzen davon. was sollten nun die herren tun, um ihre gute absicht zu erreichen? Heinzel und Wilmanns verstehn die worte 623 ff *ob si die hêrren wol hieten, dâ wider solden si bieten* usw. so: die herren sollten — es sich geld kosten lassen. Wilmanns erklärt zwar nur: 'die fürsten sollten den geistlichen den unterhalt gewähren'; aber *wol hân* müste doch bedeuten: 'so reichlich, dass die pfaffen damit zufrieden sein könnten'. und gegen diesen reichlichen unterhalt sollten dann die pfaffen tugend und treue pflichterfüllung als gegengabe bieten. Lorenz spricht sich über *wol hân* nicht besonders aus; doch müste er nach seiner allgemeinen darlegung (s. o. s. 67) die zeile 623 so deuten, dass die gabe der fürsten in der hebung des priesterstandes und des priesterlichen ansehens, insbesondere in ehrung bei den festlichen banketten bestehn solle.

Ich bin der ansicht, dass der dichter durch derartige vorschläge die wirkung seiner satire zunichte gemacht und für seine reformbemühung den hohn seiner zuhörer oder leser geerntet hätte. das ziel des ganzen abschnittes 619—642 muss ein ganz andres sein.

Der art des dichters ist es angemessen, wenn man im schlusse der erörterung sein hauptziel sucht (s. o. s. 51). aus der form des schlusssatzes 642 *vil gerne si dirre schönheit vergæzzen* hat man zu entnehmen, dass in würllichkeit die pfaffen *dise schönheit* immer im sinne hatten. was heist *disiu schönheit*? das hinweisende pronomen wird man nicht anders deuten dürfen als in dem ähnlichen ausdrücke *dirre wertliche rîchtuom* Erg. 139, *ditzes rîchtuomes* Erg. 841 und *dise arme êre* Erg. 525. die pfaffen wollten also ihren anteil an der herrlichkeit dieser welt haben.

Was die pfaffen im einzelnen mit dieser herrlichkeit meinen, das geben offenbar die vorhergehenden zeilen an: 638 ff *sô wurd in vil endanc daz si an dem drum der banc bî den knechten gesæzzen, mit in ubel trunchen unt æzzen*. aus ihrer form ist wider zu schliessen, dass in würllichkeit damals die pfaffen unzufrieden damit waren, ihren platz an dem ende der bank bei den knechten zu erhalten und mit ihnen schlechte speise und trank zu geniessen. nach des dichters art drastisch ausgedrückt war es ihr verlangen, mit den herren oben an der tafel zu sitzen, *der fursten*

gesedele (Erg. 404) zu werden, mit ihnen herrenmäßige speise und trank (Erg. 220) zu erhalten.

Die vorhergehenden teile unseres abschnittes müssen nun dem hauptziele dienstbar gemacht werden. in wärklichkeit, so haben wir der zeile 627 *in solde sîn vil leit* zu entnehmen, tat den pfaffen die von der römischen curie gewollte 'freiheit', wie die knechte auf dem felde zu arbeiten, nicht leid — und doch verlangten sie nach herrenmäßiger ehrung. und endlich: in wärklichkeit wurden die pfaffen von den fürsten und herren nicht 'wol gehalten' (v. 623), dh. sie wurden von ihnen nicht mit ehre behandelt, wie sie es wünschten. die herren waren es, die sie an das *dron der banc* zu den knechten verwiesen, eben wegen ihres knechtischen lebens.

Freilich, da am schlusse des abschnittes der dichter von den pfaffen verzicht auf die weltliche herrlichkeit fordert, so darf man nicht am anfang übersetzen: 'wenn die herren die pfaffen mit ehre behandelten, dagegen sollten die pfaffen bieten, dass sie ihre keuschheit bewahrten und sich der reuigen sündler erbarmten'. wir müssen beachten, dass *solden si bieten* und *in solde sîn vil leit* die hauptsätze eines hypothetischen satzgefüges sind, und dass hierin *solde* unserm jetzigen 'würde' entspricht¹. unter den im Mhd. wb. verzeichneten stellen ist unsrer am nächsten verwant Parz. 22, 12 *op mirz die mîne rieten, ich solt in êre bieten*. suchen wir aus Erg. oder Prl. eine bestätigung für diesen gebrauch, so steht uns die stelle Erg. 690ff zu gebote: *nû gedenche an die sinne, wie er dir antwurten solde, ob ez der nâtûre reht[er] verdolde, oder ob sîn got wolde verhenghen*.

Nun erhält der ganze abschnitt den wir hier behandeln mit einem schlage eine ganz andre beleuchtung: 'wenn die herren die pfaffen mit ehre behandelten, dagegen würden sie keusches leben und pflichterfüllung bieten, ihnen würde dann die überall geübte knechtische beschäftigung sehr leid tun'. indem der dichter einen solchen vorschlag (direct: *ob uns die herren wol bieten, da wider solden wir bieten* —) von den pfaffen ausgehn lässt, bleibt er allerdings in der rolle, die er bis zu diesem abschnitte

¹ 'das sollte mir leid tun' und ähnliche wendungen gebrauchen wir jetzt noch gerne.

gespielt hat: er geißelt die schamlose ehrsucht der pfaffen, die ihrem ganzen gebaren die krone aufsetzt.

3. In v. 627—633 heisst es: *in solde sîn vil leit sô gitâniu frihæit, daz an dem rœmischen hove die bæbest unt die bischove mit einander wurden enein des man phliget ze Ungern unt ze Bêheim unt in allen diutschen landen.* die knechtische arbeit der pfaffen nennt also der dichter eine 'frihæit'. unter freiem leben wird in der Erinnerung das durchbrechen der schranken verstanden, die Gottes wille und die alte gute sitte für die einzelnen stände errichtet hat (vgl. verf. Zs. 54, 114 und Xenia Nicol. 115). auch in der Erinnerung (v. 140) klagt der dichter über den unseligen *frîtuom* der pfaffen, womit er dort ihr zusammenleben mit weibern meint, und dieselbe anschauungsweise ligt auch den oben behandelten abschnitten des Priesterlebens zugrunde v. 172—218 und 487 - 571, wo der dichter auch die vermengung des zum cölibat verpflichteten priesterstandes mit dem zur heirat berechtigten laienstande bekämpft. in der bekämpfung dieser art des 'frîtuomes' ficht der dichter auf der seite Roms, bei dem angriff auf die allgemein verbreitete vermengung des priesterlichen und knechtischen 'ordens' kämpft er gegen Rom. zwar legt er hier die worte gegen Rom den pfaffen in den mund; doch kann kein zweifel sein, dass der dichter selbst der angreifende ist.

Wenn es von v. 634—637 in der handschrift weiter heisst *daz si den phluoc hânt in ir handen. bêdiu dreschen unt sniten. daz si von ir unsiten. immer sô getobten.*, so gibt der nebensatz mit *daz* in den beiden ersten zeilen meiner meinung nach eine tatsache an und enthält die ausführung des vorhergehenden *des man phliget*. darum bring ich *dreschen*(t) mit *hânt* in übereinstimmung¹. dass der dichter die naturgemäße ausdrucksweise *bêdiu snîdent unt dreschent* vermeidet und dafür sagt: 'dass sie ebenso dreschen wie sie geschnitten haben', geschieht wol dem reime zu liebe. Heinzl list *dreschen unt snîden* und nimmt nach 635 den ausfall eines² oder mehrerer verse an. Wilmanns folgt (s. 19) zwar Heinzl in der änderung *snîden*; doch ist es ihm zweifelhaft, ob Heinzl darnach mit recht eine lücke

¹ vgl. Erg 263 *leitent*(t), 578 *gesammen*(t); Prl. 97 *achten*(t), 371 u. 572 *sprechen*(t), 374 *haben*(t) (von Heinzl übersehen).

² das ist unmöglich.

annimmt. freilich einen solchen unreinen rein wie *soiden uniden* einzuführen ist mehr als bedenklich¹.

Heinzel meinte, mit den worten v. 636f *daz si ewig u loben siten immer sô geloben* begünne ein neues satzgefüge, dessen sinn folgender sei: 'dass sie je so weit sich vergafsen, das möge sie ewig reuen)', oder eine ähnliche verwünschung sei zu ergänzen, die vielleicht wegen ihrer derbheit vom schreiber nach v. 637 ausgelassen worden sei. ich sehe keinen grund, warum man die beiden zeilen 636 und 637 nicht mit den vorhergehenden zu einem satze verbinden sollte. die länge des so entstehenden satzgefüges ist kein hindernis, der dichter liebt lange sätze (s. Heinzel s. 13). zwar haben wir dann in dem satzgefüge von 627 ab drei nebensätze mit *daz*, doch kann ein missverständnis wegen der verschiedenen constructionen nicht eintreten. der letzte *daz*-satz ist unmittelbar mit dem hauptsatze *in solde sin vil leit* zu verbinden, mit dem er in modus und tempus übereinstimmt; es ist ein absichtssatz, worin *immer* negativen sinn hat: 'den pfaffen würde solche freiheit leid sein, sie würden auf sie verzichten, damit sie es nimmer infolge ihrer schlimmen sitten in zukunft so² toll trieben'. das verbum *loben* gebrauchte der dichter vorher v. 176 von den nicolaiten (s. o. s. 52 u. 61): als ein toller erscheint ihm auch der pfaffe, der wie ein knecht lebt: 'hic arat socius bovis et asini' sangen von einem solchen die vaganten.

4. Nach v. 637 nimmt Heinzel eine gröfsere lücke an: 'jedesfalls fehlt mehr als eine zeile. drei oder fünf vielleicht denn aufser dem schlusse des erwähnten gedankens' (der verwünschung, s. o.) 'fehlt noch der anfang des folgenden deutlich ironischen satzes; vielleicht: zögen sie aber wirklich ein so weltliches leben vor, dann würden sie sich auch begnügen wie acker-knechte zu leben'. sicher ist, dass in der lücke der vordersatz der hypothetischen periode gestanden haben muss, deren nachsatz 638 mit *sô wurd in vil endanc* usw. folgt. diese zweite hypothetische periode enthält die kurze, schlagende entgegnung des dichters auf den von ihm vorgetragenen vorschlag der pfaffen, der in gleicher form ausgesprochen ist. wenn die fürsten und

¹ ESchröder verweist mich auf das ahd. swy. *snitar* 'snitaren' (V Graff VI 841, das freilich erst von *snita* abgeleitet ist. aber nicht aus dem nom. act. *snitari* zu grunde liegen mag.

herren, so sagen die pfaffen, ihnen weltliche ehre erwiesen, so würden sie ihr priestergelübde erfüllen. unter welcher bedingung würden die pfaffen nach des dichters meinung auf weltliche ehre verzichten? ich denke: 'wenn sie es mit unserm göttlichen herren hielten'. auf *getobten* in v. 637 wird in der verlorenen nächstten zeile¹ schwerlich ein andres reimwort als *lobten* oder *gelobten* gestanden haben. vielleicht lautete die zeile so: *ob si unsern hêrren lobten* dh. wenn sie nach Christi demütigem beispiele lebten und die von ihm zu erwartende himmlische ehre im sinne trügen.

Ich lasse nunmehr eine übersetzung des ganzen abschnittes folgen: 'gerne sähen das die fürsten, dass die pfaffen wie die laternen² von ihren tugenden aufsen und innen brennen (dh. nach aufsen leuchten und innen glühen) möchten. wenn die herren die pfaffen mit ehre behandelten, dagegen würden diese bieten ihre keuschheit zu bewahren und sich der bußfertigen sündler erbarmend anzunehmen. ihnen würde solche freiheit sehr leid sein, dass an dem römischen hofe die pöpste und die bischöfe das übereinkommen getroffen haben — wegen dessen, was man in Ungarn und in Böhmen und in allen deutschen ländern treibt, dass sie den pflug in ihren händen haben, dass sie ebenso dreschen wie sie geschnitten haben —, damit sie es nimmer in zukunft infolge ihrer schlimmen sitten so toll trieben.

⟨Wenn sie unsern herren lobten,⟩ so würden sie ganz zufrieden damit sein, am ende der bank bei den knechten zu sitzen, mit ihnen schlechten trank und speise zu genießsen: sehr gern würden sie die herrlichkeit dieser welt vergessen'.

5. Ich komme noch einmal auf das ziel des ganzen abschnittes zurück. der dichter verspottet den verderbten pfaffenstand, weil er obendrein noch anspruch auf weltliche ehre erhebt. ist dies nicht ein angemessenes ziel, das der sonstigen art der satire unsers dichters völlig entspricht? wir werden erinnert an den angriff auf die mönche in der Erinnerung (vgl. verf. Zs. 54, 102). da ist auch die rede von *hêrlîcher spîse*, mit der diese *daz himelrîch beherten* wollen (Erg. 220 f); der dichter fragt:

¹ diese konnte deshalb leicht verloren gehn, weil hier, nach v. 637, der schreiber unten vom ende der ersten columnne (311a der hs.) zum anfang der zweiten übergieng.

² Vgl. Prl. 127 f *ir sît leien spiegelglas, ir lucerne unt ir liehtoz.*

von wie gelâner ordenunge sold er ze einem hêrren werden gehabt? (v. 230f) und erinnert an ihr gelübde (v. 188), dass die pfaffen sich mit schlechter speise und trank zufrieden geben sollen, ligt übrigens auch in der stelle Prl. 232f inbegriffen, wo er den pfaffen zuruft: *wol getrinchen nâch guoter spîse fueret die chiusche vœile*. ehre gönnt er dem pfaffenstande gewis; ja er sagt sogar Prl. 525f: *wir wellen die lwiên gerne lèren daz niht sô guot ist ze êren sô der briester* — aber nicht ehre schon um des standes willen und nicht ehre weltlicher art, denn er fährt fort: *ob er rehte lebt unt des namen mit werch rehte phlegt: wir hâeren den wîssagen lèren, er sî ein engel unsers hêrren. welle wir in der engel namen geben, sô sulû sî ouch englischen leben*. und diese lehre gilt natürlich auch für die fürsten, denen an einem guten pfaffenstande viel gelegen sein muss.

So hat sich ergeben, dass der dichter bei seiner satire gegen die priesterlaster die dreiteilung im sinne gehabt hat, die Heinzel s. 33/34 aus Hildebert von Tours (de eucharistia p. 1353: 'femina, census, honor' und Honorius (Spec. ecl. fo. 47): 'avaritia, iactantia, luxuria' anführt.

Wenn der dichter verlangt, die pfaffen sollten die feldarbeit unter ihrer wûrde halten, so könnten wir mit Heinzel s. 35 fragen, ob er denn dem seelsorger verüble, 'dass er, wenn der acker klein war und die kirche sonst keine einkünfte bezog, selbst hand anlegte und dadurch an arbeitskräften zu sparen suchte'. die frage müssen wir allerdings mit Wilmanns (s. 21) bejahen. der dichter will einen armen seelsorgerstand, der von den 'almaasen', den gaben der gemeinde (Prl. 223), leben soll, vgl. auch Prl. 558 *daz im die liute sîn nôtdurfte buozzen*; auch aus der stelle Prl. 580f hatten wir oben s. 61 geschlossen, dass im Priesterleben wie in der Erinnerung uns der dichter als ein eifriger mûnch entgentritt, nach dessen überzeugung die armut für geistliche und laien das erspriesslichste ist.

Wenn der dichter am schlusse des für die pfaffen selbst bestimmten teiles des Priesterlebens einen angriff auf Rom, auf die pãpste und bischöfe bringt, so erinnert uns das an den schlussteil des 'gemeinen lebens': Erg. 398 *Rom, aller wêrldes hauptstat, diu hât ir âit n vaters niht*, vgl. vert. Xenia Nicol. 110f. in beiden gedichten finden wir also die gleiche art der letzten steigerung angewendet. im letzten grunde wird ein haupt-

teil der schuld an der verderbnis sei es des pfaffenstandes im besondern, sei es der ganzen christenheit am römischen hofe gesucht. das ist auch in der vagantenpoesie jener zeit sitte gewesen. im Priesterleben findet Heinzl den angriff auf Rom befremdlich, da die vorschrift, dass sich die pfaffen mit ackerbau beschäftigen sollen, nicht auf ein übereinkommen der päpste und bischöfe zurückzuführen sei, sondern auf mehrere concilbeschlüsse. indessen führt Heinzl selbst aus den goliardenliedern die stelle an *hic arat socius bovis et asini*: das volk nahm wol allgemein anstofs an der knechtischen arbeit der pfaffen, und so wird auch das volk, das in der geschichte des kirchenrechts unwissend war, die schuld auf Rom, die päpste und bischöfe geschoben haben, die ja sonst so viel schuld an der verderbnis trugen, und unser dichter wird — auch aus unkenntnis (vgl. Heinzl s. 36) — diesem volkstümlichen zuge gefolgt sein.

V. DER SCHLUSS DES PRIESTERLEBENS.

(Pr. 718—746.)

1. Von v. 650 an wendet sich der dichter gegen die pfaffen-dirnen. hier lässt er seiner satire völlig die zügel schiefen. in anschaulichster weise stellt er uns die habgierigen, putzsüchtigen, treulosen und immer nur auf einen '*itniwen friedel*' spannenden weiber vor augen. die zeilen 718—746 bilden hierzu und zugleich zum ganzen Priesterleben den abschluss.

Heinzl meint, dieser schluss zeige auffällige nachlässigkeiten, vielleicht habe der dichter sein werk gar nicht vollendet. Scherer behauptet dies in seiner litteraturgeschichte s. 84, Wilmanns (aao. s. 49 anm. 1) bestreitet es. die unleugbaren mängel der darstellung, sagt dieser, kommen vielleicht auf rechnung des bearbeiters.

Ich gebe zunächst eine übersetzung:

'Hätten die pfaffen scham, so fände sich ihrer weiber name ganz und gar nicht in den büchern¹. wollen sie ihn darin

¹ 'so müste die schande, die ihrem namen überall in den büchern angehängt wird' — eine endlose reihe solcher schmähungen bringt Heinzl in der anmerkung zu 709 (718) bei — 'die pfaffen bewegen, von ihnen zu lassen, sodass dann solche beschimpfungen nicht länger in die bücher geschrieben würden'. *vil ubele* als starke negation auch Erg. 562, Pr. 146. Heinzl findet *só stuonde* hart.

suchen, so stellen sie ihr gemüt auf eine harte probe, denn die bücher verlangen unter heftigen schmähungen, dass die weiber, die mit den pfaffen gefallen sind (gesündigt haben), in alle ewigkeit (mit den pfaffen in den höllenabgrund fallen müssen (heissen sie in alle ewigkeit verdammt sein)²:

‘Man legt sie fest in feurige ketten’, so heisst es da, ‘nach diesem gebrechlichen leibe, die priester zusammen mit ihren weibern³; keinem wird je geholfen werden. wohin wendet nun so mancher unflat von pfaffen seinen sinn, dass sie ohne reue leben, da sie doch keine treue bei ihren weibern mehr finden? denn wo sie mit den gaben nachlassen, da hat die liebe ein ende’.

Es ist recht, dass man sie schändet. für sie hat die welt nur spott, während sie sich um Gott nicht im geringsten kümmern, und der hat sie seinerseits preisgegeben. wir werden sie, wie es billig ist, vergleichen: sie sind wie ein durchlöcherter sack — recht wol kann ich sie so heissen —, wo man oben einschleibt, während unten alles wegstäubt. ich weiss nicht, was den pfaffen an solchen säcken so wol gefällt.’

Indem ich v. 726—736 als citat aus den schmähritten auffasse, als oratio recta⁴, in die der dichter nach dem *si horazent daz si muozzen vallen* von 723 übergegangen ist, so kommt erst 737 *ez ist reht daz man siu schende* zu rechter geltung: der dichter billigt ausdrücklich die citierten schmähungen, um sie schliesslich zu übertrumpfen. zugleich wird die beziehung von *siu* 737 auf das vor dem citat betonte *die mit den pfaffen sint givallen* erleichtert. — wegen des doppelten *wan* 733, 735, das Heinzel tadelt, vergleiche zb. Prl. 368, 369. — ferner ist v. 739 *unt ahtent lutzel âf got* kein lückenbüfser, denn wen die welt dem spotte überliefert hat, in dessen schmähung habe ich deshalb noch nicht persönlich ein recht einzustimmen; auch bin ich nicht berechtigt den mit schande zu bedecken, der sich von Gott abgewandt hat, denn den braucht der langmütige Gott noch

¹ ‘so ist es ein wunder, wenn sie dann noch nicht zur scheid geführt werden’.

² nur für die bedeutung ‘übere’, nicht ‘dicere’, Ende ich bestimmt mit *daz* verbunden belegt, so kann man wol Walther 109, 2 vergl. *bin mirst geboten daz ich singen muoz*; darnach ist wol *muozzen* durch die Prl. als indie. aufzufassen, vgl. Parz. 498, 15.

³ ‘da müssen sie schon in alle ewigkeit treue haben’ (vgl. Prl. 370).

nicht aufgegeben zu haben; von wem aber, wie von den pfaffenweibern, auch Gott offenbar nichts mehr wissen will, den hat man ein volles recht zu schänden. — sodann, dass 741 die construction von *ebenmâzzen* verlassen wird, ist kein eigentlicher mangel. — und endlich kann man auch die berechtigung des eingeschalteten satzes 743 recht wol verteidigen: der dichter bringt ein gleichnis, das, wie er meint, den hörer oder leser überrascht, weil ihm das tertium comparationis vielleicht nicht sofort einleuchtet. er hört gleichsam den einwurf: 'wie kannst du einen solchen vergleich bringen!' und bekräftigt darum: *vil wol ich siu alsô hwezzen mac.*

Dass auf den vergleich noch etwas gefolgt sein oder der dichter die absicht gehabt haben sollte, noch etwas folgen zu lassen, ist nicht wahrscheinlich. mit den letzten versen spielt er gleichsam seinen letzten trumpf aus.

2. Etwas andres muss ich noch besprechen, woran man in diesem stücke anstofs nehmen könnte. wir erwarten, dass der dichter hier überall die pfaffenweiber in den vordergrund stelle. und doch nennt er mehrfach in erster linie die pfaffen selber und erst in zweiter ihre weiber. das ist aber dieselbe art die wir in dem vorhergehenden, für die pfaffenweiber bestimmten abschnitte 650—717 beobachten. die zeilen 650—668 schildern unsrer erwartung entsprechend das verbrechen und die strafe der weiber, ebenso die zeilen 698—717 ihr eitles, gefällsüchtiges, treuloses benehmen. dazwischen aber, in den zeilen 669—697, wird ausführlich von dem pfaffen selbst erzählt, wie er aus den sünden seiner gemeindeglieder für seine dirne geld zu gewinnen versteht. mit dieser freiheit in der behandlung des themas hängt die nachlässigkeit im gebrauche des fürworts zusammen, das auf das richtige hauptwort zu beziehen in dem stücke von 718 an bis zum schlusse mehr als anderwärts mühe macht (s. Heinzl s. 14).

Fragen wir uns, was wir aus dem letzten stücke des Priesterlebens, von v. 718 ab, neues über die pfaffenweiber und die pfaffen selbst erfahren, so müssen wir antworten, dass dieses kleinere stück nur den hauptinhalt des vorhergehenden größeren wiederholt: 1) v. 723—730 entspricht dem stücke 655—668 und handelt von der strafe nach dem tode; 2) v. 731—746 entspricht dem stücke 669—717 und schildert der pfaffenweiber treulosig-

keit und habgier, die die pfaffen nicht befriedigen können. insbesondere sind die zeilen 735f *wan swâ si mit dem gûote ernenden, dâ hât diu liebe ein ende* ziemlich genau den vv. 671f nachgebildet: *swâ er mit der gâbe ûf zûhet, dâ hât sich diu liebe geriuhet*. auch darin stimmen die beiden stücke überein, dass sie die eitelkeit und unersättliche gier der pfaffenweiber durch einen vergleich anschaulich machen: dem *durchelen sac* von v. 742f entspricht vorher v. 681f *der itelcheit ist si <ein> hol unt der untriuwen vol*: die ursprüngliche lesart ist mit Wilmanns widerherzustellen¹).

Aus diesem nachweise könnten nun diejenigen eine bekräftigung ihrer ansicht entnehmen, die glauben, der schluss des Priesterlebens sei nicht recht in ordnung. vielmehr haben wir hier im schlussteile wider ein beispiel für die eigentümliche compositionsweise, auf die ich mehrfach aufmerksam gemacht habe (s. s. 53 u. 56), und zwar folgt hier der kürzere, zusammenfassende teil dem ausführlichen. am meisten entspricht das verhältnis zwischen den stücken Prl. 90—110 und 49—59. vgl. unten s. 90f.

VI. DISPOSITION DES PRIESTERLEBENS.

EINLEITUNG (1—8). Sie ist zum gröfseren teile verloren. sie handelt von der ewigen strafe der sündigen pfaffen. da hier (4—8) wie in der einleitung zum leben der pfaffen in der Erinnerung (Erg. 49) an Matth. 24, 35 (*caelum et terra transibunt, verba autem mea non praeteribunt*) erinnert wird, so war vielleicht auch im Priesterleben wie in der Erinnerung zuvor im allgemeinen vom ungehorsam der pfaffen gegen Gottes gebot (vgl. Erg. 42—48) die rede. — am schlusse triplet.

HAUPTTEIL: DIE SÜNDEN DER PFAFFEN (9—642).

A. Erste behandlung (9—186).

I. Unkeuschheit (9—301). 1. Der unkeusche priester als wartmann (9—162) nach Ezech. 33, 2—8.

a) Allgemeiner teil: ihre pflichten als hüter auf der warte erfüllen die pfaffen nicht (9—48). — am schlusse kein triplet.
s. s. 83.

¹ vereint sind *sac* und *hol* in der stelle, die ich im Mhd. wb. unter *hol* finde, MSH. III 90b: *sich, dürkel sac, wirt nimmer es dîn gûte hol?*

b) Besondrer teil: verborgen in ihren 'mauchelzellen' geben sie sich der schlemmerei und unzucht hin, während fremde und bedürftige abgewiesen werden. zweimalige darstellung:
 α) eine ausführlichere (49—89). — am schlusse triplet.
 β) eine kürzere, abschließende (90—110). — am schlusse quadruplet.

c) Mahnung, diesen wartleuten nicht gleich zu werden, die weiber zu vertreiben, den laien kein böses beispiel zu geben (111—135). — am schlusse triplet.

d) Warnendes beispiel: Salomo (136—162). — triplet.

2. Beweis, dass die unkeuschen priester sich nicht auf des Paulus wort *melius est nubere quam uri* (Cor. I, 7, 9) berufen dürfen (163—249). s. s. 49 ff.

a) Thema und ziel der abhandlung (163—187). — triplet.

b) Ausführender teil (188—218). — triplet.

c) und d) Mahnungen. David als warnendes beispiel (219—249). — triplet.

Übergang (250—301): die unkeuschheit ist mit dem altardienst unvereinbar. hinweis auf die strafe. mahnung. — kein triplet: s. s. 83.

II. Simonie widerstreitet ebenso dem altardienste. Judas als warnendes beispiel (302—366). nach Beda in Luc. t. 5, 425. s. s. 53 ff.

a) Thema und ziel der Abhandlung (302—324). — triplet.

b) Ausführlicher teil (325—366). — quadruplet: s. s. 83.

Anhang zur ersten behandlung (367—486).

a) Belehrung der laien über die gültigkeit des messopfers des sündigen priesters (367—436). — triplet: s. s. 83.

b) Neue mahnungen und warnende beispiele:

α) für die nicolaiten: die alten priester, die der Susanna nachstellten (437—457). — triplet.

β) mit Daniel wagt sich der dichter nicht zu vergleichen, wol aber mit der eselin Bileams, der für die simoniten ein warnendes beispiel ist (458—486). — triplet.

B. Zweite behandlung (487—642).

Die sündigen pfaffen gehören nicht zu den drei classen derjenigen die selig werden (487—618). nach Ezech. 14, 14. s. s. 56 ff.

Einleitung: die stelle aus Ezechiel gilt nur in verbindung mit Paulus Rom 2, 12. (487—504).

Hauptteil: I. weder die nicolaiten werden selig (505—571);

- a) Sie werden vielmehr in der classe der fornicarii verdammt (505—518);
- b) Belehrung über echte (= keusche) und unechte priester. mahnungen an die priester. die unechten geben den laien ein böses beispiel (519—571). — triplet;

II. noch die simoniten werden selig, die die absolution verkaufen (572—606).

- a) Übergang: verbindung von unkeuschheit und simonie (572—581).
- b) Die simoniten lassen, wie sie selbst nicht selig werden, niemand in den himmel kommen (585—593),
 - α) weder den armen (594—599),
 - β) noch den reichen (600—606).

Schluss: mahnung an die laien, mit den simonitischen wie den unkeuschen priestern keine gemeinschaft zu halten (607—618). — triplet.

Anhang¹ zur zweiten behandlung: chrsucht der pfaffen (619—642). s. s. 65 ff.

- a) Die pfaffen sagen, wenn die fürsten und herren ihnen mit herrenmäßiger behandlung entgegenkämen, dann würden sie von unkeuschheit und simonie sowie von ihrem knechtischen leben lassen, das auf einem übereinkommen der päpste und bischöfe beruht (619—637).
- b) Zurechtweisung (638—642). — triplet.

SCHLUSS: GEGEN DIE PFAFFENWEIBER (643—716).

Übergang: betuerung des dichters, dass er in seinen angriffen auf die pfaffen die wahrheit gesprochen habe (643—649).

A. Erste, ausführliche behandlung des schlussthemas (650—717).

- a) Bestrafung der pfaffenweiber in der hölle (650—668).

¹ schwerlich hat der dichter gewollt, dass man dieses stück als einen besondern hauptteil (I. unkeuschheit, II. simonie, III. chrsucht vgl. s. 70) ansehen soll. das schließt ich aus der kürze des stücks und aus der deutlichen verknüpfung mit B I) und II) durch die zeilen 620 und 627.

b) die pfaffen müssen suchen, sie durch gaben an sich zu fesseln die sie durch simonie gewinnen (669—697). das sündengeld verwenden die treulosen, unersättlichen weiber zur befriedigung ihrer eitelkeit (698—717). — triplet.

B. Zweite, kürzere und abschließende behandlung desselben themas mit besondrer hervorhebung der schande der weiber und der pfaffen (718—746). s. s. 74. — triplet.

VII. ÜBER DAS VERHÄLTNIS DES PRIESTERLEBENS ZUR ERINNERUNG.

1. Wenn Kochendörffer im 35 bde der Zs. behauptete, die Erinnerung und das Priesterleben könnten nicht von demselben verfasser herrühren, so stützte er sich vor allem auf die stelle Erg. 156—263, worin nach seiner erklärung die messopferfrage grundsätzlich anders als im Priesterleben behandelt werde. Zs. 54, 99—113 versuchte ich eine andre interpretation zu begründen, wodurch der widerspruch beseitigt wird. nun hatte aber K. noch eine reihe anderer gründe beigebracht, um der annahme, dass beide gedichte werke desselben verfassers seien, den boden zu entziehen. in der Zs. 54 war ich darauf nicht eingegangen. ich lasse hier eine prüfung folgen.

‘Mit der ähnlichkeit in reimen und wortschatz’, sagt K. s. 197, ‘wird niemand mehr die hypothese stützen können’ — Rödiger hatte Zs. 19, 311 ff eine reichhaltige zusammenstellung gegeben. — ‘grade wo so vieles gemeinsame in der sprache dem gemeinsamen zeitalter, der heimat und dem gleichen stoffe verdankt wird, ist auf die abweichungen um so sorgsamer zu achten, ihnen gröfseres gewicht beizumessen als den übereinstimmungen’. ich kann nicht finden, dass diese abweichungen von so erheblicher bedeutung seien, dass man auf zwei verschiedene dichter schliessen müste. die belege für meine nachprüfung gebe ich unter A) und B).

A) ‘Es muss doch befremden’, sagt Kochendörffer,

1. ‘dass die Erinnerung, welche den *wissagen* so oft beruft, nicht auch einmal den *orthaben* des Priesterlebens dafür citiert —’: das wort *wissage* gebraucht die bedeutend längere Erinnerung viermal (11 = 373 *die machet uns der w. chunt*, 106 *in git got von sinem wissagen ein corhtliche urchunde*, 472 *dem ouch ein ander wissage gehillet*), nicht öfter als das kürzere Priesterleben (115 und 453 *der gotes w.*, 341 *als*

wir den wissagen huren lêren, 529 wir huren den u. 1. das wort *orthabe* begegnet im Prl. nur zweimal kurz nacheinander im reime auf 85, 1 auslegung des ausspruchs des Paulus 'melius est nubere quam uri' (Prl. 187 (die rede restet mit orthaben) und 208, wo mit *dirre orthabe* auf den schon dreimal genannten Paulus zurückgewiesen wird. ich meine, höchstens Erg. 472 könnte man *orthabe* für *wissage* einsetzen, aber letzteres ist genauer.

2. 'dass, wo so oft des Herrgotts gedacht wird, dieser nicht auch mit dem ehrwürdigen namen *trehtin* wie im Prl. genannt wird —': in der längern Erg. wird fünfmal *unser herre* (32, 44, 109, 167, 886, einmal blofs *hërre* (im voc. 1034), im ganzen also sechsmal *hërre* für Gott oder Christus gebraucht; im kürzeren Prl. steht in demselben sinne achtmal *unser hërre* (17, 109, 326, 420, 530, 609, 652, 665), einmal *stuen herren* 304 und einmal *den obristen hërren* (342), im ganzen also zehnmal *herre*, nur dreimal *trehtin*: *unser trehtin* (300), *ir trehtin* (60), beides im reime auf *mähten*, und *mines trehtines* im zeileninnern (51, im gegensatze zu 60).

3. 'dass wörter wie a) *in lüchen* und b) *das in* Prl. so häufige *gehien* dort gänzlich fehlen': zu a): das verbum *in luchen* findet sich nur Prl. 174 *dâ hât er die pfaffen niht in gelochen*, ausserdem *in lüchen* kurz vorher in v. 137: *darzuo si* (die pfaffen) *von recht viel gelochen*, beidemale im reime auf *gesprochen*. eine stelle in der Erg., wo der dichter das verbum in entsprechendem zusammenhänge hätte gebrauchen können, aber nicht angewendet hat, wüst ich nicht anzugeben. — zu b): *gehien* findet sich fünfmal im Prl. in dem abschnitte über 'melius est nubere quam uri' (175, 200, 205, 206, 218) und in zurückweisung auf diese stelle in v. 241 und 267. ich weifs keine stelle in der Erg., wo der dichter ein andres wort für *gehien* eingesetzt oder einem anlasse vom *gehien* zu sprechen aus dem wege gegangen wäre;

4. 'dass dagegen im Prl. nicht von *wistuom*, *frituom*, sondern nur von *wishuot*, *frihuot* gesprochen wird': nur ist zu bedenken, dass *wistuom* und *frituom* nur einmal in der Erg. und zwar im reime vorkommen (3SS *christentuom* : *wistuom*, 140 *richtuom* : *frituom*), aber auch einmal *wishuote* in der Erg. 1009 im reime auf *antworte* steht. im Prl. begegnet auch einmal (156) *wishuot* im reime auf *de pohaot* — kurz vorher noch einmal *wishuot* im zeileninnern; *frihuot* steht im Prl. auch nur einmal (628) im reime auf *leit*. — auch mit *siechorte* und *wachtuom* wechselt der dichter in der Erg. 519 und 655 nach reimbedürfnis.

Hier hätte K. auch den rest des altertümlichen verhaltens erwähnen können, der sich nur in der Erg. findet (109 *chât ont über* als man erwarten durfte dem von K. aus dem Prl. angeführten *in chât* auch in der Erg. zu begegnen, könnte vielleicht jemand vermute, diese form müste sich zur abwechslung mit dem 16mal vorkommenden *accoulat* auch einmal im Prl. finden.

B) 'Und wenn wir', sagt K., die reimwörter untersuchen, so finden wir auch da manches trennende':

1. 'Prl. hat viermal (103, 200, 211, 533) *et 11* im reime, Erg. nur einmal 863'; das ist nicht genau; zwei stellen des Prl. (119 und 729) *also gach*,

zwei der Erg. (317 und 358) sind K. entgangen, sodass das verhältnis von Prl. zu Erg. = 6:3 ist.

2. 'Prl. reimt fünfmal (175. 188. 206. 216. 621) auf *brinnen*, Erg. nie': für die ersten vier fälle gilt das über *gehien* = 'nubere' oben unter A 3 b) gesagte (*brinnen* = 'uri'; vielleicht weist auch 621 *brinnen* auf jenen abschnitt zurück). in der Erg. findet sich das *brinnen* in derselben beziehung auf geschlechtliche verhältnisse 719, aber allerdings nicht im reime.

3. 'Ferner hat Prl. viermal (539. 557. 667. 728) überschüssiges *n* (e: *en*), während Erg. diese reime nicht kennt (203 und 603 lassen *-en* zu, weshalb ich sie auch nicht zu den unreinen gezählt habe)': mir erscheint die änderung (*die wären*) *minne(n)* Erg. 203 doch nicht unbedenklich, da *minne* gleich darauf (209 *minne: inne*, wo man doch dann *minnen: innen* erwarten würde) und auch sonst immer in der Erg. (689. 980) und im Prl. (191) in starker flexion begegnet. zu Prl. 539 vgl. übrigens Wilmanns s. 60, zu Prl. 726 Kochendörffer s. 199. es kommt fürs Prl. noch hinzu 363 *bijangen: manne* (s. K. s. 199 und dazu unten s. 53).

4. 'Dahingegen reimt Erg. a) dreimal (197. 289. 623) *frowen: schowen*, b) viermal (417. 429. 557. 987) *si: vri*, c) sechsmal (81. 321. 561. 789. 849. 999) *mac: tac*; Prl. wendet von diesen reimen keinen an': das ist richtig. wenn aber K. s. 198 sagt, das auffällige liege darin, dass der dichter einmal von ihm beliebte bindungen von ganz alltäglichem charakter wie *tac: mac* oder solche wörter, wie sie für sein thema sozusagen auf der hand lagen (*frowen, wip, brinnen, vri, gehien*), in einem andern gleichzeitigen werke so ganz habe vermeiden können, so ist zu erwidern, a) dass im Prl. der dichter von ritterdamen keinen anlass hat zu reden — um so öfter von den pfaffenweibern, s. oben unter B 1 —, *-frowe* aber doch immerhin einmal im reime begegnet: Prl. 699 *junefrowe: gezowe*; b) dass von solchem freisein wie in Erg. 557 (von krankheit) und 987 (von angst) der dichter im Prl. nicht zu reden hatte, dass er aber von ähnlicher freiheit wie in Erg. 417 = 429 allerdings im Prl. 628 spricht (*früheit* s. o. s. 70); c) dass es naturgemäfs ist, wenn der 'jüngste' tag (*tac* oder *stunde, crist, gerichte, geligere, hintart*) in der Erg. sehr oft (zwölfmal) erwähnt wird; drei- oder viermal reimt da der dichter *tac: mac* (81. 561. 789 = 849), dazu kommt noch zweimal derselbe reim in anderm zusammenhange. von 'dem jungistem tage' spricht das Prl. nur einmal (489) und nicht im reime, die form *tac* hat es nur einmal im reime (596 *virtac: slac*). — über *brinnen* und *gehien* s. oben unter A 3 b) und B 2.

5. 'Sechsmal (135. 217. 229. 493. 771. 803) stehn in der Erg. im reime wörter auf *unge*, was im Prl. nie vorkommt (das einzige auf *-unge* endigende wort im Prl. ist 310 *verdampnunge*): das finde ich bestätigt. nur kann ich nicht glauben, dass im Prl. grundsätzlich vermieden worden sei wörter mit dem gleichen suffixe *-unge* sich aufeinander reimen zu lassen. gibt sich doch der dichter im Prl. ebenso wie in der Erg. mit reimen auf *-heit* und *-lich* (zb. Prl. 157. 538; 422) zufrieden. die reime Erg. 217 *gewinnunge: zunge* und Erg. 803 *chestenunge: zunge* sind andrer art.

Kochendörffer handelt sodann a) von den dreireimigen und b) von der großen zahl der überlangen verse, durch welche sich, wie schon Diemer (WSB. 18, 254) hervorgehoben hätte, das Priesterleben am kenntlichsten von der Erinnerung unterscheidet, zu bemerken ist:

Zu a): der versuch Heinzels (s. 11), die triplete als eine art 'schlusspunete' zu erklären, die der dichter nicht bloß an wichtigen einschritten, sondern auch da setzte, wo er gerade seine arbeit unterbrach, erscheint K. mit recht 'nicht besonders glücklich'. auf Heinzels versuch und auf die folgerung die K. (s. 198) für seine hypothese daraus zieht brauch ich nicht einzugehen, so viel wird als sicher aus meinem VI. aufsatze hervorgehen, dass der dichter die triplete (bez. quadruplete) mit absicht und durchaus an den rechten stellen als äufseres dispositionszeichen angewendet hat. einzelheiten die noch zu erörtern bleiben schalt ich hier ein:

C) Das triplet kommt 16 mal vor: S. 89, 135, 162, 187, 218, 249, 324, 436 (die z. 435 wird in zwei zu zerlegen sein; *der der allerthunst engel vor got ist*, vgl. Erg. 10254 *himel ist: münnist*), 457, 480, 571, 618, 642, 717, 746), das quadruplet zweimal als dispositionszeichen: 110 und 366. K. nimmt auf s. 199 nach v. 363 unmäßigweise den absfall einer zeile an, wol wegen unreinen reimes, aber vgl. Prl. 155—157; zweimal steht außerdem ein quadruplet wol nur aus zufall, jedenfalls nicht als dispositionszeichen: 652, 696, ein triplet oder quadruplet könnten wir vielleicht mit Heinzel vor v. 49 erwarten, aus dem fehlen schließl. dass nach des dichters willen die zeilen 9—48 nicht als selbständiger teil, sondern nur als einleitung des ersten hauptteils sollen angesehen werden, auch bei einem übergange zu einem neuen teile unterlässt es der dichter am schlusse des übergangs sein dispositionszeichen anzubringen, mag der übergang kurz (572—584; 643—649), oder lang sein (250—301), dem entsprechend lässt der schreiber die zeilen 49, 585—650, 302 nicht mit gewöhnlichem buchstaben beginnen, was sonst regelmäßig der fall ist nach jedem dieser dispositionszeichen (außer in 436, wo es der schreiber nicht erkannt hat; nach 219 fehlt die den neuen abschnitt beginnende zeile).

Zu b): übermäßig lange verse mit fünf und mehr hehlungen sind nicht wie die triplete und quadruplete eine eigentümlichkeit des Priesterlebens, auch in der Erinnerung kommen sie vor nur bei weitem nicht so oft als im Priesterleben. Rödiger zählt in der Erg. 8,6 0/0, im Prl. 12,5 0/0.

D) die erklärung, die Rödiger Zs 19, 311 für die überlangen zeilen Prl. 175, 188, 206, 218 gibt, kann nicht richtig sein, da es nämlich hierin die verbindung der worte *achuen* und *hainnen* nur des allts wort in

einem verlängerten verse widerkehren, weil der dichter sie das erste mal nicht anders habe unterbringen können. vielmehr ligt der grund in einer eigentümlichkeit, welche Erg. und Prl. gemeinsam haben, aber auch andre gedichte, vgl. ESchröder QF. 44, 19: wenn der dichter zu lateinischen bibelcitate die übersetzung hinzufügte, so baute er, wie vorher aus den lateinischen, so dann aus den deutschen worten die metrische zeile; die verbindenden worte *das spricht* stehn dann gewissermaßen auferhalb, zb. Erg. 641ff . . . *was. repentina calamitas, (das spricht) 'sorge ze sô getünem töde'*, ebenso Erg. 13. oder er fügt vor dem lateinischen oder deutschen citate, obwol ein verbum dicendi schon vorausgeht oder überflüssig ist, doch vor dem citate hinzu: *er spricht*: Erg. 11f *die machet uns der wissage chunt: (er spricht:)* 'omnes declinaverunt', ebenso Erg. 472f. 477 f. Prl. 591f. 196f. 211 f., wol auch Prl. 586f. ebenso bei anführung profaner rede: Prl. 71f *dem antwortet man etwas seine: (es spricht: — so nach ESchröder Zs. 45, 222 - :)* 'min hërre ist nicht hie hêime' einfach aber beseitigen dürfen wir solche zusätze nicht, wie Rödiger in Erg. 12, 473 und 478 tun wollte; das lehrt uns Erg. 839 f: . . . *got. sant Paulus, der gotes bot, spricht, ditzes richtuomes girischwit si der abgote schalchreit*, und so steht *sprechen* auch vor indirecter rede in den überlangen zeilen Prl. 175 *sant Paulus spricht, besser si gehien danne brinnen* (darnach auch 176), ebenso 188. 206.

Kochendörffer gibt selbst zu, dass in den dreireimen und überlangen versen des Priesterlebens an und für sich noch kein grund für die annahme zweier gesonderter verfasser liege. doch meint er, diese eigentümlichkeit mit verwerten zu müssen, da er es für seine hauptaufgabe ansieht, die ansicht zu bekämpfen, als seien die beiden gedichte 'in einem gusse gedacht und entstanden', als sei das Priesterleben 'von dem dichter als fortsetzung gedacht worden'.

Von bedeutung ist die untersuchung über das verhältnis der unreinen reime zu den reinen, die Kochendörffer s. 199 anstellt.

E) In der zusammenstellung der unreinen reime der Erinnerung hat Kochendörffer 297 (*gerne: scherme*) übersehen und 393 (*betrogen: beliegen*) aus versehen mitgezählt; im Prl. hat er 527 (*lebt: phlegt*) vergessen, 365 ist ein versehen für 565 (*predige: lebenei*), 363 ist auch mitzuzählen (*bigangen: manne* s. s. 83 unter C). ob als unrein die reime zu zählen sind die durch die dialectische aussprache rein werden (wie der reim stets die aussprache *wart, warte* für *wort, worte* Erg. 607. 551 u. Prl. 325. 461, ebenso die aussprache *niet* — neben dem gewöhnlichen *nicht* — zweimal in der Erg. 448. 760 erweist), darüber lässt sich streiten, vgl. Rödiger s. 250 u. 283, ESchröder QF. 44, 20. wenn aber Kochendörffer *suon : tuon* viermal in der Erg. (302. 697. 744. 775) und einmal im Prl. (275) als unreinen reim rechnete, dann musste er auch *nuo : zuo* Prl. 47 als unrein bezeichnen.

Die nicht zahlreichen fälle, in denen meine zählung von der Köchendorffers abweicht, ändern wenig an dem ergebnis, dass in der Erinnerung auf 521 reimpaare 115 unreine reime = 22 1/2%⁰, im Priesterleben aber auf 362 vollständige reimpaare — 16 dreifache eingerechnet, in denen das gedicht ungenauen bindungen leichter ausgesetzt war — nur 49 unreine = 13 1/2%⁰ entfallen. wolle man nun trotz dieses bedeutenden unterschiedes, sagt K., annehmen, dass beide gedichte von demselben verfasser stammen, so stehe man vor einem rätsel. in der Erinnerung sei der dichter sorgfältiger hinsichtlich des metrischen baues der zeilen und nachlässiger in bezug auf die reinheit des reims, im Priesterleben sei es gerade umgekehrt. geht denn aber nicht auf vielen gebieten menschlichen strebens die vervollkommnung in der weise vor sich, dass ein fortschritt in der einen hinsicht zunächst einmal mit einem rückschritte in einer andern verbunden ist? wenn sich in der zeit zunehmender verfeinerung der dichterischen technik ein dichter bemühte seine gedanken in glätteren zeilen von möglichst gleicher anzahl hebungen unterzubringen, konnte es da nicht leicht geschehen, dass ihm unreine reime wider in gröfserer anzahl unterliefen als in seinem früheren werke mit gröberem metrischen zeilenbau? und ebenso umgekehrt?

Zum schlusse weist K. darauf hin, dass in sprachlicher gewandtheit und im stil das Priesterleben hinter der Erinnerung zurückstehe. als beweis zählt er die zahlreichen parenthetischen sätze (102. 137. 197. 367 [so für 279?]. 471. 580. 712) auf, die Heinzel in seiner ausgabe kenntlich gemacht hat. doch sind solche auch in der Erinnerung nicht selten; Heinzel führt auf s. 13 an: 147. 562. 776. dazu füg ich noch 25. 670. besonders aber ist der lange satz Erg. 12—54 ein beispiel für die neigung zu solchen parentheses, wie sich ein gleiches meines wissens im Priesterleben nirgends findet (vgl. verf. Zs. 51. 101). sonstige stilunterschiede behandelt K. nicht besonders.

Eine verschiedenheit die K. nicht erwähnt, die aber gerade für die richtigkeit seiner ansicht zu sprechen scheint, muss ich noch hier zur sprache bringen. die urteile über die sündigen pfaffen sind in beiden gedichten verschieden — so viel ich weifs, hat zuerst Lorenz (s. 49) darauf hingewiesen, dass der dichter im Priesterleben in seinen behauptungen vorsichtiger ist, gleichsam als notwendige ergänzung zu den rücksichtslos getroffenen

bildern des treibens der pfaffen und ihrer weiber am anfang und ende des gedichts erscheinen wiederholt in der mitte hinweise darauf, dass nicht alle pfaffen solche sündler seien. so warnt der dichter Prl. 111 ff die guten priester, die er *gotes wuochrare, hailige lërare unt vater gaisltliche* anredet, davor, den schlimmen gleich zu werden. v. 479 spricht er die zuversicht aus, dass seine warnungen dem oder jenem dienstmanne Gottes nützlich sein werden. besonders aber legt er 519—562 ausführlich und wiederholt dar, dass er zwischen echten und unechten priestern wol zu scheiden wisse. hingegen ist das urteil des dichters in der Erinnerung sehr schroff. sagt er doch Erg. 54, es sei gefahr vorhanden, dass nicht einer der pfaffen vor Gott bestehn werde, und 142 behauptet er, die pfaffen alle ohne ausnahme seien nicolaiten.

Aber auch diese abweichung verlangt nicht die annahme verschiedner dichter, sondern nur die annahme verschiedner entstehungszeit der gedichte. in der Erinnerung ist die schilderung des, pfaffenlebens ein teil des 'gemeinen lebens'. darin betrachtet der dichter, um seine mahnung 'memento mori' recht wirkungsvoll vorzubereiten, das leben der gesamten geistlichkeit wie der laien im lichte des psalmwortes '*omnes declinaverunt: si hânt sich alle genwîget* (Erg. 12f). hier würden also einschränkungen und hinweise auf ausnahmen, wie sie im Priesterleben sich finden, dem thema widersprechen und die beabsichtigte wirkung aufheben oder abschwächen.

Fassen wir die ergebnisse der bisherigen untersuchungen zusammen: Kochendörffer hat recht, wenn er behauptet, die beiden gedichte können nicht in einem gusse gedacht und entstanden sein. anderseits bleibt die möglichkeit bestehen, dass die beiden werke zu verschiedner zeit von demselben verfasser gedichtet sind.

2. Sind denn aber die übereinstimmungen so bedeutend, dass man sagen muss, sie sind leichter zu verstehen, wenn man die identität, als wenn man die verschiedenheit der verfasser annimmt?

Kochendörffer gibt zunächst s. 281 zu, dass übereinstimmung in sprache, metrum und reim die ungefähre gleichzeitigkeit sichern, 'während sich aus manchen berührungen des inhalts und ausdrucks kenntnis der Erinnerung beim dichter

des Priesterlebens zu ergeben scheint'. bei dieser letzten bemerkung hat K. die von Diemer aao. 255 hervorgehobene auffällige übereinstimmung im sinne, die sich Erg. 121f und Pri 592f findet. an beiden stellen heißt es, dass die pfaffen ohne erbarmen die armen leute für geringe vergehn strafen, die reichen aber von großen sünden für geld freisprechen. da wird im Priesterleben als Christi ausspruch angeführt: *du maken ir lichel, die olbenden ir slichet* (nach Matth. 23, 24 'duces caeci, excolantes culicem, camelum autem glutientes'); in der Erinnerung erscheinen dieselben worte in der form *die maken si licheat, die olbenden si verslichent*. gewis darf man, wenn bei gleichem anlasse die gleiche bibelstelle oder dasselbe sprichwort angeführt wird, nicht auf identität der citierenden schließen; aber 'immerhin', sagt K. selbst, 'möchte die völlige gleichheit im ausdrücke die annahme desselben verfassers nahe legen können, und eine directe entlehnung scheint in der tat vorzuliegen, da das verbum *lichen* nur an diesen beiden stellen belegt ist'. wenn dann aber K. wider 'die ungleiche behandlung des sprichworts' für die verschiedenheit der dichter anführt, da in der Erinnerung die specielle beziehung auf das verfahren der priester gegen arme und reiche dem verständnis des hörers überlassen werde — und doch ist vor und nach dem citat (110, 116; 123, 125) davon die rede —, während im Priesterleben daran eine eingehendere belehrung geknüpft werde, so erscheint mir dies gekünstelt. K. fügt hinzu, dass dann wenigstens das Priesterleben vor der Erinnerung gedichtet sein müste: über die zeitliche anordnung stellt sich am ende dieses aufsatzes erörterungen an.

Gibt er nun an dieser einen stelle die wahrscheinlichkeit einer entlehnung zu, so sollte er sich auch an den andern stellen nicht sträuben, die Diemer noch als besonders auffällige übereinstimmungen anführt. auch da begegnet bei dem einen stellenpaare derselbe vers in der deutung der gleichen bibelstelle ganz gleichlautend: *diu gruob ist du helbe* Erg. 259 — Pri 158.

Als erwiesen setzte Heinzel voraus, dass der dichter der Erinnerung und der des Priesterlebens ein und dieselbe person sei. in seiner einleitung fasst er die poetische eigenartlichkeit dieses mannes ins auge und bestimmt die wirkungen und mittel seiner kunst. wir müsten eigentlich denselben weg in entgegen gesetzter richtung zurücklegen, die zusammenstellungen an der

die mittel der kunst, welche die beiden gedichte zeigen, gesondert vornehmen und dann entscheiden, ob die annahme desselben verfassers für beide wahrscheinlich ist oder nicht. vielleicht wird es zunächst genügen, wenn ich nur ein paar wichtige puncte bespreche, indem ich teils bequemerweise mir ergebnisse Heinzels zu nutze mache, teils auch einiges neue bringe.

Denjenigen hauptteil der Erinnerung (von v. 663 ab), der von den schrecken nach dem tode handelt, beginnt der dichter nicht in der weise, dass er den zuhörer darauf vorbereitet, er wolle von einem vornehmen jüngerlinge sprechen und zeigen, was dieser am geöffneten grabe seines vaters lernen könne. er redet vielmehr die von ihm erfundene gestalt, als stünde sie leibhaftig vor ihm, sofort an: *rîcher unt edeler jungelinc — ginc zû dînes vater grabe, nim den obristen stæin dar abe* usw. und bringt dann die belehrung in der form eines zwiegesprächs zwischen sohn und vater. im Priesterleben berichtet der dichter nicht, wie ein fremder zur pfarre kommt, einlass begehrt und abgewiesen wird, sondern er lässt ohne weiteres den gast und die diener des pfarrherrn eine kleine scene aufführen (v. 69 ff): *'tuot ûf!' 'wer ist dâ?' 'daz ist ein gast unt bitet* usw.' wir werden also sagen müssen, dass sowol die Erinnerung als auch das Priesterleben den dichter uns als einen leidenschaftlichen mann erscheinen lassen, der 'in seiner erregung erwartete übergänge vergisst', der die dramatische kürze liebt.

Ist diese ein auffälliger vorzug beider gedichte, so ist in beiden damit ein nicht minder auffälliger mangel verbunden, der zunächst mit jenem unvereinbar scheint. in der Erinnerung lesen wir v. 513: (*weder er sî geborn mêre*) *ze leide unt ce sêre oder ce vreuden unt ze gemuche*; im Priesterleben heißt es v. 5 (*der sicherlichen zergên lât den himel unt die erden*) *ze dîngen oder ze sachen unwerden*, und so finden wir in beiden werken von anfang bis zu ende unzähligemal solche 'zweigliedrige ausdrücke', die als ein 'schon zur manier gewordner schmuck' erscheinen. gewis hat Heinzel recht, dass auch diese breite des ausdrucks im letzten grunde auf leidenschaftliche bemühung um eindringliche schreibart zurückzuführen ist; ebenso hat aber auch ESchröder recht, der den predigtstil als quelle dieser manier bezeichnet (QF. 44, 30). die von Heinzel hierher

gestellten mittel der emphase, epanaphora, des poly- und *syn-* detons uam. übergehe ich.

Will der dichter in der Erinnerung den übermut der frauen schildern, so beschreibt er an einem weibe niederen standes die kleidung und die bewegungen (v. 319 ff): die staubaufwirbelnde schleppe erwähnt er, den hoffärtigen gang, die schminke auf den wangen, die feinen gelben kopftücher, das kratzen und stoßen am gewande: nichts sinnenfälliges entgeht ihm. ebenso verfährt der dichter im Priesterleben, wenn er die gefallsucht der pfaffenweiber darstellen will (v. 700 ff): er führt uns ihre toilette genau vor, hemd, rüchchen, zierlich gedrehte löckchen, wolgenähte handschuhe, die sie mit sorgfalt anziehen, haarbänder, die durch die gelben *rîsen* (= *gelwez gibende* Erg. 329) glänzen; krausen¹ schnüren sie sich an den handgelenken und einen kleinen spiegel am leibe fest — und nun gehn sie auf den fang eines neuen buhlen aus. mit recht erkennt Heinzel in solchen und ähnlichen stellen beider gedichte grofse empfänglichkeit für die reale aufsenwelt. diese auferordentliche begabung führt in der Erinnerung dazu, dass selbst das widerwärtige zu 'greller anschaulichkeit' gebracht wird (600 ff bei beschreibung des toten ehemanns: gesichtstarbe, haupthaare, augen, zünge, kinn und barthaare, arme und hände, füfse, *an allen mellen: da ist er yeblet als ein segel; der base smach mit der nobel der vert ûz dem überdonen*); im Priesterleben führt sie zum cynismus (zb. 251 *swer — den wîben grîfet wîcher die wut, da sîn hant nîht ce tuon enhât², mit der stol mit mit dem lust-vanen*). — die hierher gehörigen rhetorischen mittel: gebrauch der concreta für abstracta, personification, bildliche ausdrücke nam., für welche Heinzel die belege aus beiden werken beibringt, lass ich wider beiseite.

¹ da *spiegel* v. 709 auf rasur steht, so dürfen wir wol nicht annehmen, dass die zeile gedankenlos niedergeschrieben und etwa *Dicht-spiegel mit hantvaen*, wie Heinzel meinte, verderbt wäre — dann wird *schone wîschönheit* im sinne von schmuck gebraucht sein. ein leinwandstück, gleich der geschmürt wird, kann wol kaum etwas andres sein als eine *handkerche* (manchette), so wol auch *brise* als handzierde in der stelle *spiegel hat aus den Altd. bl. I 59* die des Mhd. wb. anführt: *er rîsen die hant mit kostbâren brisen unt fingerlin*.

² 1. *in alenmîttlen* Eschr.

³ so richtig getrennt? doch vgl. Erg. 419

Dass in manchen ansführungen Heinzels falsehes mit unterläuft, ist kein wunder. die fortschritte der interpretation, die diese versehen nachweisen, bringen anderseits manche belege für auffällige übereinstimmungen auf diesen gebieten.

In der dispositionskunst, meinten Heinzl und andre gelehrte nach ihm, stehe das Priesterleben tief unter der Erinnerung. in der letzteren beweiße der dichter, dass er herr seines stoffes geworden sei, ihn habe ordnen und die einzelnen teile zum ganzen verbinden können; dagegen sei im Priesterleben keine feste gliederung zu beobachten, 'ein faden eines themas werde aufgenommen, um ungezwungen ein neues daranzuspinnen'. ich denke, die disposition des gedichts, die ich mit benutzung der vom dichter selbst gegebenen äufsern zeichen aufgestellt habe, beweist genügend, dass auch hier ein planmäßiger aufbau vorliegt. rühmt Heinzl die künstlerische überlegung, die sich in den widerkehrenden dreiteilungen der Erinnerung zeige, so finden wir im Priesterleben planmäßige zweiseitungen. und erscheint Heinzl die dreimalige abwechslung zwischen thema und bild in der Erinnerung kunstvoll, so beweist meine disposition des Priesterlebens, dass hier ähnliche kunst noch auffälliger zutage tritt, denn fünfmal stellt der dichter zu den besprochenen sünden biblische gestalten als warnende beispiele.

Freilich unsern vollen beifall kann der plan des Priesterlebens nicht finden. die doppelte behandlungsweise sowol des hauptthemas (der beiden hauptsünden v. 9—486 und 487—612) als auch mehrerer nebensachen (49—89 und 90—110, 163—187 und 188—218, 302—321 und 325—366, 650—717 und 718—746) führt zur widerholung und breite. indessen auch der aufbau der Erinnerung zeigt diesen selben mangel: ich habe bisher darin drei beispiele nachweisen können (Erg. 142—160 und 161—180, 199—224 und 225—242, 886—910 und 911—920, s. Zs. 54, 112f; als viertes kann man Erg. 35—397 und 398—434 betrachten, s. Xen. Nicol. s. 110 u. 116). an künstlerischer wirkung würde zb. in diesem gedichte der mit v. 157 beginnende abschnitt über die mönche, wenn er mit 224 schlösse, ebenso gewinnen, wie im Priesterleben der abschnitt über die schwelgerei der pfaffen, wenn v. 90—110 nicht folgte. es mag anerkannt werden, dass der verfasser zumeist zusätze und erweiterungen oder neue, geistreiche wendungen anzubringen versteht. er ordnet

aber den künstlerischen zweck dem moralischen unter, dem zwecke, durch wiederholung die sache dem hörer leichter verständlich zu machen und tiefer einzuprägen, der fehler der composition in den gedichten erinnert uns an den oben besprochenen fehler der diction, den zu häufigen gebrauch der zweigliedrigen ausdrücke und gewis ist wie dieser so auch jener in predigergewohnheit begründet: kleinen predigten gleichen insbesondere die beiden abschnitte des Priesterlebens über *'melius est nubere quam uri'* und über Judas als urbild der habsüchtigen priester, die im ersten theile thema und ziel der abhandlung angeben, im zweiten abausführung bringen (s. oben s. 53 u. 56).

Die mängel die beiden gedichten anhaften hat Scherer offenbar gering angeschlagen; er spendet in seiner litteraturgeschichte (s. 83) Heinrich von Melk uneingeschränktes lob, nennt ihn einen dichter grofsen stils und einen der bedeutendsten zürnigen satiriker überhaupt. Wilmanns (s. 2) stimmt diesem lob gern zu; ja er meint, wenn die werke wirklich dem 12 jh. angehörten, so müste er den dichter wie eine wundererscheinung staunend verehren, wie nun, wenn Kochenlöffler recht behält und wir je einen besondern dichter für Erinnerung und Priesterleben annehmen müssen? es werden wol nicht alle jeden beiden berühmten kennern in so überaus günstiger beurteilung folgen wollen, aber das wird, mein ich, niemand bestreiten können, dass auch im Priesterleben wenigstens eine probe grofser gestaltungskraft vorliegt wie mehrere in der Erinnerung, wenn im anfange des Priesterlebens der dichter zwei bilder, ideal und wirklichkeit, nebeneinanderstellt, wie der pfaffe auf der hohle als wartmann des volkes Gottes seine pflicht erfüllen sollte — und wie er *im innern chämmerlein* schlemmerei und anzucht treibt, während der wegemüde gast mit lügen von der pforte weg-gewiesen wird: so wirkt solche kunst heute, nach vielen jahrhundert, noch ebenso unmittelbar wie die volgenreibenden scenen der Erinnerung, in denen uns der dichter die trübe am tateabette des gatten oder den sohn am grabe des vaters verführt, im übhässlichkeit des todes und die schrecken nach dem tode zu erweisen.

Nehmen wir an, dass zwei dichter geringen schlagens zu gleicher zeit etwa den gleichen stoff behandelten, dass ein dichter die gleichen geringen kunstmittel anwendet, dass der andere die

andern nachahmt und entlehnungen vornimmt, das wird man begreiflich finden. dass aber eine grofse kraft ebenso verfährt, ihre eigenart verleugnet und einen andern dichter in der anwendung künstlerischer mittel, einerlei ob sie als vorzüge oder mängel zu bewerten sind, sklavisch nachahmt, das kann ich nicht annehmen.

Die in beiden werken erscheinende eigentümliche verbindung grofser dichterischer begabung mit mängeln der geistlichen kunstübung jener zeit, die jene begabung nicht hat überwinden können, macht es mir wahrscheinlich, dass Erinnerung und Priesterleben von demselben dichter, dem mönche Heinrich, herühren.

3. Nun können wir uns zum schlusse noch der frage zuwenden, welches von beiden gedichten eher entstanden sei.

In der hs. steht jetzt die Erinnerung als nr 6, während das Priesterleben als nr 10 das letzte stück bildet. aber ursprünglich gieng das Priesterleben der Erinnerung voran, die als unmittelbar folgendes werk auf der letzten seite des Priesterlebens mit der rot geschriebenen überschrift *daz buoch heizzet daz gemeine leben* angekündigt ist. zwar ist das kein beweis dafür, dass das Priesterleben auch seiner entstehungszeit nach der Erinnerung voran gieng; doch ist es immerhin möglich, dass die so bezeugte reihenfolge auf die älteste, durch die entstehungszeit begründete anordnung zurückgieng.

In der form hat jedes gedicht vor dem andern etwas voraus. man muss aber doch sagen, dass die form der Erinnerung den eindruck feinerer kunst macht, denn dass die zahl der unreinen reime im Priesterleben geringer ist, wird man beim blofsen hören oder lesen schwerlich herausfinden, während hörer oder leser bald merken, dass die verse dieses gedichts ungleichmäfsiger gebaut und holpriger sind als die der Erinnerung.

Geht man zur beantwortung der frage vom inhalte aus, so wird es als das naturgemäfsere erscheinen anzunehmen, dass *'von des tôdes gehugde'* in späteren jahren gedichtet worden sei, als bei dem dichter-mönch die abkehr von dieser welt immer stärker geworden war. die aufgabe, die sünden der pfaffen zu

ZUR ERKLÄRUNG DES PRIESTERLEBENS

geißeln, ihr und ihrer weiber treiben der lächerlichkeit und verachtung preiszugeben, auch die schwäche der priesterlichen Logik nachzuweisen (s. oben aufsatz I und III), ist eher der früheren zeit des dichters angemessen. freilich, das naturgemässe braucht bei der stoffwahl der dichter nicht das tatsächliche zu sein, aber auch die behandlungsweise macht in der Erinnerung wider den eindruck gröfserer reife. die zweiteilige behandlung desselben stoffes ist in der Erinnerung nicht so zur grundlage der composition genommen wie im Priesterleben. der schmuck der beigefügten beispiele ist in der Erinnerung viel feiner. Salomo, David und die priester aus der geschichte der schönen Susanna, auf die im Priesterleben verwiesen wird, waren typische beispiele der Kanzelredner für die sünde der unzucht, ebenso wie Judas und Bileam für die der habsucht. aber wenn man in jenen zeiten auf der Kanzel gewis auch beispiele aus dem täglichen leben anführte und mehr oder weniger ausmalte — vergleiche die beispiele (in lateinischer sprache) im *Spec. eccl.* (Kelle) s. 168ff. —, die drei beispiele in der Erinnerung vom königssohne, von der vornehmen frau und ihrem toten gatten, vom adlichen jüngerling und seinem verstorbenen vater sind alle mit guter überlegung ausgewählt und kunstvoll ausgeführt. der ton ist in der Erinnerung gleichmäfsig ernst, auch in der schilderung des lebens der pfaffen, wengleich die erbitterung über ihre sünden mindestens ebenso grofs ist wie im Priesterleben. hier ist die satire zu ausgelassen; der dichter verrät, so will es zuweilen scheinen, die freude darüber, dass er die sünden so wirkungsvoll schildern kann. das Priesterleben schliesst mit einem drastischen vergleiche, den der dichter offenbar mit behagen den pfaffenweibern widmet; der schluss der Erinnerung klingt wie der abschied des dichters vom leben und dichten.

So halt ich es denn für das wahrscheinliche, dass die wörtlichen und fast wörtlichen übereinstimmungen in Erinnerung und Priesterleben als entlehnungen zu erklären sind, die der dichter, als er die Erinnerung schrieb, aus seinem früher entstandenen gedichte vornahm. eine gewisse geistliche selbstgefälligkeit war ihm öfters, die sich in der Erinnerung in drei stufen zeigt: einmal macht er darauf aufmerksam, dass er einen wichtigen gedanken schon ausgesprochen hat, den er nun in andern Wendungen wiederholen will: Erg. 977 *als wir da vor haben gesprochen* weist auf Erg.

913 ff zurück, s. verf. Xenia Nicol. s. 121 — ebenso Prl. 395 f *ob ir iuch der rede recht wellet eustân, als ich in dâ vor gesaget hân* auf Prl. 386 ff, s. Kochendörffer Zs. 35, 193. — sodann wiederholt der dichter verse aus der Erinnerung selbst wortgetren oder ziemlich wortgetreu: Erg. 430 *ir inder tânen wellent wesen frî* = Erg. 418, Erg. 802 *ach, daz ich dise werlt ie gesach* = Erg. 724 *owê, daz usw.* und Erg. 849 f *als ein diep begrîfet dich der jungist tac. dîn guot dich niht gefriden mac* = Erg. 789 f (nur dass hier *gefristen* für *gefriden* steht). die dritte stufe ist eben die wortgetreue oder fast wortgetreue entlehnung aus dem älteren werke: Erg. 259 *din gruob ist din helle* = Prl. 133; Erg. 121 f *die muken si lichenet, die olbenden si verslichenet* = Prl. 592 f *die muken ir lichtet, die olbenden ir slichenet*.

Sollten nicht *lästerlichiu dînch* (Erg. 412) — in diesem falle einige autoreneitelkeit — den mönch Heinrich verleitet haben, die ganze stelle Prl. 397—402 auch in sein späteres werk herüberzunehmen: Erg. 181—186 *swâ aber daz gotes wort usw.?* zwar wol nicht im flusse des dichtens, sondern erst nachträglich würde er das citat eingefügt haben. denn wie ich Zs. 54, 111 f dargelegt habe, spricht das citat von einem gegensatze zwischen tugend- und lasterhaften priestern, während der dichter am anfang des abschnitts Erg. 142 ff einen solchen gegensatz abgewiesen hatte. wenn wir aber bedenken, dass er in der zweiten behandlung des lebens der münche Erg. 225 ff auch im widerspruche mit seinem thema (Erg. 13 ff *si hânt sich alle genæiget*) — offenbar seinem eignen stande zu liebe — doch darauf hinweist, dass es unter den mönchen gute neben den schlechten gebe (Zs. 54, 107), sollten wir ihm dann nicht auch den ähnlichen fehler bei der behandlung der weltgeistlichen zutrauen dürfen, zumal da der künstlerische mangel seine erklärang fände in dem sittlichen eifer zu verhüten, dass die laien der messe fernblieben?

Leipzig, im juli 1916.

Th. Baunack.

1) In seiner grundlegenden untersuchung über den dichter des Waltharius hat WMeyer Zs. 43, 119 ff gezeigt, wie der v. 170—214 geschilderten Hunnenschlacht trotz aller virgilischen wortanleihen eine von augenzeugen berichtete, vielleicht gar in nächster nahe miterlebte reiterschlacht der Ungarn, die dem dichter als erben der Hunnen galten, zu grunde ligt. so wird der inhalt dieser schilderung auch über die dichtung hinaus von bedeutung, zumal wir über bewaffnung und kampfesweise der Ungarn zur zeit Ekkehards sonst nur spärliche zeugnisse besitzen. diese einleuchtende deutung auf zeitgenössische ungarische verhältnisse hätte durch das in anderen zusammenhang erwähnte pannonische kurzschwert Walthers wesentlich gestützt werden können — v. 336 *et laevum femur accipiti praecinxerat ense atque alio dextrum pro ritu Pannoniarum*¹ —, wenn sich WMeyer nicht über den offensichtlichen wortlaut dieser zeilen hinweggetäuscht hätte durch unbegründete bedenken, die er s. 125 anm. 1 hinzufügt: 'alle erklärer können nicht erklären, weshalb das bei den Deutschen so bekannte tragen eines halbschwertes von dem waffenkundigen Ekkehard — v. 337 als *pro ritu Pannoniarum* erklärt wird. sollte er vielleicht nicht sowol das tragen des halbschwertes für Ungarnsitte erklären, als vielmehr dass es auf der rechten seite getragen wurde?' mit recht weist Althofs commentar diese möglichkeit zurück, da das langschwert auch nach germanischer sitte stets an der linken, der sax an der rechten getragen wurde, wie die gräberfunde beweisen — aber der sax oder skramasax reicht auf deutschem boden nur bis in den beginn der Karolingerzeit, und wie unbekannt diese waffe Ekkehard von haus aus war, davon zeugt schon die umständliche beschreibung ihrer einschneidigkeit: v. 388 *is tonen ex una latum dat vulnere parte* —. denn der fränkische oder alemannische krieger jener zeit trägt nur das zweischneidige langschwert, da von einem 'an die stelle des zweiten schwertes getretenen kurzen dolche', wie Althof irrtümlich meint, vor dem 12—13 jh. keine rede sein kann. und weil nun anderseits Althofs auffassung, dass Ekkehard hier einen durch seine ältere quelle überlieferten zum phantastisch umgedeutet habe, gerade durch WMeyers untersuchungen endgültig widerlegt ist, so bieten unter den sonstigen angaben des Waltharius über ungarische bewaffnung gerade diese zeilen die wertvollste auskunft, dass nämlich das einschneidige kurzschwert auch in Ungarn verbreitet und noch zur zeit Ekkehards üblich war. der beleg gewinnt an bedeutung, weil die archäologische forschung aus jener zeit nichts sicheres zur seite zu stellen weiß.

¹ vgl. v. 1390 *incolumique manu meae erit et sinistra manu, quae dextrum cinxisse latus memoravimus illum* .

wir aber aus den südosteuropäischen liebmesserformen einer späteren zeit, die sich deutlich als abkömmlinge des skramasaxes erweisen, auf die richtigkeit von Ekkehards angabe schliessen dürfen.

2) Als Walthier an der spitze seiner siegreichen truppen heimkehrt, wird er am Hunnenhof zuerst von Hilde empfangen: sie gibt dem durstigen zu trinken, er fasst ihre hand, trinkt und reicht den⁴ becher leer zurück. und der dichter fügt hinzu: v. 229 *ambo ceterum norant de se sponsalia facta*. WMeyer, der sich in seiner Walthariusvorlesung um den zusammenhang dieser zeile mit dem vorausgehenden vergeblich mühte, wuste keinen anderen rat, als dass dieser vers mit dem nächstfolgenden zu vertauschen wäre, um ihn so als begründung für die dann folgenden worte Walthers zu erklären. da jedoch diese worte Walthers bereits denselben grund in sich schliessen: — v. 232 *non ignorantes, quid nostri forte parentes inter se nostra de re fecere futura* —, würde die vorgeschlagene versverrückung zu unerträglicher widerholung führen. so scheint es geboten, die zeile an ihrer ursprünglichen stelle lediglich aus dem vorausgehenden zu rechtfertigen, d.h. aber die empfangsereemonien Walthers und Hildes zu ihrem eheversprechen in innere beziehung zu bringen. dass der schilderung ihrer handlungen tatsächlich eine tiefere symbolische bedeutung innewohnt, darauf scheint das feierlich getragene *at illa astilit et uultum reticens intendit herilem* hinzuweisen. wenn Koegel Lg. I 2 s., 291 hier an die bekannte scene von Autharis brautfahrt erinnert, so denkt er jedoch nur an die einmalige handlung, nicht aber an einen verlobungsbrauch. dort fehlt ja auch der eigentliche handschlag, der hier im mittelpunct steht: — v. 226 *uirgineamque manum propria constrinxit* —, und in unserm zusammenhang zweifellos als symbol des vertragschlusses beider liebenden gedeutet werden muss. ob wir von hier aus auch in dem weintrunk, der als willkommensgruss für den durstigen Walthier genügend motiviert wird, ein bekräftigungssymbol des geleisteten eheversprechens sehen dürfen, wie wir es schon aus langobardischem recht und aus des Paulus Diaconus erzählung von Theodolindas verlobung mit Agilulf kennen (s. HBächtold Die gebräuche bei verlobung und hochzeit s. 97), hängt davon ab, ob auch der einseitige trunk, bei dem das mädchen als zeichen der einwilligung nur den becher reicht (s. Böckel Deutsche volkslieder aus Oberhessen s. LVII), als alemannischer brauch des 10. jhs gelten darf. will man jedoch den weintrunk wegen seiner sonstigen motivierung, die mir keineswegs ein hindernis zu sein scheint, an dieser stelle nicht als verlobungsbrauch anerkennen, so bleibt das offensichtliche symbol des handschlags mit der bedeutung 'sie schlossen ihr förmliches verlöbniß', woran sich nun unsere zeile 'sie wusten nämlich, dass sie einander zur ehe versprochen waren' zwanglos anschliesst.

EGILS HAUPTLÖSUNG.

1.

Nach der Eígla soll der junge Egil als dreijähriges kind auf einem gastmahl bei seinem großsvater Yngvar zwei höchst kunstvolle skaldenstrophen gedichtet haben, die ihm den dank vieler leute eintrugen (c. 31). diese beiden visur (1f) hat noch kein kritiker von Egils dichtung für echt erklärt, und kein commentator der Eígla hat ein solches wunderkind glaubhaft gefunden. jeder versuch aber, die strophen etwa durch beseitigung oder besserung des ominösen wortes '*þréttran*' (v. 4) in eine spätere lebenszeit Egils, in der dieser sie gedichtet haben könnte, zu rücken, scheidert schon daran, dass ihr inhalt ein kindeserlebnis voraussetzt und dass sie in ihrem ganzen ton einen offenbar kindlichen anstrich verraten. die strophen, die nach FJónsson (Sagaernes lausavisur 1912 s. 46) noch vor dem abschluss der Eígla entstanden sind, können daher nur als ein erzeugnis skaldischer fabulierkunst gelten und sind vermutlich einem späteren vertreter der im Myramännergeschlecht so eifrig gepflegten skaldenkunst zu danken. die strophen sind zwar äußerlich leidlich geschickt in den pragmatischen zusammenhang der Eíglahandlung eingefügt. innerlich dagegen contrastieren sie samt ihrem prosarahmen um so schroffer mit dem, was in c. 40, wo die eigentliche zusammenhängende geschichte Egils beginnt, von dessen jugend erzählt wird. seine eigenwillige und wikingerhafte handlungsweise dort geht nirgends über die grenzen dessen hinaus, was bei der frühreife der altisländischen knaben einem jungen sagahelden zugemutet werden kann, und die echt kindliche und im gegensatz zu der raffinierten künstelei der vv. 4f in der form ganz einfache v. 7: '*þat mælte mín móðer*' usw. wächst dem inhalt nach unmittelbar aus seinem jugendlich wikingerhaften auftreten in c. 40 heraus. es kann kein zweifel obwalten, dass sie das erste dichterische debüt des jungen Egil darstellt.

Wir haben hier einen unzweideutigen beweis dafür, dass der junge Snorri, der nach BMólsens nachweis (Landnåma og Eígla-saga, Aarbøger for nord. oldk. og histor. 1904, s. 161 ff) die Eígla verfasste, sich nicht scheute, ein historisch unmögliches stück in

seine redaction des sagastoffes aufzunehmen. auch Snorris, wie Olsen (aao. s. 218) zeigt, gelegentlich noch unentwickeltere fähigkeit in der richtigen verwertung des skaldenlieder-materiales für die prosaische darstellung in diesem seinem jugendwerke kann man für die einfügung der beiden apokryphen strophen und der sie umgebenden prosaepisode dort nicht geltend machen. denn einmal konnten die visur ja, wie oben (s. 97) bemerkt, an keiner späteren stelle der saga stehen, sodann ist es ausgeschlossen, dass auch der junge Snorri, der spätere meister skaldischer schwierigkeiten, der damals (nach 1200) sich doch schon in einem kunstvollen preisliede auf könig Sverrir versucht hatte, diese visur in eines knaben munde für echt gehalten und an ein solches wunderkind tatsächlich geglaubt habe. es zeigt sich daher an einem sichern falle, dass Snorri ganz in seiner sonstigen von Olsen nachgewiesenen tendenz einer vergrößerung aller verhältnisse des Myramännergeschlechtes, dem er selbst entstammte, es nicht verschmähte, die genannte historische unmöglichkeit der tradition in dem pragmatischen zusammenhang seiner darstellung zu dulden, ja sie sogar, um den skalden in seinem sagahelden möglichst frühzeitig und eindrucksvoll hervorzuheben, an die spitze der erzählung von Egil überhaupt zu stellen.

Ein ganz analoges verhältnis ligt nun offenbar bei dem ersten der größeren gedichte Egils, der Höfuðlausn, und bei der dieses umrahmenden für die entwicklung der Eglahandlung so wichtigen hauptlösungsszene in Snorris prosaischer darstellung (cc. 59—61) vor. schon Vigfusson hatte (Corp. poet. bor. 1883, I s. 162 ff) auf die unglauwürdigkeit des Snorrishen berichtes dort und die unmöglichkeit, die Höfuðlausn als improvisation einer nacht zu fassen, hingewiesen. dagegen ist FJónsson, der gelehrte, dem die Egil- und Eglaforschung unsrer tage sonst das meiste und beste verdankt, im verlauf seiner langen kritischen wanderungen und wandelungen mit seinem grossen landsmann Egil Skallagrimsson immer ein verteidiger jener unwahrscheinlichen, ja unmöglichen überlieferung geblieben. auch in der letzten seinen wissenschaftlichen standpunct in dieser frage wol abschliessend formulierenden arbeit über den gegenstand: Egil Skallagrimsson og Erik Blodøkse. Höfuðlausn (Oversigt ov. d. Kongel. danske videnskabs selskabs forh. 1903, s. 295 ff). mir scheint gerade die dort (s. 309 ff) von FJónsson auf grund der hs. W scharfsinnig herausgearbeitete

strophenordnung des liedes, die er für dessen ursprüngliche form hält und daher auch in seine Norsk-islandske skjaldedigtning 1908 (I A 35 ff B 30ff) übernommen hat, Vigfussons ansicht nicht nur nicht zu entkräften, sondern glänzend zu bestätigen.

2.

Man vergegenwärtige sich, was in cc. 59—61 der Eigla von einem menschen wie Egil vorausgesetzt wird und welche zumutung die saga hier wie in der eben behandelten Yngvarepisode an die gläubigkeit ihrer leser stellt. der eigenwillige Egil soll nach dem vorgange des alten skalden Bragi Boddason ein zwanzig strophen umfassendes preislied, dessen umfang ihm von seinem freunde Arinbjörn genau vorgeschrieben war, auf seinen todfeind, könig Erich, als er sich in dessen gewalt befindet, gedichtet haben. er vollbringt dies angeblich in einer nacht oder genauer in sechs nachtstunden, und dieses gedicht, in alter wie in neuer zeit wegen seines bedeutenden poetischen gehaltes gleich bewundert, ist in einem überaus künstlichen versmafs, dem runhent, verfasst. das damals noch wenig üblich, in gröfserem mafstabe von Egil vermutlich zum erstenmal angewendet war. eine solche leistung ist genau so unmöglich wie jenes obenerwähnte debüt des jungen Egil. sie trägt wie jenes den stempel der erdichteten skaldenfabel an sich.

Dieser eindruck wird nun verstärkt dadurch, dass, was hier Arinbjörn, um Egil zur dichtung anzuspornen, von seinem grofsvater, dem skalden Bragi dem alten, erzählt, in nicht geringerem grade den charakter skaldischer erfindung trägt. zwar sind Bragi Boddason und der könig Björn auf Haug, aus dessen gefangenschaft sich jener in einer nacht freigedichtet haben soll, historische personen (FJónsson Litteratursh. I¹ s. 418. Mögk Norw. isl. lit. s. 111), und Bragis verhältnis als skalde zu jenem schwedenkönig ist durch das Skaldatal ausdrücklich bezeugt (Sn. E. III s. 271). ja auch die tatsache der Bragischen höfnudlausn selbst wird, wenn Gislasons erklärung (Udv. af oldnord. skjaldekvad 1892 s. XXV) richtig ist, durch eine der Egilschen lausavisa 34 inhaltlich ganz ähnliche halbstrophe erhärtet. für die angabe aber der wunderbaren improvisation des gedichtes in einer nacht ist unsere stelle die einzige quelle, und sie birgt schon deshalb für Bragi keine geringere unwahrscheinlichkeit als für Egil in sich. weil wir, nach

den resten Bragischer dichtung, vor allem der Ragnarsdrapa (FJónsson Skjaldd. I B 1ff) zu urteilen, annehmen müsten, dass Bragis improvisation ebenfalls in einer höchst künstlichen, binnen so kurzer zeit in einem so langen liede schwerlich zu bewältigenden strophenform gedichtet war.

Es ist charakteristisch, dass bei den beiden andern skalden aus dem geschlecht der Gilsbakkinge, von denen ein hauptlösungsabenteuer berichtet wird, bei Bragis schwiegervater Erp Lutandi (Sn. E. III s. 315) und bei Bragis späterem nachkommen Gisl Illugason im 12 jh. (Sn. E. III s. 625) die wundersame mythische einkleidung fehlt. in dem ersten falle erhalten wir überhaupt keine angabe, unter welchen umständen die hauptlösung vor sich gieng, im zweiten, der offenbar die in der geschichte der Gilsbakkinge fortwürkende tradition voraussetzt, ist dem vorgang alles wunderbare dadurch genommen, dass der skalde dort von sonnabend abend bis montag früh zu seiner dichtung zeit hat und dass es dann von dem liede, durch das er sein haupt löst, bezeichnenderweise heisst, es sei wenig poesie in ihm gewesen. die geschichte des älteren der beiden skalden kennt also die mythisierung des vorgangs wie bei Bragi überhaupt nicht, die des jüngeren hat sie, ihrer unwahrscheinlichkeit offenbar sich bewusst, wider auf eine nach menschlichen verhältnissen durchaus mögliche form zurückgeführt.

Die gleiche abschwächung des wunderbaren, das die hauptlösungsabenteuer Bragis und Egils enthielten, findet sich nun auch in den beiden andern höfuðlausn-scenen, die in der norwegischen königsgeschichte erwähnt werden, in den erzählungen von den skalden Ottar Svarti (c. 1023) und Thorarinn Loftunga (c. 1026). in dem bericht über den ersteren, den man, da ihn Snorri in seiner Heimskringla ausdrücklich übergeht, wol für historisch apokryph halten muss und der augenscheinlich in einzelheiten unsrer hauptlösungsscene nachgebildet ist (vgl. Bley Eiglastudien 1910 s. 54) ist die entstehung des auf könig Olaf den Heiligen gedichteten liedes auf drei nächte ausgedehnt, das zweite der dem herscher von ihm angeblich zu seiner lebensrettung vorgetragenen lieder stellt aber überhaupt keine neudichtung, sondern nur die umdichtung eines früher von ihm verfassten liedes dar. in der durch Snorris Heimskringla (II, c. 172) als viel glaubwürdiger verbürgten geschichte Thorarinn Loftungas aber haben wir wol die historisch

überhaupt zuverlässigste darstellung eines hauptlösungsabenteurers, hier wird zwar dem skalden durch den englischen könig Knut wie im bericht der Eigla ebenfalls nur eine nacht als frist gestellt, dafür besteht aber dort Thorarinns dichtertätigkeit, was durchaus keine unmögliche leistung darstellt, darin, aus einem mitgebrachten 'flokk' (einem steflosen preislied), das dem könige nicht ehrenvoll genug erschienen war, durch nachträgliche einsetzung von stefs und hinzufügung einiger strophen eine pomphaftere königsdrapa zu schaffen.

Eine ähnlich umdichtende, nicht neudichtende improvisation ligt offenbar auch den liedern Bragis und Egils zugrunde. dass diese umdichtung schon in skaldenkreisen vor Snorri bei Bragi zu einer improvisierenden neudichtung wurde, erklärt sich daraus, dass jener älteste namhafte skalde frühzeitig von seinen skaldischen nachfolgern heroisiert und in Snorris zeitalter schon als skaldengott und als sohn des alten skaldenpatrons Odin aufgefasst wurde (vgl. Mogk PBBetr. 12, 353ff. 14, 81ff). Snorri aber fand auch in der geschichte von Egils ahnen, freilich nicht als hauptlösung, die erzählung von der dichtung einer drapa in einer nacht (Sn. E. III s. 745) vor. diese aristie, die Egils urgroßvater, Ulf Oargi, unmittelbar vor seinem tode vollbracht haben sollte, mochte mit die ursache sein, dass Snorri, einer aussehnmückenden skaldischen version seiner vorlage folgend, die wundertat des eponymus der skaldenzunft, Bragis, auch auf seinen skaldischen ahnen, Egil, übertrug.

Wir müssen nach unseren bisherigen ausführungen annehmen, dass der uns vorliegende text von Egils Höfudlausn, wie ihn Jónssons Eiglaausgaben (Kph. 1886ff und Halle 1891) auf grund der hss. außer W bieten, die umdichtung eines auf Island entstandenen und von daheim fertig mitgebrachten liedes darstellt. dieses gedicht, auf das übrigens auch vv. 1f der Höfudlausn selbst mit aller bestimmtheit deuten. haben wir offenbar in der oben (s. 98f) erwähnten von Jónsson auf grund der hs. W gewonnenen gestalt, die in ihrem strengen und ebenmäßigen skaldischen aufbau durchaus den eindruck einer sorgsam vorbereiteten und bis ins einzelne ausgefeilten Eiriksdrapa macht.

Dass Snorri in seiner auf den reinen improvisationscharakter des gedichtes zugespitzten darstellung der begebenheiten diese ältere form des am Yorker königshofe vorgetragenen liedes nicht er-

wählte, ergab sich aus seinem redactionellen plan von selbst. er konnte dies aber auch um so unauffälliger unterlassen, als ja eine erschöpfende darstellung von Egils jugenderlebnissen überhaupt nicht im plane seiner Eigla lag. wird doch, wie Jónsson (Egilss. 1886 ff. fortale s. XLIV) und WVogt (Zur composition der Egils-saga, 1909, s. 27 ff) zeigten, der zwölfjährige zeitraum von Egils erstem wikingerzuge durch die mitgeteilten tatsachen bei weitem nicht ausgefüllt.

Fragen wir nun, wann und wo die in Snorris darstellung übergangene dichtung einer ältern Eiriksdrapa am ehesten vor sich gegangen sein könnte, so werden wir ganz naturgemäß auf die zeit nach Egils' erstem wikingerzuge, also nach 927, geführt. in dieser mehrjährigen ruheperiode auf Island (bis 933) hatte der dichter die ausgiebigste muse zum schaffen des liedes, und inhaltliche wie formelle gründe weisen darauf, dass ihm damals die dichtung einer solchen drapa auf könig Erieh besonders naheliegen musste.

Es ist, besonders eingehend noch jüngst von Neckel (Germ.-rom. monatsschr. 1915 s. 40), hervorgehoben worden, in wie hohem mafe Egil in dem gedichte eigne kriegerische erlebnisse widerklingen läßt, und dass auf dieser innern dichterischen wahrheit nicht zum wenigsten der suggestive eindruck beruht, den das lied auf den hörer hervorbringt. das hochgefühl des siegreichen wikings spricht hier in jeder zeile, und dieses war im höchsten grade im jungen Egil angespannt, als er nach seinen gewaltigen kriegerischen und skaldischen erolgen bei könig Adalstein in England wider in die isländische heimat zurückkehrte, zumal er damals überdies auf norwegischem boden durch seine heirat mit Thorolfs witve Asgerd landbesitz erworben und dadurch seine stellung dem dortigen königsgeschlechte gegenüber stark gefestigt hatte.

Aber auch die neue und ungewohnte strophenform, die Egil, das landläufige drottkvætt verschmähend, seinem skaldenliede gab, wird unmittelbar nach seiner rühmlichen skaldentätigkeit am hofe Adalsteins am leichtesten verständlich. Egil hatte dort die endreimende englische liedform kennen gelernt. sie berührte sich mit der damals noch seltenen strophenform des runhent, die, wie v. 2 der Eigla zeigt, schon von seinem vater Skallagrim verwandt wurde und die überhaupt im Myramännergeschlechte entstanden und eine

skaldische eigentümlichkeit dieses geschlechtes geblieben zu sein scheint (vgl. FJónsson Litteratursh. I 411 ff). wie Egil in York vor dem englischen könig seine Adalsteinsdrapa im nordischen drottkvætt gedichtet hatte, so lag es hier nahe, die neugier und das interesse des Norwegerkönigs durch eine an England anklingende neuheit zu reizen und das ihm wolbekannte versmafs, vielleicht im einzelnen dabei auch direct durch englische vorbilder beeinflusst (vgl. Neckel Beitr. zur Eddaforschung 1905, s. 373), einmal in einem preisliede grofsen stiles kunstvoll zu verwenden.

Dass Egils dichterischer schaffensdrang und sein streben nach bewältigung des schwierigen runhent sich zu einem preisliede auf könig Erich auswachsen, war damals (vor 934) durchaus möglich, ja in hohem grade wahrscheinlich. Egils bewunderung für den kriegstüchtigen und auch sonst in skaldenliedern besungenen herscher, der überdies ein gönner seines bruders Thorolf gewesen war, war gewis echt und aufrichtig, und es war nur natürlich, dass sein inneres schwelgen in selbsterfahrenem wikingererfolg sich in einer drapa auf jenen mann künstlerisch übertrug, der ihm nach seines bruders Thorolf tode an kriegstüchtigkeit allein ebenbürtig war und mit dem er sich als dem Schotten-besieger in erinnerung seiner eigenen Schottensiege auf dem ersten wikingerezuge sicher oft in gedanken verglichen hatte. hier flossen eigner innerer drang, erlebtes in dichtform zu kleiden, und conventioneller skaldenbrauch, einen berühmten herscher, der ähnliche taten vollbracht hatte, zu feiern, im skaldenliede unwillkürlich zusammen.

Das verhältnis Egils zu könig Erich war damals, vor 934, noch keineswegs so gespannt, dass er mit seiner inneren wahrhaftigkeit in widerspruch geraten wäre oder mit einem solchen liede seinem mannesstolze etwas vergeben hätte. von einer todfeindschaft zwischen Egil und dem könig, wie nach 934, war in jener zeit noch nicht die rede. Egils gewalttaten (Egla ce. 44 und 49) waren teils gebüfst, teils verpflichteten sie den könig nicht wie die späteren, auf Egils zweitem wikingerezuge, zu unversöhnlicher rache. auch ist die königin Gunnhild, die an jenen gewalttaten vor 934 wesentlich interessiert ist, mit ihrem hass gegen Egil, in diesem abschnitt der saga zum mindesten, noch kaum am platze. das unorganische ihres intriganten auftretens hier in der handlung, das damit zusammenhängt, dass die ränkesüchtige und zauberkundige königin-mutter aus der volksüberlieferung von

Snorri als fertiges und erstarrtes charakterbild übernommen wurde, hat schon WVogt (Zs. 51, 398 ff) überzeugend dargetan.

Es stand somit nichts im wege und es war nur natürlich, dass Egil, der das höchste interesse an der erhaltung seines landbesitzes in Norwegen hatte, durch das conventionell geheiligte mittel eines preisliedes dauernd die gunst Erichs sich zu sichern suchte, der, nach Egils rückkehr von seinem ersten wikingerzuge, seit 930 zunächst für seinen vater Harald Schönhaar und nach dessen tode 933 endgiltig die königsherrschaft in Norwegen angetreten hatte.

Stellt nun die mehrfach (ss. 98 und 101) erwähnte von Jónsson auf grund der hs. W aufgedeckte version des liedes (Skjalded. I, B 30 ff) den text dieser älteren Eiriksdrapa dar, dann kann man nur sagen, dass sie den zweck und die bedingungen eines solchen preisliedes vortrefflich erfüllte. der eingang enthält klar und anschaulich die veranlassung und die absicht des gedichtes (vv. 1 f). und deutet dann in drei visur (3—5) den kriegerischen inhalt ouvertürenartig an. der hauptteil enthält dann in drei regelrechten stefjamal ausschliesslich den preis des wikingers Erich. demselben gelten in verstärktem mase die vier stefs (vv. 6. 9. 12. 15). der schluss endlich preist in drei visur (vv. 16—18) woblerechnet die freigebigkeit des herschers und endet (vv. 19—20) mit einem das gute gelingen des liedes betonenden rückblick. eine gröfsere und kunstvollere ebenmäfsigkeit des inhalts und der form, ein technisch besserer aufbau des skaldenliedes war nicht denkbar. auch geht das gedicht in dieser form, so sehr es in der starken hervorkehrung der eignen persönlichkeits und in der mehr impressionistisch andeutenden als pedantisch ausmalenden widergabe von Erichs taten die geniale eigenart seines schöpfers nirgend verleugnet, doch nie aus dem rahmen zeitgenössischer skaldischer convention heraus.

Wie sich die vorgänge in betreff dieser Eiriksdrapa dann weiter abspielten, ob Egil sich allein oder durch Arinbjörns vermittlung dem könige für die aufsagung des preisliedes angeboten hatte, oder ob Erich selbst, als er von Egils absicht hörte, weil es seiner eitelkeit schmeichelte, von dem berühmten dichter der Adalsteinsdrapa besungen zu werden, oder auch mit irgendwelchen des königs hinterlistigem charakter entsprechenden nebengedanken den skalden eingeladen hatte — die doppel sinnigen worte des gedichtes '*buðomk hilmer loð*' (vgl. Jónsson Egil Skallagrimsson og Erik

Blodökse s. 308) lassen beide auffassungen zu —: das lässt sich nicht mehr entscheiden. sicher ist nur, dass das lied auf Egils zweitem wikingerzuge (934) an Erichs hofe nicht zum vortrage kam, da sein widersacher Bergönund damals schon das ohr Erichs und Gunnhilds gewonnen hatte, und dass es in dieser form als ehrlich gemeintes, wenn auch zweckbewusstes preislied Erieh gegenüber nach 934 überhaupt nicht mehr für die aufsagung in betracht kommen konnte. denn nach Egils wesentlich mit durch die schuld des königs misglücktem prozess in diesem jahre hatten die feindseligkeiten zwischen ihm und jenem einen charakter angenommen, der eine aufrichtige versöhnung ein für allemal ausschloss. von den (Eigla cc. 56 f) mitgeteilten gewalttaten Egils gegen den könig werden die meisten durch die unzweifelhaft echten lausavisur 25—32 bestätigt, und schon der nach Jónsson (fortale z. Egilss. s. LXXVII) und Olsen (Landn. og Eigla s. 208 anm.) historisch einwandfreie totschat des königskindes Rögnvald genügte, um jede versöhnung unmöglich zu machen.

3.

Um zu verstehen, wie aus der älteren Eiriksdrapa durch eine äußerlich geringfügige, innerlich um so tiefergreifende umdichtung die im jahre 936 am königshofe von York vorgetragene Höfuðlausn wurde, ist es von wichtigkeit festzustellen, wie sich die vorgänge von Egils ausfahrt zum dritten wikingerzuge bis zu seiner gefangennahme durch könig Erieh und zu seiner darauf erfolgten freilassung in wüchlichkeit abspielten.

In der frage nach dem grunde für Egils auslandsfahrt zum dritten wikingerzuge stehn wir, wenn wir das unmögliche motiv von Gunnhilds zauber, das auch in der hauptlösungsseene selbst keine berechtigung hat (vgl. s. 103), ausscheiden, nach den angaben der saga selbst auf festem historischem boden. sie gibt (c. 59) ausdrücklich als zweck von Egils reise dessen absicht an, den früher (c. 55) versprochenen besuch bei könig Adalstein auszuführen. damit stimmt dann, dass Egil tatsächlich nach England fährt, aber, bevor er sein ziel erreicht, an der Humbremündung schiffbruch leidet. bei dem tödlichen hass, den Egil gegen kong Erieh nach seiner verbannung aus Norwegen empfinden musste ist es an sich natürlich, dass er bei dem besuch Adalsteins nicht lediglich die erfüllung dieser conventionellen pflicht im auge hatte.

sondern vielmehr sein dankesconto beim könig benutzen wollte, um mit dessen hilfe seine ansprüche auf das ihm verlorengegangene besitztum in Norwegen seinem todfeinde gegenüber womöglich mit gewalt durchzusetzen. damit stimmt es dann weiter, dass Egil sofort, nachdem er in York von Erich die freiheit erlangt hat, an Adalsteins hof eilt, und, da er inzwischen die veränderung der verhältnisse in Norwegen und die jetzige precäre stellung könig Erichs kennen gelernt hat, Adalsteins empfehlung an dessen ziehsohn, den derzeitigen könig von Norwegen Hakon den Guten, sich erwürkt. ferner, dass er diesen um den preis freiwilligen vasallentums und künftiger unterstützung gegen dessen feindlichen bruder Erich um die anerkennung seiner rechte ersucht, und als dies angebot mislingt, diese doch durch den appell an des königs notorische rechtlichkeit erlangt, ja endlich nicht eher ruht, als bis er in Atli auch den letzten widersacher seiner rechtsansprüche beseitigt hat (cc. 62. 65).

Egils verhältnis zu könig Adalstein ist durch eine reihe unzweifelhaft echter lausavisur (vv. 17—20. 35. 61 f) und durch die dichtung der Adalsteindrapa auf diesen, von der die saga reste citiert (vv. 21 f), aufser frage gestellt. trotz der durch Snorris tendenz einer glorificierung des Myramännerggeschlechtes veranlassten unrichtigen anknüpfung an den großen wikingerkampf von Brunanburg (vgl. Jónsson fort. zur Egilss. 1886/8 s. LXXI) ist an den Schottenkämpfen des 'isländischen bauernsohnes' für den könig nicht zu zweifeln, und Egil hatte allen grund auf ihn als beschützer und freund zu rechnen. besonders lassen es die wolbegründeten ausführungen Jónssons (aao. s. XLV f) über die mutmaßliche stellung Erichs zu den englischen königen mehr als wahrscheinlich erscheinen, dass dessen precäres verhältnis zu jenen später wesentlich mitentscheidend für die freilassung des gefangenen Egil war.

Dass ein anderer gedanke als der; sein besitztum dem todfeinde mit gewalt wider abzutrotzen, Egil zu seiner dritten auslandsreise bewogen haben könnte, halte ich für völlig ausgeschlossen. wenn Jónsson in seinem letzten aufsatz über die Eigla (aao. s. 306) gar annimmt, dass Egil bei seinem ausgesprochenen rechtssinn gewissensbisse darüber empfunden haben könne, dass er bei seinen gewalttätigkeiten dem könige gegenüber auf seinem zweiten wikingeringe doch zu weit gegangen sei, so lässt sich eine solche

sinnswandlung weder mit den gang und gäben rechtsanschauungen der wikingerzeit überhaupt noch mit dem spezifisch rechtsüchtigen charakter Egils sonst, den Jónsson schon in den Krit. stud. 1884 (s. 101) richtig gewürdigt hatte, in einklang bringen. wie nahe Egils rechtsgefühl dem kam was wir einfach gewalttätigkeit nennen würden, zeigt anschaulich genug seine entscheidung in dem thing streit mit Steinar am schluss der saga (e. 82).

Von dem augenblick an, wo der schiffbruch an der englischen küste erfolgt und Egil erfährt, dass sein todfeind sich in York befindet und sein freund Arinbjörn dort bei ihm in hoher gunst steht — die angaben der saga halte ich mit FJónsson (aao. s. 297) in diesem puncte für durchaus zuverlässig — tritt nun allerdings für Egils weitere entscheidungen ein neues motiv hervor, das Olrik (Nord. geistesleben [Ranis] 1907 s. 121) richtig erkannt hat: 'Egil sucht die gefahr, um ein wagemutiges von bisher unbekannter gefährlichkeit auszuführen'. die quellen erschließen uns den entscheidenden gedanken in Egils plötzlichem entschlusse hier nur unvollkommen. er wird weder aus der kurzen notiz der Arinbjarnarkviða 3: '*létk herse (sc. Arinbjörn) heim of söttan*' klar noch aus den reflexionen in e. 59 der saga, in denen er das gewis zunächst liegende rettungsmittel einer heimlichen flucht in könig Adalsteins reich von sich weist. offenbar übt die Egil unerwarteterweise gewordene mitteilung, dass sein todfeind in unmittelbarer nähe ist, einen unwiderstehlichen reiz auf ihn aus, sich dem gegner auge in auge zu stellen und sich in irgendeiner grofstatt mit ihm zu messen, etwa, wie er sich in dem abenteuer in Kurland, um eine heldentat zu begelien, trotz aller abmahnungen der freunde in die waghalsigste gefahr stürzt oder später auf seinem Wärmlandzug sich keinen augenblick besinnt, als ihn die ungetreuen begleiter im stich lassen, das abenteuer allein auf eigene faust siegreich durchzuführen (ec. 46. 71). eine dämonische innere stimme treibt hier wie dort den sonst so berechnenden und misstrauischen mann vorwärts im sinne der eddischen weissagung an Sigurd '*fram vísa skop folklidöndom*' (Fafnir, 41), um, im vertrauen auf die hilfe seines freundes Arinbjörn, 'der niemals lag (Arinbjarnarkv. 11), seinem gegner unter ganz neuen verhältnissen im auslande gegenüberzutreten.

Das freundschaftsverhältnis Arinbjörns zu Egil ist das zweite moment, was offenbar, und zwar noch mehr als die rücksicht auf

könig Adalstein, für Erich maßgebend war, Egil die freiheit später zu schenken. das geht nicht nur aus dem zeugnis der Arinbjarnarkvída und den echten lausavisur 35 und 36 unzweifelhaft hervor, es ist auch darin begründet, dass Arinbjörn selbst durch die schmach, die durch den von Erich unterstützten widersacher Egils, Bergönund, auf seine eigene tante Thora und seine cousine Asgerd, Egils frau, gehäuft war, wesentlich in mitleidenschaft gezogen wurde. der beistand den Arinbjörn (c. 56) Egil als eideshelfer vor gericht und sonst in seinem auftreten gegen den könig geleistet hatte, entsprang also in hohem grade auch eignem sippeninteresse und dem berechtigten unwillen, dass Erich auf seine, des treuen vasallen, empfindung so wenig rücksicht genommen hatte. es war natürlich, dass der dankbare Egil in seinen liedern immer wider den geleisteten freundschaftsdienst Arinbjörns betonte, was für die sagaprosa sicher mit eine veranlassung war, die eigene interessiertheit Arinbjörns an Egils niederlage im erbschaftsstreit in den hintergrund treten zu lassen. in wirklichkeit spielte die verstimmung Arinbjörns gegen seinen lehnherrn bei seinem eintreten für Egil sicher keine geringere rolle als seine freundschaft zu diesem. dass Ariabjörn kein blindergebener vasall Erichs war, scheint schon daraus hervorzugehen, dass er nach Erichs tode nicht ohne weiteres bei dessen söhnen bleibt, sondern zunächst im jahre 950 nach Norwegen in sein hersentum zurückkehrt. er nimmt dem neuen könig Hakon gegenüber dort zuvörderst eine abwartende haltung ein, und erst, als er dessen unverhohlene feindseligkeit (cc. 68. 70) merkt, begibt er sich, um die thronansprüche der söhne seines alten landesherrn zu unterstützen, zu diesen nach Dänemark. wol aber ist es verständlich, dass Erich bei seiner nur durch ein compromiss mit Adalstein (c 59) zustande gekommenen einigermassen leidlichen stellung im auslande die ergebnheit seines ersten vasallen nicht verlieren mochte um Egil, der diesem wie könig Adalstein teuer war.

Dass sich im einzelnen nun die vorgänge am königshofe zu York unmöglich so abgespielt haben konnten, wie sie die Eigla in den langen reden und verhandlungen Arinbjörns mit dem könige Erich und dessen gemahlin Gunnhild schildert, ist schon von andern forschern hervorgehoben. die ganze construction Snorris, so kunstvoll sie an sich aufgebaut ist, ist schon darum historisch unmöglich, weil sie mit ritterlich-romantischen ehr- und moralbegriffen

operiert, die im heldenzeitalter der isländischen saga nie geherrscht haben (vgl. WVogt Zs. 51, 406). sie rechnet nicht mit dem wirklichen durch die Heimskringla historisch festgelegten eigenwilligen und grausamen charakter Erichs, dem alles näher als nachgiebigkeit und edelmut lag (vgl. Bley Eglastudien ss. 52, 105), vor allem aber, sie weist dem zur bedenklichen idealfigur erhobenen Arinbjörn, der wie ein ritter ohne furcht und tadel handelt (vgl. Bley aao. s. 74) eine so alles beherrschende stellung an, dass Egil als tätig mitwirkende person vollständig im hintergrunde bleibt und sein unvergleichliches heldenstück in einer aristie Arinbjörns unter geht (vgl. WVogt aao. s. 411).

Zieht man dies alles in rechnung und behält dabei die vorgänge bei den oben s. 99 f besprochenen hauptlösungsszenen späterer zeit vergleichsweise im auge, so wird sich der auftritt am königshofe etwa folgendermassen abgespielt haben. nachdem Egil in York durch Arinbjörn die wahrheit über Erichs vertreibung aus Norwegen und dessen jetzige precäre stellung in Adalsteins reich (vgl. s. 106) erfahren und sich des schutzes seines freundes aufs neue versichert hat — darin, dass er sich zunächst an Arinbjörn wandte, stimmen die angaben der Eigla c. 59 und der Arinbjarnarkviða 3 überein —, hält er den augenblick für gekommen, das geplante unerhört kühne wagnis (vgl. s. 107) auszuführen. er tritt dem könige mit der äusserlich correcten und unverfänglichen, aber schon in dessen titulierung als *'atsiljande enskrar foldar'* in Erichs gegenwärtiger lage wie versteckter hohn klingenden visa 33 auge in auge gegenüber und bietet (in einer nach der lücke im text offenbar verlorengegangenen, vermutlich ähnlich zweideutigen visa) seinem todfeinde, als wäre gar nichts zwischen ihnen vorgefallen, die früher (vgl. s. 104 f) abgelehnte drapa zur ansagung an. der könig, über die maflose frechheit Egils aufser fassung, will ihn augenblicklich töten lassen, verschiebt aber, nicht etwa in einer edelmütigen anwandlung, sondern wie die verwante situation in der Heimskringla (II cc. 115—120) zeigt, einer allgemeinen, vielleicht auf abergläubische vorstellungen zurückgehenden wikingeregeln sich fügend (vgl. die worte dort *'náltrig er norðra'*), die hinrichtung auf den folgenden tag. er lässt Egil ins gefängnis werfen und zieht sich dann mit seinen vornehmsten vasallen (vielleicht unter beisein der königin Gunnhild) zur beratung über die weiteren schritte zurück. hier setzt Arinbjörn, zuerst befragt, unter

hinweis auf ihrer aller üble lage im auslande und auf die freundschaft, die Egil mit könig Adalstein verbindet, Erich die gefährlichkeit einer tötung Egils auseinander und rät ihm, unter gleichzeitiger betonung der verzweifelten lage, in die er selbst, des königs getreuester vasall, bei seiner freundschaft mit Egil geraten würde, die blutrache an diesem für die tötung des königssohnes Rögvald auf eine spätere günstigere gelegenheit zu verschieben. der könig geht nach anhörung der übrigen ratgeber (wobei vielleicht auch die königin Gunnhild ihren entgegengesetzten standpunct vertreten haben wird) unter dem s. 108 angedeuteten gesichtspuncte auf den vorschlag dieses seines besten ratgebers ein und lässt nun durch Arinbjörn Egil in das gefängnis den befehl zugehn, das früher (vgl. s. 105) und noch eben (s. 109) als freiwillige gabe zurückgewiesene preislied zur rettung seines lebens am folgenden tage aufzusagen, sich wol bewusst, welche gefahr nicht nur, sondern auch demütigung in diesem zwange für den stolzen Egil liegen muste.

Dieser sicher allein vorauszusetzende vorgang einer geheimen nüchternen beratung eines herschers mit seinen vasallen in kritischer lage, wofür übrigens die Heimskringla in ihren königsgeschichten auf schritt und tritt beispiele bietet, lässt Erich, wie das bei seinem historisch überlieferten charakter selbstverständlich ist, nicht wie in der saga geschoben oder gar durch eine drohung Arinbjörns in seinem handeln gezwungen erscheinen, er trifft vielmehr, wie es sonst die könige jener zeit tun, nach sorgfältiger rücksprache mit den seinen selbst die letzte entscheidung.

Nachdem Egil dann durch die aufsagung seines während der nacht umgedichteten älteren liedes (s. 105) die von dem könig gestellte bedingung nach dessen eignem zeugnis vortrefflich erfüllt und sein leben für diesmal geschenkt erhalten hat, verabschiedet er sich von könig Erich in einer visa (v. 34), die bei äufserer ehrerbietung und correctheit doch dieselbe stille ironie atmet wie die visur mit denen er sich einführte (s. 109), ja die auch noch den eingang der viele jahre später gedichteten Arinbjarnarkvida durchweht. das verhältnis beider bleibt durch die freilassung unverändert. der könig lässt keinen zweifel, dass er Egil bei der nächsten gelegenheit töten lassen wird, wo er ihn in seine gewalt bekommt, und ebenso zeigt das oben (s. 106) berührte angebot Egils an könig Hakon, sich im kampf gegen dessen bruder Erich als

vasall zur verfügung zu stellen, dass er sich keinen augenblick bedenken würde, bei einer widerbegegnung seinem königlichen todfeinde mit gleicher münze zu dienen.

So sind Erich und Egil die hauptgegenspieler in diesem conflict. Arinbjörn rückt an die zweite stelle, aber er bleibt auch jetzt noch durch sein discretos walten im hintergrunde der getreue Eckart Egils, als welchen ihn dessen spätere lausavisur und vor allem der eingang der Arinbjarnarkviða feiern. die endgiltige entscheidung ligt doch schliefslich in dem kunstwert und der schlagkraft seines liedes, ja noch mehr, wie Erichs entscheidendes urteil (c. 61) durchblicken lässt, in seiner wüirksamen recitation durch den dichter. die todesgefahr Egils bestand so lange, bis seine drapa die anerkennung Erichs gefunden hatte bis dahin, ja auch noch später, war bei dem heimtückischen und unberechenbaren charakter des königs es jederzeit möglich, dass er im grimme des augenblicks alle oben (ss. 108. 110) genannten erwägungen aufser acht liefs und trotzdem die tötung Egils befahl. dann war Egil verloren, denn schliefslich hatte doch Erich und nicht Arinbjörn die momentane gewalt über die königsmannen. dass über Egil das todesbeil schwebte nicht nur in jener unruhigen nacht, wo er seine ältere Eiriksdrapa aus dem gedächtnis in die Höfudlausn umformte, sondern noch während der aufsagung selbst, malen noch lange jahre später die eingangsvisor der Arinbjarnarkviða (vv. 3—9) in ergreifender weise aus.

Nach dem gesagten haben wir bei einer wertung der beiden genannten fassungen des gedichtes und bei der bestimmung ihres gegenseitigen verhältnisses von der auffassung der Eiglakapitel 59—61 als eines ursprünglichen sagaberichtes vollkommen abzu- sehen. sie gehören zu den in der Eigla nicht seltenen buchmäßigen partien des werkes, in denen Heusler (Die anfänge der isländischen saga [Berlin 1914] s. 65) mit recht den beschaulich schaffenden schriftsteller Snorri vor sich zu sehen glaubt, wenn auch hier mehr wie anderwärts die glänzende darstellung über die innerliche unwahrscheinlichkeit des ganzen hinwegtäuscht.

4.

Vergleicht man nun den text der Höfudlausn (Jónssons Eiglaausgabe, Koph. 1886 ff. s. 350 ff) mit dem der älteren Eiriksdrapa (Jónssons Skjaldedigtn. I B s 30 ff), so ergibt sich, dass Egil

die umformung seines liedes äufserlich mit wesentlich einfacheren mitteln erreicht hat, als sein oben (s. 100 f) erwähnter skaldischer nachfolger Thorarinn Loftunga. der umfang des gedichtes, im ganzen auch der wortlaut der strophen blieb unyerändert. nur einmal (Höfuðl. 14, 1—4. Eiriksd. 18, 1—4) zeigt er eine die innere structur bedeutsam beeinflussende umgestaltung. auch der äufsere technische aufbau und die skaldische stefmäfsige gliederung haben keine abänderung erfahren. der dichter erreichte den zweck seiner neudichtung fast ausschliesslich durch eine reihe umstellungen innerhalb der vv. 12 bis 19, wie folgende gegenüberstellung veranschaulicht:

Eiriksdrapa

13. Lætr snót saka
sverðfrey vaka,
en skæs Haka
skíðgarð braka.
brusto broddar,
en bito oddar.
bóro hqvar
af bogom qvar.
14. Beit fleinn flogenn,
þá vas friðr logenn.
vas almr dregenn,
varð ulfr fegenn.
stózk folkhage
fyr fjorlage.
gall ýboge
at egtoge.
15. Jqforr sveigðe ý,
hruto unda bý.
baud ulfom hræ
Eirekr of sæ.
16. Enn monk vilja
fyr verom skilja
skapleik skata,
skal mærd hvata.
verpr árbrqndom,
en jqforr lqndom
heldr hornklofe.
hann's næstr lofe.

Höfuðlausn

13. Beit fleinn flogenn,
þá vas friðr logenn.
vas almr dregenn,
varð ulfr fegenn.
brusto broddar,
en bito oddar.
bóro hqvar
af bogom qvar.
14. Verpr broddflete
af baugsete
hjqrleiks hvate,
hann's blóðskate.
þróask hér sem hvar,
hugat mælek þar,
frétt's austr of mar
Eireks of far.
15. Jqforr sveigðe ý,
flugo unda bý.
baud ulfom hræ
Eirekr of sæ.
16. Enn monk vilja
fyr verom skilja
skapleik skata,
skal mærd hvata.
lætr snót saka
sverðfreyr vaka,
en skæs Haka
skíðgarð braka.

- | | |
|--|---|
| 17. Brýtr bógvita
bjódr hrammþvita,
monat hoddðofa
hringbrjótr lofa.
glaðar flotna fjöl
við Fróða mjöl,
mjök's hilme fól
haukstrandar mól. | 17. Brýtr bógvita
bjódr hrammþvita,
monat hoddðofa
hringbrjótr lofa.
glaðar flotna fjöl
við Fróða mjöl,
mjök's hilme fól
haukstrandar mól. |
| 18. Verpr broddflete
af baugsete
hjörleiks hvate,
hann's baugskate.
þróask hér sem hvar,
hugat mælek þar,
kunnt's austr of mar
Eireks of far. | 18. Stózk folkhage
fyr fjörlage
gall ýboge
at eggtoke.
verpr árbröndom,
en jöfurr löndom
heldr hornklofe.
hann's næstr lofe. |

Wie die gegenüberstellung zeigt, beschränken sich die abweichungen in den beiden fassungen auf das letzte der stefjamal der eigentlichen drapa (vv. 13f) und die drei ersten strophen des slæms (vv. 16—18). hier wie dort ist durch sie der charakter als eines preisgedichtes nicht verändert worden. das ergab sich mit notwendigkeit aus der gefährdeten situation Egils, da es um sein leben gieng. die wahre gesinnung Egils gegen seinen todfeind und seine innere erbitterung über die zwangslage, in die er versetzt war, kommen dagegen bei näherem zusehen im gegensatz zu der älteren ehrlich gemeinten drapa (vgl. s. 104) in versteckten ironischen anspielungen genugsam zum ausdruck.

Der preis von Egils kriegerischer tüchtigkeit scheint zunächst am schlusse des hauptteils noch eine steigerung erfahren zu haben dadurch, dass aus dem *baugskati* (ringverschwender) der Eiriks drapa 18, 1—4 nach umstellung der strophe hinter Höfnudlaus 13, 5—8 dort ein *blóðskali* (blutverschwender) wurde. die visa malt also in ihrer neuen gestalt und in ihrer neuen umgebung statt des herschers, 'der den schild vom arme sinken lässt, um in seiner freigebigkeit schätze zu verteilen', jetzt den unbezwingbaren wiking Erieh aus, 'der tollkühn den schild vom arme wirft, um zu dem gefährlicheren bogenkampfe überzugehen', vgl. v. 15 *Dröfrr sveigðe ý*. ja dem kriegerischen fürsten ist scheinbar durch die an dessen historischen beizamen 'Blutaxt' anklingende bezeichnung 'blutverschwender' noch ein besonders heldenhaftes relief gegeben

da sie den charakter des den ganzen hauptteil des gedichtes hindurch gepriesenen königlichen draufgängers prägnant zusammenfasst. auch die umwandlung, die durch die eben behandelte textänderung und versetzung der v. 18, 1—4 und einige weitere stropfenverschiebungen (vgl. im einzelnen FJónsson Egil Skallagrímsson og Erik Blodökse. Höfuðlausn ss. 309 ff) der mit v. 16 beginnende slæmr der drapa erfährt, scheint ebenfalls eine noch gesteigerte preisung von Erichs wikingertüchtigkeit darzustellen. da v. 16, 1—4 ankündigt, dass der dichter noch weiter die art des königs schildern wolle, aber zum schluss eilen müsse, dann aber in buntem wechsel wider kampfruhm (v. 16), hierauf freigebigkeit (v. 17), endlich wider kampfruhm (v. 18) an Erich hervorgehoben werden, entsteht der eindruck, als könne sich Egil in dem preise von dessen überragender kriegsherrlichkeit gar nicht genug tun, zumal der schluss (v. 18) in den worten 'Erich verschwendet seine schätze, hält aber seine länder fest' noch einmal das gewaltige wikingertum des königs als dessen eigenste wesenheit am ende der ganzen lobpreisung betont.

In würllichkeit ligt hier wie oben am schluss der eigentlichen drapa (s. 111) die absicht des dichters tiefer. er spielte dort, was in dem älteren, ehrlich gemeinten preisliede unmöglich war, auf den ursprung von Erichs beinamen an, den der grausame könig im volksmunde wegen des durch ihn im jahre 934 erwürkten totschlags zweier seiner brüder erhalten hatte. Egil mit seinem eignen so stark ausgeprägten familiensinn nimmt hier, ohne doch bei der zweideutigkeit des skaldischen stiles dabei vom könige gestellt werden zu können, den holm seiner früheren lausavisa 29, in der er schon auf seinem zweiten wikingerzuge den '*bræðra sökku*' zornig mitgenommen hatte, wider auf. auch die pomphafte ankündigung im eingang des slæms '*enn monk vilja fyr verom skilja skapleik-skata*', die eine neue seite Erichs zu schildern verspricht, musste wie hohn würlken, wenn der dichter, der im älteren liede die freigebigkeit des herschers seinem damaligen zwecke gemäfs in drei visur behandelt hatte (vgl. s. 102), sie hier ausgerechnet in einer einzigen strophe (v. 17) abtut, also nur das allermindeste leistet, was die skaldische convention einer drapa in diesem puncte erforderte (vgl. Jónsson Litteratursh. I s. 492). bitterster sarkasmus aber birgt sich vollends in den oben erwährnten worten v. 18: *en jöfurr lqndom heldr horn-*

klofe. konnten die zuhörer in dem in diesem älteren liede für den alleinherseh'er Norwegens so wolpassenden lobe hier in der Höfuðlausn immerhin eine anerkennung der tapferen art sehen, wie der könig sein Adalstein-lehen Northumberland gegen die gefürchteten Schotten verteidigt hatte, für den landesflüchtigen könig enthielt dieses lob in seiner jetzigen precären stellung doch einen mehr als herben beigeschmack.

Schon der eben besprochene abschnitt des gedichts zeigt den charakteristischen unterschied der Höfuðlausn von der älteren Eiriksdrapa. sie ist der äufseren form nach ein preislied geblieben wie diese. ihrem innern wesen nach aber ein spottgedicht geworden. als solches sah sie auch Flósson früher selbst an (Kritiske studier 1884 ss. 102 ff), und auch Olrik hört zum mindesten aus der schlussstrophe des liedes (v. 20) das hohngelächter Egils über den fürsten herausklingen, vor dem er sich nicht gedemütigt hat (Nord. geistesleben [Ranisch] s. 122). nach der nachdichtung (s. 112 ff) erhielten auch die äufserlich gleichgebliebenen teile des liedes, der eingang (vv. 1—5), die beiden ersten abschnitte des hauptteils (vv. 6—12) und die zwei letzten stropfen des slómr (vv. 19 f), jene zwischen correctem conventionellen preis und verstecktem innerlichen hohn eigenartig schillernde doppelstimmung. wie Egil dies gewagte kunststück gelang, soll die nachfolgende übertragung des ganzen liedes verdeutlichen.¹

- | | |
|------------------------------------|---------------------------|
| 1. Nach west ² die wog' | stiefs die eich' auf see. |
| war's, dass ich zog. | da's eis schmolz jäh. |
| Widrir-wonn'-strands | senkt' sangbent' viel |
| well' führ' aufserlands. | auf seel'n-boots kiel. |

¹ sie schließt sich nach inhalt und form genauer an das original an als meine nachdichtung in der Geschichte vom skalden Egil (Thule III, 191 u. 1914).

² *Vestr fírl, ol rar* bedeutet nach der eigentümlich ungewohnten ausdrucksweise im altisländischen (vgl. Finnur Jónsson Übersicht s. 201), ich fuhr von Island nach England (also nach York zu könig Trich) in der Eiriksdrapa, wo Egil nach Norwegen fahren wollte. scheint die hsl-variante '*restan' austr*' als ursprünglich voranzusetzen, aber auch dort war das aus gründen des stabsreims besser passende *restu* am platze. um nach Norwegen zu gelangen, musste Egil zunächst den Borgartjard entlass westlich und dann, bis er um das vorgebirge Reykjanes herumlag, ostlich fahren.

2. Edler lud mich ein,¹
 drum lob muss sein.
 trag² Odins wein
 nach England fein.
 könig feirn ich kann,
 kühn preis' den mann.
 hör' er, bitt', an
 hoh lied, das ich sann.
3. Lausch', fürst, denn hier —
 wol frommt es dir —
 wie ich's lied trag' vor,
 leih't ihr das ohr.
 von fürstens fehd'
 viel gieng die red',
 doch Widrir späht',
 wo man tot' ihm mäh't'.³
4. Schvoll schwerter sang
 schilds rand entlang.
 könig streit umklang.
 kühn vor er drang.
 wurd' gewahr olin' schluss
 man waffenlärms grufs.
 in reisendem schuss
 rauscht' schwertes fluss.
5. Schön raum gegeben
 ward speer-geweben
 von fürstens flotten
 pfeilland-rotten.
 unter'm bannerergrimmend,
 im blute schwimmend.
 braust das wilde
 brandungsgefilde.⁴

¹ *Budomk hilmér lǫd* oder *Budomk, hilmér, lǫd* (edler, lud mich ein dh. ich lud mich ein) ist doppelsinnig, je nachdem man *hilmér* als nom. oder voc. fasst. beide auffassungen aber enthalten einen ironischen beigeschmack. die erste macht aus Erichs zwangsbefehl eine einladung (vgl. s. 110), die zweite spielt auf Egils freches angebot (s. 108) an. für die Eiriksdraða scheint die hsl. variante *budomk hilmé lǫd* (dh. ich lud mich beim herscher ein, vgl. Jónsson aao. s. 308) die zweite auffassung vorauszusetzen, doch ist die sache dort nicht mehr zu entscheiden, da wir über die näheren umstände, unter denen Egils lied damals nicht zum vortrag kam, nichts wissen (vgl. oben s. 104f).

² Die worte: *berk 'Opens mjǫd á Engla bǫd* bedeuten in der Höfudlausn: 'ich bringe ein fertiges gedicht mit aus Island nach York'. auf den ursprünglichen sinn, den die stelle in der Eiriksdraða hatte, weist die lesart *berk*. der dichter sagte dort, um sich Erieh selbstbewusst als skalde zu empfehlen: 'ich trag Odins met in der Engländer land', dh. ich habe schon früher in York bei könig Adalstein eine berühmte draða gedichtet.²

³ Die worte: *en Vǫlverr sá, hvar valr of lá* stellen nicht, wie Jónsson (Krit. stud. s. 100ff) und Vogt (aao. s. 381) meinen, flietverse einer hastigen improvisation dar, sondern kündigen, was die übertragung auch zum ausdrück zu bringen sich bemüht, in höchst prägnanter weise das thema des liedes 'Erichs furchtbare kriegertätigkeit' an (vgl. auch Neckel Walhall ss. 5. 57).

⁴ Die beiden letzten stropfen des eingangs weisen auf den kriegsrischen charakter des preisliedes und die impressionistische art seiner darstellung (vgl. s. 104). der historische hintergrund von Egils blitzartigen andeutungen war Erichs mannen aus ihren kriegszügen mit ihm (vgl. Jónsson Litteratursh. I 492) wolbekannt. im mittelpunct des ganzen stehn seine wikingerzüge im westen (vgl. v. 10. 6 *fúrþjódr Skota*). eine ge-

- | | |
|---|---|
| <p>6. Bei speeres spiel
hinstürzten viel.
all'n ruhm alsdann
Erich sich gewann.</p> | <p>wund'-bohret beifst da,
der 'Blutraspel' heifst da
ich hört's: allviele
im eisenspiele
Odins-eichen -
eis des gurts liefs bleichen</p> |
| <p>7. Sprech' mehr heute,
schweigen die leute,
was weiter gewahrten
wir deiner fahrten.
mehr're wund noch machten
männerherrn's schlachten.
barsten kampfs brände
an blauschild's ende.</p> | <p>9. In speeres schwirr'n
die schwerter klirr'n,
all'n ruhm alsdann
Erich sich gewann.</p> |
| <p>8. Schleifsteins wonne
schallt' auf helms sonne.</p> | <p>10. Rötet' reck' 's schwert mehr,
da safs rabens heer.
tod ergiert der ger.
geh'n im blut die speer</p> |

schiebstreue ausmalung war in dem kurzen liede nirgend beabsichtigt, daher kehrt der bunte wechsel von fern- und nahkampf, von land- und seeschlacht, der hier anklingt, in den steffamal des hauptteils wieder. Auf dem vorkämpfer Erich (v. 4. 3) ligt dauernd der nachdruck, und mit dessen wachsendem preis steigt in der Höfudlausn auch die geheime höhnhung (vgl. 8, 3f. 10, 5f. 14, 1ff.).

¹ Die worte: *beit bengrefell, jat cas blótrefell* sind ebenen wenig durch eine hastige improvisation verschuldete fliedverse wie oben 3, 7f (vgl. s. 116, anm. 3). dass der dichter hier sein eignes leicht verständliches bild erklärt haben sollte (vgl. WVogt aao. s. 81), ist un- unwahrscheinlicher, als er die viel kühneren schwertkennungar dieser strophe *hrynsödoll, hjalmrödoll, tetilsrell* als bekannt voraussetzt. dass die verse 8, 3f einen prägnanteren sinn haben müssen, geht schon daraus hervor, dass sie sonst nur eine müßige widerholung des allgemeinen schwerterkampfes 8, 1f. darstellen. erwartet wird aber hier im ersten der steffamale eine prägnante hervorhebung des vorkämpfers Erich entsprechend dem zweiten und dritten (vv. 10. 14 vgl. s. 116, anm. 10. dies wäre der fall, wenn man 'Blóðrefill' als eigenname und als wirklichen oder fiktiven dichter mit anklag an Erichs beinamen Blóðex fingerten. nämlich wenn dessen schwert fasst, dann wäre der sinn der strophe 8, 1—4 die widersprechungsklangen wider einander, vor allem aber biss Erichs schwert, nicht auf bereitete durch die eben genannte anspielung die s. 114f behandelte preis- und hohnstimmung von v. 14 vor.

² Auch der von FJönsson (Literatürhist. 1 192) selbsten bezogene ausdruck *Odens eile* (eigentlich Odins eihvadd) um die gefallenen kriegler ist nach Neckels erklärungs (aao. ss. 12. 28f) höchst zweifelhaft und prägnant gewählt, und er weist in verbinding mit 2, 7 (oben s. 110, anm. 2) auf das wolgefallen Odins an dem kriegerischen helden, auch wenn er bei Eiriksmal 6 Odin selbst aussprechen lassen, *mer er fættir áttu þess mekæ rodet ok blóðu it speer þoret*.

- | | |
|--|--|
| nährt troll's Gote'n
töter der Schotten. ¹
nah' sipp' des Nare
nachtschmaus trat der aare. | beim wundenschlecken
gewahrt' man Freke'n. |
| 11. Kampflhabicht' streichen
ob höh'n von leichen.
trunk, wund-möv', reichen,
gewaun ohn' gleichen.
um haupts stev'n flogen
ihr schwerts wogen. | 12. Hengst Gjalps man bot
des hungers tod.
wölf' atzte dort
Erich von bord. ²
13. Speer biss beflügelt.
fried' ward gezügelt.
ulm' man spannt' da.
urfroh wolf stand da. |

¹ Wie im ersten der stefjamale (v. 8) und im dritten (v. 14) die ehrende auspielung der älteren Eiriksdraða auf Erich Blutaxt in der umdichtung der Höfudlausn einen ironischen beigeschmack bekam, so hat auch v. 10, 6 der ausdruck *fárbjóðr Skota* (wörtlich der 'gefährder' der Schotten) seine ursprüngliche preisende schlagkraft verloren. als Egil die Eiriksdraða auf den könig dichtete, stand dieser nach seinen glänzenden wikingerkämpfen in ost und west als alleinhercher Norwegens auf dem gipfel seiner macht, jetzt war er ein vertriebener könig, der sein Adalsteinlehen Northumberland gegen die Schotten verteidigen musste. so hatte die titulierung 'töter der Schotten', ebenso an glanz verloren wie oben der preis (v. 18) 'Erich hält seine länder fest' (vgl. s. 115).

² Auch die worte des stef: *baud ulfom hræ Eirekr of sæ* sind von Jónsson (Litteratursh. I 494) und WVogt (aao. s. 380) mit unrecht als ein versagen der dichterischen kraft Egils, von ersterem auch als beweis einer hastigen improvisationstätigkeit bezeichnet worden, da der dichter ein abgegriffenes skaldisches bild für 'feinde töten' angewandt habe ohne lebendige anschauung der situation, die für die seeschlacht eine andre umschreibung verlangte. dies ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil der dichter, wenn er dies beabsichtigt hätte, so leicht mit einem *baup grnom hræ* statt *baup ulfom hræ* augenfällig hätte im hilde des meerkampfs bleiben können. in wirklichkeit hat der dichter letzteren ausdruck mit gutem vorbedacht gewählt. schon Vigfusson (Corp. poet. bor I 537) hat auf die v. 15 von Arnors Magnusdraða aufmerksam gemacht, wo geschildert wird, wie die wölfe zum gestade laufen und sich über die von der seeschlacht her ans ufer geschwemmten leichen hermachen, und neuerdings hat auch Genzmer (PBBeitr. 43, 552 ff) auf die ganz analoge darstellung der Olafsdraða Tryggvasonar in visa 24 hingewiesen. ein ähnliches verhältnis wird offenbar auch durch das stef 12. 15 vorausgesetzt. auch Erichs mit landkämpfen wechselnde seeschlachten fanden meist in fjorden oder nahe der meeresküste statt, und so fasst das den dritten teil der eigentlichen draða einleitende stef die ganze folge der im lied nur flüchtig angedeuteten, aber durch die kraft der poetischen sprache grell beleuchteten augenblicksbilder aus Erichs kriegstaten in aller prägnanz noch einmal impressionistisch zusammen.

- speer' war'n zerschlossen. 17. Handsteins streuer
 schwerer bitten. zerspellt' arms feuer
 pfeil' entflohen horts schonung schwer er
 der flachssehn' am bogen. hasst, rings verschrer
 froh dem volk verbiess
 er Frodis gries.
 gern ihm herscher liefs
 habichtlands kies.
14. Von rings eiland
 rasch wirft's pfeilland
 schwertspiels sender,
 er, der blutverschwender.¹
 Überall in der rund'
 an Ostmeers sund —
 echt spricht mein mund —
 Erichs ruhm ward kund.
15. Eib' der fürst anzog.
 wund'imme flog.
 wölf' atzte dort
 Erich von bord.²
16. Will auch melden
 vor euch helden
 des edlen art ich.
 zu end' 's lied start' ich.
 hält schwert-Freyständig
 schlachtfrau lebendig.
 der Haki-zelter
 zaun, laut geltt er.
19. Fürst seh' wohl an.
 wie ich dichten kann.
 gut heifs ich's dann,
 dass gehör ich gewann.
 sandt' mit dem munde
 aus der seele grunde
 Odins "Ager
 ich des kampfes pfleger

¹ Über v. 14, 1—4, wo durch die umdichtung (vgl. s. 114) der schwerpunkt des gedichtes, der in der Eiriksdrapa im zweiten abschnitt das hauptteils ruhte (vgl. *färbjódr Slota* v. 10 und s. 116, anm. 1), in dessen dritten und letzten verlegt wurde, und die dadurch erfolgte steigerung des kriegerischen charakters in der Höfudlausn, aber auch den letzten endes darin versteckten hohn vgl. oben ss. 114f. die varianten der Eiriksdrapa zu v. 14, 7 wie die zu v. 15, 2 und 16, 6 (vgl. die gegenüberstellung s. 112) sind ohne bedeutung.

² Das s. 118 f. anm. 2 behandelte stef. das in v. 15 zum letztenmal als abschluss des dritten der stefjamal der eigentlichen drapa erscheint, bringt eine nochmalige impressionistische steigerung, indem die beiden ersten zeilen im gegensatz zu denen der v. 12, wo vom allgemeinen kampfe die rede ist, in das bild der küstenseeschlacht (s. 118) auch das des bogenschießenden Erich einzeichnen und diesen so als vorkämpfer präsent aus dem allgemeinen pfeilkampf, der in dieser partie des gedichtes vorberrschend, herausheben.

³ Über den veränderten charakter, den die drei ersten strophes des slæmr (16—18) in der Höfudlausn gegenüber der Eiriksdrapa erhaltet und die auch dadurch ermöglichte ironisierung Erichs vgl. oben ss. 117f.

- | | |
|--|--|
| 20. Königs preis stimmt' ich an
mit schweigens bann,
fand der worte wahl
im wikingsaal. | aus dem lachverliefs ¹
fürst mein lied ich wies.
so ihn ich pries.
alle hörten dies. |
|--|--|

5.

Wir sind der wahren gestalt des historischen skalden Egil erheblich näher gekommen als bisher. das phantasiebild des über alle menschlichen verhältnisse hinausgewachsenen improvisators ist geschwunden. wir sehen den großen dichter in seiner doppel-schöpfung, der Eiriksdrapa, und deren undichtung, der Höfudlausn, festgebunden in der conventionellen tradition des wikingerzeitalters. und doch leuchtet aus dem gedicht, das in der totalität seines äußern wie innern skaldischen aufbaues in beiden fassungen das gleiche blieb (s. 113), in der charakteristischen innerstes erleben widerspiegelnden art der poetischen production (s. 102f) wie in deren impressionistisch andeutender, nicht historisch ausmalender form (ss. 104, 116f) beidemal die ursprüngliche und darum ihrer wärkung auf die empfänglichen aller zeiten sichere genialität Egils mächtig hervor. dort wie hier beruht die elementare wärkung seiner dichtung darauf, dass sie im wikingerstolz und wikinger-

¹ Mit diesem ausdruck der schlusstrophe geht Egil, gestützt auf die conventionelle zweideutigkeit des skaldischen stiles und offenbar, weil er bei dem schweigen der königsmannen (v. 19, 3f) den beabsichtigten erfolg des gedichtes, seine lebensrettung, schon gesichert glaubt, in der hervorkehrung seiner ironischen grundstimmung an die äußerste grenze des möglichen. die worte v. 20, 3—6: 'ich verstehe die richtigen worte für meinen vortrag in der männerhalle zu finden. ich brachte mein lied vor den fürsten aus dem verlies des gelächters (dh. der brust)' stellten in der Eiriksdrapa nichts weiteres dar als die versicherung seiner knustfertigkeit als skalde, und hatte die umschreibende kenning am schluss jener äusserung damals überhaupt einen tieferen sinn, so konnte es nur der sein: 'ich dichtete dies aus jubelndem herzen', was auch nach dem, was s. 104f über die grundstimmung des damaligen liedes und die art seiner entstehung bemerkt wurde, nur natürlich war. hier aber, wo Egil am schluss seiner schwierigen aufgabe doch erleichtert aufatmet, erhielt die ganze stelle in wirklichkeit die veränderte bedeutung: 'ich versteh es, mein lied diplomatisch so einzurichten und aufzusagen, dass es seinen zweck erfüllt', und dementsprechend bekamen dann offenbar die worte *ör hlátra ham hródr bark: fyr gram* die schon s. 115 hervorgehobene bedeutung: 'im hohu habe ich mein lied gedichtet' (vgl. auch Vogt aao. s. 382).

hass die innerste natur ihres schöpfers offenbart, und dass der dichter in dem preise der Eiriksdrapa wie in dem hohn der Höfudlausn im rahmen der beidemale durch den zweck des liedes geforderten conventionellen form seine wahre gesinnung nirgend verleugnet. so stellt das gedicht, in der älteren wie in der jüngeren form, schon in reinpoetischem betracht gegenüber aller vorausgehenden und nachfolgenden skaldenpoesie eine einzig dastehende, ja wundersame leistung dar. für die Höfudlausn aber erscheint diese um so gröfser, als Egils umdichtung in jener einen nacht unter den widerlichsten äufseren umständen und in höchstgespannter seelischer erregung vor sich gieng und überdies mit der mindestens ebenso schwierigen aufgabe der einübung des liedes für die aufsagung am nächsten tage verbunden war.

Die rätselhafte doppelstimmung, die wir ss. 115 ff in dem liede zu veranschaulichen suchten, war nur unter voraussetzung einer ungewöhnlichen mimischen veranlagung und einer auferordentlichen fähigkeit der recitation zum ausdruek zu bringen. dass Egil erstere in hohem mafse besafs, veranschaulicht genugsam c. 60 der Eigla. die wenn auch phantastisch übertriebene und durch das groteske Starkadvorbild beeinflusste darstellung von Egils auftreten in Adalsteins königshalle (vgl. Heusler Anz. XXXV s. 172), lässt die gewaltige wüirkung, die Egil allein durch sein mienenspiel auf eine gröfsere versammlung ausüben konnte, deutlich erkennen. die höchste kunst der diction wie des gebärdenspiels aber setzt der eingang von Egils später gedichtetem liede an Arinbjörn voraus (vv. 1—8), wo der dichter sich und seinem freunde nach langen jahren wider die scene vor augen führt, wie er seinem todfeinde mit dem gedichte gegenübertrat und durch die kunst in dessen vortrag sein haupt löste. die heitere ironie, die hier im munde des dichters selbst über den ernstesten und gefährlichsten vorgang seines lebens gebreitet ist, wüirkt wie das letzte auflenchten und verlöschen der bitteren hohnstimmung, in der er damals von dem jetzt toten herscher durch seine vollendete kunst die lebensrettung erzwang. wenn irgend etwas aus der alten skaldenpoesie, so ist dieses gedicht auf den einklang und die innige vermählung von dichtung und vortrag abgestimmt und seine volle künstlerische wüirkung nur unter der voraussetzung des selbstvortrags durch seinen schöpfer denkbar.

Schon dieser eine umstand macht die späte datierung, die die

Arinbjarnarkvida in der Eigla erhalten hat, in das Jahr 962, in hohem grade unwahrscheinlich. Die Aussicht, das Lied dem Freunde selbst vorzutragen, worauf es gemünzt war, war in jener späten Periode von Egils Leben ausgeschlossen, auch zeigen die sehr allgemein gehaltene *lausavisa* (53), die Egil bei der Nachricht von Arinbjörns Tode dichtete, und die wehmütig flüchtige Anspielung auf diesen in der Rückerinnerung seines Sonatorrek (v. 13), dass Arinbjörn damals im Leben des alten Egil nicht mehr die lebensvolle und gegenständliche Rolle spielte, die das ganz in gemeinsamer Erinnerung mit dem Freunde schwebende Lied voraussetzt. Das Gedicht passt aber, wie schon Vigfusson (*Corp. poet. bor.* I s. 271) betonte, durchaus in die Zeit unmittelbar nach Erich Blutaxts Tode an Arinbjörns Henshofe in Norwegen, wo dieser damals vorübergehend weilte, ist es entstanden und auf dessen in der Eigla (c. 67) ausgiebig geschilderten Weihnachtsfestlichkeiten offenbar dem Freunde vorgetragen, kurz vor seiner endgiltigen Trennung von diesem und seiner dauernden Festsetzung auf Island. In dieser seiner letzten Abrechnung mit dem Todfeind, König Erich, und zugleich mit seinem Dank an den treuen Jugendgefährten nahm Egil in deutlicher Weise Abschied von der glänzenden Periode seines Wikingerlebens, dessen Höhepunkt in der Höfudlausn seinen dichterischen Niederschlag fand.

Felix Niedner.

ALTHOCHDEUTSCHE MAURITIUSGLOSSEN.

Die Handschrift IV, 533 der Kgl. u. Provinzialbibliothek zu Hannover (H) ist in Bodemanns Katalog unter folgendem Titel aufgeführt: *Liber qui summum quid virtutis intitulatur. Carmen elegiacum.* so sagt die Eintragung am oberen Rande von Bl. 1^r. Dr. Karl Meyer, der mich auf die ahd. Glossen der Hs. hinwies und auch sonst bereitwilligst unterstützte, teilt mir mit dass das Gedicht von den Herausgebern als ein Werk des Hildebertus Cenomanensis (1057—1136), des Erzbischofs von Tours, angesehen wird, vermutlich aber, wie sich im Laufe der Untersuchung zeigen wird, einem andern Autor gehört.¹

Das Werkchen ist gedruckt in der Abhandlung von Frid. Guilh. Otto, *Commentarii critici in codices bibliothecae academiae Gissensis graecos et latinos.* Gissae 1842, p. 163—198.

¹ eine Anfrage bei der Handschriftenabt. der Kgl. bibl. zu Berlin bestätigte diese Vermutung aus dem dortigen Initienkatalog.

Otto benutzt eine Marburger (M)¹, Brüsseler (B)² und eine Leipziger handschrift (L)³, dazu das fragment aus dem kloster Elnö (St. Amand-les-Eaux), d. h. die ausgabe des A. Beaugendre, *Venerabilis Hildeberti Opera*, Parisiis 1705, p. 1329 s. (E).⁴ nach dessen vorgang setzt Otto als titel über das werk: 'Hildeberti Cenomanensis episcopi versus de nummo seu satyra adversus avaritiam', die widerum von Migne-Bonrassé, *Ven. Hildeberti Opera omnia*, Parisiis 1893, p. 1402 in ihrem oberflächlichen abdruck angeführt wird, mit der einschränkung dass das wichtigste wort 'Hildeberti' fehlt. E sagt nur: '*Versus Cynomanensis episcopi de nummo s. satyra adversus avaritiam*'.⁵ so weisen also Beaugendre, Migne und Otto das werk dem Hildebert ohne starke gründe zu.

Auffallend abweichend verhalten sich die übrigen handschriften. M und B haben keine überschriften, L dagegen hat folgende: *Incipit suum quid virtutis opusculum Mamucii*⁷ in minium. der erste ältere teil⁸ der überschrift von H aber lautete: *Incipit liber qui summum quid virtutis intitulatur*. die titel von L und H stehn sich sehr nahe: *summum quid virtutis* ist gesichert. ihnen gegenüber tritt die auch sonst mangelhafte handschrift E¹⁰ in den hintergrund. den autornamen von L, *Mamucius*, haben denn auch Fabricius¹¹ und nach ihm neuerdings Chevalier¹² angenommen mit dem nach Feller¹³ und Leyser¹⁴ ziemlich willkürlich geformten titel: *de virtutibus*. daneben taucht bei diesen beiden gelehrten an den angeführten stellen der name Mauritius auf. woher stammt er? das von alter hand geschriebene inhaltsverzeichnis in L lautet so: *In hoc libro continentur libri sub-*

¹ Marb. univers.-bibl. *Cl. IV. libri theol. D 2, bl. 153ra — 160vb*

² *Cod. Bruc. nr 10718.*

³ univers.-bibl. Leipzig nr 1306 bl. 148ra — 151rb.

⁴ *Cod. Parisinus regius nr 274.*

⁵ vgl. Otto aao. p. 101; wohl gleich *Cynomanensis*.

⁶ vielleicht spielt in diesen abweichenden titel auch die von Leyser *Historia poet. et poem.*, Halae 1721, p. 410 unter nr 31 erwähnte oxforder handschrift mit hinein, auf die sich auch die notiz in der *Histoire littéraire de la France*, bd. 9, p. 357/8 bezieht.

⁷ bl. 148ra. ⁸ der zweite teil ist von jüngerer hand.

⁹ *suum* (L) = *sum*. ¹⁰ vgl. Otto aao. p. 108.

¹¹ Jo. Alberti Fabricii Lips. *Bibliotheca latina mediae et inf. aetatis*, Patavii 1754, tomus V, p. 11: 'codicem, in quo Mamutii nescio cupus de virtutibus elegia' usw., der seinerseits aus dem vom 9 mai 1679 datierten briefe des Chr. Daumius an Nic. Heinsius schöpft (Petri Bärmanni *syloges epistolarum* tomus V, p. 225).

¹² U. Chevalier *Répertoire des sources historiques du moyen âge*, Paris 1907 (bio-bibliographie) p. 2979.

¹³ L. J. Feller *catalogus codicum msectorum bibl. Paulinae, Lipsiae* 1686, p. 299, nr 29: *Mauritii opusculum metricum de virtute, caput initium: Destituit terras decus orbis, gloria rerum Virtus etc*

¹⁴ aao. p. 2092 unter dem stichwort *Mauritius*: '*Scriptum opusculum metricum de virtute, initio: Destituit terras usw.*'

scripti Orosius de historijs orbis et urbis libri ser. Epygrammata prosperi De phy tractatq nobilis Opusculum mauritij usw. 6 Z. dieser lesung hat bereits Feller mit recht den vorzug gegeben. jedem handschriftenleser ist geläufig dass fehler des rubricators nicht selten sind¹. er verlas aus der kleinen, für ihn bestimmten schrift *suum* zu *suam*, verlas *mauricii* zu *manucii*. Fellers lesung bestätigt sich demnach durchaus, der auch sonst den übrigen inhalt von L ziemlich genau wiedergibt².

Damit wäre die autorschaft Hildeberts der des Mauritius gewichen. freilich, welches Mauritius? Otto denkt an Petrus Cluniacensis Venerabilis³, auch Petrus Mauritius⁴ genannt († 1156), dessen gedicht 'de missa' von andern auch dem Hildebert zugeschrieben wird.⁵ der verwechslung günstig ist beider provenienz aus dem kloster Cluny. die sammlung der kleinen gedichte Hildeberts, der 'Floridus aspectus'⁶, enthält unser gedicht in der hauptsammelhandschrift nicht⁷; es scheint also erst anonym⁸ und dann in jene sammlung hineingeraten zu sein.

Da ich die handschrift H sonst nirgends erwähnt finde, so lasse ich eine beschreibung folgen. der codex, dessen herkunft unbekannt ist, trägt auf der innenseite des vorderdeckels über der neuen signatur IV. 533 mit blei die ältere durchgestrichene: l. 75, ein beweis dass er bereits längere zeit in hannöverschem besitz ist; denn diese signaturen weisen auf die alte zählung und ordnung nach schränken hin⁹. rechts davon oben links in der ecke ist die altersbestimmung leicht mit blei hingekritzelt (12—13); außerdem trägt bl. 7^v oben links von einer hand des 17 oder 18 jh.s in tinte die zahl: 358. die handschrift ist offenbar aus einer gröfseren oder aus einem alten einbände herausgelöst; denn der rücken weist noch alte klebstoffreste auf, die nicht vom modernen einbände stammen, da die handschrift in diesen mit drei stichen geheftet war¹⁰; die ursprüngliche bindung aber gieng durch zehn heftstiche. von bl. 1 ist unten ein ca 1 cm hoher und 10,9 cm breiter streifen abgeschnitten; zwischen bl. 2 und 3 fehlt ein blatt¹¹, das jedoch leer war; denn der text läuft weiter (v. 443/4). das pergament ist hie und da fleckig, eingeschnitten und durchlöchert. auf bl. 7 ist ein gröfseres loch mit einem pergamentstückchen (1 : 2 cm) verklebt; ebenso ist in bl. 3 ein flicken sauber eingesetzt, der 7,5—7,8 cm hoch, 6—3.6 cm breit (3^v) und beider-

¹ vgl. Wattenbach Schriftwesen³, s. 345/6.

² aao. p. 299.

³ aao. p. 101; Jöcher Gelehrtenlex. III 1461; Chevalier aao. p. 3155.

3754. ⁴ Leyser aao. p. 424.

⁵ vgl. Leyser aao. p. 424 und Otto p. 101.

⁶ Migne p. 1381 f.

⁷ ebda p. 39. 1402.

⁸ vgl. die titellosen hss. M und B.

⁹ vgl. Archiv d. ges. f. ält. geschichtskunde 8. 630.

¹⁰ vgl. unten s. 125.

¹¹ vgl. unten s. 125.

seits völlig mit fortlaufendem texte beschrieben ist. die außerordentlich kleine schrift — die höhe der buchstabenkörper beträgt gegen 1 mm, die der zeilenabstände ca. 2 mm — gehört dem 13, vielleicht noch dem 12 jh.¹ an. es ist im wesentlichen eine minuskel, die von einem anderen leicht abweichenden ductus mit etwas weiterer buchstabenstellung unterbrochen wird (bl. 1^{va} 2^{ra}, 2^{vb}, 3^{va}, 4^{rab}, 4^{vb}, 5^{rb}, 6^{ra}) und zahlreiche rasuren aufweist (1^{va} z. 5 v. u.; 2^{ra} z. 1 v. u.; 3^{va} z. 21 v. u.; 4^{vb} z. 21 v. o. usw.); gegen ende werden die zeilenabstände etwas unregelmäßiger und weiter. hier und da, am deutlichsten bl. 6^r, 7^r unten und bl. 7^v unter der alten signatur, leuchten spuren wenig älterer und größerer schrift hervor²; auch die structur der pergamentoberfläche, besonders von bl. 2^v und 3^r lässt daran schliessen dass sie abgerieben ist, sodass es sehr wahrscheinlich wird dass wir es mit einem palimpsest zu tun haben. es sind sieben bl. spuren alter zählung (des originaltextes?) enthalten vielleicht bl. 6^r, 7^r unten rechts: *6*, *7*. bl. 2^v trägt am unteren rande zwei blasse (dem originaltext angehörige?) wörter: *scēze*³ *corā*, 4^r rechts am rande das zeichen: *ſ*, 4^v 5^r ebendort ein *a*, 5^r in der mitte des unteren randes die federprobe: *dūs et dn̄*. das ganze ist ein unvollständiger quaternio (bl. 5 ist einzeln um bl. 3, 4 gefalzt).¹ die höhe der bl. mit ausnahme des ersten (17,5 cm) beträgt 18,7 cm. die breite 11 cm. der beschriebene raum ist ca. 16,5 cm hoch und 8,5—10,3 cm breit (die spalte ist 5 cm breit). jede spalte zählt 56 abgesetzte verszeilen, die meist durch puncte geschlossen sind. die handschrift ist völlig schmucklos und ohne minierung; nur die versanfänge sind in kleiner, die größeren sinnesabschnitte durch kräftigere majuskel von der farbe der übrigen buchstaben gekennzeichnet. der körper der handschrift ist in einen modernen festen, bunt geblühten pappeinband gebunden, infolge der mangelhaften heftung aber nur noch in der mitte lose befestigt.

Der lateinische text folgt im grofsen und ganzen dem Otton, ist aber ziemlich fehlerhaft³. die mehrzahl der nicht immer leicht zu entziffernden glossen, bei deren lesung mich Meyer unterstützte, sind von derselben hand zwischen die zeilen geschrieben und manchmal durch ein *ç* eingefügt. (gl. 13, 20, 22) neben lateinischer glossierung finden sich in den meisten fällen ahd. vögel- und pflanzennamen.

Die ganze handschrift halte ich für eine abschrift vielleicht noch des 12 jh.s⁶, die die glossen einem alten glossar entnahm, rasuren, verschreibungen, unausgeschriebene wörter, die bl. 2^{vb}

¹ vgl. Arndt-Tangl Schrifttafeln, heft 1, nr 21a.

² zu erkennen ist noel. bl. 6^v unten: *p q r* und bl. 7^v unten: *p q r*.

³ unsicher. ⁴ vgl. oben s. 124.

⁵ vgl. oben s. 125. ⁶ vgl. oben s. 124.

von alter hand des schreibers angekreuzten stellen, drei nicht verstandene auslassungen, die vorschreibende lehrerhand und abgeriebene pergamentoberfläche machen es mir wahrscheinlich dass eine unbeholfene und dem text oft ziemlich ratlos gegenüberstehende schülerübung nach einer guten handschrift vorliegt.

Steinmeyer citiert Ahd. gll. IV 499 die handschrift (nr 284) mit der glosse *migalis harm*, die Otto bei v. 662 führt; auch H enthält dieses wort (gl. 37). sonst ist bei Steinmeyer von dieser handschrift nichts erwähnt².

Im folgenden geb ich die ahd. glossen gesperrt fortlaufend nummeriert mit dem lateinischen text, soweit er zweifellos der glosse gehört, wider; die lateinischen glossen sind durch grössere spatien gekennzeichnet. auflösungen des lateinischen textes sind in cursiv, die ahd. gll. buchstäblich gedruckt; nur die i-puncte sind oft eingesetzt. die eingeklammerten verszahlen beziehen sich auf Ottos ausgabe. Meyers abweichende lesungen sind besonders vermerkt.

[bl. 1^{rb}] Certi sunt testes in se pharphaxque orestes.

Hic orestes misere matri. letifer ille patri pharphax (55. 56). [bl. 1^{vb}] Atria gravis (165). Concludendo ch... (167). [2^{ra}] penitus tia³ (219). [2^{va}] recens nocens⁴ (34). [3^{rb}] illicibus vvald hec. 1 (512). olea fructus (513). Carica fructus (514). Fraxinus hirnuz⁵ bom 2 (515). mirtus mire bom⁶ 3 (520). acer mapoldin⁷ 4 (520). cornus⁸ ahorn⁹ 5 (521). ahnus irla 6 (525). saliu horouuttie¹⁰ 7 (527). iuniper¹¹ vvachaltur¹² 8 (532). auspiceas¹¹ narhan.¹³ 9 (532). rusco hagan 10 (533). aliotas¹⁴ vvazeralke¹⁵ 11 (547). phasiane haslhon¹⁶ (548). onocrotulus horbulle¹⁷ 13 (549). turdus b

¹ vgl. oben s. 123. ² vgl. bd. 4, 712. ³ verschwommen.

⁴ der text weicht hier von dem Ottos ab.

⁵ vgl. Pritzel-Jessen Volksnamen der pflanzen (Hannover 1882) s. 1 wo *hirnuss cornus mas* für Eichstätt angegeben wird.

⁶ om verblasst; das q-zeichen mit dem m zusammengeflossen.

⁷ vgl. Graff II 913, Diefenbach Gloss. lat.-germ., sp. 8 c und Bosworth Toller 671: *mapulder* massholder.

⁸ aus *orcig* verbessert; Otto: *cornus*.

⁹ rn durch den heraufkommenden q-bogen unklar.

¹⁰ Meyer: *horeuuetie* (ti wie h?); jedenfalls zu *horowitu* gehört (Graff IV 1000).

¹¹ = *juniperus piceas* (Otto).

¹² t verschmiert; erstes v halb erloschen.

¹³ vgl. Graff III 678: *forha* föhre.

¹⁴ Otto: *alietus*.

¹⁵ -ke wegen des zeilenendes undeutlich übergeschrieben.

¹⁶ wegen des heraufkommenden s-bogens zwischen s und l grössere abstand, sodass i oder e ausgefallen sein kann.

¹⁷ h unsicher, b oder r? zu *fulica horgans* (Graff) oder *hortrum* (Dief. 396) gehörig? *hor-* auch bei Steinmeyer Ahd. gll. III 25, 22.

uugil.¹ 14 (555). turdela drosle² 15 (555). nitelula
amsle 16 (555). sturnus staro. 17 (555). [3^{va}] anas
vvazeranet. 18 (556). nocticorax nachtranch. 19
(558). opimachus³ qui pugnat contra serpentes (560).
merops vvidiuual⁴ 20 (564). Florula grasemnea 21
(565). bitriscus⁵ cunig 22 (565). scilla leuuerca.⁶
23 (566). pernix⁷ erchon.⁸ 24 (569). perdix rephon
25 (569). coturnix berc hon⁹ 26 (573). mergus
duckre 27 (574). pellicanus hus gome¹⁰ 28 (571).
fringello gronspech 29 (575). paludes¹¹ holedune¹² 30
(577). pico spech 31 (578). (Graculus roc 32 (579).
capum valka 33 (580). Fassa¹³ suala 34 (585). epops
withehoppe¹⁴ 35 (588). carruca¹⁵ amara. 36 (591). [3^{vb}]
migalis harmo¹⁶ 37 (662). [5^{vb}] gnotis eliton¹⁷ i. nosce te.
(1087).

¹ die trennung ist durch einen heraufsteigenden g-bogen veranlasst.

² *sl* wegen des von beiden seiten eingreifenden *g* und *d* mit spatium auseinandergezogen.

³ *ophiomachus* ὄφιόμαχος (Du Cange VI 48); vgl. auch Ahd. gl. III 23, 27. ⁴ herkunft?

⁵ Ahd. gl. III 22, 63. = *paristulus* (Dief. 413).

⁶ vgl. Ovid. Met. VIII 150; verwandlung *Scilla-Caris*.

⁷ M 156va: *Hic e que pniæ unuda. dolosaq; pñæ.* L 119^{va} *Hi 2 q̄ pñæ. unāda. dolosaq; pñæ.* zu *pernix* 'behend' vgl. Graff I 468; *erchon* *eyregius*.

⁸ *erchon* nicht wahrscheinlich; *erthon?* (Meyer. dazu Ahd. gl. III 27, 18. 19: *orhon, orhan, errhan*, auch *pirkhun?*)

⁹ *punet* zum darunterstehenden *i* gehörig?

¹⁰ *sq* durch heraufsteigendes *ll* getrennt; vgl. Ahd. gl. III 27, 30 *hsigōm*. ¹¹ *palubes* L M.

¹² *e* wahrscheinlich (Meyer); vielleicht *e?*

¹³ d. i. *fasanus* (Otto). ¹⁴ *tb?* ¹⁵ *carruca* L M.

¹⁶ *harm* M 157^{rb}; vgl. oben s. 125.

¹⁷ L dasselbe, aber ohne erklärung; *ΠΩΘΥΧΑΥΘΩΝ* M, entstellung aus *γνώθη σαυτόν*. H steht hier zu B (s. Otto p. 195 anm. 924).

Hannover.

Richard Brill.

UOTE.

In einer ganzen anzahl von dichtungen der deutschen helden-sage begegnen wir dem frauennamen Uote (Oda): so heisst im Nibl. die mutter der Burgundenkönige, in der Kudrun die gemahlin Gers und abermals ihre schwiegertochter, die gattin Sigebants, im Alphart, in Dietrichs flucht und im jüngern Hildebrandsliede die gemahlin Hildebrands, die 'herzogin' Uote, die als *Oda* auch in der Thidrekssaga (c. 157) erscheint; in der Thidrekssaga treten weiter hinzu Oda, die tochter des königs Melias, die von Osatrix umworben und getreit wird (c. 41 ff., und die gleichnamigen frauen Biturulfs (c. 209 ff.) und Irungs von Niflunga-

land (c. 275) — alles in allem sieben verschiedene persönlichkeiten. mehrfach steht die trägerin des namens als stammutter an der spitze eines geschlechtes (Nibelungenlied, Kudrun) oder erscheint doch als würdige matrone, wie die gemahlin Hildebrands und erzieherin Alpharts, so hat denn bereits JGrimm Zs. 1.21 ff den namen etymologisch aus dem wesen eben der ahnfrau deuten wollen, indem er ihn einem 'altnordischen' *ôda* 'avia magna' gleichsetzte, für das er als quelle 'Biörn' ohne nähere angabe citiert.

Dem ist zunächst entgegenzuhalten, dass der frauename *Ôda-Uota*, der von dem mannesnamen *Ôdo-Uoto* (ags. *Ôdu*) nicht getrennt werden kann, in geschichte und dichtung nur für Deutschland und nicht für den skandinavischen norden bezeugt ist, weiterhin dass seine litterarische gewähr nur eben ins 12 jh. hinaufreicht, und schließlich suchen wir das entscheidende altnordische wort vergeblich bei Cleasby-Vigfusson, Fritzer, Egilsson-Jónsson — er findet sich eben nur bei Biörn Haldorson Lex. isl.-lat. n 121: *ôda* 'avia magna', 'oldemoder', dürfte also ein auf das neuisländische beschränkter idiotismus sein, der für einen südgermanischen personennamen nicht herangezogen werden darf.

So möcht ich denn der etymologischen ausdeutung des namens den abschied geben¹ und mich lieber nach einer historischen gestalt umsehen in der das bild der ahnfrau typisch verkörpert erscheinen konnte — denn an dem ausgangspuncte JGrimms möcht ich allerdings festhalten: Uote ist in unserer alten dichtung recht eigentlich der name der heldenmutter, diese dichterische figur aber könnte sehr wohl ihren namen entlehnt haben von einer eindrucksvollen gestalt aus der deutschen geschichte.

Diese historische persönlichkeit nun scheint mir gegeben in der Billungerin Oda, der stammutter der Liudolfinger und des sächsischen kaiserhauses (vgl. Waitz Jahrb. Heinrichs I, 3. aufl. s. 10. 12 und den excurs I; Köpke-Dümmler Otto der Große s. 7). da sie als gemahlin des herzogs Liudolf mitbegründerin des klosters Gandersheim wurde und dort an der seite ihrer töchter Hathumod und Gerberg auch ihre grabstätte fand, so enthalten die Primordia coenobii Gandeshemensis der Hrotsvith die zuverlässigsten daten über die 'venerabilis Oda' (S. 409):

v. 21 Cui coniunx ergo fuerat praeobilis Oda,
 Edita Francorum clara de stirpe potentum,
 Filia Billungi cuiusdam principis almi,
 Atque bonae famae generosae scilicet Aedae.

¹ Scherer erwog in seinem Nibelungen-colleg (1876) flüchtig, ob nicht *Uota* eine ablautsform zu *atta* und im dauernden gebrauch der kindersprache unverschoben geblieben sein könnte; dem widerspricht aber schon *Ôda, Uoda*.

und

- 574 Oda nimis felix, nostri spes et dominatrix.
 Cum decies denos septem quoque vixerat annos.
 Vitam fine bono consummans transit ad astra.
 Expectans spe felici tempus redeundi
 Flatus atque resurgendi de pulvere pleni
 Corporis in tumulo, quod nunc sub tegmine duro
- 580 Iuxta natarum requiescit busta suarum.

Oda starb in dem märchenhaften alter von 107 jahren im mai 913, sechs monate nach ihrem sohne Otto, der die königswahl abgelehnt und auf den Franken Konrad gelenkt hatte. von ihrer reichen nachkommenschaft überlebte sie nur die jüngste tochter Christina, der enkel Heinrich, dem sechs jahre später die deutsche königskrone zufiel — und der urenkel Otto, der am 23. nov. 912 geboren war. so umspannt ihre lebensdauer die letzten acht regierungsjahre Karls d. Gr. und dann noch fast ein jahrhundert bis in die ersten monate des künftigen kaisers Otto d. Gr. hinein. und was ihr sohn Agius im leben der Hathumod (MG. SS. iv 167, 15) von ihr bei lebzeiten aussagte: 'in prole nobilior effulsit'. das verwirklichte sich erst recht nach ihrem tode.

Es ist wol begreiflich, dass das zehnte und elfte jahrhundert erfüllt waren von dem ruhme dieser ehrwürdigen ahnfrau. ihr name verbreitete sich ebenso wie andere taufnamen, die damals von dem sächsischen kaiserhause ausgegangen sind: Liudolt, Heinrich, Otto, Mahthilt und Adelheid, auf niederdeutschem gebiet als *Oda*, auf hochdeutschem als *Uoda*, *Uota*, während er vorher ziemlich selten war (s. Förstemann I² 1176), häufen sich jetzt förmlich die belege; es wird genügen, hier den Corveyer *Liber vitae* (Abhandlungen über Corveyer geschichtsschreibung hrsg. v. Philippi, 2 reihe [1916] s. 75 ff) zu excerpieren: liste der verbrüdernten (A 1): *Oda* 222, 275, 319, 320 (s. S9, 90); Arolsen: *Oda* 53 (s. 101); Kaufungen: *Oda* 23 (s. 104); Gandersheim: *Oda* 53 (s. 117); Elten: *Oda* 5 (s. 119), *Uoda* 16, 13 (s. 119); Köln S. Caecilia: *Oda* 15 (s. 121). in den Köhler schreinsurkunden des ausgehenden 12 jhs, wo Kriemhild und Brünbild gänzlich fehlen, findet sich der name *Uoda* (*Uda*) nicht weniger als 54 mal. F. Wagner, Studien über die nomenclatur in Köln im 12 jh. (Gött. diss. 1913) s. 84; natürlich ist er hier nicht aus der Nibelungensage entnommen, sondern hat denselben weg gemacht wie Mahthild, das 315 × und Adelheid, das 250 × erscheint. im 11 u. 12 jh. begegnet der name in einer großen anzahl deutscher fürsten- u. dynastengeschlechter: so bei den grafen von Werl, Walbeck Goseck (vgl. auch Wettin), Calw, Orlamünde und Ballenstedt; bekanntere historische personen wären etwa die gemahlin des herzogs Welf vi. dann

die mutter der hl. Paulina und die markgräfin Uta von Meissen, deren standbild neben ihrem gemahl Egbert II den dom von Naumburg schmückt; vgl. im übrigen das register zu Meyer von Knonaus Jahrb. Heinrichs IV bd V s. n. 'Oda' (s. 472) und 'Uoda' (s. 506). im 13 jh. tritt der name ganz zurück.

In die heldensage übernommen ist Oda-Uote als typischer name einer fürstlichen ahnfrau wahrscheinlich im zehnten oder elften jahrhundert, jedenfalls zu einer zeit als die gestalt der greisen urahne herzogin Oda noch in der vorstellung des volkes lebendig war, und wahrscheinlich in den Rheinlanden. in der Kudrun- resp. Hildendichtung ist der name wol ganz jung, vielleicht erst aus unserem Nibelungenlied entlehnt. ob er hier einen leeren platz ausgefüllt hat oder einen älteren burgundischen namen direct verdrängte, wird sich schwerlich entscheiden lassen, wahrscheinlich ist das erstere: entweder kannte die alte sage den namen der heldenmutter überhaupt nicht, oder er war früh in vergessenheit geraten und wurde dann, ähnlich wie der vergessene Gibich später (von Nibl. C) durch Dancrat, aber doch immerhin mit mehr absicht und überlegung durch Uote ersetzt. von der Nibelungensage aus hat er sich dann über das ganze gebiet der heldendichtung verbreitet: dass dabei eine etymologische vorstellung, wie sie ihr JGrimm unterlegte, mitgewürkt habe, halt ich für wenig wahrscheinlich, wol aber mag mit dem allmählichen verblässen der historischen taufpatin die vorstellung sich gefestigt haben, dass Uote der an sich bezeichnende name für heldenmütter sei.

E. S.

DER AUFTACT IM WIENER HOFTON.

Walthers sprüche 20 16—26 2 sind besonders schlecht überliefert: 10 in C und D, die auf dieselbe, schon recht mangelhafte quelle zurückgehn; 2 nur in C; und auch die beiden strophen, in denen B zu CD hinzutritt, haben davon wenig gewinn. sehr schade dass A hier völlig fehlt! um so mehr tut es not, dass die besondern gesetze der form genau beobachtet und möglichst durchgeführt werden. auf zwei wesentliche sinnes-einschnitte (nach v. 9 und vor der schlusszeile) hab ich schon in der Kelle-festschrift I 509 aufmerksam gemacht: zumal der einschnitt nach der 9 zeile wird nur zweimal (22 26. 24 26) versäumt. auch die schwächeren absätze des tones nach v. 11 und 13 sind zu beachten. die weise der Colmarer handschrift wird der pause vor v. 14 wol gerecht; dagegen ist auf den festen absatz nach v. 9 in ihr keine rücksicht genommen, und schon das sollte genügen, um ihre unechtheit gegen Wustmann darzutun.

Die isolierte schlusszeile v. 15 hebt sich auch dadurch ab, dass sie des aufacts entbehrt. es ist eine art gegenprobe, dass sie überall und nur da! den aufact bringt, wo sie syntaktisch mit der vorhergehenden zeile zusammenhängt (22 17. 23 19 25 21 17. 32. 25 10).

Außerdem sind aufactlos v. S. 9. 12. 13, d. h. je der 2 und 3. vers der beiden hälften des abgesangs. Lachmanns text hat diese norm, die nur bei reiner durchführung wirksam zur geltung kommen kann, nicht beachtet. es wird die schuld der fehlerhaften überlieferung sein, dass sie anscheinend so ungleichmäÙig befolgt wird. eine wirkliche ausnahme bildet vielleicht die vorletzte strophe (25 11). hier sind die aufactverhältnisse des abgesangs genau umgekehrt: v. S. 9. 12. 13. 15 tragen aufact, die übrigen (7. 10. 11. 14.²) entbehren ihn. freilich ist C der einzige zeuge, zu unzuverlässig, um diese sonderbare umdrehung des aufacts zu sichern.

Im übrigen fällt eine ganze reihe von abweichungen fort, sowie D besser berücksichtigt wird, als Lachmann das tat. man lese im anschluss an D 20 27 *Swer alsô ze guote pflihtet*; 21 4 *Er ist*; 21 6 streiche *Und*; 21 14 *got weiz ez wol*; 21 21 streiche *ouch*; 22 20 *Den sol man niht*; 22 25 *Alsô gotes*; 23 24 streiche *wol*; 25 2 *Wo sint nu*; 25 7 *Silber, golt, ros unde cleider*. Mit C ist 20 28 *der* und 23 3 *Und*, mit B 21 37 *uns* zu streichen. leichteste, nur graphische änderungen regeln die verse 21 23 *Triuwe unde w.*, 22 2 *hiest*, 22 32 *Derst*, 23 33 *Nust*. 20 22 wird man besser *Den armen* schreiben (wie v. 23 *den rîchen*): 22 30 *Wan* (wie 31 33); 23 21 *Die nu sich?*; 23 37 *Est* (st. *Ez wirt?*); 24 13 *Sô wê* (st. *Wê*); 25 33 streiche *wan*, 38 streiche *vîl* (beides nur in C).

Es bleiben noch 6—7 stellen, an denen der aufact in unordnung ist. das deutet auf tiefer liegende fehler.

21 32. *Untriuwe ir sâmen âz gerêret beidenthalben* (B) *zû den wegen* fällt schon dadurch auf, dass es unmittelbar dahinter heißt: *der vater bî dem kinde untriuwe vîndet*. ich vermute, dass Walther wollte: *Werre ir sâmen âz gerêret*. auch beim Winsb. S 9 sât *Werre* ihren samen aus und tut das im gegensatz zur *Triuwe*; auch Konrad vWürzburg, Troj. Kr 1274 1372 lâsst frau *Discordia* ihre *scheidelsât* auswerfen und *ir alten werresite erinwen* (1490).

22 17. Der aufact ist nicht anstößig, da der sinneschnitt vor der schlusszeile fehlt, aber der sinn des verses ist in der überlieferten form noch nicht befriedigend erklärt. auch hier fällt die unmittelbare widerholung von *lebende* aus 22 14 auf. ich vermute, dass *leben* gemeint ist, bezüglich auf die drei religionen der vorzeile. vielleicht: *dir dienen cristen, juden unde*

¹ ausnahme 26 2, aber nur in C überliefert.

² streiche *die!*

heiden. *elliu leben din wunder nert*; 'deine wunderkraft erhält alle stände, religionen, lebensarten'. dann ist die schlusszeile selbständig und auftactlos. die textentstellung gieng wol davon aus, dass die anrede an Gott im eingang vergessen war und das *dir* darum anstofs erregte.

22 26 weifs ich nicht zu heilen; aber der mangelnde einschnitt und der auftact verdächtigen die zeile schwer.

23 4. *Zerstuz?* 'wenn du das gut vergeudest'. *Zerget ez* entstand wol aus *zergen*, der nebenform zu *zern*; also aus *Zergest ez*.

23 8. *Und (B) leg uf ein rehtez lôt*, elliptisch; die *wäge* entstammt dem folgenden *wig*.

23 23. Nur der auftact stört; etwa *Daz ân erben sie vervarn!*

24 25. Nicht nur der auftact, auch die synalöphe *du in* und die umständliche periode erwecken bedenken: der schwerfällige aufbau des spruches hat bei Walther kaum seinesgleichen. dass ein kräftiger einschnitt nach v. 9 fehlt, mag daran liegen, dass in diesem reisesegen lediglich ein volkstümliches vorbild umgearbeitet wurde. ich vermute, dass *ir* statt ursprünglichem *din* v. 24 aus der vorhergehenden zeile (*dur dîner muoter êre*) eindrang und das hier gestrichne *din* im folgenden verse nachgetragen wurde. also:

als *din* der heilig engel phläge,
dô du in der krippen læge,
 junger mensch unt alter got;
 dêmüetic vor dem esel und vor dem rinde
 unt doch mit seldenreicher huote
 (*din* pflac Gabriël der guote
 wol mit triuwen sunder spot),
 als phlic ouch *mîn*. . .

So entspricht die gliederung von satz und sinn etwa der regel, die nach dem 3. 5. 7. vers des abgesangs einschnitte verlangt.

25 6 *michn minnet nieman guoter* (wie 18 33. 44 29) *leider?*

R.

'*HÊRE FROUWE*' (Walth. 39, 24). Die gründe die CvKraus gegen Lachmanns deutung der bekannten, vielumstrittenen Waltherstelle ins feld führt, überzeugen mich; die worte *dô wart ich empfangen hêre frouwe* können nicht übertragen werden: 'da ward ich wie eine vornehme dame empfangen'. aber auch Kraus eigne, im anschluss an Franz Pfeiffer empfohlene erklärang der fraglichen worte als ausruf 'heilige jungfrau!' lässt mich unbefriedigt, schon darum, weil es an schlagenden parallelen fehlt, die gerade bei solchen formeln in fülle vorhanden sein müssten.

Die entscheidung ist wichtig. die färbung des ganzen liedes wird durch jene beiden worte bestimmt, je nachdem sie weltlich-

allzuweltlich oder aber als geistliche betreuung gefasst werden, nun hat Walthers gedicht nachahmungen gefunden, die uns wenigstens verraten können, wie man bald nachher Walthers verse verstand. auf die beiden nachbildungen Hadlaubs wies Wilmanns schon hin: die zweite (Bartsch 41, 20) bietet die anrede: '*liep, uu schouwe daz bette fin, vil minnenelichin frouwe*'; die erste (Bartsch 35, 29): '*liep, uu sich wie vil daz bette hat der wunnen spil: dar uf gē mit mir, vil hêre!*' dieser anklang ist um so mehr zu beachten, da es auch sonst an wörtlichen übereinstimmungen nicht fehlt: *daz (bettes) wolt ich von blumen machen, . . . deiz von wunnen möchte lachen* (35, 17; 41, 15) u.a.m. aber auch die sehr unzüchtige pastourelle vom 'Wemplink' (HMS. III 189) verrät kenntnis der Waltherschen dichtung (*sam ein gast ich gangen was vür ein ouwen; do kom ich geslichen zuo; vor dem walde*; auch schämt sich das mädchen in der schlusstrophe), und auch hier heisst die gefällige schöne *din hêre*, die anrede '*frouwe hêre*' hat Heinrich von Frauenberg (HMS. I 95a), freilich im munde des wächters. als anrede werden die beiden wörtchen auch bei Walther gemeint sein: 'da ward ich begrüßt: gnädiges fräulein!'

Und der sinn dieser anrede wird kein anderer sein als in Lachmanns deutung. die liebende ist glücklich, weil sie '*herr frouwe*' angeredet wird: diese seligkeit versteht man nur, wenn die anrede ihr ungewohnt ist. '*er tractirte mich so höflich, so freundlich, als wann ich eine vornehme adeliche Braut were, und zu meinem Breutigam käme*', so erklärt Schupps '*erbare und schwelheilige Hure*' Corinna ihre verführung (Schriften 1663 s. 172). manchem heutigen leser tut es weh (ich erfuhr das noch jüngst, dem entzückenden liede diesen spöttischen zug zuzumuten. aber zeigt die mischung von indiscreter offenherzigkeit (*da moget ir vinden*) und coquetter scham (*wessez iemen . . . so schämt ich mich*) nicht auch sonst eine ironische tönung? jede frauenstrophe, die ein mann dichtet, ist mimisch gemeint, und von da aus führt ein vielbegangner weg zur mimischen satire. für einen menschenkenner, der sich an solch ein thema, an dies geständnis des verliebten mädchens wagte, lag der sarkastische tropfen bei aller sinnlichen wärme nah: gerade der ritterliche spielmann kannte beide seiten der medaille, die liebe nach oben und die liebe nach unten.

R

ZUM FRIEDRICH VON SCHWABEN

Als ich den druck für die Deutschen texte des mittelalters herrichtete, fielen mir einige stellen auf, die, ohne dass ich die quelle nachweisen konnte, deutlich den stempel der entlehnung aus einem gedicht von höherer kunst tragen. dass dieses gedicht der Wilhelm von Österreich sei, erkannte ich alsbald nachdem

dieser roman durch den druck zugänglich geworden war. ich kam aber damals nicht dazu, den Wilhelm ganz durchzulesen, und jetzt, wo ich dies nachgeholt habe, ist mir der text des Friedrich nicht mehr so deutlich in der erinnerung wie vor 13 jahren. da dies kaum je anders werden wird, will ich nicht mehr zögern, die übereinstimmungen, die ich feststellen kann, anzugeben.

Friedrich v. Schwaben

1. 3495f
Und helff uns baiden geben diestundt
Das ietz an fróden werd gesundt.

2. 4677f
höchster hord aller weibe.
Ain göttin meines libe.
3. 4679—4699
Owe mir ymmer ach!
Als jamer mir ymmer obedach,
Mir vil armen Fridrich!
Was ich nun grosser quale reich
Müß dulden zû allen stunden!
Ich trag vil scharpff wunnden,
Hertzen lieb, von dir;

Die müssen ymmer mir
Versert unnd offen stan,
Was ich nu solt fród han,
Ain ennd habent nu die
Ich bin ellennder hie,
Untrost hat an mir gesiget,
Alle mein fród immer liget,
Ich müß jamer für fród kiesen.
Wie kúnd ich mer verliesen
Dann din anplick claur!
Ewiger kummer hat sich zwar
Mir mein fród benommen,
Seid ich zû dir bin kommen,
Wann ich dich schâw in ungemach.

4. 4703—4706
Owe, plum aller magt!
In das ellend hat mich gejagt
Dein junckfrólich güt.
Owe, tugent ob allem güt!

5. 6749f
Er fûrt ain guldin schilt,
Der mit spern nie ward verzilt.

Wilhelm v. Österreich

7615ff
uns fûgt glúcke noch den vunt
daz ain sældenrichiu stunt
uns baiden wirt erzaiget.

2095f
ach, góttinne mines libes,
reiniu fruht eines wibes
2876—2895
ach! owe und ymmer ach
mir armen Ryale,
waz ich nu grozer quale
muz dulden zallen stunden!
ich var mit scharpffen wunden,
hertzen liebes liep, von dir.
die múzzen ymmer mer mir
baidiu vrisch und offen stan:
swaz ich vræuden scholte han,
die habent nu ain ende.
ich binz der ellende,
ain ungetroster waise;
min hertze daz schol fraise
im nu fûr vræude kyesen.
wie móht ich me verliesen
danne dinen liechten anblick?
ewig kummer hat den sig
an minen vræuden hie genomen.
swenne ich von dir bin hinnan komen,
daz ich dich nymer schawe, . .

7423—7426
Ane mail du kûschiu magt,
in daz ellende hat gejagt
mich din wiplich gûte.
du tugent in demâte!

3985f
Bi dem helme hieng ein schilt,
der wart mit spern nie verzilt.

In FvS. 4809 ff

Was ie die hohen und die werden
All hie uff diser erden,
Kúng Artauses gesellschaft
Mit ritterlicher krafft
Von der edlen Tavelrunde,
Not gelitten haben zû manger stunde

steckt wol eine reminiscenz an Wolfram, Willehalm 106, 14 ff
 swaz dâ wunders was geschehen
 an den hôh rîchen werden,
 gevohten ûf der erden
 wart nie sô schadehafter striit.

Für die verderbte stelle FvS. 40811

Wer mer verschlûden gedag (mag 1^a II.)
 Denn er verdöwen mag (verdöwt vo tag ze tag 1^a)

gibt vielleicht Renner 10531f die Heilung an die hand:

Maniger trînket naht und tac
 Mër denne er verdöuwen mac.

Ich möchte bei dieser gelegenheit gewissen zweifeln ausdrück geben über die zusammengehörigkeit der geschichte von Friedrich vSchwaben mit der Wielandsage, wie sie zuletzt von Pschmidt Zs. 53, 309ff verfochten worden ist. er nimmt als quelle des deutschen gedichts einen roman an, in dem ein französisches schwanfraugedicht und ein französischer roman der Partonopiergruppe zu einer einheit verschmolzen waren. damit habe der deutsche dichter ein deutsches, vielleicht schwäbisches märchen mit Angelburg und Wieland (Friedrich) als helden verbunden, ihm aber im wesentlichen nur die namen und ein paar geringfügigere züge entnommen. wie der dichter diese verbindung vorgenommen und wieviel er an seiner quelle geändert habe, lasse sich nicht sagen. weiter meint Pschmidt (s. 311f 320), das volkmärchen habe dem dichter wol in einer halbgelehrten umbildung vorgelegen, in der der held zum ahnherrn der Staufer gemacht worden war. ursprünglich sei er dies unter seinem alten namen Wieland gewesen, später sei er, vielleicht erst vom dichter des Friedrich vSchwaben, in Friedrich umgetauft worden. aber eine reminiscenz an den ursprünglichen namen habe sich erhalten, und so heiße Friedrich auf seiner abenteuerfahrt Wieland.

Ich möchte nun zunächst hervorheben, dass der held bereits vor der erlösung Angelburgs nicht mehr Wieland, sondern Friedrich genannt wird. mit diesem namen spricht ihn schon v. 1216 die hirschprinzessin Pragnet an, die ihm dann den weg zu dem brunnen weist. dann aber müssen wir doch fragen: welchen sinn hat im gefüge der dichtung die annahme des decknamens Wieland? sie ist keineswegs ganz unmotiviert, wie L.Voss Überlieferung und verfasserschaft des mhd. ritterromans Friedrich vSchwaben s. 47 behauptet: Friedrich verbirgt seinen wahren namen aus scham, dass er, der fürstenson, söldnerdienste nehmen muss. parallelen dazu bei Heinzel, Über das gedicht vom künig Orendel s. 19f.

Es fragt sich nun: fand der dichter das motiv der söldnerschaft schon in seinen quellen, und wenn er es fand, stammt es aus dem französischen roman oder aus der halbgelehrten um-

bildung des deutschen märchens? wenn es aus dem französischen roman stammt, dann hieß der held ganz gewis nicht Wieland, und es lag für den dichter gar kein grund vor, ihm den namen den er führte nicht als decknamen zu belassen. dieselbe schlussfolgerung gilt für den fall, dass das söldnermotiv aus der deutschen vorlage stammt, in dieser ein deckname vorkam und der echte name noch Wieland war.

Möglich ist Pschmadts annahme, wenn in der deutschen vorlage die dinge schon so waren wie in dem überlieferten gedicht: Friedrich als echter, Wieland als deckname. oder wenn die vorlage den helden immer, auch als söldner, Wieland nannte: in diesem fall hätte der dichter das decknamenmotiv hereingebracht. ebenso wenn er auch das söldnermotiv erfunden hätte. in diesen fällen ist, wie gesagt, die annahme möglich, dass der deckname eine reminiscenz an den ursprünglichen namen ist. aber es wäre ein merkwürdiger zufall, wenn ein bloßes überlebsel ein sinnvolles motiv in den roman eingeführt hätte: man müste eher annehmen, dass der dichter mit voller absicht einen decknamen hereinbringen wollte und dass er 'Wieland' wählte, weil er ihm als überlieferter ursprünglicher name bequem zur hand war. aber anderseits: wenn der held immer Friedrich geheißsen hatte und der dichter ihm einen decknamen geben wollte, so konnte er doch ebensogut auf Wieland verfallen, wie auf irgendeinen andern namen. zu voller sicherheit gelangt man nicht.

Pschmadt legt s. 319 gewicht darauf, dass der dichter gegen die volkstümliche vorliebe für das gute ende Angelburg sterben lässt. aber auch im Wilhelm von Österreich, den der dichter kannte, sterben Wilhelm und Aglie. man braucht da also nicht auf die Wielandsage zurückzugreifen.

Wien.

M. H. Jellinek.

NEUE BRUCHSTÜCKE DER WIGGERTSCHEN PSALMEN.

Im jahre 1832 veröffentlichte prof. FWiggert in seinem Scherflein zur förderung der kenntniß älterer deutscher mundarten und schriften vier fragmente einer altdeutschen interlinearrversion des psalters, die nach RLöwe, der ihnen sechzig jahre später die erste wissenschaftliche untersuchung widmete (PBBeitr. 16 s. 369 bis 451), von einem niederfränkischen mönche in einem thüringischen kloster im ersten drittel des 12 jh.s angefertigt ist. Wiggert hatte die reste am einbände einer der Stadtbibliothek zu Magdeburg gehörenden ausgabe von Thomae Aquin. Summa theologiae (Venet. 1477) entdeckt; auf ganz analogem wege sind neuerdings zwei weitere reste dieser interessanten psalmenübersetzung zutage gefördert worden. es sind zwei streifen, welche auf den vorder- und hinterdeckel aufgeleimt und ihrerseits wider

mit papier überklebt waren, so daß nur durch drei abgesetzte (1062) zeile von jedem stücke bei genauer beobachtung 1. bezeichnung über der aus dem 16. jh. stammende, jetzt stark beschädigte handschrift (x. 31. 9), dem sie entnommen sind, umfast zwei reconstituierte drucke: 1) (titel u. erste blätter jetzt geschwunden) Joh. Buggenhagen, In Deuteronomium et Samuelis duos libros aristoteli, Basel 1524; 2) Joh. Buggenhagen, In regum duos ultimos libros, Straßburg 1525.

Die beiden pergamentstreifen sind je ca. 114 cm lang, während I nahezu in urspr. länge des blattes (15 cm) erhalten ist, ist II an dem einen schmalen runde schräg beschritten, längs oben: etwa 15 cm, unten 12½ cm; da ein schmales rechteckiges zwischenstück erhalten ist, so ist der hier verlorengegangene teil reconstruierbar, die streifen müssen zu verschiedenen, doch auf einanderfolgenden blättern gehört haben, wahrscheinlich sind sie ungefähr aus der mitte zweier zusammenhängender blätter, die die mitte einer lage ausgemacht haben, entnommen. (auch die Wiggertschen blätter entstammen der mitte einer lage.)

Die beiden pergamentstreifen sind jetzt in die mitte der ers. F. Wiggert gefundenen blätter eingeklebt (XII. 18. 1), allerdings in anderer reihenfolge und jedesmal mit der rückseite nach oben, das zum rechten runde von II gehörnde zwischenstück ist darüber geklebt worden.

Die schrift ist, soweit überhaupt erhalten, sehr gut lesbar.

Im folgenden ist die übersetzung, die im original, kleiner über den lat. text gesetzt; abkürzungen sind beibehalten, viele buchstaben der hs. sind fett gedruckt, die in der hs. wohl deutlich erkennbaren buchstaben sind cursiv, meine vermutungen außer dem noch in [] gesetzt, die druckzeilen entsprechen nicht den zeilen der hs.

Streifen I^a

[Psalm CIII, 4 - 6]

the the [lege]st thar [colle]n uffti¹ gunge thine thy the zeit mit vñ verhen
 Qui ponis nubem ascensum tuum: qui am bulas super pennas
 thero winde, thy tha machst engele thine zeite vñ thersam thos
 uentorum. Qui facis angelos tuos I spiritus et minitros² tuo
 fivr brinnonde, thy the geullimmet hast thi erbe vñ
 ig nem urentem. Qui fundasti terram super [stabilidat] 3

¹ con der ersten halfte der obersten deutlichen zeilen mit der ersten teil der buchstaben noch sichtbar, das stück ist fortgeschritten, die wolken scheint schreibfehler vorzuliegen, man kann vñ verhen mit wocen oder wocen ergänzen

² so hs.

³ die unterste lat. zeile ist richtig fortgeschritten, es sind unvollständige cersion sind außer dem wort itatichit noch drei silben sichtbar, die buchstaben z. t. erkennbar.

Streifen I^b.

[Psalm CIII, 14—17]

thi erthe. corebringende thaz howe then uehen vñ thi wurz theme thienefte
 terra. Produccens fenum iumentis et her bam feruituti
 there mennifken. thez tu uzbrengeft thaz brot von ther erthe vñ the win
 hominum. Vt educas pa nem de terra et unum
 geuowe thaz herze thef men niiken. thez her gehochtige thaz antliz an thē ole
 letificet cor homi nis. Vt exhylaret faciem in oleo
 vñ thaz brot tha[s] [herze thef mennifken]
 et panis [cor hominis]

Streifen II^a.

[Psalm CIII, 26—28]

[thine. this mere] g[roze] rñ [wite] then¹ [he]nten thar fin criefende
 [ti]ia. Hoc mare magnum et spationū² ma [n]ibus illic reptilia
 tier there thenc ift dechein [sal]e. ti]ere thi luzzelen mitthen grozen althar
 quorum non est nume [ri]is.³ [A]nimalia pufilla cum magnis: illic
 [thi] fehelfe'lin thurch gen. trake thiffe then thv [ges]caffe[n haft] ze
 [na]ue[s pe]rtranfibunt. Draco ifte quem [formasti ad
 bespottende hiine alle thinc von thi
 illudendum e[st]. omnia a te]

Streifen II^b.

[Psalm CIII, 35—36 lat. zusätze]

[ic fal ge
 egovero de]

[lufti]g[ot werthen an unfeme hē'ren ze]g[en salen thi suntheref van ther]²
 lectabor in domino. Deficient peccatores [a]
 erthe vñ thi unrechten also thez si nvvet nefin lof fage sele mine vnfeme h'ren.
 terra et iniqui ita ut non sint benedic an[i] ma mea domino.

Dem schlufs des psalms folgen lat. zusätze mit sehr starken
 abbr. die letzten worte scheinen auf eine noch folgende deutsche
 inhaltsangabe zu weisen

Trotz ihrem geringen umfange bringen diese stücke dennoch
 einige neue, schätzenswerte beiträge zur weiteren kenntnis der
 sprachlichen eigenart unsres denkmals.

Sie bestätigen im allgemeinen durchaus das ergebnis der
 verdienstvollen untersuchung Löwes hinsichtlich der altertümlichen
 sprache und der sonderbaren dialektmischung dieser übersetzung;
 in machoft I^a 2 haben wir den bisher fehlenden beleg für er-
 haltenes — öst (Löwe s. 406 nebst anm.), II^a 3 in luzzel den

¹ von der ersten deutschen zeile sind nur die unteren teile von einem
 g. von vn und von then erkennbar, alles übrige ist fortgeschnitten.
² so in hs. ³ von dem us der endung ist nur das s und der letzte
 teil des u erhalten.

² von der ersten dsch. zeile ist nichts erhalten, als die unteren
 hogen der beiden g.

gleichfalls bisher nicht vorhandenen beleg für verschönerung der anlaut. geminierten t (Löwe s. 424), während anderwärts *iof* II² ein neues treffliches charakteristicum für das afr. element im texte ist. in zwei puncten aber scheint die sprache von der der Wiggertschen reste bedeutsam abzuweichen,* auffallend ist zunächst das anlaut. t in *trake* II³ 4 gegenüber früherem *drake* (Wigg. I^b 10), was Löwe (s. 393) aus der übereinstimmung mit dem *th*, consonantenbestand hatte erklären wollen. man zeigt die wahre betrachtung des wortes in der *hs.* außerdem, dass der übersetzer höchstwahrscheinlich erst *th* hat setzen wollen, bis *tl* aber angekommen ist und daraus *tl* verbessert hat. nimmt man nicht bloßen schreibfehler aus nachlässigkeit an — was bei der sonstigen sorgfalt der arbeit wenig glaubhaft ist —, so muss die beabsichtigte substituierung eines *th* für *d* doch etwas bedenklich erregen gegenüber der behauptung Löwes (s. 373), *th* sei als spirant noch unbedingt erhalten.

Gleichfalls sehr auffällig ist die erhaltung des *end-o* in *thero* I^a 2. nach dem bisherigen material war dieses *-o* gerade nur für den verfasser der meisten inhaltsangaben (Löwe: dritter schreiber) charakteristisch, während bei dem eigentl. übersetzer (ersten schreiber) sämtliche *-o* sich bereits zu *-e* abgeschwächt finden; einen andern schreiber aber als den übersetzer selbst kann man für die beiden streifen nicht annehmen, aus diesem unterschied beider schreiber in verein mit der bisher gleichfalls ausnahmslosen abweichenden behandlung des germ. *þ*, das der übersetzer stets *th*, der dritte schreiber stets *d* schrieb, hatte Löwe (s. 444--47) die herkunft des dritten schreibers aus der Walkerrieder gegend gefolgert, gegenüber der afr. heimat des übersetzers. trifft die vermuthung zu, dass dem übersetzer *th* u. *d* in der aussprache bereits ineinanderflossen, was, falls die schreibung **thrake* mit *drake* wirklich concurrirt hat, wenigstens nicht für ausgeschlossen zu halten sein dürfte, so würde damit auch der andere beweis für Löwes hypothese ein wenig erschüttert sein. freilich ist auf grund zweier vorderhand singularer erscheinungen absolut gar nichts zu entscheiden; denn je schwarzeicher aus der verlust jener eigenartigen *hs.* berühren muss, um so größer vorsicht scheint geboten gegenüber allen subtilen folgerungen aus einem derart unvollständigen material.

Auch an sonstigen sprachlichen besonderheiten bieten die beiden stücke mancherlei. I^a 4 *geullimuntet* = 'fundasti' sonst nicht belegt als verb. wol aber das subst. *fulliment* = 'fundamentum', nach Lerer ein charakt. md. wort. — *tivr* I^a 3, bemerkenswert wegen des anlaut. *f* statt sonstigem *anf* *tr*, *v* (Löwe s. 393). — I^b 4 *gehochtige* = 'exhilaret', sonst nicht belegt; wol für **gehugtige* (*o* statt *u!* Löwe s. 398) zu **gehugtigen* (-ôn?) vom adj. *gehugtig* (Gruff IV 794), was *gohu* 'memoria' bedeutet, vgl. aber *Natker*, der zur *ausp* *gehuchtig* = *stille* *geh*

verbum: gehugelichôn hat! — II^a 2 criefende (tier) = reptilia, sonst nicht belegt; ahd. criochan, mhd. criechen; daneben anord. krjúpa, ays. erëopan, mnd. krúpen, md. crûfen; hier also *criefen mit regulärem diphthong.

Magdeburg.

W. Prönnecke.

SIGUNE AUF DER LINDE.

Wie die legende einer 'büfserin, die früher der weltlust gedient hat, aber durch den tod des geliebten zur inneren einkehr getrieben, fortan ein asketisches leben führt und ihre verrirrungen durch ein gottseliges ende süht' (s. Ehrismann GRM. 1 s. 673) klingt uns die geschichte von Sigune in Wolframs Parzival. als Parzival seiner mutter nichte zum dritten mal wider sieht, findet er sie als inclusa, mit härenem gewande angetan, in einer für sie erbauten zelle im wald um Munsalvæsche eingeschlossen:

435, 13 *er vant ein klôsnerinne,
diu durch die gotes minne
ir magetuom unt ir freude gap.*

zur zeit Wolframs, in der das inclusenwesen blühte, bestand ja der gröste teil der inclusen aus laien und zwar meist weiblichen geschlechts. wenn auch die städte von ihnen bevorzugt wurden, so ist es doch anderseits oft genug bezeugt, dass ihre klausen ebenso wie die zelle Sigunes, der Cundrie la surziere allwöchentlich von der Gralburg zu essen bringt, weit von jeder menschlichen wohnung entfernt waren. und wie sich Parzival bei Sigune rats erholt: 442, 2 *liebiu niftel, [gip mir] rât*, so finden wir auch sonst unter den laien, die sich in ihren ängsten und nöten an die ratende sehergabe der klausnerinnen wenden, nicht nur das niedere volk, sondern auch ritter und selbst geistliche: Caesarius vHeisterbach Dialog. mirac. XII c. 27 *miles quidam veniens ad sororem Bertradam inclusam de Volmuntsteine . . . pro anima uxoris suae nuper defunctae illi supplicavit . . .* vgl. Basedow Die inclusen in Deutschland, 1895, s. 35. Sigune betet über dem sarg eines toten mit dem psalter in der hand ganz wie der Fuldaer schottenincluduse Marianus Moelbrigte in seiner zelle messe sang über dem grabe seines ebendort bestatteten vorgängers, des schottenmönchs Animchadus: Mari. Scot. Chronicon ad 1065, MG. SS. V s. 557 *super quem ego Marianus Scotus 10 annis inclusus, super pedes eius stans cotidie cantavi missas* —. und wie Marianus in stetem hinblick auf das ende sein eigenes grab gräbt zur seite des Animchadus, so wird Sigune in Schiânatulanders sarg gebettet, der ihr im leben als dauerndes memento mori vor augen stand: allerdings nicht allein zu geistlicher andachtsübung, denn dieser sarg, über dem sie von schmerz

gebengt betet, birgt die leibliche hülle dessen dem sie auch über den tod hinaus treue hält: 436, 3 *si minne sinen toten lip* —¹ und durch rechter minne rät trägt sie noch im büßergewand den ring des geliebten als *mühelschaz*, den Parzival seherzend auf *âmürschaft* zwischen klausner und klausnerin deutet (439, 12 ff.), der reliquienschrein und altar ihres gebets ist der sarg² ihres liebsten in wundersam mystischer vereinigung himmlischer und irdischer liebe und in schärfstem contrast zu romanischer trivialität, höfischer minnetheorie und höfischen franencults, wie er sich etwa im Karrenroman spiegelt, dessen stoff und thema von Marie von der Champagne, der tochter Eleonorens von Poitou, bestimmt war, als Lancelot dem lager Guenievres naht, betet er an und verneigt sich, *car an nul cors saint ne croit tant* (4671): denn an keinen heiligen leib, an keine reliquie glaubt er wie an den ihren. bevor Lancelot geht, fällt er wiederum vor ihr anbetend auf die knie *et fet tot autel con s'il just devant un autel* (4735 ff.): und tut ganz so wie vor einem altar. handelt es sich bei Chrestien um bewusst allegorische übernahme kirchlicher cultformen, so ist Wolframs symbolik aus der wirklich zufälligen situation heraus geboren und ins mystische gesteigert.

Und wie diese von tiefer symbolik erfüllte erzählung der Sigune inclusa ganz und gar Wolframs eigentum, so entstammt seiner dichterphantasie auch die rührende gestalt der Sigune auf der linde mit dem toten geliebten in ihren armen (249, 11 ff.). man hat sich nicht gerade sehr geschmackvoll gefragt (PB Beitr. 14, 163), wie Sigune mit der last auf die linde hinaufgeklettert sei, und ob wir uns diese linde *vermüret und geleitet* (Parz. 185, 25) vorzustellen haben; allerdings hatte der jüngere Titurel (Str. 5100 ff.) zu dieser rationalistischen fragestellung den anlass gegeben. der lindenbaum steht in derselben wilden einsamkeit von Munsalvæsche, weit entfernt von jeder menschlichen behausung, und als Parzival Sigune in dieser wildnis wiederfindet, hat sie in trauernder askese den ehemaligen schmuck ihres langwallenden blonden haars von sich getan (Parz. 252, 30 ff.). so ligt die vermutung nahe, dass Wolfram auch in dieser scene eine ganz bestimmte form des eremitendaseins vorschwebte, das er dann zu fortschreitender läuterung der büßenden zum klausnertum steigerte. Wolfram schöpfte diese vorstellung, über deren einzelheiten er keine rechenschaft gibt, diesmal nicht aus der wirklichkeit sondern aus der legende, von deren stimmung die erzählung

¹ vergl. 141, 24 *nu minne en also taten*. 439, 26f *maguon herzen rete mir gein un rätent minne*; 440, 1f *miner pamerrehat ar jar wil ich im minne gebn für wär*.

² Ortnit 340, 4; 354, 4; 389, 2; 407, 2f; 141, 5 ist *sarg* ein *Sarg*-reliquiar, worin ganze leiber geborgen wurden. die construierte reklamation des DWb. VIII 5 sp. 1799 'kasten, schrein, in welchem ein *glatz*-bild sich befindet zusamt dem bild, dann auch wol aus bild *larin* *gestalt* jeder archäologischen grundlage.

von Sigune ganz durchdrungen ist. legenden von baumheiligen, die der gegen ende des 12 jh.s gestorbene metropolit Eustathius von Thessalonich in bildlicher namenserklärung als *οἱ δεινόρῳται οἱ τοῦ ξύλου τῆς ζωῆς ἀζοήμερες* (Migne 136, 241) bezeichnet, waren auch im abendland verbreitet. so finden wir in einer cisterciensersammlung des 12 jh.s, die um 1250 von deutschen dominikanern überarbeitet wurde, die erzählung von könig Oswald und dem einsiedler Simon (Klapper Erzählungen des mittelalters s. 252): *Symon enim sanctus heremita, qui in quadam arbore nunquam descendens XX annis sederat, petivit dominum, ut sibi hominem ostendere dignaretur* —.

Wieweit das märchenmotiv von dem mädchen, das aus freien stücken in strenger askese jahrelangen völligen stummseins spinnend oder nähend auf einem baum mitten im walde zubringt, um die verzauberten brüder zu erlösen (Grimm KHM. nr 9 u. 49; Aarne Märchentypen 451), auf Wolfram eingewirkt haben kann, lässt sich darum nicht entscheiden, weil wir nichts über das alter des motivs wissen. denn das verwünschtsein auf einen baum, wie wir es im afrz. roman von Claris und Clarie (v. 5863), in der altspanischen romanze *La infantina* (Wolf-Hofmann *Primavera y flor de romances* II 74) und in deutschen märchen und sagen (Zaunert *Deutsche märchen seit Grimm* s. 14; Müllenhoff *Sagen* nr 463; Heyl *Volkssagen, bräuche u. meinungen aus Tirol* s. 589) finden, hängt mit diesem motiv nicht unmittelbar zusammen, noch weniger das vorübergehende übernachten auf bäumen und schutzsuchen vor wilden tieren in deutschen und aufserdeutschen märchen (KHM. nr 127. 163. 179; Zaunert s. 94; Strohe *Nordische volksmärchen* nr 12 u. 25; Leskien *Balkanmärchen* nr 17. 30. 48). und wenn uns Wolfram die vermutung nahelegt, dass das märchenmotiv vom erlösenden baumaufenthalt tatsächlich von der dendritenlegende beeinflusst, wenn nicht ihr entsprungen ist, so werden wir darin bestärkt durch KBurdachs in engstem zusammenhang mit unserm Sigunemotiv geführte, tiefgründige untersuchung über die trauernde turteltaube auf dürrem ast (Vom mittelalter zur reformation III 1, s. 185ff), insofern die allegorese malicher homiletik das aus der antike überkommene symbol irdischer liebestrauer nun in umgekehrter folge weiterdeutet auf 'leidvolle flucht aus der welt entweder in das eremitendasein des klausners oder in die könobitische zurückgezogenheit des mönchslebens'. schon der jüngere Titurel (str. 5109) brachte Sigune auf dem baum zur trauernden turteltaube in gleichnishafte beziehung. die von Burdach herangezogene, auf wallfahrerbildern¹ weit verbreitete darstellung Marias mit dem leichnam Jesu im baum kann jedoch nicht als prototyp für Sigune

¹ zb. auf den bei Gregor Fischer-Innsbruck erschienenen bildchen von Drei Eichen bei Horn in Niederösterreich und von Maria Tafel bei Marbach a. d. Donau.

auf der linde angesprochen werden, da das bild der Pieta, auf das in unserm zusammenhange wiederholt hingewiesen wurde, uns vor der zweiten hälfte des 11 jhs nicht bezeugt ist. diese darstellung führt uns in den weiteren vorstellungskreis vom symbolischen baum der erlösung mit dem altar gottes, dem kinde oder der jungfrau¹ in seiner krone (s. zb. Mansikka Russ, zauberformeln s. 42. 275. 296). anderseits scheint auf einem wallfahrerbildchen² von Mariaschein (b. Teplitz), auf dem die Pieta einem hilfesuchenden landmädchen im baum erscheint, der baum kein wesentlicher bestandteil, sondern nur äußerer rahmen, wie etwa im traumbilde der mutter Ruodlids;

- XVII 94 *post mater tiliam latam uidet et nimis altam,
in cuius summo residere cacamine fulchro
Rödlieb cernebat, circu quem plurima stabat
in ramis turba ueluti bellare parata —*
111 *qualiter in tilię summo uidet hunc residere
in ramisque suos sub se uidisset alumnos —*

Im vergleich zur dritten und zweiten begegnung mit Sigune hat ihr erstes zusammentreffen mit Parzival (135, 9ff) im *förest in Brizljân* keine wesentlichen eigenzüge. auf dieser ersten stufe ihrer weltentsagung finden wir sie in rauher felsiger landschaft einsam mit dem toten geliebten im schofs. wir hören keine langatmige totenklage, wie es sonst in der höfischen epik üblich (s. Ehrismann, Gesch. d. deutschen litteratur I 41 u. Zs. f. d. phil. 36, 397f); und auch im gegensatz zum Perceval Chrestiens (Potvin 4609ff), der diese scene an stelle der zweiten Wolframschen begegnung einreihet, beschränkt sich Wolfram auf die geste, auf die starke gebärde unsagbaren, tiefinneren herzeleids (s. MHerrmann Forsch. z. deutschen theatergesch. s. 158).

Hamburg.

J. Schwietering

BLATTFÜLLSEL.

EIN ZEUGNIS ZUR WIELANDSAGE. In dem vor kurzem erschienenen III bande des schönen Salzburger urkundenbuches (Salzburg 1918) findet sich s. 500 unter nr 948 eine aufzeichnung aus der zeit von 'c. 1240—XIII jh. mitte' über die zu den sudhäusern des stiftes Raitenhaslach in Hallein gehörigen waldungen und darin die grenzbezeichnung: *et iterum uobis a Mazellenpach ultra Wielantsmitten usque ad ruffum parotem.* im register R 304³ ist dazu bemerkt: 'Wielantsmitten !), ein

¹ die i. d. Zs. f. bildende kunst 54, 75ff versuchte ableitung der 'madonna im dürren baum' aus der jungfrau im brennenden dornbusch des Moses im handbuch der malerei vom berge Athos erscheint in diesem zusammenhang einseitig und äußerlich.

² ich verdanke es der güte ABernts.

giefsbachbett, das das Wielant, gegend im Bluntautale bei Golling am l. ufer des Bluntaubaches unterhalb des Mittelbaches, durchschneidet'. danach hat man später 'Wielant' als eine localbezeichnung genommen. es kann aber kein zweifel sein, dass in dieser *Wielantsmitte* eine anspielung auf die sage von Wieland dem schmied vorliegt, wahrscheinlich ein alter versuch sie zu localisieren. — der personenname *Wielant* ist im register zum 1 bande des Salzburger urkundenbuches s. 1173^b von 760—1183 neunmal nachgewiesen; spätere belege fehlen.

E. S.

DIE HEILIGE GERTRUD IM KÖNIG ROTHER. *Die gode sancte Gertrud (dar zo Nivelles hat sie hus)* wird v. 3485 als eine schwester Karls d. Gr. bezeichnet, wo sie doch in wirklichkeit 83 jahre vor dessen geburt gestorben ist (659). diese verwechslung ihres vaters Pipin von Landen mit dem könig Pipin d. Kl. haben wir wol allgemein dem dichter des Rother selbst zugeschoben (s. Rückerts anmerkung). allein ganz so einfach ligt die sache nicht. unsere heiligenlexica verzeichnen allen ernstes mit dem gleichen 17 märz als gedenktag eine zweite heilige Gertrud: Stadler II 422 unter 'S. Gertrudis' ohne bedenken, miss Baker im Dictionary of saintly women I 345 'St. Gertrude (S)' mit verständigen einwendungen; vgl. AA. SS. ord. S. Ben. saec. III p. I 718f. Kùlb in Ersch u. Grubers Encycl. I 62, 109. von einer schwester dieses namens als woltäterin fränkischer klöster, insbesondere des klostere Neustadt a. M., des einzigen deutschen klostere, das sich rühmen kann von Karl d. Gr. begründet zu sein (Hauck KG. II 520; vgl. die stark interpolierte aber im grundstock echte urkunde kLudwigs d. Fr. bei Böhmer-Mühlbacher² 593 u. JKraus Die benedictiner-abtei Neustadt a. M., Würzburg 1856), spricht schon das im 12 jh. gefälschte diplom Karls in den Urkunden der Karolinger nr 283 (812); vgl. die ebenfalls gefälschten stücke nr 246 (788), nr 252 (794) und zu der in den Diplomata angeführten älteren litteratur noch Rettberg KG. II 334. als 'sancta Gertrudis' wird diese hohe dame auch schon von Egilward, dem verfasser der jüngern Vita des hl. Burchard von Würzburg (zwischen 1130 u. 1156) mit dem nonnenkloster Karlburg bei Karlstadt a. M. in zusammenhang gebracht, dessen stiftung wahrscheinlich vor 765 fällt. offenbar legte für Karlburg und insbesondere für Neustadt, das der hauptsitz des cultus dieser jüngern hl. Gertrud wurde, der wunsch, die gründung noch enger mit dem fränkischen königshause zu verbinden, die schaffung einer schwester des großen kaisers und demnächst die verjüngung der um ein jh. ältern heiligen aus karolingischem stamme nahe. ob dem dichter des k. Rother diese zeitliche verschiebung bereits überliefert wurde (was wol möglich war), oder ob er sie noch einmal selbständig durch vermengung der beiden Pipine vollzog, bleibt immerhin zweifelhaft.

E. S.

DER GERMANISCHE OSTEN IN DER HELDENSAGE.

Es ist eine bekannte tatsache, dass das östliche Deutschland, das zu beginn der Römerzeit bis zur Weichsel, ja teilweise über diese hinaus von germanischen stämmen besetzt war, in der völkerwanderungszeit von diesen geräumt wurde. was Norddeutschland betrifft, kam dieser vorgang dadurch zum abschluss, dass nach dem sturze der Hunnenmacht die Rugier von norden her über Mähren an die Donau in Niederösterreich vorrückten, auch die Langobarden alsbald denselben weg giengen, und dass anderseits die reste der Semnonen, die Nordschwaben, von den Frankenkönigen Clothari und Sigibert um 570 n. Chr. aus der mark Brandenburg über die Elbe herübergewonnen und an der Bode angesiedelt wurden. schon gegen 500 n. Chr. waren die Markomannen von Böhmen nach Baiern übersiedelt. vor dem ende des 6 nachchristlichen jhs war somit alles land östlich vom Böhmerwald und der mittleren Elbe von den Germanen aufgegeben. es war, von zurückgebliebenen volksresten abgesehen, zunächst ödland und ist uns als solches auch bezeugt, bis sich, von osten kommend, zum teil unter führung der Avaren, die Slaven in ihm ausbreiteten.

Die anfänge dieser völkerzüge liegen im dunkel, wie wir auch ihre ersten — wahrscheinlich wirtschaftlichen — ursachen nicht kennen. doch setzen sie frühzeitig, jedenfalls schon im 2 jh. n. Chr. ein. denn bereits aus dem Markomannenkriege wird uns von stämmen berichtet, die, verdrängt durch weiter landeinwärts wohnende, aufnahme heischend an der römischen reichsgrenze erschienen. und aus der zeit um 170 n. Chr. erfahren wir die namen lugisch-wandalischer abteilungen, der Lacringi und der Victovali-Hasdingi, die in neuen sitzen im grenzgebiet der provinz Dakien sich niederliefen. sehr auffallend ist es dann, dass zum j. 213 n. Chr. die ersten kämpfe mit den Alemannen am Main gemeldet werden, und 214 der erste zusammenstoß mit den Goten an der dakischen grenze

stattfand. ziemlich gleichzeitig scheinen demnach die Goten von der untern Weichsel gegen südosten in die Pontusgegend, die Semnonen, das stammvolk der Schwaben, aus ihrer heimat in der mark Brandenburg in das vorland des Limes abgerückt zu sein. auf rund 400 jahre verteilen sich also die hauptschritte dieser abwanderung aus Ostdeutschland.

Der einstige besitz der Germanen in den ostlanden ist unklar, aber nicht nur durch geschichtliche nachrichten und durch die grabbeigaben, mit denen sie ihre toten ausgestattet haben, bezeugt, sondern die erinnerung an ihn lebt auch noch, wenngleich unbewusst, fort in unserer heldensage, der südgermanischen wie der nordischen.

Die haupthelden freilich, die die Ostgermanen für geschichte und sage stellen, der Burgunder Gunther, der Skire Otacher, der Westgote Walther, die Ostgoten Dietrich und Ermenrich und sogar schon Eastgota, spielen ihre rolle nicht mehr auf dem boden der alten ostdeutschen heimat dieser stämme. wenn wir näher zusehen, zeigt sich indes, dass auch auf diese gelegentlich noch ein streiflicht fällt.

So werden, wie schon Müllenhoff Beov. 90 gesehen hat, Beowulf 2494f die 'Gifðas', d. i. Gepiden, mit den 'Gārdene' Speerdänen, und mit 'Swiorīce', dem Schwedenreich, in eine weise zusammen genannt, dass man nur an ihre alten stammsitze an der Ostsee denken kann. auch die 'Holmryge', Widsith 21, sind sicher die ursprünglich auf den Weichselinseln sesshaften Ulmerugi des Jordanes, nicht die norwegischen Holmrygi am Boknfjord. denn ihr könig ist Hagena, d. i. der Hagen der Hildesage, wie ja im selben vers auch noch sein gegner Heoden = Hedín, Hetel genannt ist; und noch nach Saxo Grammaticus hat der kampf dieser beiden in der Ostsee stattgefunden.

Wenn es Widsith 18f heißt: *Ætla weold Hūnum, Eormenric Gotum, Becca Bāningum, Burgendum Gifca*, so ist hier allerdings Gifca der geschichtliche Burgunderkönig Gibika, der an der Rheine herrschte. aber die erinnerung an ein nachbarvolk der Burgunder namens *Bāningas*, älter **Bainingōs*, führt uns zurück in deren ältere heimat in der Odergegend, wo uns durch die langobardische wandersage ein gau *Bain-aib* neben *Burgund-aib* bezeugt ist; vgl. verf. PBB Beitr. 17, 65, Hoops Reallex. I 165f.

Man hat die erwähnung des waldes *Wistlawudu*, Widsith 121.

der ja jedenfalls irgendwo an der Weichsel gesucht werden muss, als eines ortes wiederholter erfolgreicher abwehrkämpfe der 'Hrædas', d. i. der Ostgoten, gegen die leute des Letla sogar noch auf die alten sitze der Goten an der unteren Weichsel beziehen wollen. von denselben vorgängen erzählt aber auch die Hervararsaga, und in ihr wird die grenze zwischen den verfeindeten völkern gebildet durch den wald 'Myrkvið', die alte Hercynia silva. die Hunnen, der angreifende teil, stoßen auf siegreichen widerstand in einer schlacht auf der 'Dunheid' am fusse der 'Jassarfjöll'. das führt uns in eine gegend nahe am gebirge, also an die obere, nicht an die untere Weichsel, und dies auch dann, wenn der anklang von *Jassarfjöll* an den von slav. *jasenŭ*, tschech. *jasan* 'esche' abgeleiteten slavischen namen *Jesenŭky* 'Gesenke' für das altgermanische Ἰσσιβούργιον ὄρος, jene stelle des herkynischen waldes, die am leichtesten, ja fast allein einen übergang gestattete, auf einem merkwürdigen zufall beruhen sollte. *Wistlawudu* darf man übrigens nicht mit 'Weichselwald' übersetzen, da einem alten *Vistula*, germ. *Wistlō*, im angelsächsischen *Wistel*, gen. *Wistle*, entsprechen würde, einem *ou*-stamm *Wistle* aber ein gen. *Wistlan* angemessen wäre und ein stammcompositum *Wistelwudu* zu lauten hätte. *Wistlā* kann somit nur ein gen. plur. sein, und es kann sich nur um den wald der *Wistle*, der 'Weichselanwohner', handeln, wobei wir es mit einem namen nach art von ags. *Norðanhymbre* oder anord. *Sygnir* 'anwohner des Sogn' zu tun haben. die *Wistle* weisen wol in die gegend der nachmaligen slavischen *Vislani* am allerersten lauf des flusses. auf jeden fall aber führt uns *Dunheidr*, eine bildung wie *Finn-heidr*, in altgermanische zeit zurück und auf den volksstamm der Ἰσγυιοὶ Ἰσγυροί, den wir bei Ptolemaeus II 11, 10 grade an der obersten Weichsel unterhalb des Ἰσσιβούργιον ὄρος antreffen. all das stimmt sehr gut zusammen, stimmt aber nicht zu Goten. dagegen glaube ich Zs. 33, 9ff wahrscheinlich gemacht zu haben, dass in der sage siegreiche abwehrkämpfe der Langobarden gegen die Hunnen, die für jene genden bezeugt sind, auf die viel berühmteren Goten, das heldenvolk schlechtweg, übertragen worden sind.

Mit den Dunen der Dunheid stehn wir schon auf dem boden der ostgermanischen völkergruppe der Lugier oder Wandalen, die in verschiedene stämme zertiel, von denen sich zuletzt noch

die Silingi und Hasdingi in der geschichte betätigten. von den Silingi müssen erhebliche reste in der alten heimat zurückgeblieben und slawisiert worden sein, denn auf ihren namen geht bekanntlich der von Schlesien, Silesia, zurück. die Hasdingi dagegen leben in der heldensage fort, falls Müllenhoffs versuch der widerherstellung eines Hartungenmythus zu billigen ist. und dann müssen wir dabei wol mit einer überlieferung rechnen, die an den stamm in seinen alten sitzen anknüpft; denn auf den wegen, die die Wandalen, von diesen losgelöst, in der völkerwanderung eingeschlagen haben, sind sie aus dem gesichtskreis der germanischen welt alsbald ausgetreten. die ganze kette von schlüssen, durch die Müllenhoff zu seinen ergebnissen gelangt, wird heute allerdings von vielen als nicht beweiskräftig betrachtet. indessen sei jetzt schon bemerkt, dass, wenn man selbst den mhd. *Hartnūd von Riuzen*, auch *Hartunc* genannt, und das brüderpaar *Hertnid (Herding)* — *Hirðir* der Thidrekssaga von den *Haddingjar* der nordischen überlieferung trennen wollte, doch für den zusammenhang der letzteren mit den *Hasdingi* und den lugischen Dioskuren ihr name und der umstand dass sie zwillinge sind immer noch sehr ins gewicht fiel. und wenn sich auch *Hasdingi*, das deutlich eigentlich name eines königsgeschlechtes ist, am leichtesten erklären lässt als bezeichnung des durch langes haar, **hazds*, ausgezeichneten hochadels eines lugischen stammes, so muss man deshalb die beziehung zu dem 'muliebris ornatus' des priesters der nacharvalischen Dioskuren nicht, wie ich bei Hoops Reallex. II 452 getan habe, ganz in abrede stellen. denn auch diesem priester braucht die tracht, die fremden an ihm auffiel, nicht als eigentlich priesterliche, sondern sie kann ihm als angehörigem eines lugischen königshauses zugekommen sein.

Auch die Harlunge hat Müllenhoff mit dem lugischen göttlichen brüderpaar verknüpft, und auf beziehung zu den Wandalen führt es schon, wenn einer von ihnen *Emerca*, got. **Ambrika*, heisst, wie einer der zwei Wandalenkönige in der langobardischen stammsage *Ambri*. das fällt unsomehr ins gewicht, je seltener dieser name ist. entgangen aber ist Müllenhoff, dass auch in ihrem namen *Harlunge*, *Herilinga*, *Herelingas* derjenige des hauptstammes der Lugier nach Tacitus Germ. 43, der *Harii*, sich fortsetzt. vgl. meine ausführung en in Hoops Reallex. II 450 und Rüdiger von Pechlarn s. 12.

An die Lugië-Wandalen erinnert außer später zu besprechendem auch der name eines 'seekönigs' *Vandall*, der SnE. I 548, 3; II 469, 552, 616 zusammen mit einem *Vandil* genannt wird. es handelt sich dabei sichtlich um den vertreter der Langobarden-Winniler einerseits und den ihrer gegner in ihrer stammesage, der Wandalen, anderseits.

Sehen wir uns nach weiteren beziehungen um, so wird es sich empfehlen, erst über die lagerung der stämme im östlichen Germanien aus den alten geschichtlichen quellen aufklärung zu suchen. über vieles sind wir dabei einigermaßen unterrichtet. so wissen wir, dass nördlich von den Lugiern, zwischen Oder und Weichsel, die Burgunder saßen, westlich von den Goten, im besondern von dem gotischen stamm der Gepiden an der untersten Weichsel, längs der meeresküste die Rugië. den raum zwischen Oder und Elbe um Spree und Havel bis an den rand des mittelgebirges füllten die Semnonen, das haupt- und stammvolk der svebischen völkergruppe, aus. unterhalb von ihnen gehörte nächst der Elbe wol ein strich den im übrigen auf dem linken stromufer sesshaften Langobarden, an die sich zwischen unterster Elbe und Eider die Sachsen anschlossen. was aber zwischen Sachsen im westen und Rugië im osten mitten inne ligt, das ist recht eigentlich die terra incognita des alten Germaniens. wenn es auch von einigen uns überlieferten namen recht nahe ligt, dass sie in diesen bereich gehören, wissen wir nicht, wie weit diese namen sich decken, und welche historische und sagengeschichtliche rolle die betreffenden stämme gespielt haben, und vor allem wissen wir nicht, was aus der altgermanischen bevölkerung dieser gegend geworden, ob und wann und wohin sie ausgewandert ist.

Man kann in ein unerforschtes land auf verschiedenen wegen einzudringen versuchen. hier empfiehlt es sich vom osten auszugehen, wo uns mit den Rugië ein fester punct gegeben ist. denn diese sind zweifellos an der meeresküste westlich von der untern Weichsel und westlich von den Goten zu suchen. nach Jordanes Get. I sind die *Ulmerugi*, *qui tunc Oceani ripas asiabant*, — das sind **Hulmarugeis* 'Inselrugië', so benannt nach ihren sitzen im Weichseldelta — von den einwandernden Goten verdrängt und zwar offenbar, abgesehen von der von ihnen ausgehenden norwegischen colonie, nach westen abgedrängt worden. Tacitus Germ. 43 nennt sie als mecranwohner in unmittelbarem

anschluss an die Goten. bei Ptolemaeus II 11, 7 endlich verbergen sie sich unter dem namen *Ρουτίκλειοι* (recte *Ρουγίκλειοι*), der zwischen den flüssen *Ούισιούλας* und *Ούιαδούας* eingetragen ist, woneben uns die einfachere gestalt des volksnamens hart an ihrer westgrenze im namen eines ortes *Ρούγιον* II 11, 12 entgegentritt. mit der insel Rügen und ihrem namen haben dagegen die germanischen Rugier nicht das geringste zu thun, obwol sie auch in gelehrten schriften immer und immer wider mit ihr zusammengebracht werden. vielmehr ist *Rügen* aus dem namen des slavischen volkes der *Rujani*, *Rugiani* hervorgegangen, wie schon Zeuss *Die Deutschen* 665 deutlich gesehen hat, der freilich anderseits jenem irrtum dadurch vorschub leistete, dass er die Rugier aao. 155 zu beiden seiten der Odermündungen, also viel zu weit westlich, ansetzte.

Bei Ptolemaeus II 11, 7 stellen die verbindung zwischen den *Ρουτίκλειοι* und *Σάξονες* die *Σειδινοί* und *Φαροδεινοί* (oder *Φαραδεινοί*) rechts und links vom *Σύηβος ποταμός* her. von den *Σειδινοί* sind die *Σιβινοί* des Strabo 7 p. 290 nicht zu trennen. dieser zählt aao. als angehörige des Svebenbundes aufser den Markomannen auf: *Λούιους τε, μέγα ἔθνος, καὶ Ζούμους καὶ Βούτωνας καὶ Μονγίλωνας καὶ Σιβίνους καὶ τῶν Σοήβων αὐτῶν μέγα ἔθνος Σέμινωνας*, und damit ist eine stellung der *Σιβινοί* in der nördlichen umgebung der Semnonen sehr wol verträglich und somit wahrscheinlich, dass sie dasselbe sind wie die ptolemaeischen *Σειδινοί*. angesichts der übrigen verderbten namenformen dieser stelle verdient aber gewis die überlieferung des namens bei Ptolemaeus gröfseres vertrauen. auch ist mit *Σιβινοί* kaum etwas anzufangen. was Schönfeld *Wb. d. agerm. pers. u. völkernam.* 202 darüber vorträgt im anschluss an ältere aufstellungen Bremers, die dieser selbst aber kaum mehr aufrechterhalten dürfte, bedarf keiner widerlegung. wenn auch germ. *Sibīnōs*, älter *Sebīnōs*, 'sippenangehörige' denkbar wäre, so ist doch ein völkerschaftsname dieses sinnes unmittelbar neben dem der *Semnones*, *Sebnaniz* 'sippegenossen' recht unwahrscheinlich. anderseits ist die von Zeuss *Die Deutschen* 154 unter hinweis auf anord. *sīða* 'seite, küste' gegebene erklärung von *Σειδινοί* als 'küstenbewohner' durchaus befriedigend. was die bedeutung des suffixes betrifft, sei an die *Χαιδεινοί* des Ptolemaeus II 11, 16, die nachmaligen *Heidmir*, die bewohner

der norwegischen *Heidmörk*, an die *Peuce*, bewohner der Insel *Peuce*, ferner an lateinische bildungen wie *perigrinus*, *perigrinus*, *Latīnus*, keltische wie *Morini*, baltische wie *haiminon* ¹ nicht zu vergessen, erinnert. auch in *Φαροδοεῖροι* muss dann die ableitung orts- bezugs- herkunft bezeichnen und an einen wortstamm sich anfügen, der einen ortsbegriff ausdrückt. diesen ansprüchen konnte, wie ich Hoops Reallex. II 13 gezeigt habe¹, eine ableitung von der wz. idg. *per. por* — formell dem ags. *farod* 'fluctuatio maris' nahestehend — sehr wol entsprechen, da eine bedeutungsentwicklung in dieser richtung mehrfach zu belegen ist. vgl. holl. *vaart* 'fahrwasser, graben, kanal', germ. *fordaz* 'fjord', lat. *portus* auch *furt* wird von den Donauschiffern im sinn von 'fahrwasser' gebraucht. *Farod-* kann eine alte bezeichnung des Oderhafens sein oder sich auch noch auf den Greitswalder bodden, den Strelasund und den sich fjordartig hinter Zingst einbuchtenden, im Saaler bodden endenden meeresarm beziehen. jedenfalls fällt der große unterschied zwischen der ungegliederten hinterpommerischen und der stark gegliederten vorpommerischen küste auf, und auf diese striche rechts und links von der untern Oder mögen sich die *Σειθῖοι* und *Φαροδοεῖροι* verteilen. dabei kann es sich sehr wol um unterabteilungen eines größeren stammes handeln. was die bedeutung betrifft, die wir in ihren namen suchen, sei auch an die sinnverwante bezeichnung ihrer slawischen nachfolger, der *Pomorani*, erinnert, sowie an *Scoringo*, das 'in-ter-land', die erste station der langobardischen wanderschaft nach dem aufbruch des stammes aus der Elbegegend. dass sie keine Sveben gewesen sind, wird man, wenigstens was die *Σειθῖοι* betrifft, daraus schliessen dürfen, dass die *Σίβηροι* des Strabo den *Σόηβοι αὐτοί* ausdrücklich gegenüberstehn.

Tacitus Germ. 43 nennt, unmittelbar, nachdem er von den Goten gehandelt, an der küste neben den Rugiern die Lemovier. diese letzteren gehören also weiter nach westen und fallen daher mit den *Σειθῖοι* und *Φαροδοεῖροι* des Ptolemäus ganz oder teilweise zusammen. der name ist sonst unbekannt, denn über den unterschied der formen und den geographischen abstand hinweg zu den skandinavischen *Λειῶνοι* des Ptolemäus über-

¹ schon, PBB Beitr. 17, 187 f habe ich diese dehnungs-ableitung erwogen, sie aber einer, wie seither klar geworden ist, volkshymnischen gattungserklärung zuliebe zurückgestellt.

brücke schlagen zu wollen ist mehr als kühn. dasselbe gilt von dem von Karsten in seinen sehr wertvollen Germanisch-finnischen lehnwortstudien (*Acta societatis scientiarum fennicae*, Tom. xiv. No. 2) 77 — übrigens mit allem vorbehalt — gemachten vorschlag, *Leivonii* zu lesen und den namen auf die Liven zu beziehen. in der überlieferung selbst besteht nur insofern eine unsicherheit, als neben besser bezeugtem *Lemovii* auch *Lemonii* belegt ist. dies liefse sich in seiner bildung mit got. *sipōneis* 'jünger' vergleichen, das aber selbst ein in seiner art einziges und der erklärung bedürftiges wort ist. griechische vermittlung vorausgesetzt, könnte *o* auch auf germ. *u* zurückgehn; vgl. *Ἐκουόδοροι* bei Strabo; und schliesslich wäre auch mit der möglichkeit von *d*-verlust zwischen *n* und *j* wie in got. *sunjis*, *bisujanē*, also germ. *lēmōn(d)ja-*, *lēmūn(d)ja-* zu rechnen. auch ein sonst so unbelegbares suffix wie *-ōvii* ist deshalb noch nicht der verderbnis verdächtig, da die ans der Römerzeit überlieferten germanischen völkernamen ein sehr altertümliches wortmaterial darstellen. auch die ableitungen von *Tencteri*, *Bructeri*, *Eudoses*, *Ganbrivii*, *Batavi*, *Chamavi* sind später nicht oder so gut wie nicht mehr vertreten. man darf auch nicht mit Müllenhoff DAK iv 563 das *o* der ableitung in *Lemovii* für eine 'vocalisation der verbindung *mv*' halten unter berufung auf *Chamavi*, *Batavi*, deren endung übrigens auch nicht in dieser weise, sondern als entwicklung aus *u*-stämmen nach art von griech. *τανα(ς)ός* neben *τανύς* zu erklären sein wird oder slavischen bildungen auf *-ovo-* vergleichbar ist, die in ihrem älteren bestand auf *o*-ableitungen aus genetiven von *u*-stämmen wie *volovъ*, *synovъ* aus *volou(s)*, *sūnou(s)* zurückgehn. im slavischen begegnet uns auch eine reiche entfaltung eines suffixes *-avo-*, das aus antritt von *-vo-* an den stammauslaut *ā* verständlich ist und uns zeigt, welche erklärung auch für germanisches *-ōv-* möglich ist. gallische namen wie *Lexovii*, *Segovii* sind fernzuhalten, weil hier dem gallischen *o* — einerlei, ob es idg. *o* ist oder vor *v* aus *e* entstanden — nicht germ. *o* entsprechen könnte. ligt wirklich kurzer vocal vor, so ist notwendig *Lemo-vii* abzuteilen und die möglichkeit einer solchen zusammensetzung muss jedenfalls auch erwogen werden. doch könnte diese mit gall. *Lemo-vices* deshalb schon nichts zu tun haben, weil in *Lemovii* kaum mit einem guttural zu rechnen und das bestimmungswort in dem gallischen

namen kelt. *lemo-*, air. *lem* aus *lmo-* 'ulme' ist, dem im germanischen *ulma-* entspricht; vgl. das ebenfalls mit einem baumnamen zusammengesetzte *Eburo-rices*, bei dem namen der landlichen tribus *Lēmōnia* an der via Latina (Cicero, pro Plancio 16, 38) haben wir es sicher nur mit zufälligem gleichklang zu tun. was die silbe *lem* und ihre erklärang aus dem germanischen anbelangt, behauptet Müllenhoff DAK iv 564, dass kein anderes wort als ags. *lim* n. 'glied, zweig', anord. *limr* 'glied', ags. *lim* n. 'zweig' dafür in betracht käme, und sieht daher in *Lemonii* oder *Lemovii* 'ein collectivum für eine anzahl kleiner verwanter völkerschaften'. inhaltlich befriedigt diese deutung gewis nicht sehr. aber darauf kommt es gar nicht mehr an, denn mit germ. *limu-*, das echtes *i* enthält und mit *lifu-* 'glied' verwant ist, lässt sich hier deshalb schon nichts anfangen, weil in *Lemovii* nur *e* oder *e* vorliegen kann. aber auch für *lem* oder *lēm* sind die erklärangsmöglichkeiten im germanischen sehr beschränkt und konnten so von Müllenhoff leicht übersehen werden. von einer ablautform *lema-* neben germ. *luma-* 'lahm, gebrechlich' und *lōmia-* 'gelähmt, matt' könnte man, woran ich PBB Beitr. 17. 189f dachte, zu einer deutung des volksnamens als spottnamen gelangen. aber ein solcher ist an sich und mit einem sinn, wie er durch jene adjectiva gegeben ist und sich von ihnen aus entwickeln konnte — unser *Lämmel* gehört zu ihrer sippe —, recht unwahrscheinlich. es bleibt aber dann, soviel ich sehe, nur mehr ein weg offen, die annahme einer beziehung zu anord. *læmingr* und *lōmundr* 'lemming'. diesen tiernamen leitet Torp Wortsch. d. germ. spracheinh. 354 und ebenso Nynorsk et. ordb. 373 unter *Lemende* von einem substantiv *lema-*, *lōma-* (beziehungsweise *lōm*) 'bellen' ab, das zu germ. *lējjan*, *lelo* 'bellen, schmähen' = got. *laian* 'schmähen' gehört und eine ausgebreitete idg. verwantschaft mit dem ablaut idg. *le la* besitzt. im Norw.-dän. etym. wb. von Falk-Torp s. 634 unter *Leman* ist diese erklärang des tiernamens als 'beller' nur insofern ein wenig verändert, als hier bei *lōmundr* mit combiniertem umlaut, nicht mit ablaut gerechnet wird; in der tat musste ja der *u*-umlaut aus *o*, d. i. germ. *ē*, vor *m* bis zu *ō* führen. um 'lemminge' kann es sich bei *Lemovii* natürlich nicht handeln, höchstens um andere 'beller'. aber zunächst ist auch damit nicht vorwärts zu kommen.

Fragen wir aber, ob unsere epische überlieferung uns nicht

weiterhilft. der Holmryge des Widsith wurde schon gedacht. dieselbe quelle kennt dieses volk auch unter dem einfacheren, unzusammengesetzten namen, und beidemal ist ein anderer volkstamm mitgenannt, die *Glomman*. v. 69 heist es: *mid Rugum ic was ond mid Glomnum ond mit Rumicalum* und v. 21: *Hagena (rcold) Holmryggum ond Heoden Glomnum*. man denkt da natürlich zunächst an ein nachbarvolk und zwar des Heoden = Hedín, Hetel wegen notwendigerweise an eines von der meeresküste, und dann bleibt dafür, weil auf der andern seite der Rugier die Goten die einzigen germanischen küstenanwohner sind, nur die gegend im westen übrig. dort sind aber die Glomman mit ihrem könig Heoden außerdem noch sozusagen verankert durch den namen der insel *Hiddensö*, anord. *Hedínsey* und *Hithini insula* bei Saxo Grammaticus, an die ja auch ursprünglich die geschichte vom kampf Hagens und Hedins geknüpft ist.

Wenn Holthausen Beowulf 1 165 im anschluss an Lappenberg, Müllenhoff, Grimm, Thorpe und Grein die *Glommas* — wie man den namen anzusetzen pflegt — an den fluss *Glommen* ins südliche Norwegen verlegt, ist dagegen einzuwenden, dass sonst bei Germanen in dieser art volksnamen aus flussnamen nicht gebildet werden — bei den früher erwähnten *Nordanhymbre* und *Wistle* handelt es sich um *i*-stämme —, dass ferner am *Glommen*, der in alter zeit nach den an seinem unterlauf sitzenden *Raumar*, den *Heado-rēamas* des Beowulf und Widsith, *Raumelfr* heisst, neben diesen an der meeresküste nicht platz ist für einen anderen grossen stamm, vor allem aber, dass die lautgruppe *omm* des ags. namens, der anord. *amm* entspräche, mit dem *omm* in *Glommen* nicht einwertig ist und nicht von einerlei herkunft sein kann. zur endung des volksnamens sei bemerkt, dass der einzig überlieferte dativ *Glomnum* zwischen einem nominativ *Glommas* und *Glomman* die wahl offen lässt; aber für den *n*-stamm fällt ins gewicht, dass unter den 'seekönigen' SnE. 1 546, 1. 11 154, 2 und außerdem durch zahlreiche kenningar ein *Glammi* bezeugt ist, der geradeso der heros eponymos und vertreter der *Glammar* = *Glomman* sein wird, wie wir schon einen *Vinnill* und *Vandill* als den der *Winnili* und *Wandali* kennen gelernt haben. der name stimmt im übrigen laut für laut zu *glammi*, einem poetischen wort für 'wolf'. aber auch die etymologische herkunft des wortes ist klar genug. es handelt sich um ein

nom. ag. zu einem verbum *glammon*, aus dem schwed. *glamma* 'plaudern, schwatzen' und dän. *glamme* 'bellen' — vgl. auch schwed. *hundsglam* 'hundegebell' neben *glam* 'laute unterredung', anord. *glam* und *glamm* 'lärm' — entsprungen ist. die *Glammata*, *Glammata* sind also 'die wölfe', buchstäblich 'die beller', und damit zeigt sich schon, dass wir auch bei den *Lemovii* auf dem rechten wege waren. es verdient bemerkt zu werden, dass *glamme* 'bellen' grade aus der sprache jenes nordischen stammes zu belegen ist, der in seinen ältesten sitzen in Schonen unter allen Nordgermanen den *Glomman* an der pommerschen küste am nächsten wohnte. *Lemovii*, das wol von osten her, auf den wegen des bernsteinhandels, den Römern zu ohren gekommen ist, besagt mit den mitteln einer anderen germanischen mundart vermutlich das gleiche. dabei gründete sich aber die gleichsetzung der *Lemovii* und *Glomman* nicht erst auf die erklärang ihrer namen.

Allem anschein nach handelt es sich bei diesen ursprünglich um decknamen, wie sich ja grade für den begriff 'wolf' solche immer und immer wider einstellen. begreiflicherweise, weil beim richtigen namen das gefährliche tier zu nennen nicht ratsam ist. sagt doch noch das sprichwort: 'wenn man'u wolven nennt, kommt er g'rennt'. solche decknamen sind, um nur einige anzuführen, norw. *skrub* und *skrog*, eigentlich 'der magre', anord. *grabessi* (schwed. *gråben*, norw. und ä. dän. *graaben*), *gradyri*, norw. *grautasse*, ä. dän. *graubog*, frz. *pie-d-gris*, anord. *högsvir* 'der graue', auch deutsch *Isengrim* und *Isenbart* (vater Isengrims) gehören wol hierher, wobei *isen* in dem sinn zu nehmen ist, den es in *Eisenschimmel* = 'grauschimmel' hat; *Isengrim* ist also 'der mit grauer maske', und ganz ähnlich heisst der wolf im altnordischen auch *järnsærkr* 'der mit eisernem, d. i. grauem hemd'. das schicksal solcher decknamen ist es oft, dass ihr ursprung in vergessenheit gerät und sie zu gangbaren appellativen werden. dafür ist *vargr* 'wolf', ursprünglich — wie Kluge gezeigt hat — 'schelm', ein beispiel. dann nehmen sie selbst oft den charakter von tabuworten an und machen die verwendung neuer ersatzworte notwendig, wie sich am besten wol bei teufel, *diabolus*, eigentlich 'verleumder', also auch schon einem verhüllenden namen, zeigt.

Wenn ein volk sich 'wölfe' nennt, hat dies ja übrigens letzten endes ebenfalls in der furcht seine wurzel, ganz oder

doch teilweise. man sucht gefährliche tiere durch schmeichelnamen gut zu stimmen, nennt sie gevatter, bringt sein eigenes geschlecht mit dem ihrigen in verbindung, nimmt ihren namen an, um sich als verwanter ihrer freundschaft zu versichern, und wol auch, um an ihnen geschätzter eigenschaften teilhaftig zu werden. wir stehn dabei schon mitten im totemismus, aber dieser ist ja überhaupt bei der germanischen namengebung — auch den personennamen — mit händen zu greifen. was geschlechts- und stammmamen betrifft, sei jetzt schon, da es sich grade um wölfe handelt, an die *Ylfingar*, *Wulfingas*, *Wülfinge* erinnert.

Wir wissen schon, dass zu den Glomman Heoden = Heðin, Hetel, der gegner des Hagen gehört. seine leute, die Heode-ningas, Hjadningar, Hegelinge (ursprünglich Hetelinge)¹ erweisen sich dadurch als Glomman und gehören somit ursprünglich an die pommersche küste. dieses land ist im frühen mittelalter wendisch geworden und deshalb musste die sage umstellungen vornehmen. so kommt es, dass aus Hithinus bei Saxo ein norwegischer könig geworden ist, dass Heðin nach dem Sqrloþatt gar in Serkland, land der Sarazenen, herrscht, dass die deutschen Hegelinge irgendwohin an die deutsche Nordseeküste verlegt, aber begreiflicherweise nicht greifbar localisiert und mit keinem der fortlebenden germanischen stämme gleichgesetzt sind, und dass Hagen bis nach Irland wandern musste. auch die verlegung des wichtigsten kampfschauplatzes der sage auf die insel Hæy in den Orkneyjar im norden, auf den Wülpensand an der Scheldemündung bei den Deutschen ist so zu erklären.

Aber die beziehungen und die machtstellung, die unser mhd. epos den Hegelingen gibt, passen besser für einen germanischen staat an der pommerschen küste und für eine fernere vorzeit. vor allem gilt das in bezug auf das verhältnis zu Wate. ihm ist im Gudrunlied das *lant zē Stürmen*, d. i. der *pagus Sturmī* bei Verden an der Aller, zugeteilt worden. also ein zu seinem ganzen wesen nicht passender binnenländischer gau. aber auch schon wegen des alters der überlieferung wird man mehr auf das zeugnis des Widsith geben, der v. 22 den Wada zum fürsten der *Hæl-*

¹ Hetel- und Hagenleute sind in der deutschen überlieferung verwechselt. vielleicht hat man zunächst den kampf, der im norden *Hjadninga rīg* heißt, bei den Deutschen nach der andern partei *Hegeninge* (> *Hegelinge*) *wic* genannt.

singas macht, die man längst und mit recht mit den namen *Helsingör* und *Helsingborg* zu beiden seiten des Öresund in Zusammenhang gebracht hat. sie sind dann benannt nach ihren Wohnsitzen am *Hals*, an der Meerenge; handelt es sich doch, wie Kossinna IF. 7, 290 gezeigt hat, beim Öresund wahrscheinlich um den alten *Χάλοσος*, der bei Ptolemaeus II, 11, 2. 7 irrtümlich als Fluss auf die Karte gesetzt worden ist; dass es kein wirklicher Flussname ist, zeigt schon das männliche Geschlecht des Namens an. auch die Thidrekssaga stimmt dazu, wenn sie c. 57 ff den *Vaði risi* auf der Insel Seeland lokalisiert. sie lässt ihn entsprechend seinem Namen, der 'water' bedeutet, seinen Sohn *Velent* auf seinen Schultern über den Grönasund tragen; war er aber der Herr der Hælsingas zu beiden seiten des Öresundes, so ist leicht zu erraten, wo er sich ursprünglich als Water betätigt haben wird. ihn haben wohl schon die südlich an die Glommen angrenzenden Semnonen vor ihrer Abwanderung nach dem südwestlichen Deutschland gekannt. der *Vaði* der Thidrekssaga ist der Vater des *Velent* und Großvater des *Vadja (Witege)*, und auf demselben Verwandtschaftsverhältnis wird es beruhen, wenn Dietrichs flucht 6215 ff *her Witege und her Wate* anführer einer Schar sind, die Dietrich überfallen soll, ist es da ein bloßer Zufall, dass ein Alemannenkönig *Vidigabius* bei Ammianus Marcellinus einen Vater *Vadomarius* hat?

Dann haben wir uns aber unter den Hælsingas noch einen von den Dänen verschiedenen, vielleicht zu den Hernalern zählenden Volksstamm vorzustellen. und auf vordänische Zeit weist ja eigentlich schon das Vorhandensein ihres Namens selbst und die gegenüber den Dänen selbständige Stellung *Wates*, aber auch das Verhältnis des *Fruote* von Tenemarke zu *Hel* als einem Fürsten von der pommerschen Küste versteht man am besten, wenn man sich die Dänen noch in Schonen sesshaft denkt. wie später in der Hausezeit mögen auch gelegentlich schon in altgermanischer norddeutsche Küstenbewohner ihren Machtbereich über die Ostsee hinüber ausgedehnt haben.

In der Helgakviða Hjörvardssonar ist *Hedin* der jüngere Bruder und offenbar auch nachmalige Bluträcher *Helgis* über Gründe und Alter dieser Verbindung der *Hedin*- und der *Helgis*-sage wird es sich vielleicht empfehlen mit dem Urteil zurückzuhalten. aber jedenfalls wird durch sie auch die *Helgis*-sage in

den kreis unserer betrachtung gerückt, und es ist hier wider die ortsfrage, der sich unser interesse zuwendet.

Besonders in den liedern von Helgi dem Hundingstöter haben sich etliche recht altertümliche ortsvorstellungen erhalten, die im wesentlichen schon von Bugge in seinem buche Helgedigtene erkannt, aber nicht richtig bewertet worden sind, weil er im banne des vorurteils steht, dass Helgi der Hundings- und Høðbrodds-töter von haus aus ein dänischer könig aus dem Skjöldungen-geschlechte sei, wozu ihn Saxo macht, bei dem alles zusammen-gerafft ist, was sich von alter sagenüberlieferung mit Dänemark in verbindung bringen lässt; vgl. Axel Olrik Kilderne til Sakses oldhistorie II 144. auch einzelne ortsnamen, die mit dänischen sich decken, haben wenig bedeutung, wenn sie als schauplatz der handlung keine rolle spielen und wol auch noch so gemeinver-ständlich und von den für den zweck der dichtung erfundenen namen so wenig zu unterscheiden sind wie *Hringstaðir* (= dän. *Ringsted* auf Seeland) 'dingstätte'.

Wenn sich dagegen Helgis seemacht im *Orvasund* sammelt, d. i. im 'sund der pfeile', Stralsund, das als 'pfeilsund' verstanden wurde, wie denn die stadt noch eine pfeilspitze im wappen hat, und wenn er von *Hedínsey* = *Hiddensö* zuzug erhält, so ist sein reich doch wol in Vorpommern zu denken.

Dazu stimmt es, dass er nach westen zum kampf mit *Høðbroddr* fährt, falls dieser von Bugge mit recht als vertreter der Headobarden betrachtet wird. Bugge hält seinen namen für eine umgestaltung aus *Høðbardr* und hat auch bei Høðbrodds bruder *Starkaðr*, d. i. *Stark-høðr* 'der starke Headobarde', zusammen-hang mit dem Starkadr der Ingjald-geschichte bei Saxo und mit dem alten kriegler (*æsc-wiga*) festgestellt, der nach dem Beowulf den Headobardenkönig Ingeld zur rache aufreizt¹.

¹ kaum ist *Granmarr*, der name des vaters der beiden, mit Bugge auf *Gränmarr* zurückzuführen, aus *gränn* 'grau' zu verstehn und als übersetzung von *Frōda*, dem namen des alten Headobardenkönigs, zu deuten. Gering Edda 164 erklärt *Granmarr* als den 'bartberühmten', was vortrefflich in den kreis der vorstellungen von Langobarden hinein-passen würde. aber *Granmarr* enthält als grundwort wol *marr* 'ross', ebenso wie *Fränmarr*, *Bjartmarr* 'Δεύκιππος', wand. *Visumar(h)* 'Εύκιπος'. dann gehört der name mit dem pferdenamen *Grani* zusammen und weist gleichwie dieser auf eine bärtige pferdeart, auf deren vorhanden-sein mich Otto Antonius aufmerksam macht.

Den *Varinsfjördr*, in dem noch Helgakv. Hund. 1 26 die segel gelisst werden, bezieht Bugge Helged. 132 ff auf den fjord an der mündung der *Warnow* bei Warnemünde und auf die dort im 11 und 12 jh. ansässigen slawischen *Warnawi* oder *Warnabi*, hält es aber nicht für unwahrscheinlich, dass man dabei ursprünglich an die germanischen *Varini* gedacht habe, aber die namenform weist nur auf diese letzteren hin. leider sind wir über die sitze dieses stammes sehr ungenügend unterrichtet, wenn Tacitus Germ. 40 in der aufzählung seiner Nerthusvölker eine strenge ordnung einhält, was aber nicht sicher ist, sind sie in Jütland, nördlich von den Angeln zu suchen. dazu würde *Warnes*, jetzt *Warnitz*, für die nordostecke von Sundewitt stimmen, das Müllenhoff Nordalb. studien 1 129 auf *Varu nes* zurückführt. doch ist der name nicht eindeutig, und Müllenhoff selbst hat sich später nicht mehr auf ihn berufen. auch ist im östlichen Jütland nördlich von den Angeln, wo zwischen diesen und den Kimbern mindestens noch die Eudoses-Jüten unterzubringen sind, sehr wenig raum zur verfügung. bei Ptolemaeus II 11, 9 stehn nördlich von den Semnonen *Ορίπυροι* und *Ἰουπυροι* (beides nur verderbte formen für *Ορίπυροι* und *Ορίπυροι*), aber — was die beweiskraft dieses zeugnisses sehr herabdrückt — in verbinding mit *Τεντορόαγοι* und *Τέντορες*, d. i. aus Jütland irrthümlich hierher versetzten Teutonen. wo immer aber ihre ursprünglichen sitze zu suchen sind, haben sich die Warnen in der völkerwanderungszeit, nachdem für sie durch die abwanderung anderer stämme die bahn frei geworden war, östlich von Sachsen und Thüringern gegen süden ausgebreitet und an diese stämme anchluss gefunden. darauf weist das *Werinofeld* östlich der Saale und die *lex Anglorum et Werinorum hoc est Thuringorum* einerseits, anderseits der umstand, dass für Prokop die Warnen ganz mit den Sachsen zusammenfliessen und deren namen bei ihm verdrängen, und vielleicht besteht dann doch auch ein zusammenhang zwischen dem sächsischen geschlecht der *Billunge* oder *Billinge* und dem *Billing*, den Widsith 25 als könig der *Wærnas* nennt. zu solchen, sei es ursprünglichen, sei es späteren sitzen der Warnen würde es vortreflich passen, dass auf dem kriegszug eines östlicher wohnenden stammes gegen die Langobarden der *Varinsfjördr* genannt wird. aber die *Warnow* und die *Warnawi*, *Warnabi* braucht man deshalb gar nicht ganz

auszuschalten. denn soll es wirklich ein zufall sein, dass an einer stelle, an der so vieles für germanische Warnen spricht, uns nachmals so stark anklingende slawische namen entgegen-treten? oder ligt nicht auch hier wie beim namen *Silesia* ein fall vor, wo ein altgermanischer name in slawischer umgestaltung weiter fortlebt? in der ableitung erinnert dabei *Warnabi* neben *Warni* an *Welatabi*, *Welitabi*, *Weletabi*, dem unabgeleitetes deutsches *Wilze* gegenübersteht.

Wenn es Widsith 25 heisst: (*weold*) *Breoca Brondingum*, *Billing Wernum*, also zusammen mit Warnen *Brondingas* genannt werden, möchte man an die sonst unbekannte insel *Brandey* erinnern, die Helgakv. Hund. 1 22 in derselben strophe wie Hedins-ey genannt wird, also doch wol, da Hedins-ey Hiddensö ist, an Rügen denken lässt, dessen bewohner dann die *Brondingas* wären. ihnen den *Breoca* oder *Breca*, wie er Beowulf 506. 531. 583 heisst, zum könig zu geben lag nahe, da die wortstämme wol schon in stehender verbindung waren; vgl. Reginsmal 17: *fellr brattr breki brondum heri* 'es stürzt eine steile woge, höher als die schiffsschnäbel'. *Breca* selbst ist von haus aus mythisch und als gegner Beowulfs im schwimmwettkampf, ganz seinem mit anord. *breki* 'woge' zusammenfallenden namen entsprechend, vertreter einer elementarkraft, wobei man sich an die kämpfe Thors und seiner gefährten bei Utgarda Loki mit Elli, Hugi und Logi 'alter', 'gedanke' und 'lohe' erinnern wird.

Sehen wir aber auch von allem minder sicheren ab, so gäbe uns doch schon ein name wie *Hedinsey* anlass, Helgis reich an der pommerschen küste zu suchen.

Dann ist es aber von gröster bedeutung, dass Helgi Hundingsbani ein *Ylfing*, sein geschlecht und volk das der *Ylfingar* ist. wenn die prosa zu Helgakv. Hund. 11 8 sagt, dass Sigmund und sein geschlecht *Volsungar eða Ylfingar* hießen, ist dies, wie bereits allgemein anerkannt wird, zu zerlegen in die *Volsungar* des Sigmund und die *Ylfingar* des Helgi, die ursprünglich nichts miteinander zu tun haben. dass einmal der name *Ylfingar* in seinem buchstäblichen sinn verstanden wurde, zeigt sich noch darin, dass der gegner des *Ylfinga niðr zar' éξοχην*, des Helgi Hundingsbani, eben *Hundingr* ist, und dass den *Ylfingar*, ags. *Wulfingas* (Widsith 29) im ganzen die *Hundingas* (Widsith 23), die leute aus *Hundland* — d. i. land der *Hundar* 'hunde' —

gegenüberstehn. mit dem noch lebendigen verständnis für den namen *Ylfingar* mag es auch zusammenhängen, dass Helgi in der Helgakv. Hund. II 1 sich selbst als *ulf grau* 'den grauen wolf' bezeichnet und über Hunding spottet, der ihn, als er sich verkleidet als kundschafter an seinem hofe aufhielt, für *Hund* (buchstäblich 'hammel') gehalten habe.

Unser bisheriges ergebnis ist somit dieses: an der pommer-schen küste safs in altgermanischer zeit ein stamm mit nach der natur der wohnsitze benannten unterabteilungen, den *Σειδιροι* und *Φαγοδειροι*, im ganzen bezeichnet als *Lemovii* und *Glonmar* 'wölfe', eigentlich 'beller' oder gradezu als *Wulfingas*, *Ylfingar*, das 'wolfsgeschlecht'.

Wir verstehn nun auch leichter, wie es zu einer verschmelzung der Hedin- und Helgi-sage kommen konnte, da doch beide helden ursprünglich schon in derselben gegend, bei denselben volke zuhause sind. und wie, wenn es sich bei *Hedin*, das 'rock, pelzrock' bedeutet und als solches kein sehr passender beiname ist, um eine kurzform von *Ulfhedinn* == deutsch *Wolf-hetan* handelte? *Ulfhedinn* bedeutet aufser 'wolfspelz' auch soviel wie das slawische *vľakodlak*, nämlich einen, der sich in einen wolf verwandeln, wolfsgestalt annehmen kann, wie das ursprünglich zum wesen der Wülfinge gehört haben wird.

Was die beeinflussung der Helgigeschichten seitens der Hedin-sage betrifft, lassen sich ihre grenzen nicht bestimmen, da es immerhin möglich ist, dass schon auf grund ganz selbständiger entwicklung gewisse ähnlichkeiten vorhanden waren, die dann mehr von dem andern sagenstoff an sich zogen. der einfluss ist ganz verschiedener art in der Helgakvida Hjórvardssonar und in den beiden liedern von Helgi dem Hundingstöter. in ersterem spielt der name Hedin herein; aber wenn Hedin hier als der jüngere bruder Helgis auftritt, wenn er gelobt, dessen braut Svafa für sich zu gewinnen, dann aber selbst seinen bruder aufsucht und sich seines frevels anklagt unmittelbar vor einem kampf, in dem dieser fällt, sind das dinge, die keine andre bekannte quelle von Hedin berichtet. die geschichte von Helgi Hundingsbani und Sigrun dagegen ist in wesentlichen zügen beeinflusst durch die bekannte Hedin-geschichte und die rolle, die Sigrun dabei spielt, in ihrer ähnlichkeit mit derjenigen der Hild vom dichter selbst anerkannt mit den worten, die er Helgi über

gegenüber str. 29 in den mund legt: *Hildir hefir þū oss verit.* ist doch Sigrun wie Hild die tochter eines Hogni, einem andern versprochen und gegen den willen des vaters von Helgi für sich gewonnen. in dem kampf der dadurch entsteht fällt Hogni samt seiner sippe und seinem anhang mit ausnahme seines sohnes Dag, der später als rächer seines vaters den Helgi tötet, letzteres züge, die in der Hedín-sage kein vorbild haben. dagegen ist das motiv des *Hjaðningavíg*, des durch Hild bewirkten widerauflebens der toten, hier ebenfalls vertreten, nur etwas anders gewendet. es ist Helgi allein, der durch Sigruns übergroßen schmerz statt durch zauber aus dem totenreich heraufgerufen wird. übrigens lesen wir bei Saxo (Holder v 160), dass auch Hild durch ihre große liebe zu ihrem gatten zu ihrem tun veranlasst wurde: *Ferunt Hildam tanta mariti cupiditate flagrasse, ut noctu interfectorum manes reintegrandi belli gracia carminibus excitasse credatur.*

Ziehen wir die voneinander so stark abweichenden schlussteile in den verschiedenen Helgiliedern ab, so bleibt überhaupt nicht genug inhalt für die geschichte eines helden übrig. das spricht schon dafür, dass wir nicht nur mit zusätzen, sondern auch mit der möglichkeit von stoffverlust rechnen dürfen. die verschiedenen motive widersprechen sich nicht und können einmal vereinigt gewesen sein, und es ist beachtenswert, dass diese verbindung in der Ribold-ballade, über die Bugge Helged. 283 ff handelt, vollzogen ist, was sich freilich mit Bugge auch aus einem umgekehrten vorgang, einer nachträglichen verschmelzung der stoffe der Helgakviða Hjørvardssonar und der Helgakviða Hundingsbana II erklären lässt. zu letzterem denkmal stimmt auch das skandinavische volkslied von *Hjelmer* (*Hjelmen*, *Hjelm*). und wenn Bugge, der aao. 297 erwägt, ob sich dieser name nicht davon herleite, dass Helgi in Helgakv. Hund. 7 und 14 *hilmir*, d. i. 'könig', genannt wird, und 289. 316 f *Ribold*, *Rigebold* aus *Roga rīkr baldr* herleitet, einer umstellung von *rīkr Roga baldr*, wie er statt überliefertem *rīkr rōgapaldr* Helgakv. Hjørv. 6 lesen will, mit diesen vermutungen recht hätte, so wären ja sicher die Eddalieder die quellen jener balladen. aber gegenüber dem Buggeschen hinweis auf *hilmir* darf daran erinnert werden, dass schon im Widsith 29 den Wulfingas, deren hauptvertreter in der sage Helgi ist, ein *Helm* als könig gegeben wird, wobei

es nichts verschlägt, dass es sich um das als name gebrauchte dichterische wort *helm* für 'könig' handeln wird, wie es in *helm Scyldinga* vorliegt und des stabreims wegen in verbindung mit namen wie *Helgi* und *Hjörvardr* sich besonders empfahl. das überlieferte *rīkr rōgapaldr* in *rīkr Roga baldr* zu ändern ligt nicht der geringste grund vor, und am wenigsten lässt es sich durch *Roga rīkr baldr* ersetzen, das metrisch unmöglich ist. auch mit *Rōgheimr* 'kampfheim' in der letzten strophe der *Helgakv.* *Hjörv.* ist als mit einem erfundenen ortsnamen auszukommen, zumal es zu dem in der vorausgehenden strophe genannten *Munarheimr* 'liebesheim' ein gegenstück bildet. doch ist *Rogheimr* = *Rogaland* hier möglich, und daran dass der dichter Hedin und somit auch Helgis und Hjörwards heimat nach Norwegen verlegt, das er ausdrücklich nennt, ist ebensowenig zu zweifeln, als es feststeht, dass dies nicht die ursprüngliche vorstellung der sage ist. die der Hedin-sage entlehnten namen fehlen in jenen volksliedern, woraus man aber, da doch auch die andern namen verschieden sind, nicht bestimmt den schluss ziehen darf, dass sie auf sagenformen zurückgehn, in denen eine verschmelzung mit der Hedin-sage noch nicht eingetreten war.

Hier spielen aber noch andere sagengeschichtliche probleme herein, die sich im vorbeigehn kaum mehr als andeuten lassen. wenn der eine bruder in *Helgakvida* Hjörvardssonar auf den tod (oder bevorstehnden tod) des anderen in der ferne weilenden durch ein besonderes zeichen — hier die erscheinung von Helgis fylgia — aufmerksam gemacht, diesem nachreist, bei seiner gattin an seine stelle tritt und ihn rächt, so gemahnt dies an das Zwei-brüder-märchen (Grimm KHM. 60), und schlagend spricht für diesen zusammenhang, dass Helgi und der ältere bruder im märchen ihre taten mit einem von ihnen ausgegrabenen schwert vollbringen, auf das sie gewiesen worden sind.

Durch dieses märchen aber, wenn Helgi dazu gehört, war auch der weg gegeben, der ihn zu den Hasdingen in beziehung treten, zum Haddingjaskati werden und die rolle Hertnids, des einen der hartungischen brüder, übernehmen liess. denn auch bei diesen haben wir es mit den gestalten des Zwei-brüder-märchens zu tun. das geht bestimmt schon aus dem hervor, was die *Thiðrekssaga* 394⁴ (352), Bertelsen II s. 271 von Ostacia, der helferin Hertnids erzählt: *Sua mikil gerdi hon af ser i þalkunni*

oc trollskap at hon sæiddi til sin margskonar dyr leona oc biorno oc flugdræka stora hon tamði þa alla þar til at þær lyddo hænne oc hon matti visa þeim a hændr sinom uvinom. hier ligt ein ganz charakteristischer zug des Zwei-brüder-märchens, der von den helfenden tieren (unter denen auch löwe und bär vertreten sind), vor. das stützt Müllenhoffs Hartungen-hypothese gegen einwände wie die von Heusler in Hoops Reallex. II 498. III 383 vorgebrachten; denn das in unserer überlieferung fehlende dioskurische und die fehlende bruderrache — verloren gegangene züge — darf man sich dann nach dem vorbild des märchens ergänzen. dass Heusler für Hertnid lieber ein *hard* 'durus' als ein *Hazd*-heranziehen möchte, ist schwer begreiflich, da er doch selbst die geschichte von Helgi Haddingjaskati und Kara in ihrer todesscene wenn auch 'vielleicht mittelbar und nur in dem einen auftritt' aus der von Hartnid und Ostacia stammen lässt, und *Hertnid Hartnid* (mit den nebenformen *Herding Hartung*) unter voraussetzung eines zugrunde liegenden *Hazd*-, aber auch nur unter dieser, aufs einfachste mit *Haddingjar* unter einen hut zu bringen ist. nicht mit recht, scheint mir auch, weckt es ihm bedenken, dass dem bezeugten Dioskurennamen *Alci* der fürsten- und völkernamen *Hazdingōs* untergeschoben werde. kommen doch auch götternamen aus völkernamen, wie *Gautr*, *Saksnöt*, vor, und der fürstennamen *Hazdingōs* kann ganz gut auch schon dem Dioskurenpaar selbst zukommen, und zwischen den göttlichen ahnherrn des geschlechtes und ihren nachkommen, die wie bei den *Ynglingar* als ihre widergeburten gegolten haben mögen, braucht in der benennung gar kein scharfer schnitt gemacht worden zu sein.

Ob man auch für die im märchen vorkommende widerbelebung des getöteten helden in den uns hier beschäftigenden geschichten nachklänge suchen darf, ist fraglich. doch wird ein solches motiv, des märchenhaften charakters entkleidet, ganz anders aussehen können. es fällt auf, dass nach Homer die Dioskuren, wenn auch gleich göttern verehrt, zu den bewohnern der unterwelt gehören und abwechselnd einen tag um den andern sterben und wider aufleben. über die verwanten, mit dem wilden heer zusammengehörigen *Harlunga* und die nach art eines 'feralis exercitus' auftretenden und danach benannten *Harii* des Tacitus und ihre beziehung zu den lugischen Dioskuren habe ich in Hoops

Reallex. II 450 gehandelt. es ist klar, dass sich von da aus auch zur Hedinsage und dem Hjadningavig, wie zu dem aus dem totenreich nächtlicherweile widerkehrenden Helgi fäden hinüberspinnen; ja man fragt sich, ob nicht auch die vorstellung, dass Helgi Hjörvardsson und Svafa in Helgi Hundingsbani und Sigrun und dieses paar wider in Helgi Haddingjaskati und Kara wiedergeboren seien, lediglich eine besondere ausgestaltung dieses motivs des widerauflebens verstorbenen ist, auf das sich anderseits Helgis auftreten als gespenst zurückführt.

Das märchen, in dem der held die braut nicht kampflos gewinnt, zeigt übrigens deutlich, dass die Helgakv. Hjörv. in ihrem einer handlung entbehrenden bericht über Helgis verhältnis zu Svafa die sage nur lückenhaft forterhält und der ergänzung bedarf. damit soll nicht gesagt sein, dass man fehlendes einfach aus Helgakv. Hund. I und II herübernehmen darf. denn dort scheint eine stärker ins heroische gehobene entwicklung des stoffes vorzuliegen. im märchen soll die königstochter einem drachen ausgeliefert werden, der alle jahre eine reine jungfrau haben muss und dem schon alle andern jungfrauen hingegeben sind. er ist in Helgakv. Hjörv. noch leicht im vater der Hrimgerd, dem riesen Hati, zu erkennen, von dem es str. 17 heißt: *margar brápir hann lét frá búi tekur uz hann Helgi hio*, der also ein mädchenraubender dämon ist. Helgi tötet ihn nach der prosa vor str. 12, *er hann sat á bergi nökkoro*, wie auch der drache des märchens auf einem hohen berge haust und dort sein ende findet. die stelle der Hrimgerdarmal. des scheltgesprächs mit Hatis tochter Hrimgerd, vertritt in der Helgakv. Hund. I und II ein scheltgespräch mit dem Granmarssohn Gudmund, dessen bruder Hqðbrodd Sigrun von ihrem vater versprochen ist. vielleicht ist also in der fortentwicklung des stoffes auf dem wege des heroischen ein verhasster freier, dem die königstochter gegeben werden soll, an stelle des dämons getreten. dadurch konnte leicht auch ihr vater auf die feindliche seite hinübergezogen und für seine vermischung mit dem Hqgni-typus die vorbedingung geschaffen werden. auch von Regnerus bei Saxo, dessen verwantschaft mit Helgi uns noch beschäftigen soll, wird als erste tat mit dem ihm von der walküre geschenkten schwert ein kampf mit trollen berichtet.

Wie immer es sich aber mit all dem verhalten mag und

trotz dem ganz verschiedenen ausgang ihrer geschichten in der uns überlieferten gestalt, war man sich des zusammenhanges des paares Helgi Hjörvardsson-Svafa mit Helgi Hundingsbani-Sigrun und Helgi Haddingsjaskati-Kara jedenfalls bewußt, wenn man die beiden letzteren als widergeburten des Helgi Hjörvardsson und seiner geliebten betrachtete. aber je näher wir zusehen, desto mehr fließen uns Helgi Hjörvardsson und Helgi Hundingsbani — über den dritten Helgi sind wir nicht genügend unterrichtet — zu einer und derselben person zusammen, und dasselbe gilt von ihren begleiterinnen Svafa und Sigrun.

Schon Uhland schriften VIII 130ff hat gesehen, dass es auf eine vertauschung der rollen zurückzuführen ist, wenn in der nordischen überlieferung Hjördis als gattin des Sigmund, dagegen Sigrlinn, die der deutschen Sigelint entspricht, als gattin des Hjörvard erscheint. offenbar im zusammenhang damit ist Helgi Hundingsbani zu einem sohn des Sigmund geworden, und wenngleich man Hjördis an stelle Sigrlinns zu Sigurds mutter machte und Helgi nur zu seinem stiefbruder und ihm daher eine andere mutter, Borghild, zuweisen musste, wird niemand bezweifeln, dass Helgi und Hjördis zusammengehören. rückt man dann Hjördis an den ältesten platz den sie einnahm, an die seite Hjörvards, so wird Helgi Hundingsbani zum sohne des Hjörvard und fällt somit zusammen mit Helgi Hjörvardsson.

Dass Hjörvard einmal als Ylfing gegolten hat, wird man auch aus jenem *Hjörvardr Ylfingr* folgern dürfen, der nach Ynglingasaga 37 nach Schweden kommt und die tochter eines königs *Granmarr* von Sudrmanland heiratet, der selbst *Hildir*, die tochter des *Hogni* von Eystra Gautland zur frau hat. sichtlich ligt hier entstelltes und verlagertes sagengut vor, dessen übertragung nach Schweden wol darin ihren grund haben wird, dass Ostgermanien slawisch geworden war¹. aber die übereinstimmung der andern namen mit solchen die in den Helgi-

¹ so lässt es sich wol auch verstehn, dass schon im Beowulf die *Wylfingas*, *Wylfingas* in die nähe der Gauten gestellt sind. denn wenn es sich bei ihnen, wie Müllenhoff Beov. 14. 90 annimmt, noch um ein volk oder geschlecht im süden der Ostsee handelte, würden wir nicht verstehn, warum die Gauten aus furcht vor ihrem kriegerischen eingreifen einen eigenen volksgenossen, der bei ihnen einen totschlag begangen hat, keinen schutz gewähren können, indes die Dänen dies vermögen.

geschichten vorkommen, spricht doch sehr dafür, dass auch der hier genannte *Hjörvardr'Ylfingr* auf Helgis vater *Hjörvard* zurückgeht.

Dass *Hundingr* und seine söhne nicht zu den *Völsungen* als gegner gehören, sondern nur in den *Hjördis*-complex, ist klar und sagt schon der name, das gegenstück zu *Ylfingr*. auch ist mit der überlieferung von den *Hundingen* unmöglich auszukommen, man bedenke doch: Helgi tötet, ohne dass der streit mit ihm besonders begründet wird, den alten *Hunding* und kämpft später siegreich gegen dessen hufse fordernde söhne. ganz unabhängig davon wirbt einer der *Hundingssöhne* um *Hjördis*, die stiefmutter, ursprünglich die mutter desselben Helgi, überzieht, abgewiesen, mit seinen brüdern den vater der *Hjördis* *Eylimr* und ihren gatten *Sigmund* mit krieg und bringt beide zu fall. dafür nimmt dann *Sigurð* rache, indem er endlich mit dem *Hundingengeschlechte* völlig aufräumt. die übergroße zahl der kämpfe, ihre zum teil fehlende motivierung und ihre unmögliche chronologie, alles erklärt sich, weil man die rolle, die Helgi und die *Ylfingar* ihnen gegenüber gespielt hatten, daneben auch auf *Sigurð* und die *Völsungar* übertrug. vor allem fiel schon für den kampf Helgis mit *Hunding* die begründung hinweg, wenn *Sigurð* die rache für den tod *Eylimis* (und *Sigmunds*) vorbehalten war. aber auch dieser *Eylimr*, der vater der *Hjördis*, gehört mit zu dem complex, der von den *Ylfingen* zu den *Völsungen* übertragen worden ist. er geht daher ursprünglich nur Helgi an, nur dieser kann seinen tod rächen. daher ist sein kampf mit *Hunding* dieser rachekampf, und *Hunding* selbst war — wodurch der störende anachronismus beseitigt wird — der abgewiesene freier um Helgis mutter und hatte dessen großvater *Eylimr* getötet.

Dadurch stellt sich aber weiter dieser kampf als ganz dasselbe dar, wie der rachekampf des Helgi *Hjörvardsson* gegen *Hrodmar*, der um dessen mutter *Sigrínn* — ursprünglich *Hjördis* — geworben und dessen grossvater *Svafnir* — ursprünglich, wie sich uns noch von anderer seite zeigen wird, *Eylimr* — getötet hat. man braucht dabei nicht einmal anzunehmen, dass dieser *Hrodmar* in die stelle des *Hunding* eingetreten sei. denn *Hunding* ist wie *Ylfing* ein geschlechts- und volksname, wie schon die *Hundingas* des *Widsith* 23 und das *Hundland*, d. i. land der

Hundar, in der prosa vor Helgakv. Hund. II 1 uns gezeigt haben. es kann daher einen *Hrödmarr Hundingr* gegeben haben, der sich in einen *Hrödmarr* und einen *Hundingr* spaltete. wenn Helgi Hjørvardsson schliesslich durch den seinen vater rächenden Alf, sohn des Hroðmar, den tod findet, wird auch daran zu erinnern sein, dass unter den Hundingssöhnen einer Alf heisst, und vielleicht sogar noch daran, dass Hjørdis nach dem falle Sigmunds — ursprünglich Hjørwards? — sich nach Gripisspa, prosa vor I, einem Alf, sohn des Hjalprek, vermählt, von dem man nicht weiss, woher er in die geschichte gekommen ist.

Was ihre jugendgeschichte anbelangt, zeigen die beiden Helgi in unseren denkmälern wenig verwantschaft. aber die sache stellt sich ganz anders dar, wenn man versucht, der älteren sagengestalt auf den grund zu kommen.

Zu anfang der Helgakv. Hund. II wird erzählt, dass Helgi von Hagal aufgezogen worden sei. um zu kundschaften, hält er sich unerkant an Hundings hofe auf und gibt dann auf dem heimwege einem hirtensjungen den auftrag an Heming, den sohn Hundings:

*Segðu Hemingi,
at Helgi man,
kuern i brynio.
bragar feldo.
er ulf gran
inni hofþot,
þar er Hamal hugði
Hundingr konungr.*

zur erklärung heisst es nur: *Hamall hēt sonr Hagals*; und weiter wird dann erzählt, wie könig Hunding zu Hagal schickte, um Helgi zu suchen, und wie dieser sich rettete, indem er sich als magd verkleidete, wobei sein ziehvater, der damit seinem namen *Hagall* 'der geschickte' ehre machte, einen auftauchenden verdacht sofort abzuwehren verstand. dazu bemerken Dettler-Heinzel, *Sæmundar Edda* II 367: 'wenn Hunding gegen Hamal, Hagals sohn, keinen verdacht schöpft, so muss der erzieher Helgis sich in dem conflict zwischen Völsungen und Hundingen neutral verhalten haben'. das ist aber undenkbar. ausserdem fragt man sich, wie Hunding so ohne weiteres ins land der Ylfingar seine leute schicken konnte, um Helgi dort auszuheben. und warum

dieser sich früher bei Hunding grade für Hamal, den söhn seines pflegevaters ausgab und dadurch schon auf seine spur führte. die sache verhält sich offenbar so, dass er selbst dieser Hamal ist, dass er unter diesem namen heimlich bei Hagal entzogen wurde, um ihn dadurch den nachstellungen von witen Hundings zu entziehen. dafür spricht aufer inneren gründen auch das seitenstück der Hroffss. Kraka 2, wo erzählt wird, wie Hroar und Helgi, die jungen söhne des Skjöldungen Halldan, den nachstellungen ihres feindlichen oheims Frodi, dem der tod ihres vaters zur last fällt, unter den namen Ham und Hrani zu entgehen suchen, die zu diesem zweck erfunden, nicht von ihnen angenommene namen anderer personen sind, als die sie sich etwa ausgeben wollten. Dettler hat Zs. 36, 14 ff gezeigt, dass *Hamr* das ältere dänische *ham* 'hammel' und ebenso *Hamall* als 'hammel' zu verstehn sei, und dass ein wortspiel vorliege, wenn Helgi von dem 'grauen wolf' redet, den Hunding für *Hamall*, einen 'hammel', gehalten habe. 'man sieht wie gut sich *Hamall* als deckname grade für den *Ylfingr* eignet.

Auch an das Zwei-brüder-märchen, zu dem sich oben beziehungen hauptsächlich für Helgakv. Hjórv. ergeben haben, ist wider zu erinnern. In ihm wächst der held samt seinem bruder, durch die ränke eines feindlichen oheims aus dem vaterhaus verstossen, bei einem pflegevater auf, einem jüger, der sie zu meisterschützen ausbildet und an *Hagall*, den 'geschickten', gemahnt.

Nach einer älteren, in unseren quellen nur mehr durchschimmernden sagnenvorstellung wuchs also Helgi im verborgenen auf, während Hunding, der feind seines hauses, die macht im lande hatte und sein vater (Hjórvard, nicht Sigmund) wol als tot galt, d.h. im kampf mit Hunding gefallen war.

Zu ganz ähnlichen schlüssen gibt auch das lied von Helgi Hjórvardsson anlass. zwar ist es nicht zu bezweifeln, dass sein verfasser und ebenso derjenige der zugehörigen prosa nur daran gedacht hat, dass Helgi bei seinen eltern aufwächst. aber manches was von ihm erzählt wird, stimmt schlecht zu dieser voraussetzung. denn, wenngleich er *þogull* 'schweigsam' — keineswegs 'taubstumm' — ist, so erklärt das nicht, warum von ihm gesagt werden kann: *ekki nafu festiz uip hann*. Dettler-Heinzel S.E. II 348 bemerken dazu: 'es ist wol gemeint: der ihm von den eltern bei der geburt gegebene uns unbekannt name — hatete nicht

an ihm, d.h. man vergafs dass er so hiefs, weil er wegen seiner schweigsamkeit keinen anlass bot, ihn anzureden'. aber mitteilungen und aufträge lässt man doch auch einem schweigsamen zukommen, hat also immer noch anlass ihn anzureden, und vor allem auch anlass über ihn zu reden; und auch hierbei stellt sich das bedürfnis nach einem namen ein. hat doch sogar jeder Pinzgauer lapp einen solchen. es ist ferner auffallend, dass von einem am hofe seines vaters lebenden und höfisch erzogenen königssohu berichtet wird: *hann sat ā haugi*. das kann den worten nach verschiedenes bedeuten. auch der fürst hat, wie in der halle auf dem hochsitz, so, wenn man im freien lagert oder ding hält, seinen platz auf dem hügel. hier aber ist die wendung *sitja ā haugi* sicher gebraucht in dem sinne den sie gewöhnlich hat, nämlich in dem von 'vieh hüten'. in diesem geht sie offenbar aus von Dänemark und Südschweden, wo die überall vorhandenen grabhügel — an einen solchen ist bei *haugr* zunächst zu denken — einen weiten überblick über die ebene umgebung gewähren. ganz in demselben sinne begegnet uns die wortverbindung in der Hervararsaga c. xii, Det norske oldskriftselskabs samlinger xvii 273 (und Heusler-Ranisch Eddica minora 5):

*þa hornungr ā haugi sat
er qǫllingr arfi skipti.*

dazu bemerkt der herausgeber Bugge unter berufung auf zahlreiche belegstellen: 'Naar Gissur lader frillesønnen høre, at han sad paa en haug, medens hans ædelbaarne broder tiltraadte sin arv, saa udskjælder han derved hin for, at han var hyrde og gjætte fæ. Ti det heder jævnlig i den gamle sagndigtning, at hyrden sidder paa en haug med fæet om sig. . . Og den heroiske digtnings kjæmper udskjælde hinanden jævnlig for at være hyrder, der gjætte fæ, hvilket var en trællesyssel'. Helgi betätigt sich also in einer nicht standesgemäßen beschäftigung. die walküre, die ihn als Helgi anspricht, macht ihn als namensgeschenk auf 46 schwerter, darunter ein besonders treffliches, aufmerksam, die in Sigarsholm liegen, nicht — dies sei nebenbei bemerkt — in einem oder in mehreren grabhügeln, wie Detter-Heinzel S.E. II 349 annehmen, sondern an der stätte eines alten siegesopfers, wie wir es mit solchen bei den großen schleswigschen und dänischen moorfunden aus der völkerwanderungszeit

zu tun haben; und dazu stimmt es vorzüglich, dass im Zwei-brüder-märchen das schwert vor der türschwelle einer kleinen kirehe vergraben ligt. ein gutes schwert wird freilich immer eine willkommene gabe sein, aber am meisten geschätzt von einem, dem es an einer richtigen waffe überhaupt gebricht und der einer solchen bedarf. und auch hier steht wider ein seitenstück zur verfügung, die geschichte von Regnerus und Suanhuita, die Saxo (Holder n 42 ff) in seinen bericht von Frotho 1 verwoben hat. ihre verwantschaft mit der von Helgi und Svafa, die schon von Uhland und von anderen nach ihm (s. Bugge Helged. 318) besprochen und verschieden gedeutet worden ist, erstreckt sich auf viele züge, unter anderem darauf dass die walküre den helden, der das vieh hüten muss, aufsucht, sich ihm verlobt, ihm ein schwert schenkt und ihn schliesslich aus gram über seinen tod nur kurze zeit überlebt. und hier ist der held, dessen edle abkunft sich wie bei Helgi Hundingsbani im glanze der augen zu erkennen gibt, nicht freiwillig ein viehhirte, sondern durch seine böse stiefmutter nach dem tode seines vaters, der merkwürdigerweise, vielleicht infolge einer namenvertauschung, *Hundingus* heisst, zu knechtsdiensten gezwungen. ein solcher zwang wird auch für Helgi Hjörvardsson vorauszusetzen sein, wenn auch vielleicht nur in der art, dass er genötigt war, niedere herkunft vorzuschützen, dementsprechend zu leben und sich unter angenommenem namen, also ohne einen richtigen eigenen namen zu führen, den nachstellungen durch die siegreichen feinde seines geschlechtes zu entziehen.

Was die walküregeschichten in unseren Helgiliedern betrifft, lässt sich einiges mit sicherheit berichtigen und herstellen, was die ursprüngliche wesenseinheit der Sigrun und Svafa noch klarer macht.

Nach Helgakv. Hjörv. ist Sigrlinn die tochter des königs Svafnir von Svafaland. da sie, wie wir schon wissen, mit Hjördis, tochter des Eylimi, die zu den Völsungen hinübergewandert ist, den platz getauscht hat, müssen wir diese hier an ihre stelle setzen. dadurch wird *Svafnir* und *Svafaland* frei verfügbar und ist natürlich zu *Svāfa* zu stellen. sowol wegen der sichtlich zu sammengehörigen namen, als auch weil Svafa nur durch einen tauseh zu ihrem vater Eylimi gekommen sein kann. denn dass Hjördis und Svafa unmöglich als schwestern gegolten haben

können (FJónsson Lit. hist. I 250) und dass es sich auch nicht um zwei verschiedene Eylimi handelt (Detter-Heinzel aao. 386) haben Uhland Schriften VIII 130 und Müllenhoff Zs. 23, 139 schon gesehen. Svafa hat aber nicht nur ihren vater Svafnir und ihr heimatland Svafaland an Sigrlinn abgegeben, sondern auch ihren wohnsitz *Munarheimr*. denn dieses wird Helgakv. Hjórv. 42 noch als ihr heim genannt, str. 1 desselben gedichtes als das der Sigrlinn.

Der Svafa aus Munarheim steht die Sigrun von Sefafjöll gegenüber. dabei fällt der unterschied der namen um so weniger ins gewicht, als *Svāfa*, besonders, wo es sich wirklich um eine frau aus Svafaland handelt, ganz den eindruck eines bloßen beinamens macht. *Munarheimr* sieht so aus, als ob es nach dem vorbild von *Sefafjöll* gebildet worden wäre, das sich als 'liebesberge' verstehen liefs. heift es doch SnE. I 116²: *hugr heitir sefi ok sjafni, āst, elskhugi, vili, munr*; vgl. auch Bugge Helged. 302.

Was die *Sefafjöll* wirklich sind, ist damit freilich noch nicht klargestellt. aber wir können jetzt auch an diese frage im zusammenhang mit mehreren ähnlichen mit viel besserer aussicht auf erfolg herantreten.

Wenn der schauplatz der Helgilieder ursprünglich ein südgermanischer war und das reich der Ylfingar sich nach Pommern, also nördlich vom Semnonenland, festlegen lässt, dann ist zunächst über das benachbarte *Svāfaland* des königs *Svāfnir*, die heimat der *Svāfa* (wie sich uns herausgestellt hat), ein zweifel nicht mehr möglich. es handelt sich — und das wird ja auch bisher schon am ehesten zugegeben — um die *nobilissimi et antiquissimi Sueborum*, die Semnones, in ihren alten sitzen in der mark Brandenburg und der Lausitz.

Weiter ist der *Fjóturlundr* 'fesselhain', wo Helgi Hundingsbani fällt, nun doch sicher der heilige hain im Semnonenlande, in dem sich alljährlich abordnungen aller Svebenstämme zusammenfanden, und von dem es Tacitus Germ. 39 heift: *est et alia loco reverentia: nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens*. auf diesen hain haben Uhland, Schriften VIII 139 und Müllenhoff Zs. 23, 170 den *Fjóturlund* bezogen, aber ohne viel anklang zu finden. erwähnt doch Bugge ihre auffassung gar nicht, während Detter-Heinzel S.E. II 377 über sie hinweggehn. aber was man an ihre stelle setzt, sind unbrauch-

bare zwangserklärungen. das gilt von Bugge, der *lundr* hier in dem sinn von 'baum' nimmt und an einen opferbaum denkt, an den das opfer mittelst einer fessel gebunden wurde, so dass es sich beim tode des Helgi um eine rituelle abschlachtung handeln würde; wie es gelang ihn zu fangen und zu fesseln, und wozu dann noch Odins speer als werkzeug der rache nötig war, sind fragen, die Bugge weder aufwirft noch beantwortet. das gilt aber auch von Detter-Heinzel, die fragen: 'bedeutet *huerr* [in *Hueralundr*] und *fiqturr* soviel als eisen, als die gewöhnlichsten formen, zu denen das eisen in den waldschmieden verarbeitet wurde?' darauf ist zu antworten, dass weder zur bezeichnung eines waldes, der eine schmiede mit holz und kohle versorgt, *lundr* 'hain' das rechte wort ist, noch eisenfesseln ein häufig erzeugter gegenstand sind, und dass endlich auch nach massenerzeugnissen derartige benennungen von wäldern nicht erfolgen. nach einer sensenschmiede wird der wald, in dem sie ligt, nicht der 'Sensenwald' heissen!

Meine deutung von *Sefafjöll* aus dem namen der Semnonen weist Bugge, ohne auf sie einzugehn, ausdrücklich ab. Detter-Heinzel erwähnen sie nicht und bemerken zu *Sefafjöll* S.E II 373: 'unbekannt, wenn nicht der westergötische *Sevefjöld*, Bugge Helged. 125. 302'. die so bezeichneten berge ziehen sich nach Bugge durch Säfvedals Herred, früher *Sevedal*, das seinen namen von der *Säfve-å* hat, und auch eine insel in der Götaålv heisst *Säfveholm*, namen, die Bugge selbst mit *sef* 'binse, schilf' zusammenbringt. daraus geht aber schon hervor, wie jung der name *Sevefjöld* sein muss. und wie käme Sigrun dazu, mit einem gebirge in Westergötland in beziehung gebracht zu werden, dieselbe Sigrun, die Helgakv. Hund. II 45 in derselben strophe, in der sie *frā Sefafjöllan* heisst, auch *sudrön* 'die deutsche' genant wird? auf der andern seite steht jetzt die sache für die deutung der *Sefafjöll* als Semnonenberge weit günstiger, nachdem sich die *Semnones* als *Sebnaniz* 'Sippegenossen' herausgestellt haben; s. vgl. Wörter und sachen 6, 226 f. Hoops Reallex. IV 166 f. wenn und solange man den volksnamen noch verstand, konnte ein *Semnon*, *Sefna-* leicht durch ein gangbareres gleichbedeutendes *Sjota*, *Sjota-* ersetzt werden, wozu noch kommt, dass *Sjota-*, *Sefna-* mit dem gleichlautenden lautgesetzlichen gen. plur. von *sjafor*, *sjafor* 'sippegenossen, verwante' verwechselt und durch die auf angleichung

beruhende form *Sefa-* ersetzt werden konnte. sobald der volksname vergessen war, konnte man sich unter 'berge der verwanten' die berge vorstellen, in denen ein bestimmtes geschlecht sein seelenheim hatte, geradeso, wie nach nordischem volksglauben die verwantschaft des Selþorir in die Þorissbjörg, die Þorsnesingar nach Helgafell und andere anderswohin in berge zu versterben glaubten. gerade bei einer walküre, die als die widergeburt einer anderen galt, war der gedanke an herkunft aus dem seelenberg gar nicht so fernliegend. und auch von dieser seite her wäre es möglich, hinüber zu *Munarheimr*, das seinem namen nach eine art elysium bezeichnen könnte, eine brücke zu schlagen, was aber unter voraussetzung späterer ausdeutung von *Sefafjöll* nach dem anderen *sefi* doch noch leichter fällt. und zu diesem konnte man schliesslich auch unmittelbar und ohne beteiligung eines vermittelnden *sefi* 'sippegenoss' durch umdeutung von *Sjafnafjöll* 'Semnonenberge' gelangen, da, wie wir aus jener stelle der SnE., *hugr heitir sefi ok sjafni . . .*, sahen, *sefi* und *sjafni* synonyma waren. man konnte also *Sjafna-* in älterem *Sjafnafjöll*, wenn es nur mehr aus diesem *sjafni* verständlich war, leicht durch das viel gebräuchlichere gleichbedeutende *sefa*, gen. von *sefi*, ersetzen, zumal da, wo ein metrisches bedürfnis zu seinen gunsten ins gewicht fiel. dass übrigens ein mensch nicht nach seinem wohnsitz oder wohnland, sondern nach bergen seiner heimat benannt wird, fällt auf jeden fall auf, und es darf immerhin erwogen werden, ob nicht dem nordischen *fjall* hier ein südgermanisches *felþa-* 'feld' zugrunde ligt, das von haus aus mit dem nordischen wort für berg vielleicht gleichen ursprungs — s. Falk-Torp Norw.-dän. etym. Wb. 223f unter *Fjeld* —, jedenfalls aber damit völlig gleichlautend ist und bei wanderung eines südgermanischen namens nach dem norden umgedeutet werden konnte. man vgl. orts- und gauenamen wie *Walahofeld*, *Fresionoveld*, *Herilungovelde*, *Werinofelda*.

Auch die *Logafjöll*, vom verfasser der strophe Helgakv. Hund. I 15 vielleicht als 'flammenberge' verstanden, hat Uhland Schriften VIII 138 wol mit recht als 'berge der Lygier, Logionen' gedeutet, was formell keinen schwierigkeiten begegnet, da die *Lugii* nordisch *Lygir*, gen. *Loga*, geheissen haben können, wie die *Rugii* nordisch *Rygir*, gen. *Roga*. es würde sich dann um die *Οὐρανολικὰ ὄρη* handeln. selbst das *Vandilsvē*, Helgakv. Hund. II 35, von Dag der Sigrun als busse angeboten, das sich nach dem

was sich uns über *Vandill* als namenheros der Wandalen schon ergeben hat, übrigens auch nach den mitteilungen des Tacitus Germ. 2 über die herkunft der Vandilli von einem göttlichen ahnherrn, als *lucus Vandalorum* verstehen lässt, möchte ich auf das heiligtum der Alci, den Naeharvalenhain von Tacitus Germ. 13 beziehen. dass auch wandalische örtlichkeiten mit hereinspielen, ist um so weniger befremdlich, als die dritte abspaltung, beziehungsweise widergeburts, des Helgi Hjörvardsson, der Helgi Haddingjaskati ist. damit soll aber nicht gesagt sein, dass jeder baustein noch an der stelle ist für die er ursprünglich bestimmt war. der eine oder andere altüberlieferte name kann leicht unter neu geprägte dichterische ortsnamen geraten und wie diese nach belieben verwendet worden sein.

Wenn die Ylfingar mit Hødbrodd und seiner sippe verfeindet sind, und letztere mit recht von Bugge auf die Heabobarden gedeutet werden, so würde das auch sehr gut zu der tatsache stimmen, dass die Langobarden ein in der nähe wohnendes volk sind. und sie sind ja schliesslich ins Ylfingenland, in die Seoringa, tatsächlich eingerückt. die sagen in denen die Ylfingar im mittelpunct stehn, gehören daher in dem was geschichtlich an ihnen ist, der zeit vor der auswanderung der Langobarden nach Seoringa an, ja zum teil sogar der zeit vor der abwanderung der Semnonen ans Norddeutschland. dass aber die Ylfingar, beziehungsweise die Glomman mehrere sagenhelden stellen, die den germanischen stämmen so dauernd in erinnerung bleiben, oder dass solche bedeutende helden mit ihnen verknüpft wurden, vor allem aber die machtstellung, die in unserer deutschen sage das Hegelingenreich einnimmt, lässt wol den schluss zu auf einen stamm, der in der westlichen Ostsee einmal eine führende rolle gespielt hat.

Um so mehr wird man fragen, was denn aus dieser völkerschaft geworden ist. da sie doch kaum in ihrer heimat völlig vernichtet wurde, wird man annehmen dürfen, dass sie wie alle stämme in ihrer umgebung ausgewandert ist. dann ligt es aber weiter sehr nahe, ihren abzug in zusammenhang zu bringen mit der wanderung der Heruler. diese sassen ursprünglich auf den dänischen inseln (s. Hoops Reallex. II 517 f), zogen aber nach der auswanderung der Goten in die Pontusgegenden diesen nach dem osten nach und machten sich von 267 n. Chr. an durch ihre raubfahrten in den griechischen gewässern bemerkbar. Jordanes kennt

ihre sitze an der Maeotis und weifs, dass sie unter einem könig Alarich vom Ostgotenkönig Ermanarich unterworfen wurden. auch die *Εὐδοσιαροί*, die um 480 am Kaukasus auftauchen und von Loewe Die reste der Germanen am Schwarzen meer 33 mit den Eudoses des Tacitus in zusammenhang gebracht werden, müssen damals mitgezogen sein. ihre beteiligung lag nahe, denn sie wohnten den Herulern gegenüber auf der östlichen seite Nordjütlands. um aber nach dem osten weiterzuwandern, mussten die Heruler zunächst auf deutschen boden übersetzen, und zwar nach Pommern, ins gebiet der Glomman-Ylfingar, und bei dieser gelegenheit haben sich diese offenbar ihrem zuge nach osten angeschlossen. nur führen sie dort nicht, wie es die Heruler trotz ihrer unterwerfung durch Ermanarich taten, ein selbständiges politisches leben neben den Ostgoten, sondern sind ganz mit ihnen zusammengewachsen und werden darum von unseren geschichtsquellen nicht erwähnt. ihr vorhandensein ist uns aber durch die heldensage verbürgt, die neben dem geschlecht der Amelunge in deren Anhang auch noch die Wülfinge kennt, zu denen so hervorragende helden wie Hildebrand, Alhart, Wolfhart gehören.

So ist denn auf den dunkelsten, weil den augen der römischen berichterstatter am meisten entrückten winkel des alten Germaniens von der heldensage her ein überraschendes licht gefallen, das schicksal seiner bewohner hat sich uns aufgeklärt und merkwürdige beziehungen sind zutage getreten. die Hegelinge haben festen boden unter den füßen gewonnen, die echt nordischen Helgilieder durften wir auf helden südgermanischer herkunft und einen südgermanischen schauplatz beziehen, und auch unter den Goten und gotischen sagenhelden hat sich ein im engeren sinne 'deutscher' einschlag feststellen lassen. zwischen allen drei hauptstämmen des germanischen volkes haben sich so neue fäden gesponnen gleich jenen schicksalsfäden, die bei der geburt Helgis, des Hundingstöters, die Nornen im osten, westen und norden anknüpfen. auch an unserem sagenschatz bewährt sich das deutsche dichterwort, das der norweger Alf Torp als leitspruch auf seinen 'wortschatz der germanischen spracheinheit' gesetzt hat: 'ja, wir sind eines herzens, eines blutes!' ¹

Rudolf Much.

¹ Ich lege wert darauf, zu bemerken, dass dieser abhandlung ein vortrag zugrunde liegt, den ich am 2 juli 1919 im 'Akademischen verein der germanisten' und 'Akademischen verein deutscher historiker' in Wien gehalten habe.

ZUM RHYTHMUS VON DER SCHLACHT BEI FONTANETUM.

Unter allem was uns aus der Karolingerzeit erhalten blieb ist nur wenig an packender Wirkung mit den 'Versus de bella quae fuit acta Fontaneto' zu vergleichen.¹ mir ist diese ballade besonders ans herz gewachsen, und ich kehre gern immer wieder zu ihr zurück, leider um das buch jedesmal mit einem gewissen gefühl der enttäuschung aus der hand zu legen; es ist zu bedauerlich, dass es mit überlieferung und verständnis des einzigartigen gedichtes so schlecht bestellt ist. trotz den drei handschriften die wir zur verfügung haben, steht der text durchaus nicht fest, und wir werden schwerlich jemals vollständige sicherheit für alle stellen gewinnen; an einigen puncten aber konnten wir weiter kommen als es Dümmler gelungen ist, der bei dem druck dieses Rhythmus PAC II 135 keine glückliche hand gehabt hat. geradezu unverständlich ist mir seine behandlung der strophe 13, und ich habe mich stets gewundert, dass er, soweit ich sehe, nirgends widerspruch gefunden hat. der wunsch der schönen stelle endlich einmal zu ihrem recht zu verhelfen, veranlasst mich diese zeilen zu schreiben. zwar hat zu meiner freude Ernst Müller in der überarbeitung der übersetzung Meyers vKnonau Geschichtsschr. d. d. vorz. 20 s. 74 sich meiner auffassung angeschlossen, doch fehlt dort die begründung der textgestaltung, auch erscheint es wünschenswert, durch die besprechung in einer zeitschrift weitere kreise darauf aufmerksam zu machen.

Angilbert, der dichter des rhythmus, hat in der schlacht auf seiten Lothars mitgefochten und flicht in seine erschütternde klage über den furchtbaren bruderkrieg eine episode aus den kampf ein, die sich seinem empfänglichen künstlerauge unauslöschlich eingepägt hat. daran schließt er in den folgenden stropfen die verfluchung dieses entsetzlichen tages: str. 11 *Laude pugna non est digna nec canatur melode*, ost und mittag west und nord sollen die scharen der gefallenen beklagenstr. 12 verflucht soll der tag sein, ausgefüllt für alle zeit an dem jahreslauf, ihm soll keine sonne mehr scheinen. kein morgen

¹ Ich verweise auf die schöne würdigung des gedichtes durch Frau vWinterfeld in dem aufsatz über 'Hrotsvits literarische stellung', *Berliner archiv* 114, 26ff, dem ich in der schätzung desselben völlig zustimme, wenn ich auch seinen ausführungen im einzelnen teilweise abspornig gegenüberstehe. an sonstiger litteratur benutze ich: *Dummler's Ausgabe* PAC II 135 und seine besprechung in der *Gesch. der altfr. litteratur* (1881). Ernst Müllers ausgabe an schluss des Nithard, 88 nro. *Germania* (1897) s. 52 und dessen Nithardübersetzung *Geschichtsschr. d. d. vorz.* (1911), s. 72f.

mehr grauen. dann folgt die 13. str., die ich in der form widergebe, wie sie Dümmler aus der Limousiner hs. L gedruckt hat

Noxque illa, nox amara, noxque dura nimium,

In qua fortes ceciderunt, proelio doctissimi,

Pater, mater, soror, frater, quos amici fleverant.

dazu die übersetzung Gesch. d. ostfr. r. I² 159 'o bittere nacht. o allzustrenge nacht, in der die tapfern fielen, die schlachtenkundigen, vater, mutter, schwester, bruder, beweint von den freunden'. ich muss bekennen, dass ich diese übersetzung nicht versteh, fast scheint es, als hätte Dümmler *pater mater soror frater* als subject zu *ceciderunt* gefasst, während natürlich construirt werden muss *quos pater mater — fleverant*. aber auch abgesehen von diesem versehen ist die übersetzung nicht verständlich: 'o bittere nacht, in der die tapferen fielen'. was heisst denn das? nicht in der nacht sind die tapferen gefallen, sondern am vorhergehenden tage; mit sonnenaufgang, in der zeit des jahres wo die tage am längsten sind, am 25 juni, hub die schlacht an, um mittag war die entscheidung gefallen, *ferè mediante die ad castra redeunt* Nithard III: wie kann da der dichter, der doch dabei gewesen, gesagt haben, sie seien bei nacht gefallen? das sollte man ihm nicht zutrauen, um so weniger als die sachlage sehr leicht zu beurteilen ist: die zeilen *in qua fortes ceciderunt — fleverant* stehen hier mit unrecht, sie sind aus str. 7 irrtümlich hierher verschlagen worden, ein vorgang. der sich bei diesem gedicht mehrfach beobachten lässt, die überlieferung war eben mündlich. das hat P^vWinterfeld natürlich erkannt, hat dann aber auf eine übersetzung verzichtet, weil die überlieferung getrübt sei. dies verhalten Dümmlers und vWinterfelds ist unverständlich: die überlieferung in L ist hier unbrauchbar, wir haben aber doch drei handschriften. leider fällt F, der Fabariensis, aus, aber es ist noch die Posener hs. P da, mit welchem recht wird diese völlig ignoriert? hier lautet die strophe folgendermassen

Nox et sequens dies illam noxque dira nimium

Nox illaque planctum mixta et dolore pariter

Hic obit et ille gemit cum in gravi penuria.

in dieser form ist sie natürlich unbrauchbar, doch ligt die verbesserung nicht fern. *Nox et sequens dies illam*: der auf die nacht folgende tag interessiert freilich durchaus nicht, wol aber die nacht selbst, die dem schaurigen tage folgte und nicht minder schaurig war; den geforderten sinn gewinnt man durch eine kleine änderung, die unumgänglich ist *nox et sequens diem illam*: und dann die nacht, die furchtbare nacht! mir fällt hier stets Freiligraths Trompeter von Vionville ein: 'und dann kam die nacht, und wir ritten hindann' —. auch die zweite zeile wird man durch eine geringe änderung wiedergewinnen, dem *dolore* entsprechend muss man *planctu* schreiben; und ebenso leicht ist

die dritte zeile widerherzustellen, wenn man die dittographie tilgt, die nebenbei bemerkt beweist, dass das gedicht in P nicht aus dem gedächtnis niedergeschrieben ist, sondern nach einer vorlage, in der *in* über *cum* geschrieben war oder umgekehrt danach würde die strophe zu lauten haben

Nox et sequens diem illam noxque diu amicum,

Nox illaque plactu mixta et dolore pariter!

Hic obit et ille gemit in gravi penuria.

ob zeile 2 völlig richtig hergestellt ist, weiß ich nicht — an dem gehäuften *que* braucht man keinen anstoß zu nehmen — im allgemeinen aber seh ich nicht, was uns hindert die strophe in dieser fassung in den text zu setzen. zweifellos reiht sie sich würdig den vorangehenden an: verlicht soll der tag der schlacht sein! und nun diese furchtbare nacht voll jammer und schmerz! hier ligt einer im letzten todeskampf, dort stöhnt ein anderer in grimmer todesnot¹.

Der mann, der die eindrücke die er in der schlacht empfangen, in so wundervoller weise im liede widergegeben hat, war ein echter dichter; man möchte ihn sich vorstellen, wie er aus dem kreise der kameraden schleicht und an einsamem feuer sinnend die verse niederschreibt. vWinterfeld aao. s. 33 ist geneigt Angilbert und seinesgleichen in gegensatz zu stellen 'zu der ganzen hochgelahrten tafelrunde Karls des Großen.' mir ist es doch sehr zweifelhaft, ob das so ohne weiteres zutrifft, jedenfalls ist Angilbert die gelehrsamkeit durchaus nicht fremd. vWinterfeld s. 27, 2 bemerkt zu str. 7 *gracum illud ros et imber nec humectet pluvia*: 'hier schwebt, was Dümmler nicht erkannt hat, Davids klage um Saul und Jonathan vor Reg. II 1, 21: *montes Gilboe, nec ros nec pluvia veniant super vos!* ... *quomodo fortes ceciderunt in prelio!*'² das ist nicht richtig, Dümmler hat das citat aus Reg. II 1, 21 mit vollem recht ausgelassen, — freilich weiß ich nicht, ob er es mit bedacht getan hat, denn auch dort wo er es hätte bringen müssen. PAC I 132, 8, fehlt es — und statt dessen auf Paulini versus de Herico duce verwiesen PAC I 132, 8 *vos super unquam imber, ros nec pluvia descendant.*³ er hat aber nicht die consequenzen daraus gezogen, die recht wichtig und überraschend sind. text des Paulinus: *imber ros nec pluvia*, Angilbert *ros et imber nec pluvia*, die Vulgatastelle hat nur *ros nec pluvia*. also bei beiden ist der text dem verse zuliebe in derselben weise gestreckt worden, dass das eine zu-

¹ in den Commentat. in honorem Mommseni s. 712 hat Dümmler den text der hs. P in der hauptsache abgedruckt, aber ihre bedeutung für diese stelle auffallenderweise nicht erkannt

² vgl. auch Holder-Egger bei Müller in der adnotatio.

³ trotz der verweisung auf diese stelle hat Dümmler str. 7 mitverstanden, in der hs. L steht die lesart die allein in frage kommen kann, *humectet*, dafür setzt er durch conjectur *humectat*, was gar nicht in verstand ist.

fällige übereinstimmung ist, wird wol niemand annehmen wollen. Angilbert ist der jüngere, also der nehmende: in einem gedicht das aus seinem übervollen dichterherzen entquollen zu sein schien, ist eine vorlage benutzt! und nicht nur an dieser einen stelle. zu 7, 2 *in quo fortes ceciderunt proelio doctissimi* vgl. Paulinus 10 *ubi cecidit vir fortis in proelio*: also Angilbert *in quo* (hs. F *ubi*), Paulinus *ubi*, die vulgatastelle *quomodo*. zu 7, 3 *pater, mater, soror, frater, quos amici fleverant* vgl. Paulinus str. 12 *matres mariti pueri* usw. *ululabant pariter*. es kann gar keinem zweifel unterliegen, so sehr man sich innerlich gegen diese einsicht sträuben mag, es besteht ein enges verhältnis zwischen dem planctus des Paulinus und Angilbert. aber hier zeigt sich auch seine dichterische begabung: was Paulinus in endloser aufzählung in 5 strophen nicht erreicht, gelingt ihm in 3 zeilen, str. 7 ist ein sehr wirkungsvoller auszug aus Paulinus 8—12. und dasselbe wiederholt sich vielleicht noch einmal: Paulinus fordert mit einer ausführlichkeit, die einem geographischen compendium alle ehre machen würde, alle stätten, die für den lebensgang seines helden in betracht kommen, auf, um diesen zu trauern, daraus wird bei Angilbert die zeile 11, 2 *oriens meridianus occidens et aquilo plangant*. doch ist dies vielleicht noch anders aufzufassen, wie sich sofort zeigen wird.

Diese erkenntnis ist nicht ganz unwichtig für die einreihung des gedichtes, wenn es denn doch in irgend eine kategorie eingereiht werden muss. PwWinterfeld behandelt es in dem capitel 'Mimus und Siegesballade' aao. s. 26. die übersetzung, die er dort gibt, ist wundervoll, im übrigen aber hat er nicht gut daran getan von Seemüller abzuweichen, der schon das richtige ausgesprochen hatte: Studie z. d. urspr. d. altd. historiogr. s. 51: 'diese erzählungsmomente (nämlich str. 8—10), treten aber auf als das was sie sind, persönliche eindrücke, hier und dort empfangen, die der eigentliche zweck des gedichtes, klage über die schlacht, dem poeten in die erinnerung ruft. klage ist der grundton der einleitung usw.'. weiter unten spricht er gradezu von einem planctusartigen liede. ja, das ist der richtige standpunct: keine siegesballade, sondern ein planctus ist es, neben die andern erzeugnisse dieser gattung muss das lied gestellt werden. und nun werden wir uns auch nicht wundern, wenn wir auch in dem *Planctus Caroli* berührungspuncte finden: PAC I 436, 17

*O Columbane, stringe tuas lacrimas
precesque funde pro illo ad dominum*

vergleiche man mit dem schluss unsers gedichtes 15, 2

*Unusquisque quantum potest restringatque lacrimas,
pro illorum animabus deprecemur dominum.*

auch darauf ist aufmerksam zu machen, dass Angilb. str. 11, 2 *oriens meridianus* usw. ebenfalls in diesem planctus ihre parallele hat, vgl. str. 1. 2. 5; und Angilbert str. 7, 3 *pater, mater* usw.

vergleicht sich mit str. 3. 4. 6 des *Planetus Caroli*. und wenn wir in der totenklage Leos von Verceili um Otto in (N. Archiv 22, 120) die strophe finden

Plangat ignilus oriens, crudus ploret occidens.

Sit aquilo in cinere, plunctus in meridia.

Sit mundus in tristitia,

so werden wir nicht mit PyWinterfeld sagen, die stelle Angilbert wirke weiter auf Leo, Angilbert und Leo haben direct nichts miteinander zu tun, sondern die berührungen beruhen auf der gemeinsamen zugehörigkeit zu derselben dichtungsgattung. in der dieser geographische einschlag merkwürdig beliebt ist. charakteristisch ist das epitaphium Berthas der markgräfin von Tuscien. gedruckt zb. hinter Dümmers Lindprandausgabe s. 167 v. 21ff

Mors eius multos contristat pro dolor cheu.

Eous populus plangit et oculos.

Nunc Europa gemit, nunc luget Fraevia tota.

Corsica, Sardinia, Grecia et Italia.

Ebenso in dem von Dümmler N. Archiv 3, 407 aus Paris. 5941f 92 gedruckten *planetus* auf Raimund von Barcelona 14. 21. ich bemerke nebenbei, dass dieser *planetus* in demselben an der hand des Boethius gebildeten versmafs abgefasst ist, das wir in der klage um den tod Lothars I *Caesar luctus eras*. die man demnächst in PAC IV finden wird. sonst nur noch einmal bei Sedulius Scottus und in zwei hymnen wiedertreffen (Traube O Roma nobilis s. 41)¹. in diesem *planetus* um Lothar findet sich das geographische motiv ebenfalls, wenn auch nicht so ausgeprägt str. 6 *quae te non doluit, Caesar, obisse vel quae non timuit patria virum*. — ich fürchte nicht, dass man mir entgegen wird, nach diesen nachweisen seien die von mir behaupteten directen beziehungen zwischen Angilberts und Paulinus *planetus* durch die zugehörigkeit zur selben dichtungsgattung zu erklären, denn dort liegen die verhältnisse doch anders, die behandlung der gemeinsamen Vulgatastelle lässt daran keinen zweifel. ungewiss kann nur sein, ob ich die zeile 11. 2 *Oriens* usw. richtig aufgefasst habe, oder ob hier der stil des *planetus* eingewürkt hat².

Das ergebnis dürfte feststehn, dass Angilberts *rhythmus* ein litterarisches erzeugnis ist, das wir nicht in gegensatz zu den gelehrten des kaiserhofes stellen dürfen. sehen wir zu, was sich an weiteren gelehrten anklängen noch findet. während oben eine

¹ auch die grabschrift Avos von Corvey (877—879). Wilhelms Kaiserurk. d. prov. Westf. 1501, weist dies metrum auf ich glaube nicht, dass Traube aao. 40 mit recht den dichter der klage um Lothar für seinen Iren erklärt.

² nicht im stil liegend, sondern durch die situation gegeben, bei einer berührung von Angilb. 14. 1 *nudati sunt mortui mit dem 'Planetus I gno abbatis' PAC II 139, 4 cum te vidisset ullis absque testibus unquam loquere*.

unmittelbare benutzung der Vulgata abgewiesen werden musste, ist str. 12 direct durch Jerem. 20 und Hiob 3 angeregt worden, wie Holder-Egger (in Müllers ausgabe) gesehen hat; nachzutragen ist nur, dass schon 11, 1 *Laude pugna non est digna* an dieselbe stelle erinnert, Hiob 3, 7 *Sit nox illa solitaria nec laude digna*.

Auch sonst fehlt es dem dichter nicht an litterarischer bildung. in der zeile 3, 1 *Caedes nulla peior fuit campo nec in Martio* schwebt doch wol die erinnerung an die römischen bürgerkriege vor, wenn anders diese überlieferung richtig ist; mit den lesarten PF weifs ich nicht viel anzufangen. vielleicht kommen wir so auch dem verständnis der verzweifelten stelle 1, 2 *sabbatum non illud fuit sed Saturni dolium* näher. die schlacht fand an einem sonnabend statt, aber, sagt der dichter sehr hübsch, es war kein sabbat, sondern — man erwartet 'der tag des Saturn', statt dessen heifst es *Saturni dolium* (L, *doleo* PF). was ist das? die erklärung die vWinterfeld s. 26 gibt, reicht nicht aus: 'das war kein sabbat, nicht der tag wo Gott einst ruhte von seinen werken, sondern ein *dies Saturni*, des alten griesgrämigen heidengottes, der seine eignen kinder verschlang und auch jetzt seine opfer haben will, wie Hucbald vSAmant mit einem wortspiel von den *dies Aegyptiaci*, den unglückstagen sagt: *ut inferat Orcus in orcam* (wie in den lostopf?)'. wenn hier *orca* richtig als 'lostopf' aufgefasst wird, so gewinnen wir damit nichts für die erklärung des *dolium*, wertvoller ist eine stelle in einem gedicht des Paulinus, das KNeff im anhange seines Paulus diaconus s. 203 gedruckt hat, dort v. 12 *flammigeras stipulas Vulcani mergis ad ollas*; so möchte ich auch *orca* an der obigen stelle verstehen, und das gibt eine zutreffende parallele zu *dolium*, der höllenschlund als *olla*, *orca*, *dolium* aufgefasst. aber inwiefern *Saturni dolium*? nur um des wortspieles willen? mit welchem rechte wird er mit dem höllengott identifiziert? dass er ein heidengott war, der seine kinder verschlang, erklärt nicht viel; ebensowenig dass er in den Tartarus geworfen wurde: Ovid met. I 113 *Saturno in Tartaru misso sub Iove mundus erat*. bekannt ist, dass Saturn-*Κρόνος* vielfach mit dem Moloch identifiziert wurde (zb. Dion. Hal. antiq. Rom. I 38. Arnobius adv. gent. II 68, und Lactanz de falsa relig. I 21), dem man die furchtbaren menschenopfer brachte, vgl. Diodor xx 14 § 6 ἤν δὲ παρ' αὐτοῖς (sc. τοῖς Καρχηδονίοις) ἀνδριάς Κρόνον χαλκοῦς ἐκτετακῶς τὰς χειράς ὑπτίας ἐγκεκλιμένας ἐπὶ τὴν γῆν, ὥστε τὸν ἐπιτεθέντα τῶν παιδῶν ἀποκλύεισθαι καὶ πίπτειν εἰς τι χάσμα πλήρες πυρός. wenn wir annehmen, dass dem dichter, der wie gesagt nicht ungebildet ist, etwas derartiges vorschwebte, so gewinnt die stelle erst die rechte kraft und anschaulichkeit, die man sonst etwas vermisst.

Das anziehendste stück des gedichtes bilden die stropfen, in denen der dichter seine persönlichen erlebnisse und eindrücke

widergibt. 'er hat mitgestritten in vorderster reihe und ist nicht wie die andern geflohen in blinder hast, er hat ruhe und kaltblütigkeit genug bewahrt, um mitten auf dem schlachtfelde, von kampfgetümmel umbraust, stehn zu bleiben und das schaurig schöne bild mit durstigen dichterangen in sich hineinzutrinken' (vWinterfeld s. 25). so ist *remansit* zweifellos anzufassen, nicht wie bei Dümmler aao. s. 159: 'Angilbert, der allein von vielen aus der ersten reihe des heeres übrig blieb'¹. aber auch sonst bleibt eine schwierigkeit: *Ima vallis retrospecti verticemque iugeri* 9, 1. was ist *iugeri*? Pertz hat decretiert *iugeri* = *iugi*, und damit wie es scheint allgemein anklang gefunden. ich gesteh, dass es mir schwer fällt, den glauben der dazu gehört anzubringen. wo haben wir uns den dichter in den furchtbaren anblick versunken stehend zu denken? und wo findet das schauspiel statt, von dem er sich nicht losreißen kann? 9, 2 *ubi sum inimicos rex fortis Hlotharius expugnabat fugientes usque forum rivuli. forum* ist doch wol der accusativ von *forum*, und es dürfte keine schwierigkeit haben das wort in dem sinne 'bis an den lauf des baches', den 'uferand' zu fassen; Hlothar wirt seine feinde, die über den bach, wol bis auf die höhe des ufers, vorge drungen sind, in furchtbarem anprall bis an diesen zurück. ob sie dort von neuem standhalten, erfahren wir nicht. jedenfalls findet aber das schauspiel, das den dichter nicht loslässt, auf dem diesseitigen ufer statt; was jenseits auf den uferhöhen vor sich geht, interessiert vor der hand nicht. das klingt natürlich sehr pedantisch, aber ich halte die erwägung nicht für unberechtigt, wenn durch eine so gezwungene gleichsetzung von *iugeri* = *iugi* ein sinn gewonnen wird, der mir gar nicht zu passen scheint. und wo steht der dichter? *Ima vallis retrospecti*, er hat die höhe des ufers erreicht und sieht rückwärts hinab ins tiefe tal diesen sinn find ich in der lesart der hs. P. — F fehlt beider auch hier — *ima vallis retrospecti in vallis cacumine*, die widerholung des *vallis* ist natürlich ein fehler, ob der dichter bei den immerhin wol mäfsigen höhen das wort *montis*² verwenlet haben könnte, ist mir nicht ganz klar. und wenn man sich entschliessen wollte zu schreiben *in montis cacumine*, so wird der zweifler mit recht fragen, woher denn die unverständliche lesart in L *iugeri* stammt. und dabei ist nicht einmal sicher, ob die obigen erörterungen richtig sind, sie beruhen nur auf der hs. L, während in P steht *usque forum rivulam*, 'bis über den flass hinaus'. ich halt es für durchaus möglich, dass der dichter so geschrieben hat. wenn nach dieser hs. die feinde über den bach geworfen werden, dann würde die auffassung von Pertz erwogen

¹ in der übersetzung gibt freilich Winterfeld die worte *remansit* so wider: 'und bin von der vordersten reihe entronnen ich allein'

² correcturnote: Edw. Schröder fragt am rande: 'warum nicht *montis* für *vallis*?' das hab ich übersehen, es ligt natürlich viel näher'

werden müssen, doch zunächst glaub ich an *iugeri* = *iugi* nicht.

Ein eigenartiger anblick, der den dichter fesselte, das ganze feld besät mit weissen leichen! woher denn diese weissen kleider? Dümmler aao. 157 'während das blut bach und sumpf rötete, schimmerten die gefilde ringsum weifs durch die leinenen unterkleider der gefallenen'. dazu die note: 'die ravennatischen geistlichen *tantum in linea veste dimissi sunt*'. wir sollen uns also wol vorstellen, dass die gefallenen sofort, noch während des kampfes von den siegern ihrer kleider beraubt werden¹, denn wolgemerkt, str. 10 gehört noch zu der geschilderten episode. ich ziehe eine andere deutung vor. als Ludwig der sohn Ludwigs des Deutschen im jahre 876 die nachricht von dem beschleunigten anmarsch Karls erhält, lässt er sofort seine leute leinenjacken anziehen, um sie von den feinden zu unterscheiden, vgl. Ann. Fuldens. a. 876 *iussitque omnes ex sua parte candidis uti vestibus pro signo cognoscendae societatis*. Dümmler III² 35 berichtet diesen zug auch, verweist dabei aber auf seine schildernug der schlacht von Fontenoy. meint er, Karls und Ludwigs leute hätten die oberkleider vor der schlacht abgelegt?

Leider sind es nicht nur die besprochenen stellen, die schwierigkeiten machen, sondern überall stockt man. es ist ja natürlich, dass die herausgeber in dem streben einen möglichst lesbaren text zu geben sich meist an die geglättete hs. L halten, aber ob das überall berechtigt ist, scheint mir sehr die frage zu sein. sehr nach retouche sieht mir zb. v. 8, 1 ans, der in L lautet *Hoc autem scelus peractum, quod descripsi ritmice*, während P gibt

Hoc scelus hinc et inde quod vero describitur.

Tranbe hat schon Karol. dichtg. s. 122 vermutet, dass zu schreiben sei *quod ver(s)o describitur*, wofür in L das elegantere *quod descripsi ritmice* gesetzt wäre. wenn wir, wie in diesen rhythmten häufig², *scelus* dreisilbig lesen. so seh ich nicht, was uns hindern könnte mit P zu lesen

Hoc esclus hinc et inde, quod verso describitur.

dass *Hoc autem scelus* die ursprüngliche lesart wäre, die durch *Hoc esclus* ersetzt wäre, halt ich für wenig wahrscheinlich.

Viele stellen bleiben leider ganz zweifelhaft 3, 2 *sanguinis prolvio* ist nur vermutung von Dümmler, F hat *sanguinem prolvium*, L *sanguine prolvuius*. korrigiert in *prolvuii*. auffallend ist aber, dass in der nächsten zeile P und F ziemlich übereinstimmen P *unda manans*, F *inde manens*. danach wird man als ursprüngliche la. von PF wol herstellen dürfen

*Fracta est lex Christianorum, sanguin(s) hic profluit
Unda manans,*

¹ dieser zug fehlt auch nicht, erscheint aber erst str. 14 *nudati sunt mortui*, natürlich erst nach der entscheidung.

² vgl. zu PAC IV 2 s. 473 n. 12.

doch macht dann die unterbringung von *inferorum* oder *inferorum* not. — ebenso ist die herstellung von 10, 2 durchaus unsicher. Dümmler sucht durch conjectur zu heilen

albet campi vestimentis mortuorum lineas,

richtiger scheint mir da EMüllers verfahren, der die la. l. einsetzt

Albescaut campi vestes mortuorum lineas,

wo freilich der absolute gebrauch des *casus vestes lineas* bei diesem dichter doch nicht ganz unbedenklich erscheint. für ebenso berechtigt halt ich die la. P mit silbenzusatz

Albi sunt campi vestimentis mortuorum lineis

(PF haben *albesunt* oder wol richtiger *albest*): silbenzusatz haben wir auch str. 14, 2 *illorum carnes* usw., wo Dümmler *horum* gedruckt hat.

Berlin.

K. Strecker

FRANCI NEBULONES.

Das rätsel, was der dichter des Waltharius v. 555 mit dem ausdruck *Franci nebulones* sagen wollte, ist endlich gelöst. diesmal aber heißt es 'ex occidente lux'! was die stumpfe deutsche kritik (die übrigens bisher fast allein die kosten der Walthariusforschung bestritten hat) natürlich nicht zu sehen vermochte, offenbart ihr Maurice Wilmotte in seinem aufsatz *La patrie du Waltharius*, *Revue historique* 127, 1 ff. die lösung bringen die verse 581 ff. auf Hagens dringende bitten will der könig zunächst mit Walther verhandeln:

Praecipit ire virum cognomine rex Camalonem,

Inclita Mettensi quem Francia miserat urbi

Praefectum, qui dona ferens devenerat illo

Anteriore die quam princeps noverat ista.

Hier wird mit stolz *Francia* als *inclita* bezeichnet; wie vereinigt sich damit das wegwerfende *Franci nebulones* v. 555? der harmlose deutsche gelehrte wird denken, es sei eigentlich gar nicht so überraschend, dass Walther die leute nicht grade mit schmeicheleien belenkt, die ihn in so rücksichtsloser weise aus dem erquickenden schlafe geweckt haben, aber die sache ligt tiefer. noch kein kritiker hat beachtet, dass *Francia*, *Franci* zweierlei bedeuten kann, Ostfranken und Westfranken: v. 87-442, 1085, 1106 ist es offenbar die bezeichnung für Ostfranken, das reich Gunthers, v. 919 (es handelt sich darum, dass *douals*, *tunc*, also zur zeit Etzels, die francisca die lichte warb der Franken war) passt es auf die Ost- und Westfranken. dagegen v. 582, wo das stolze beiwort *inclita* hinzugesetzt wird, ist es zweifellos Westfranken. (näheres unten.) wenn also v. 555 die Ostfranken als *nebulones* bezeichnet werden, so ist der dichter eben ein Westfranke, und da ist es doch ganz natürlich, dass er ein schimpfwort für die Ostfranken gebraucht, das soll sogar

heute noch vorkommen (s. 9. 'un auteur, que sa naissance rattachait aux Franci de Lotharingie, pouvait s'exprimer sans ménagement ou permettre à son héros de le faire sur le compte des Franci de l'Est'); es fehlt nur noch, dass für *nebulo* das mit recht so beliebte *boche* gesetzt wird, und wenn nun, wie zu erwarten, nachdem es dem verf. gelungen ist auch diesen raub für Frankreich zurückzugewinnen — der verf. spricht allen ernstes von der 'annexion allemande de l'ouvrage' und stellt sich offenbar die deutschen gelehrten als über die besten mittel und wege brütend vor, den echten dichter des Waltharius, nämlich den Geraldus um sein eigentum zu bringen — wenn nun bald-französische übersetzungen des 'erlösten' Waltharius auftauchen werden, dann darf dieser ausdrück nicht fehlen, und das hoffe ich noch zu erleben.

Also Geraldus ist der dichter des Waltharius; und es ist auch gelungen seine heimat und lebenszeit einigermaßen festzustellen: er war mönch von SApri zu Tull oder, um nicht anzustossen, Saint-Évre de Toul. dazu stimmt ausgezeichnet die genaue localkenntnis, die das gedicht zeigt¹. Gerald widmete dort sein gedicht dem reformator des klosters, dem abt Archambald, und wir wollen hoffen, dass diesem seine reformtätigkeit zeit und lust für so weltliche lectüre liefs. das weitere nachzulesen überlasse ich den interessenten, vielleicht gelingt es einem oder dem andern irgend einen beweis für diese mit grosfer sicherheit vorgetragenen ausführungen zu entdecken; den einzigen anhaltspunct der sich für diese these finden liefse, nämlich dass sich auffallenderweise in der bibliothek von SApri drei Waltharius-handschriften fanden, entsinne ich mich nicht in dem aufsatz gelesen zu haben.

Nur auf die eine stelle möcht ich etwas näher eingehn, von der ich mit Wilmotte den ausgang nahm. der verf. scheint sich über die deutsche Walthariuskritik etwas zu moquieren, die rein philologisch sei, während er wol als historiker oder litterarhistoriker von hoher warte aus die sache betrachlet. demgegenüber möcht ich doch in aller bescheidenheit bemerken, dass beim Waltharius philologische kritik nicht so übel ist und schon mancher ein haar darin gefunden hat sich stolz darüber hinweggesetzt zu haben. ich fürchte, so ist es auch hier, mir scheint über den sinn der verse 581 ff unklarheit zu herrschen, darum setze ich die stelle hierher. s. 8 'Camalon en effet était arrivé la veille [*illo anteriore die*, so fügt Wilmotte in klammern hinzu; ich bedaure als deutscher kritiker sagen zu müssen, dass ich das für falsch halte, *illo* gehört zu *devenerat* und heisst 'dorthin' ebenso wie v. 639 *aspicit illo*] du jour où parvint aux oreilles de l'âpre Gunther la nouvelle du passage de Gautier. Il portait des présents à Gunther (*dona ferens*). Présents de qui?

¹ über diese localkenntnis ist ja in deutschen schriften alles nötige gesagt, ich widerhole es nicht.

Et pourquoi? On a négligé de nous le dire. Mais qui donc, si ce n'est le souverain des Francs de l'Ouest, de l'inclita Francia, pouvait charger l'évêque de Metz (*Mettensis metropolitani*), d'une mission qu'accompagnait, suivant l'usage, l'octroi des présents? wo steht denn aber etwas davon? wo ist gesagt, dass er beauftragt ist geschenke zu bringen oder ihren transport zu begleiten? ich möchte wissen, wie der verf. die worte construirt, ich fürchte genau so wie Althof, nämlich gar nicht! Althof übersetzt:

Kamalo, graf von Metz, ward also vom könig geheissen hinzugehen. ihm hatte das hochgepriesene Franken, ehrengaben zu bringen, gesandt, und er hatte am tage, ehe der fürst die märe erfuhr, die reise beendet.

was er sich dabei gedacht hat, hab ich nicht feststellen können. jedenfalls, wenn man solches zeug übersetzt, muss man tatsächlich wie Wilmotte unter *inclita Francia* eine von der Gunthers verschiedene macht verstehen. dann darf ich aber wol darauf aufmerksam machen, was weder Wilmotte noch Althof erwähnen — falls Wilmotte diese zeilen zu gesicht bekommen sollte, wird er vermutlich entrüstet sein, dass ich ihn auf diese stufe stelle, denn er macht es an mehr als einer stelle sehr deutlich, wie entsetzlich ihm das dicke werk von Althof ist, l'interminable livre sagt er, wenn ich nicht irre, nebenbei bemerkt, der einzige punct in dem ich mit ihm übereinstimme; ich stelle ihn auch nicht aus bosheit mit A. zusammen, sondern weil ich sie beide bei derselben oberflächlichkeit ertappe —, dass es doch mehr als sonderbar ist, wenn könig Gunther nicht seine eignen lente in den kampf schickt, sondern zuerst den abgesandten eines andern königs und dann dessen begleiter; er gibt ihm gradezu den befehl *praecipit* v. 581. 640. das ist absolut unhaltbar, davon steht auch nichts da. vermutlich construieren Wilmotte-Althof in gedanken, wenn sie überhaupt construieren, *Camalonen praefectus urbi M., quem inclita Francia miserat, praecipit ire.* das geht natürlich nicht, der satz heisst wörtlich übersetzt: 'er befiehlt, dass Camalo gehe, welchen die inclita Francia der stadt Metz als grafen gesandt hatte oder, wenn man lieber *praefectum urbi M.* zusammenziehen will, als grafen von Metz gesandt, bestellt hatte. LSimons übersetzt sehr gut: 'naar de stede Metz had hem 't roemrijk land van de Franken afgevaardigd als graaf'. selbstverständlich ist dies Francia weder Ost- noch Westfranken, sondern das Frankenreich Gunthers. nach dieser richtigstellung ist es wol überflüssig auf Wilmottes fragen zu der stelle näher einzugehen.

Es empfiehlt sich eben doch den Waltharius auch philologisch zu behandeln und etwas genau anzusehen. darüber noch ein wort. JGrimm hatte eine reihe von stellen aufgezählt, an denen er noch das deutsche original durchschimmern zu sehen glaubte, zb. die tatsache, dass die tempora der vergangenheit promissor gebraucht werden. die deutschen philologen, die angeblich nur

darauf sinnen Frankreich seiner litterarischen schätze zu be-
rauben, haben längst nachgewiesen, dass Grimm im irrthum war;
bei unserer ausgedehnteren kenntnis der lateinischen litteratur
der zeit ist es natürlich leicht zu sehen, dass das nicht für
deutsche herkunft spricht. was soll man nun aber dazu sagen,
dass diese dinge jetzt von Wilmotte als beweis französischer
herkunft des Waltharius angeführt werden? genau dieselben
wendungen zb. *vestrum-velle, hic Hunos habemus* usw.! der über-
raschendste beweis ist aber sicherlich der, dass nach *dico, spero* usw.
quod gesetzt wird, wie *que* im französischen. da werden wir wol bald
erleben, dass der hl. Hieronymus mit seiner Vulgata und die
Itala dazu nebst sämtlichen kirchenvätern usw. für Franzosen
erklärt werden. wann wird man sich davon überzeugen, dass es
dilettantismus ist über diese dinge zu reden, ohne sich eine etwas
tiefere kenntnis der lateinischen litteratur der zeit verschafft zu
haben? wenn man über diese verfügt, wird man, um noch das
eine anzuführen, beim Waltharius nicht mit Cicero, Plautus,
Horaz, Catull operieren.

Ich wollte nicht den ganzen aufsatz durchgehen, ich müsste
einen noch längeren schreiben, und das lobnt wirklich nicht¹,
zumal bei der heutigen papiernot, auch ist mir die zeit nach
vier verlorenen jahren zu schade dazu, sondern ich hatte erstens
das bedürfnis, die auffassung von v. 581ff richtigzustellen,
und zweitens auf diese neue richtung aufmerksam zu machen,
die sich auch in der wissenschaft geltend zu machen droht. das-
selbe thema wie Wilmotte hat schon JFlach in einer vorlesung
der Académie des sciences morales et politiques (Revue des études
historiques juli—august 1916) behandelt und mit andern argu-
menten bewiesen (ich habe den aufsatz nicht gesehen) und vor-
her schon Wilmotte selbst in der Sorbonne im winter 1915/16.
interessanter ist es, dass auch der Rnodlieb hat dran glauben
müssen: Wilmotte hat, wie er angibt, in der Romania 1916 auf
mehr philologischem als historischem wege bewiesen, 'que ces
précieus vestiges . . . nous appartiennent indubitablement'. viel-
leicht kann ich an dieser stelle auch darüber berichten, wenn
es mir gelingt der Romania habhaft zu werden, und wenn
Wilmotte mich überzeugt, werde ich keinen augenblick zögern
ihm zuzustimmen, denn es ist eigentlich wol unnötig zu ver-
sichern, dass es auch bei uns mode ist, dass die wissenschaft
's'inspire du souci de vérité et de justice'. diese sorge hat mir
auch bei den vorstehenden zeilen die feder geführt, nicht etwa
persönliche gereiztheit, denn ich quittiere dankend darüber, dass
ich neben JGrimm der einzige bin, der einigermaßen gnade vor
Wilmottes augen gefunden hat.

K. Strecker.

¹ doch möchte ich nicht unterlassen zu betonen, dass ich mir über
die schwierigkeit der verfassersfrage usw. durchaus klar bin, darüber zuletzt
LSimons, in seinem inhaltreichen buche Waltharius en de Walthersage 1914.

WAS BEDEUTET ZAHL URSPRÜNGLICH?

Für 'zahl' gibt es kein gemeinsames idg. wort; kein wunder, denn dieser begriff setzt eine betätigung der reinen vernunft voraus, welche in den lebensverhältnissen der urzeit überraschen würde. schon eher möchte man ihr ein verb. 'zählen' zuträuen, denn sie hatte zahlwörter und — zb. schafe, die gezählt werden mussten. aber 'zahl' ist keine ableitung von 'zählen'; ahd. *zala*, as. *tala*, ags. *talū*, an. *tala* und ahd. *zellu*, ags. *tellan*, mhd. *tellen*, an. *telja* stehen nebeneinander als bildungen von derselben wurzel, ebenso wie die neutra an. *tal*, ags. *tal*, as. *tal*. was das für eine wurzel sei, und was sie bedeutet haben mag, darauf geben die etymologischen wbb. verschiedene auskunft (s. d. verweise weiter unten); es sind auch, lautlich betrachtet, verschiedene gleichungen und beziehungen möglich. da ist es nötig, vorher die geschichte der bedeutung innerhalb der germanischen belege zu klären: welche bedeutung ist älter, 'zahl' oder 'erzählung', 'zählen' oder 'erzählen'? das DWb., welches die mannigfachen 'schillernden' bedeutungen der hierher gehörigen germ. wörter zusammenstellt, sieht in 'erzählung, erzählen', noch mehr in 'sprache und sprechen' jüngere abweichungen von 'zahl', xv 36. von dieser bedeutung entwickeln auch Falk-Torp-Davidsen s. 1213, wo sie eine reihe von bedeutungen nebeneinander bringen, ohne eine bestimmte antwort zu geben. aber es ist ganz deutlich: 'zahl' und 'zählen' ist die gemeinsame grundlage, nach 'erzählen' und 'sprechen' gehen die einzelnen sprachen in bedeutung und form auseinander. man vergleiche zb. engl. *tale* mit hd. *zahl* und *erzählung*, engl. *to tell* mit *erzählen*, dän. *tale* mit *zählen* oder *zahlen*. von der bedeutung 'zahl' muss also ein versuch ausgehn, die vorgeschichte weiter rückwärts aufzuklären.

Das ahd. f. *zala* ist nun seiner lautform nach ein regelrechtes starkes feminin-abstract auf *ā* zu einer wurzel, die im idg. auf *del-*, *dol-*, *dl-* abgelautet haben würde. soleher feminin-abstracte verzeichnet eine lange reihe Zimmer Die nominal-suffixe *a* und *ā* s. 235 ff, und zwar diejenigen, welche wie *zahl* den stammvocal *a*, und zwar als ablautstufe des sing. prät. haben, auf s. 248 ff. die zu erschließende wurzel findet sich in einer ganzen reihe von wörtern aus allen hauptzweigen des idg., s Fick¹ I 456. II 150. III 158 f; Walde 239 f; Falk-Torp-Davidsen 1252 (bei *telge*). es sind so viele, und ihre verwendung ist so mannigfaltig, dass es schwierig ist, sie unter einer gemeinsamen grundbedeutung zusammenzufassen, sie sei denn so allgemein, dass sie überhaupt nichts fassbares mehr aussagt. doch vermag sich eine gruppe darunter sehr deutlich zu einer bestimmten anschauung, wie am bestimtesten Bugge Kuhns zscrh. 19, 423 gesehen hat, welcher lat. *dolare* und an. *telja* zusammenstellt als 'schneiden, hauen von holz oder stein, zuschneiden, zahauen'. nur wird man besser tun, dabei vorzüglich an holz zu denken.

denn steinmetzarbeit in idg. urzeit ist wol nicht anzunehmen. aber man kann nicht wissen; darum sagt man vorsichtiger: diese wörter wurden vorwiegend gebraucht, wenn und wo holz mit scharfen werkzeugen bearbeitet wurde. die zeugen dieser gruppe sind, aufser *dolare* und *telgja*, lat. *dolium* 'fass', *dolabra* 'axt, beilpicke', gr. *δέλιος* 'schreibtäfelchen', slav. *dly*, gen. *dlŭve* 'fass', an. *tolguknifr* 'schlitzmesser' (heute das bekannte *tollekniv*). ferner etwas weiter ab slav. **dolga* 'schiene, fußbrett', lit. *dalgis* 'sense' (nach Franck etym. woordenb.² 692^a) und mhd. *zol* 'rundes stück holz, knebel' DWb. xvii 32f, weiter vom geschnittenen wider auf das gewachsene holz übertragen hd. *zelge* nd. *telge* 'zweig', ält. dän. *told* 'zweig, schössling' (nach Falk-Torp s. 1269).

Ein urgerm. **talô* konnte also regelrecht bedeuten: 'das einschneiden in holz', 'der einschnitt', 'die kerbe'. dann war **taljan* 'kerben einschneiden' und entsprechend das neutr. an. *tal*, as. *tal*. as. *tal* 'das eingeschnittene, die kerbe'. das verwante nordfries. *telk* wird in der bed. 'kerbe' verzeichnet von Schmidt-Petersen 134^b. 'zahl' war also zunächst die einfachste form, zählungen für das ange festzuhalten. es mag sich dabei um ablieferungen von waren, die gezählt wurden, an einen käufer, oder auch um leistungen an einen herrn gehandelt haben. möglicherweise spielte dies zweite eine besondere rolle. noch bis heute hat 'zahl' in der weiblichen umgangssprache in sich die vorstellung der zugemessenen leistung, die verlangt wird, das 'pensum', so im nd. *sinen tall vardig maken*, *ih hebbe minen tall nog nig* Brem.-nieders. wb 5, 9. das arme kleine mädchen darf erst spielen, nachdem es 'seine zahl gestrickt hat' (s. auch bei Vilmar s. 462, bei dem auch die mitteilungen über *anschneiden*, *anschneider*, *hammelschnitt*, *zahlshaf* lehrreiche beiträge für das fortleben dieser primitiven steuer-controll-technik liefern s. 13. 147. 463. 467; ein ähnliches beispiel von arbeits-controlle durch einen halbierten kerbstock s. Zschr. d. allg. d. spr. 1919, sp. 201, leider ohne die dabei gebrauchten ausdrücke). vor allem aber beruhen unsere verben *zahlen* und *bezahlen* auf dieser vorstellung. auch das DWb. kommt durch analyse der bedeutungen darauf, dass zahl ein 'vielgebrauchter ausdruck des häuslichen lebens im zusammenhang mit der wirtschaft in haus und feld' gewesen sei.

Dieser artikel ist im sommer 1914 geschrieben und auch schon gesetzt gewesen, aber infolge der kriegsverhältnisse nicht abgedruckt worden. die ableitung findet jetzt eine willkommene bestätigung durch den an sachlichen und sprachlichen nachweisen so reichen aufsatz von Kretschmer über *putare*, wo sich die reihe 'schneiden, bäume, pflanzen beschneiden' — 'kerben' — 'rechnen' — 'meinen' ergibt Glotta 10, 161—168. dabei hätte auf *impfen* aus *imputare* hingewiesen werden können, und das weiterleben von *computare* in frz. *compter* und *conter*.

ZUM BRESLAUER UND DIEMERSCHEN ARZNEIBUCHE.

In den Fundgruben 1 (1830) s. 317 hat Hoffmann v. Fallersleben auf eine krankheits- und heilmittelkunde hingewiesen, welche sich in ms. R. 291 der Breslauer stadtbibliothek befindet. er setzte die hs. in die mitte des 14. jhs. — doch ist sie etwas älter — und glaubte sie in einer an Norddeutschland grenzenden gegend entstanden. sie habe aus früheren lateinischen medicinischen werken geschöpft und scheine manches aus eigener erfahrung berichtet und bereichert zu haben — in bezug auf das 'berichtigen' gewis eine recht kühne vermutung, die schon für das 'bereichern aus eigener erfahrung' etwas gewagt sein dürfte. eine 'lateinische hauptquelle' vermochte H. nirgends nachzuweisen, dagegen erkannte er die herkunft des kräuterbuches, das einen teil des ganzen bildet, aus dem 'Aemilius Macer'. er bedauert, nachdem er eine kurze inhaltsangabe mitgeteilt hat, dass er nicht in stande sei, die untersuchung weiterzuführen.

Nicht viel besser steht es um die wesentlich ältere medicinische hs., die man sich seit ihrer benutzung durch das Mittelhoehdendeutsche wörterbuch von Benecke-Müller-Zarneke gewöhnt hat, 'Diemers arzneibuch' zu nennen. ich habe den hübschen kleinen quartanten auf der Klosterneuburger bibliothek (ms. 1239) selbst durchgesehen, musste mich aber schließlic mit Diemers abschrift auf der Wiener hofbibliothek begnügen, da das original nicht nach Leipzig versendet wird¹. die einzige kunde davon findet sich in zwei vorreden des Mhd. wb. s.

Ohne irgendwelche beachtung zu finden als in einer notiz in den Mitt. z. gesch. d. medicin, 3 jarg. (Hamburg und Leipzig 1904) s. 484f haben nun die beiden ärzte CKülz und frau EKülz, geb. Trosse 1904—1905 das ganze Breslauer arzneibuch mit germanistischer controlle herausgegeben², aber für die nutzbarmachung des schatzes nichts weiter zu tun vermocht. da das buch nun schon 6 jahre unbenutzt zur hand steht, habe ich es einem meiner schüler herrn dr. Ferekel vor einiger zeit übergeben, um es mit dem Diemerschen in Klosterneuburg zu vergleichen und eine vorläufige feststellung der quellenmäßigen herkunft seiner einzelnen teile zu versuchen. das ergebnis, das er selbst in compriertester form in den Mitt. z. gesch. d. medicin, bd. xii, s. 560—564 (1914) veröffentlichte, möchte ich um seiner principiellen bedeutung willen hier kurz angeben, damit die germanistik davon kenntnis nimmt. mir scheint ein gemeinsames arbeiten zwischen der deutschen philologie und der medicinhistorik des mittelalters erwünscht und erspriesslich.

Die ersten zwei drittel des Breslauer arzneibuchs (bl. 1—115) sind, wie schon Josef Haupt gesehen hat, im wesentlichen identisch

¹ heute (1919) besitzt mein institut den ganzen codex in 100 reimen.

² käuflic zu beziehen für m. 4 von buchhändler Strchlitz in Neudamm.

mit dem Klosterneuburger manuskript, das noch in das 12 jh. zu gehören scheint. beide stellen die gleiche deutsche übersetzung eines lateinischen textes dar, der aus verschiedenen bestandteilen zusammengeschweift war: einer einleitung über die elemente und elementarsäfte des körpers, deren bestandteile in die zeit der 'mönchsmedizin', d. h. die vorsalernitanische gotisch-lango-bardische periode zum teil zurückgeht, wenn auch verweisung auf arabisches mit unterläuft, und drei abschnitten arabistisch-salernitanischer herkunft: 1) der übersetzung des fünften buches der Pantechne Konstantins von Africa (= Liber regalis des 'Ali Ibn al Abbâs); 2) eine gekürzte bearbeitung des Viaticus des Ibn al Dschezzar, gleichfalls von Konstantin übersetzt; 3) einer überarbeiteten erweiterung des Antidotarium des Nikolaus von Salerno mit dessen Platearius-glossen. auf den folgenden hauptteil, den deutschen Bartholomäus und den deutschen Macer¹, welche sich samt einem lateinisch-deutschen pflanzenglossar, zusammenstellungen über arzneigewichte und -mase, kräuteröle und -wässer und recepte erstreckt, geh ich nicht ein. es scheint mir aber von großer bedeutung, dass sich die deutsche heilkunde des mittelalters so schnell in der landessprache neues wissensgut aus Unteritalien angeeignet hat, das auf Monte Cassino und in Salerno im ausgehenden 11 und beginnenden 12 jh. entstanden war, wofür ja auch der 'meister Bartholomäus' trotz seiner missverstandenen autorbestimmung schon ein sprechender beweis war. dass auch das gesamte chirurgische wissensgut Italiens und Frankreichs aus dem ausgehenden 12 und dem 13 und 14 jh. frühe schon für die deutschen wundärzte deutsch zugänglich gemacht wurde, werde ich demnächst in voller ausführlichkeit an anderer stelle darlegen².

Man hat das wissensbedürfnis des deutschen mittelalters auf allen diesen gebieten ganz erheblich unterschätzt. dass beispielsweise auch die anatomie des Vindician aus der zweiten hälfte des 4 jh.s deutsch übersetzt gewesen ist, hat dr. Ferekel aus meinem institut kürzlich nachzuweisen vermocht (Archiv f. gesch. d. medicin VII, s. 306—318), und das ist nicht der einzige erhaltene deutsche anatomische text aus dem mittelalter.

Leipzig, juli 1914.

Karl Sudhoff.

¹ vgl. dazu jetzt (bei der correctur im september 1919) die in meinem institute unterdes gearbeiteten dissertationen von Christian Graeter, Ein Leipziger deutscher Bartholomäus (1918) und Cyrill Resak, Odo Magdunensis, der verfasser des 'Macer Floridus' und der deutsche Leipziger Macertext (1917).

² indessen geschehen in den 'Beiträgen zur gesch. der chirurgie im ma.' zweiter teil. Leipzig 1915 (studienheft 11/12) s. 431—620: 'Chirurgische texte aus Deutschland'.

STUDIEN ZU NAOGEORG¹.

3. INCENDIA SEU PYRGOPOLINICES.

Hatte Naogeorg im Pamph. einen stoff von weltgeschichtlicher weite in ein drama gezwängt und im Merc., nicht weniger tief greifend, den grundlegenden dogmatischen unterschied zwischen der alten und der neuen lehre dramatisch gestaltet, so nimmt er im Pyrg. sein ziel sehr viel kürzer: das drama ist zwar nicht dem ansehen, aber der absicht und bedeutung nach eine tageszwecken dienende flugschrift und gehört, als vorzüglichstes stück, in den kreis der zahlreichen polemischen producte, die sich um Heinrich den jüngeren von Braunschweig gruppieren. die anhänger der neuen lehre wurden in den jahren 1540 und 1541 in atem gehalten durch sich immer wiederholende feuersbrünste, von denen ganze ortschaften niedergelegt wurden. wenn man in den zeitgenössischen berichten von der ungewöhnlichen dürre und hitze des sommers 1540 list, kann man den gedanken an eine harmlosere erklärung dieser brände nicht unterdrücken; die protestanten schoben sie jedenfalls ihren gegnern in die schuhe. Luther war sofort mit der beschuldigung bei der hand: *ego credo esse monachos et papam* (Kroker Tischr. nr 276), und er äufserte auch alsbald den verdacht, dass Heint. vBraunschweig eins der werzeuge der gegenseite sei (ib. nr 305)², ein verdacht der ihm und seinen anhängern zur gewisheit wurde, als die geständnisse angeblicher mordbrenner Heinrichs schuld zu bestätigen schienen. die erregung über den neuesten päpstlichen greuel war ungeheuer, manche städte richteten einen besondern wachtdienst ein (Zs. d. Harzvereins 44, 153), die hinrichtungen von brandstiftern, die man durch die folter überführt glaubte, rissen nicht ab (Luther bei Enders xiii 227). Naogeorgs drama greift also die actualisten

¹ vgl. Zs. 54, 297.

² genaueres über Luthers schwankende auffassungen bei Diehl. Die dramen des Thomas Naogeorgus in ihrem verhältnis zur bibel und zu Luther (Münchener diss. 1915) 35f. Diehl geht aber fehl, wenn er aus der gleichen stellung Luthers und Naogeorgs zu jener sifare schließt, zu müssen glaubt, dass der dichter damals zu Luther oder seinem nächstkreis engere beziehungen gehabt habe.

ereignisse auf, und zwar geht seine darstellung, wie es ja im zusammenhang des dramatischen geschehens notwendig ist, an den anfang der affäre zurück. das erhellt aus einigen concreten angaben des dichters. 32^r12 berichtet ein bote, dass Einbeck bis auf den grund niedergebrannt sei; das geschah am 25 juli 1540 (Harland Gesch. d. stadt Einbeck II 108 ff). derselbe bote meldet 32^v1, dass in Nordhausen an zwei stellen grofse brände entstanden seien; diese feuersbrunst, die ein viertel der stadt vernichtete, fiel auf den 11 august (Förstemann Kl. schr. z. gesch. d. stadt Nordhausen 108; genaueres in den Histor. nachrichten von der . . freyen stadt Nordh. [1740] 575 ff). ein andrer bote bringt 32^v20 die nachricht: *Triptosis et Pausa conflagarunt funditus*. Pausa im Vogtlande ist am 27 juli vollständig niedergebrannt¹, und Triptis in Thüringen wurde während der ernte, also wol auch ende juli, gänzlich eingeäschert (JBarthel Triptiser chron. 40)². 24^v24 ist die rede von brandlegungen auch in wäldern: am 26 juli schreibt Luther an Käthe, dass im Thüringer wald 1000 acker holz in flammen ständen und auch von andern waldbränden nachricht vorläge (Enders XIII 147). so lässt sich also für die datierung der handlung ein ganz fester zeitlicher anhalt gewinnen.

Aber Naogeorg denkt nicht daran sich chronologisch festzulegen; er greift über diesen ausgangspunct sowol vorwärts wie rückwärts hinaus. das drama beginnt mit einer darstellung der papistischen verschwörung, die die wiege der mordbrennerien war. rein als exposition des handlungskernes verstanden wäre diese vorgeschichte, die zwei acte und mehr als die hälfte des stückes füllt, viel zu lang geraten. sie hat nach der absicht des dichters ihr selbständiges recht: er will da eine art polemisch-satirischer revue über alle geschichtlich bedeutsamen ereignisse der letztvergangenen zeit geben, nur dass er mit genialer willkür die dinge chronologisch und sachlich aus ihren fugen rückt. im hintergrunde der beratungen des Pammachius steht die ganze gegnerische politik der letzten jahre, stehn nicht zuletzt die religionsgespräche der jahre 1540 und 1541, die tage von Hagenau, Worms und Regensburg, — man weifs ja, in welchem mafse

¹ nach einer freundlichen mitteilung von hrn. pfarrer Boljahn in Pausa.

² den hinweis auf diese quelle verdanke ich hrn. oberpfarrer Bose in Triptis.

sie arbeitsfelder der päpstlichen diplomatie gewesen sind. die acten dieser tage, namentlich von katholischer seite, sind ein sehr brauchbarer commentar zu den ersten beiden acten des Pyrg. so ist, um das schlagendste vorwegzunehmen, die große werberede des Porphyrius, das hauptstück des 2 actes, nichts als eine contrafactur der staatsrede, mit der Granvella die Wormser besprechungen eröffnete (s. u. s. 211). deshalb ist Porphyrius natürlich nicht Granvella, er wird ausdrücklich als *cardinalis* bezeichnet und vertritt im rahmen der satire die päpstlichen legaten und nuntien in Deutschland; vielleicht hat Naogeorg an den cardinal von Modena, Morone, gedacht, der als nuntius am hofe Ferdinands der geschickteste agent des papstes war. es ist sehr lehrreich, an der correspondenz dieser italienischen kirchenfürsten zu beobachten, wie nahe Naogeorg bei allen übertreibungen den stimmungen und auffassungen kommt, die damals bei den abgesandten der römischen curie herrschten; dem politischen blick des dichters stellt eine solche nachprüfung das beste zeugnis aus. man lese etwa den höchst besorgten bericht, den Morone am 23 juni 1540 aus Hagenau nach Rom sendet, der fast schon auf einen 'naufraggio' vorbereitet (Laemmer Mon. vatic. 282ff) oder einen ähnlich gestimmten vom 15 dez. 1540 aus Worms (306ff), und man wird selbst die bilder widertinden, unter denen Pammachius und Porphyrius die lage der kirche sehen. Morone klagt öfter aufs bitterste über die indolenz der deutschen bischöfe (270. 275f), ganz wie die repräsentanten der curie im drama; er erwägt mehrfach die aussichten eines kriegerischen vorgehns gegen die protestanten (256. 257), aber auf grund ganz ähnlicher überlegungen wie sie Porphyrius 12^r14ff anstellt, entscheidet er sich schließlich dagegen.

Vor allem spiegelt sich in diesen berichten die politik wider. die Rom, in wirklichkeit wie im drama, mit den deutschen fürsten trieb; Naogeorg bringt sie in der großen conciliscene II 4 zur anschauung. der Pyrg. ist ein politisches schlüsselstück erster ordnung, auch darin dass sich die personen des dramas größtenteils identifizieren lassen. Oncogenes, an den sich Porphyrius zuerst wendet, ist der primas von Deutschland, erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, den Naogeorg auch im Merc schon angegriffen hatte. aber es ist nicht der Albrecht der jüngsten zeit, der endlich die notwendigkeit eines scharfen vorgehns gegen

die protestanten begriff und schliesslich auch Morones zufriedenheit gewann (Laemmer 369), sondern Naogeorg malt mit treffender charakteristik das bild des früheren Albrecht, der, ein weicher und unenergischer mann, die dinge viel zu sehr hatte gehn lassen. seine schilderung greift zt. zu denselben zügen wie in dem älteren stück. wider wird bemerkt, dass er sein pallium *triginta solis aurcorum millibus* bezahlt habe (22^r1), und der vers *meos ad ossa deglubi usque subditos* 22^r18 stammt fast wörtlich aus dem Merc. (vgl. Zs. 54, 331). zu den meist allgemein gehaltenen angaben stellt sich eine ganz specielle: *statuas conflari argenteas*, eine notiz die den wert eines historischen zeugnisses hat; nur Luther berichtet, soviel ich sehe, einmal ähnliches (Bindseil Colloquia III 300, anm. 13). aber bitterer als der hinweis auf die habgier und die schuldenlast des erzbischofs ist der hieb den sich Naogeorg bis zum schluss verspart: *me quoque removi a vicinis iam, ne mali quid paterer, et ita ab haereticis circumdatus essem*. anfang 1540 hatte Albrecht nämlich Halle, einst seinen lieblichkeitssitz, verlassen (JMay Der kurfürst, cardinal und erzbischof Albrecht II, II 340); er sah, dass seine sächsischen sprengel endgültig für ihn verloren waren. sehr viel blasser sind die züge, mit denen Naogeorg den partner des Oncogenes, Disidaemonades, ausstattet; der einzige etwas bestimmtere *si quid corpusculo huic invalido virium adesset* 22^v2 erlaubt kaum irgendwelche anknüpfungen. offenbar hat dem dichter hier keine bestimmte person modell gestanden. seine dramatische technik verlangte eine zweite figur (s. u. s. 216), und diese wird ihm, da sie kein eigenes leben hat, unter der hand zu einem repräsentanten der bischöfe schlechthin. Naogeorg offenbart seine absicht, wenn er die gestalt schliesslich nur noch im plural sprechen lässt: *cuncti nos imbelles episcopi* (22^v5); damit sagt Disidaemonades selbst, wen er bedeuten soll.

Die weltlichen fürsten fand Rom bereitwilliger zu einem energischen. offensiven vorgehn gegen die protestanten. das bringt Naogeorg zum ausdruck in dem paar der *principes*, die er den *episcopi* gegenüberstellt. sie haben ganz anderes leben als die beiden saft- und kraftlosen bischöfe, nicht nur Pyrgopolinices, der held des stückes, sondern auch Polystratus, der als episodengigur an sich nur auf gleicher höhe mit Disidaemonades steht; aber man fühlt sofort, dass der dichter hier wider histo-

rischen boden unter den füßen hat, nach der ganzen politischen situation der jahre 1540 und 1541 kamen als vorbild für diese rolle nur die beiden Baiernherzöge Wilhelm iv und ludwig v in betracht. sie waren seit langem die nimmermüden vertechter einer gewaltsamen lösung der protestantischen frage, gerade auf den tagen von Hagenau bis Regensburg erscheinen sie als die seele der katholischen offensivpolitik, die berichte der protestantischen unterhändler weisen öfter auf die gefährlichkeit dieser gegner hin und stellen, wie die conciliscene des dramas, den oden die Baiern gern mit dem Mainzer und dem Braunschweiger zusammen (Corp. reform. iii 1142; iv 142, 2651; vgl. Laemmer 276, 348). auf der andern seite ist Morone voll des lobes über den treukatholischen eifer der beiden brüder. Naogeorgs schilderung hat deutlich Wilhelm, den älteren und bedeutenderen, zum vorbild; und wie Morone ihn darstellt¹, hat der dichter nicht nur seine politik, sondern auch sein temperament nach der natur gezeichnet (22^v 21 ff). der mann der in den 20er jahren mit schweren strafen und hinrichtungen gegen die neue lehre vorging und namentlich das täufertum mit unerhörter grausamkeit verfolgte (Riezler ADB XLII 705, 710), durfte wol von sich sagen, dass *adversus haereticos via sacrior truculentiorque quisquam fuit*, dass er aber falsch beraten gewesen sei — dabei fällt ein seitenhieb auf Eck, den geistigen vater des religionsedictes von 1524 (23^r 2) — und dass erst das fehlschlagen anderer maßregeln ihn auf den weg der kriegerischen lösung gedrängt habe, wenn Polystratus bei Naogeorg freilich behauptet, dass nur der einmütige widerspruch der stände ihn am löschlagen verhindert habe, so löst ihn der dichter da aus durchsichtigen gründen von seinem geschichtlichen vorbilde, wie er die fabel aufbaut, kommen alle ehren des protestantenfressers dem herzog von Braunschweig zu; er braucht deshalb einen triftigen grund, der den Baiern trotz guten willens nicht zum schlagen kommen lässt, noch eine andere angabe zeigt, dass Naogeorg frei genug mit seinem stoffschaltet, um sich auch von einem historischen modell nicht die

¹ Regensburg, 1 märz 1541: *sono doppo stato nel l'ova trasportato di Bavera, qual . . . mi notifico il buon animo suo verso la heresia, et verso la Sede Apostolica, per la quale era apparecchiata un'orda non sólo le facultà et ogni poter suo, ma anche tutto gli dolo li et in propria cita* Laemmer 364; vgl. 367.

hände binden zu lassen: Polystratus ist nach 23^r 10 ein *vicinus* seiner gegner, was nur wenn man an das protestantische Würtemberg denkt, allenfalls stimmt. jedenfalls ist das kein anlass, die identificierung dieser figur mit dem Baiernherzog zu negieren; nur das wäre zu erwägen, ob mit seiner gestalt nicht andere geschichtliche personen confundiert seien, — die parallelrolle des Disidaemonades kann auf den gedanken führen. dann böte sich als subsidiäres vorbild leicht könig Ferdinand dar, der mit größerem recht ein nachbar der Sachsen heißen konnte. wie die protestanten damals über ihn dachten, geht deutlich daraus hervor, dass das gerücht ihn mit den mordbrennereien in verbindung brachte, ein verdacht den auch Luther geteilt hat, der auf Ferdinand im ganzen sehr schlecht zu sprechen war (Enders XIV 72. 124). auch den zeitgenössischen lesern gab übrigens die gestalt des Polystratus schon ein rätsel auf: in dem Würzburger exemplar des Pyrg. hat eine alte hand die ohne weiteres erkennbaren personen mit ihren namen bezeichnet; aber bei Polystratus fehlt ebenso wie bei Disidaemonades eine randnotiz.

Den charakter des ersten teils als den einer polemisch-satirischen geschichtsrevue muss man besonders im auge behalten, um die beiden großen digressionen dieses stückes richtig zu beurteilen. in einem solchen rückblick verlangte natürlich seinen platz auch Heinrich VIII von England, dessen kirchliche politik die protestanten gerade in den letzten jahren sehr lebhaft interessiert hatte. Naogeorg weiß ihn nicht anders zu treffen als durch einen langen brief, in dem Porphyrius den könig zu seiner reconversion beglückwünscht, ein document das recht deutlich zeigt, wie souverän Naogeorg mit den historischen tatsachen umgeht, wenn es seinen polemischen zwecken dient. denn dass da tendenziöse willkür waltet, nicht etwa mangel an kenntnis, geht daraus hervor dass sich Naogeorg mit den englischen verhältnissen recht gut vertraut zeigt¹. Heinrich bedeutete für die

¹ 9^v 7—10 geht auf die acte des jahres 1534, die die annaten auf die krone übertrugen und den könig zum oberhaupt der kirche machten; 9^v 11 zielt wol auf die 'artikel' von 1536 und ihren commentar, 'the godly and pious institution', ohne dass Naogeorg von diesen schriften genauere kenntnis gehabt haben dürfte; bei 9^v 12f mag man daran denken, dass Heinrich den bericht seiner visitationscommission öffentlich bekannt machen ließ; 9^v 14. 23 geht auf die widerholten versuche Heinrichs,

protestanten ja eine enttäuschte hoffnung. auch Naogeorg hatte die erwartungen geteilt, mit denen man im frühjahr 1538 jene commission protestantischer theologen nach England entliefs, die eine union anbahnen sollte. aus diesen erwartungen heraus erklärt sich die dedication des Pamm., der vielleicht mit dieser gesandtschaft zuerst nach England gekommen ist¹. aber die hoffnungen verflogen bald, seit die berüchtigten 6 artikel vom juni 1539 ihre opfer unter den protestanten zu fordern begannen. Naogeorg stellt es so dar, als sei diese erneute schwenkung der kirchlichen politik Heinrichs auf römische einflüsse zurückzuführen. er fingiert eine päpstliche legation an den könig, die doch nach der ganzen politischen situation jener jahre, die den papst in schärfster kampfstellung gegen Heinrich zeigen, eine unmöglichkeit ist. und als lohn für die rückkehr in den schofs der kirche lässt er den papst einen dispens erteilen, der den könig von allen ehelichen fesseln befreit. das ist eine sehr gehässige geschichtsverdrehung. denn Naogeorg wuste gewis, dass Paul in wie sein vorgänger in dem eheproces Heinrichs unerbittlich war, gleichviel aus welchen gründen. und er wuste ebenso, dass die hinhaltung des Robert Barnes, auf die er 10^r 12^f anspielt, keine gefälligkeit gegenüber Rom war. die abschiedsrede die der im Wittenberger kreise gut bekannte Barnes vor seinem tode hielt, hatte Luther mit einem vorwort ende 1540 erscheinen lassen (Weim. ausg. I. 445 ff). möglicherweise hat dies druckwerk Naogeorg den anstofs zu seinem ausfall gegen Heinrich gegeben, der freilich auch noch eine andere zeitgeschichtliche wurzel haben könnte. es fällt auf, mit welcher schärfe Naogeorg gerade Heinrichs abwechslungsbedürfnis in ehelichen dingen geifelt. der grund ligt auf der hand: die letzte frau deren der könig sich entledigt hatte, war Anna von Cleve, die schwägerin Johann Friedrichs. die scheidung (9 juli 1540) musste natürlich den

eine verbindung mit den deutschen protestanten herzustellen, im besondern auf die protestantische gesandtschaft von 1538 (*ut scilicet petent a nostris, ut caput constitueretur huius nostrae religionis, sed electio noluit* sagt Luther kurz und deutlich, Tischr. nr 284 Kraker). bei 9^r 15 denkt Naogeorg in der hauptsache wol an Robert Barnes. auch Melancthon hatte der könig schon 1535 auffordern lassen nach England zu kommen.

¹ gewis dient der brief auch dem zweck, die vorläufige dedication des Pamm. zurückzunehmen (ESchmidt in der einleitung des woz. s. VII) aber das erklärt nicht alles.

sächsischen kurfürsten verstimmen. Naogeorg spricht hier also, wie in dem ganzen stück, auch als anwalt seines landesherrn. am wenigsten durfte in einem geschichtlichen resumé herzog Georg vSachsen fehlen, Naogeorgs Holophernes; der dichter kann ihm, da er schon am 17 april 1539 gestorben war, nur noch eine unterweltscene widmen, die aber innerlich längst nicht so aus dem rahmen des stückes herausfällt wie äußerlich. nach Naogeorgs auffassung war sein unzeitiger tod der empfindlichste schlag für die aggressiven pläne der katholischen coalition, der schlag der das concilium und die neuen pläne Heinrichs vBraunschweig überhaupt erst nötig machte: das gibt ihm das recht auf einen platz im drama. die protestantische polemik jener tage rückt beide fürsten oft zusammen und stellt sie in dasselbe verhältnis wie das drama (vgl. etwa Schade Sat. u. pasq. 1 81, 35 ff)¹.

Es ist kaum ein wichtiges ereignis der letzten jahre das nicht irgendwie in das stück hineinklingt. zwar die Türkengefahr, die drückendste sorge des reiches zu anfang der 40er jahre, wetterleuchtet nur am horizont (22^r 10, 23^v 1. 42^v 14. 44^r 1), um so ausführlicher befasst sich Naogeorg mit der frage des concils (7^r 18 ff), die, seit der papst 1536 ein concil nach Mantua ausgeschrieben hatte, nicht mehr zur ruhe kam, die auch im hintergrunde der religionsgespräche von Hagenau bis Regensburg stand und in dieser zeit den gerüchtemachern weidlich nahrung gab (vgl. die für diese dinge sehr lehrreiche flugschrift 'Vom tag zu Hagenaw, Zwen verdeutschte Sendbriefe, eins Thumdechants vnd eins weysen bescheidenen Thumherrns' [1540] A 2^b). Naogeorg teilt die allgemeine protestantische auffassung: er glaubt nicht an den ernst des papstes, er hält schon die ausschreibung des concils von Mantua für eitel spiegelfechterei und spricht davon in demselben sinne wie die flugschriften es taten (vgl. besonders die wol zu Wittenberg gedruckte schrift 'Beelzebub an die Heilige Bepstliche Kirche' [1537] Schade II 102 ff). auch der

¹ wenn Diel 37 den Pyrg. auch hier wider in engere beziehung zu Luther bringen möchte, weil er in den tischreden ebenfalls Georgs als eines insassen der hölle gedenkt, so greift er wol fehl. die tischreden enthalten eine stelle, die viel genauer als das von Diel angezogene stück zu Naogeorgs scene stimmt: *quare blasphemus et impius mortuus est et est in inferno citatusque cum gemitu citit indignatus sub umbras* (Kroker nr 185); aber auch das wird zufall sein.

in diesem zusammenhang öfter begegnende wertblick auf das Konstanzer concil (Schade II 93) fehlt bei Ihm nicht (11^v 11^{ff}) deutet er wol auf den übertritt Joachims II zur reformation, der in der 1549 erschienenen neuen kirchenordnung meistens geworden war, und solcher historischen anspielungen begegnen noch mehr. sie reichen bis in die 20er jahre zurück, denn 3^v 14 hat man offenbar an den titel 'defensor fidei' zu denken, der Heinrich VIII 1521 verliehen ward, und 3^v 15 zielt auf die verbrennung von Lutherschriften, die im selben jahre geboten wurde.

Aber nur der erste teil des dramas zeigt diese historische mosaik, der zweite sammelt alle kräfte zum schlage gegen den hauptgegner, Heinrich vBraunschweig; hagedicht läßt Naegelorg die liebe auf Ihn niedersinken, — man muss nur alle veräcckten beziehungen und andeutungen verstehen. Naegelorg setzt Ihn einfach ein stück zeitgeschichte Ihn dramatische um. den ausgangspunct seiner anklage gegen den herzog bildet der brand von Flinbeck und die händel die er Ihm gefolge hatte. schon wo der dichter concretere angaben über die folgen der brände macht (13^v 17 ff), schwebt Ihm deutlich diese furchtbarste katastrophe vor, die nicht weniger als 350 menschen das leben kostete und vom gericht noch übertrieben wurde (Corp. reform. III 127) ganz greifbar wird sie aber erst als angedpunct seiner darstellung, wo er um die brandstifter geht. der städtrat von Flinbeck hatte sich bald nach dem brande eines schwach sinnigen hirtin bemächtigt und auf der folter die aussage erhalten, dass er den brand mit angelegt habe und von Heinrich Diek, dem vogte seines herrn Claus vMandelstoh bestellt worden sei. darauffin griffen die Flinbecker den Diek und peinigten Ihn zu tode. er hatte auf der folter drei adliche als seine anstifter compromittiert, nämlich seinen herrn Claus vMandelstoh, dazu Christoph vWrisberg und Christoph vOberg, sämtlich dem herzog von Braunschweig zugehörig (Harland Gesch. d. stadt Flinbeck II 117 ff). gegen diese drei adlichen und ihren fürsten wendete sich nun alle verfolgungssucht, sie treten auch bei Naegelorg auf als Poliprates, Pyroholus und Phlegondas, — bis in die nebenscenen geht also der schlüsselcharakter des dramas. die gültigkeit dieser identifizierung lässt sich strengest beweisen aus der Zupplation an Kaiserliche Malestat. Der Morthrenner halben Auf dem Reichstag zu Regenspurg Kaiserlicher Malestat verantwortlich. Als schloßte

ist vom 13 mai 1541 datiert, kann also Naogeorg nicht mehr vorgelegen haben, aber sie fasst natürlich nur zusammen, was damals landgespräch war. die Suppl. stellt einen trefflichen commentar zum Pyrg. dar und lässt erkennen, dass Naogeorg hier die wirklichkeit oder das was dafür galt, bis ins einzelne hinein copiert hat. ihren inhalt bilden in der hauptsache die geständnisse gefangener mordbrenner, darunter auch die aussage des Heinrich Teich (Diek). sie belastet jene drei edlen aufs schwerste, insbesondere behauptet Teich, dass ihm Christoff vObrick 800 gulden gelobt und 50 als angeld ausgehändigt habe; davon habe er einigen subjecten je 10 gulden gegeben, damit sie Einbeck anlegten (Suppl. C 1^v). zug um zug kehrt das, mit denselben zahlenangaben, bei Naogeorg wider (29^v 10 ff). fast alles was der dichter an einzelheiten über die mordbrennereien bringt, findet sich in der Suppl. und ähnlichen quellen. so werden seine angaben über die höhe der bestechungsgelder mehrfach bestätigt, auch die 8 groschen 30^r 2 sind keine erfingung (Suppl. D 4^r; gerichtl. zeugenaussagen über die brandlegungen 1540, Zs. d. Harzvereins 44, 157 f). die militärische organisierung der helfer und helfershelfer, die angaben über die auszubrennenden orte und landschaften, alles lässt sich quellenmäfsig belegen. wenn Naogeorg unter dem brandlegenden gesindel die *subulci*, *opiliones* und *bubulci* besonders hervorhebt (29^v 24), hat man natürlich an den hirten des Heinrich Teich zu denken, vielleicht auch an Hans Eseltreiber, einen der hauptbrenner, dessen arbeitsfeld die herschaft Plesse war (Suppl. B 4^r v) und der lange in der erinnerung lebendig blieb (BWaldis Streitged. gegen herzog Heinrich d. jg. 11, str. 5). und wenn in derselben liste die *lusores*, *sordidi institores* und *mendici* auftreten, so lese man den steckbrief, den damals eine behörde der anderen zuschickte (Der Mordtbrenner Zeichen vnd Losunge, etwa bey Dreyhundert vnd Viertzig ausgeschiedt [1540]), und man wird sie als *spieler*, *kramer*, *lappensammler*, *bettler* widerfinden. aber wichtiger als solche einzelheiten, auch in der deutung der tieferen zusammenhänge der affäre folgt Naogeorg zug um zug der öffentlichen meinung. dass Heinrich der anstifter und geldgeber war, glaubte bald jeder protestant, zumal nicht wenige peinliche befragungen den verdacht in diese richtung lenkten; noch gieriger aber griff man die bekundung auf, die dieser und jener mordbrenner sich abpressen

lief, dass das geld letzten endes vom papst stamme (Suppl. B 4^v C 4^v), und Luther wuste gar ganz bestimmte summen anzugeben, die sich ständig vergrößerten (Diehl 36; Enders xiii 187). die gerüchte hatten ihren grund offenbar darin, dass Rom 1540 tatsächlich 50 000 scudi *pro corroboratione dictae ligae* gegeben hatte (Laemmer 265). war der papst beteiligt, so waren es auch seine organe; und wie bei Naogeorg die *episcopi vicini* bei der finanzierung des unternehmens mitwirken, so etwa auch in der zierlichsten und geistvollsten flugschrift, die die brände hervorgerufen haben, 'Newe zeitung von Rom, Woher das Mordbrennen kome' (1541). namentlich der erzbischof von Mainz wird öfter als mitschuldiger genannt (Zs. d. Harzvereins 44, 158; Luther Tischr. nr 305 Kroker). der mordbrand war also ein kampfmittel gegen die evangelischen, das betonen die streitschriften ebenso entschieden wie Naogeorg, obgleich die geographie der feuersbrünste ihnen nicht ganz recht gab. wahrscheinlich soll eine besondere spitze darin liegen, wenn im drama *Oncogenes*. der erzbischof von Mainz, den Pyrgopolinices bittet, strengstens darauf zu halten, dass keine katholischen gebiete in mitleidenschaft gezogen würden (26^v 3 ff): ihm passierte nämlich das unglück, dass sein kloster Abbenrode niedergebrannt wurde (Newe Zeitung. Zween Sendbriff, An Hansen Worst zu Wolffenbittel geschrieben [1541] C 1^r). aus den untersuchungen wuste man endlich auch, zu welchem ende der ganze anschlag eingefädelt war: *man sol die Euangelischen Fürsten vnd Stende brennen. Wenn solches ergangen, solte ein Zug beschehen, vnd die Lande eingenomen werden* (Suppl. A 4^v). eben das ist auch der plan des Pyrgopolinices. somit ist deutlich, dass der dichter nicht nur in den äußeren zutaten, sondern auch bei den grundlinien des dramas sich einfach von den zeitgeschichtlichen vorgängen die hand führen lässt.

Freilich, ein reiner abklatsch der wirklichkeit ist das stück trotzdem nicht geworden. denn Naogeorg verflucht mit den mordbrennereien die alten streitigkeiten, die zwischen seinem landesherrn Johann Friedrich und Heinrich vBranuschweig bestanden. er bringt deshalb die ganze brandaffäre auf ein gegenspiel Philäthes-Pyrgopolinices, was geschichtlich nicht zu rechtfertigen ist, obgleich auch Luther gelegentlich die dinge so sah (Enders xiii 344). mit Einbeck zumal, das zum gebiet Philipps

vGrubenhagen gehörte, hatte Johann Friedrich von haus aus gar nichts zu tun. der dichter rückt sich hier aus künstlerischen gründen die würllichkeit zurecht, und eine gewisse künstlerische ökonome ist auch in seiner polemik gegen Heinrich wahrzunehmen. die protestanten hatten dem Braunschweiger ja unendlich mehr vorzuwerfen als blofs den mordbrand, aber Naogeorg beschränkt sich bei seinen angriffen im grofsen und ganzen auf die händel, die zwischen Heinrich und Johann Friedrich spielten. der grund des streites lag einige jahre zurück. Heinrich hatte im frühjahr 1538 dem landgrafen von Hessen und dem kurfürsten von Sachsen das freie geleit zur tagung des Schmalkaldischen bundes in Braunschweig verweigert; dafür revanchierte sich Johann Friedrich im sommer desselben jahres: als Heinrich eine reise nach Dresden gemacht hatte, verlegte ihm Johann Friedrich nächtlicherweile den rückweg. aber der herzog von Braunschweig war gewarnt worden; er hatte sich für die rückreise von herzog Georg vSachsen ein starkes geleit geben lassen, von dem er sich auch durch das gebiet des kurfürsten begleiten liefs (Hortleder Handlungen und aufsschreiben von den ursachen des teutschen kriegs kaiser Carls v th. 1, buch 4, 18. 32. 210. 454). dieser vorfall, auf den Naogeorg 24^r16 spottend anzuspielen scheint, gab den anlass, sich nicht nur gegenseitig friedensbruch vorzuwerfen, sondern auch mangel an mut; er wurde der ausgangspunct eines schriftenkampfes der, was ton, stoff und umfang der elaborate anlangt, allmählich ganz groteske formen annahm. wenigstens die beiden letzten vor dem Pyrg. erschienenen stücke dieses schriftwechsels sind zum vollen verständnis des dramas notwendig heranzuziehen, das ist der 'Andere abdruck' Johann Friedrichs (Hortleder I 4 cap. 9) und die 'Duplica' Heinrichs (ib. cap. 16). Naogeorg hat sie zweifellos gekannt und durfte ihre kenntnis auch bei vielen seiner leser voraussetzen, haben sie doch bis in die flugschriften und die historischen lieder hinein gewürkt¹. eine reihe feiner kleiner züge erhält erst aus diesen händeln heraus das richtige relief, wenn etwa Pyrgopolinices nur mit einer gefolgschaft von *satellites* sich zu Philaethes zu begeben wagt, oder wenn er sich, unmittelbar ehe er vor Philaethes erscheint, vergewissert, ob

¹ das vielgebrauchte bild von dem weisen ross, das den räutenkranz zerreißen will, stammt daher; vgl. Hortleder I 4, 460, abschn. 17 f.

auch der freigeleitsbrief zur stelle ist. namentlich für den großen redekampf zwischen Philalethes und Pyrgopolinices (v 2) braucht man den historischen commentar. Pyrgopolinices gibt sich nicht die mühe zu leugnen: auch aus Heinrichs verhalten gegenüber den anschuldigungen lasen die gegner ein eingeständnis heraus (Suppl. E 1 v. 1). in den streitschriften ist lang und breit davon die rede, dass die parteien den landfrieden gebrochen hätten ohne fehdeansage; denselben punct berührt Naogeorg 46^r 20 ff. der vorwurf, dass der Braunschweiger seinem gegner sogar nach dem leben getrachtet habe, fällt hier (43^v 15) wie dort (Hortleder 1 4, 225 f). einzelne stellen decken sich fast im wortlaut.¹ bis in den ton der beiden widersacher hinein meint man zuweilen das vorbild der schriften zu spüren. in dem Andern abdruck klingt gelegentlich eine pathetische note an; Johann Friedrich fühlt sich als vertreter fürstlicher ehre und wolanständigkeit gegenüber seinem gegner (Hortl. 1 4, 247), ähnlich Philalethes im drama (41^r 2 ff. 42^r 2). Heinrich dagegen führt in seiner Duplica dieselbe unglanblich hochfahrende sprache wie Pyrgopolinices bei Naogeorg. mit großer wucht schleudert er gegen den kurfürsten den vorwurf der häresie, des abfalls von der gemeinen heiligen kirche (vgl. besonders Hortl. 1 4, 465 f), ein vorwurf der sich wie ein roter faden durch die ganze schrift zieht. auch bei Naogeorg hat Pyrgopolinices immer nur das éine argument: ihr seid häretiker und verdient als solche den tod. breitesten raum nimmt in den streitschriften die frage ein, welche partei schuld daran sei, dass keine einigung zustande komme; auch diese frage erörtert Naogeorg, zt. mit denselben gedankengängen (vgl. 45^r 18 ff mit Hortl. 1 1, 240, abschn. 125).

Von besonderer bedeutung für den Pyrg. ist endlich die rechtliche seite des streites. hier hatte Heinrich weitaus die günstigere position, wie er überhaupt in dem ganzen handel die bessere figur macht. was man sich gegenseitig vorwarf, war verletzung des landfriedens (Hortl. 1 4, 19), und landfriedensbruch gehörte vor das kammergericht. Heinrich war auch durchaus

¹ Hortl. 1 4, 466, abschn. 34: *aber wenig wurde der sündigen sündlicher die würdige und gebührende Straff wider die ketzer und Abtrünnigen unsers wahren Christlichen Glaubens erquieren und erstrecken hülffe*; Pyrg. 46^r 13 ff: *quoniam haeretici estis, non potest nobis fieri quidquam quod non iure optimo fiat.*

erbötig vor dem kammergericht zu verhandeln (ib. 120), aber Johann Friedrich lehnte das rundweg ab mit der begründung, dass von den *vordächtigen partheyischen Cammergerichts Personen* bei der einseitig katholischen zusammensetzung des gerichtshofes kein recht zu erwarten sei (ib. 248). das muss man wissen, um den ausgang des dramas zu verstehn. auch bei Naogeorg schlägt Pyrgopolinices vor, den streit vor dem kammergericht auszutragen und lehnt seinerseits jeden andern richter als *suspectus* ab (47^r 6). um zu einem ende zu kommen, improvisiert Naogeorg ein gericht: der *coetus principum*; vor dem die beiden widersacher sich gegenüberstehn, entpuppt sich plötzlich als gerichtshof, und die formen in denen der dichter die sitzung sich abspielen lässt, lassen keinen zweifel daran, dass er ein bestimmtes processuales bild vor augen hat. da der gerichtshof von einer fürstenversammlung gebildet wird, kann ihm kaum etwas anderes vorschweben als das alte fürstengericht, von dem der juristisch interessierte dichter wol kunde gehabt haben kann. die bedingungen für die zuständigkeit des fürstengerichts waren ja durchaus gegeben (Franklin Reichshofgericht II 151), und die formen des processus sind, wenn auch in gedrungeuster einfachheit¹, die die man erwartet (ib. 262. 272): Philaethes 'fragt' das urteil, er ist also der richter. Probus fungiert als urteilsfinder, und er hat grund dies amt nur unter entschuldigungen zu übernehmen; denn das urteilfinden war sache eines fürsten (ib. 141). seinem urteil wird die 'gemeine folge' und damit rechtskraft zuteil. an sich könnte man statt des fürstengerichts auch an ein landfriedensgericht denken. aber was über die verfassung der sächsischen landfriedensbünde bekannt ist (EFischer Die landfriedensverfassung unter Karl IV 79ff), empfiehlt diese combination weniger. auch das urteil des gerichts, so grotesk es in seiner häufung von strafen ist, enthält juristisch greifbares. denn wenn Pyrgopolinices zum feuertod verurteilt wird, trifft ihn die überall im 16 jh. übliche strafe des mordbrenners. und wenn er *dignus videtur ut praesectis unguibus rasisque superciliis ax barba et sanguine misso ex albo plane evadatur principum*, so sieht auch das nicht nach reiner phantasie aus, sondern lässt an strafsubstitutionen denken,

¹ wie ein solcher process wirklich verlief, zeigt etwa die urteilsacte des kaisers in dem process gegen den pfalzgrafen Friedrich bei Rhein, der 1474 wegen landfriedensbruchs verurteilt wurde (Mon. habsb. I 1, 395ff).

wie sie sich aus dem fürstlichen range des delinquenten wol begreifen ließen: man erinnere sich, dass schon nach ältester landfriedensgesetzgebung dem friedensbrecher verlust der hand oder der augen drohte (so in Heinrichs IV Constitutio pacis generalis, Mon. Germ. leges IV 1, 125). jedenfalls scheint sicher, dass auch diese scene ihre besondere polemische spitze hat. man braucht nicht gerade ein bekenntnis zur überlegenheit der älteren rechtspflege aus ihr herauszulesen, aber sie bleibt ein protest gegen das kammergericht.

Das kammergericht steht auch im hintergrunde bei gewissen anspielungen auf frevel des herzogs, die keine unmittelbare beziehung auf Johann Friedrich haben. Naogeorg erinnert mehrfach an streitigkeiten, die Heinrich mit den städten Goslar und Braunschweig hatte (24^r 17., 29^r 5f., 39^v 3f., 43^v 12). von diesen händeln war namentlich der Goslarer von bedeutung für die protestanten, denn er zeigte ihnen, wessen sie sich vom kammergericht zu versehen hatten: Heinrich hatte es durchgesetzt, dass am 25 october 1540 durch kammergerichtsbeschluss die reichsacht über die stadt verhängt wurde und wollte sie selber exequieren. der kaiser hatte die acht zwar am 28 januar 1541 sistiert, aber die situation blieb gespannt, weil sie die gefahr eines krieges zwischen Heinrich und dem Schmalkaldischen bund heraufbeschwor. es hätte für Naogeorg übrigens dieses actualen anlasses kaum bedurft: auch in den kampschriften Heinrichs und Johann Friedrichs ist von der Goslarer sache oft und lang die rede. zumal die ermordung goslarischer bürger, auf die Naogeorg 43^v 12 anspielt, gehörte zum eisernen bestande der polemik gegen Heinrich (Expostulation vnd strafschrift Satane . . mit hertzog Heintzen von Braunschweig [1511] a 3^r; Liliencron Histor. volksl. IV nr 477, 22); schon im Merc. hat sie der dichter zu einem ausfall gegen den herzog benutzt (s. Zs. 54, 332). neben Goslar erscheint Braunschweig auch sonst gelegentlich in protestantischer kampflitteratur (Liliencron IV nr 483, str. 8), auch hier handelte es sich um einen alten streit, der gerade in den ersten monaten des jahres 1511 wider in schönster blüte stand (genaues in der Expost. c 3^v).

Bei einem drama das so ganz aus der geschichte herausgewachsen ist, treten litterarische beziehungen begreiflicherweise zurück; aber es fehlt auch im Pyrg. nicht an anlehnungen an

herkömmliche formen und an entlehnungen von litterarisch gegebenem. so ist das grundmotiv der ersten beiden acte alter besitz der protestantischen polemik: ein solches concilium des papstes und seiner cardinäle oder auch Lucifers und der höllischen grosen, auf dem über die vernichtung der evangelischen beraten wird, findet sich öfter, bald in kurzen andeutungen (Expost. a 1^v), bald in breiter ausführung (Schade III 74 ff). das stück das Naogeorg zeitlich am nächsten steht, ist der erste der 'Zween Sendbriff An Hansen Worst zu Wolfenbüttel' (s. o.), der zunächst wol als besonderes flugblatt verbreitet wurde und vom 1 märz 1541 datiert ist. er berichtet, dass ein concil aller höllischen fürsten den krieg gegen die lutherischen stände beschlossen habe, dessen oberhauptmannschaft Heinz vWolfenbüttel führen solle; und es sei immerhin angemerkt, dass ein vers des Pyrg., des Porphyrius bedenken *semper bellorum incertus solet esse exitus* 12^r 21, sich wörtlich auch in dieser flugschrift findet (*wiewol wir nicht wissen wscint, das des Kriegs ende etwo mislich* A 4^r v). die Holo-phernesscene im 2 act mit ihrer antiken schilderung der hölle hat deutlich humanistische wurzeln: der hölliensturm des Holo-phernes ist eine art parodie zum himmelssturm der Giganten; man wird daran erinnern dürfen, dass das bild von den Giganten gerade auch auf den gottlosen Heinrich vBraunschweig angewendet wurde (Schade I 87 f); Naogeorg hatte es übrigens schon im Pamm. mehrfach anklingen lassen (Zs. 54, 312 f). der 4 act mit seiner grosen torturscene hat einen sehr ähnlichen vorgänger im Ablasskrämer des Niclas Manuel. die procedur des 'streckens' die da mit Richardus Hinderlist vorgenommen wird (Bächtold 122 ff), wiederholt sich bis ins einzelne bei Naogeorg. ohne dass aber directer zusammenhang vorzuliegen brauchte. des dichters vorbild ist hier vielmehr die blutige wirklichkeit: er lehnt sich, wenn auch lose, an die üblichen formen des peinlichen process an; das verfahren ist zwar auferordentlich abgekürzt, aber die grundlinien sind wol erkennbar. so entspricht es genau der processualen vorschritt, wenn etwa die delinquenten angesichts der folter noch einmal zu gutwilligem geständnis ermahnt werden (vgl. Carolina § 46), oder wenn nach dem geständnis der mordbrenner nach complicen geforscht wird (§ 51). die besetzung des peinlichen gerichts ist zwar nicht vollständig, aber in dem richter (Philalethes). der der ganzen folterung beiwohnt, den

bütteln, dem henker und seinem knecht sind doch eine ganze reihe der erforderlichen officiellen personen gegeben (Schoeten sack Strafprocess der Carolina 12. 20. 67).

Vor allem steht der schlussact ganz im schatten eines litterarischen werkes, und zwar des Luthersehen pamphletes Wider Hans Worst. das hat Diehl richtig erkannt (37 ff), wenn auch seine ausföhrungen im einzelnen irrthümer enthalten. mit nichten ist mit dem pseudonym Pyrgopolinices eine 'übertragung' des Lutherischen Hans Worst ins lateinische beabsichtigt. schon vor dem erscheinen von Luthers schrift bedachte man Heinrich mit spottnamen, die ihn als prahlhans treffen sollten (*Thrasgetarchus* Expost. c 1^v). zudem bedeutet Hans Worst für Luther nach seiner eigenen definition etwas anderes als für uns, nämlich *die groben tolpel, so klug sein wollen, doch ungerührt und ungeschickt zur sachen reden und thun* (Weim. ausg. II 470, 221); so gebraucht er den ausdruck öfter (ib. 560, 32; D. Wb. IV 2, 462)¹. ebensowenig hat die stelle 8^v 11f *ego ardepol . . hand aliter perpulsus . . fuiquam si esset angelorum porta ab hostibus capta* irgend etwas zu tun mit der viel citierten blasphemischen äufserung Heinrichs, auf die Luther anspielt. denn die *porta angelorum* ist nicht der himmel, sondern die Engelsburg in Rom (vgl. 10^v 15). und auch das lässt sich nicht zugeben, dass die gemeinsamen züge in der darstellung der persönlichkei Heinrichs auf eine abhängigkeit Naogeorgs deuten müsten. ganz abgesehen davon dass die bilder doch fühlbar differieren, berücksichtigt Diehl nicht, dass Luthers pamphlet in erster linie eine zurückweisung der Duplica des herzogs sein soll, derselben schrift die auch Naogeorgs darstellung gefärbt hat: das bild des ketzerfressers trat Naogeorg viel plastischer aus des herzogs eigenen schriften entgegen als aus ihrem widerschein bei Luther. es ist ja klar, dass bei dem gleichen angriffsobject sich eine übereinstimmung der kampfmittel einstellen konnte, auch ohne dass entlehnung angenommen zu werden braucht. gerade eine zeit in der sich die polemik so in bestimmten sich immer wiederholenden gedanken-

¹ Diehls irrthum beruht wesentlich auf einer falschen interpretation des verses 38 r 21 *finigito tamen, ut fieri in comœdiis solet*. er durfte bedeuten: 'erdichte etwas (in deinem brief), wie es in den comœdien zu geschehen pflegt'. damit entfallen auch seine folgerungen über die 'schwächlichkeit der vorgänge' im letzten act (41).

gängen, fest formulierten argumenten und schlagworten fixiert wie in der reformationszeit, verlangt vorsicht nach dieser richtung¹. aber trotz solcher einwände, die einzelnes corrigieren mögen, bleibt die tatsache, dass Naogeorg den Hans Worst in frischester erinnerung gehabt haben muss, als er am Pyrg. schrieb. dafür spricht der umstand dass sich auch gewisse kleine, ganz nebensächliche züge aus Luthers schrift bei Naogeorg widerfinden (die Türken und Tattern sind besser als der papst Weim. ausg. LI 492, 21; vgl. 42^v 14. 43^v 8. 44^r 1; die kirche ist Babylon 499, 30; vgl. 48^v 15; Heinrich als Thraso bezeichnet 552, 25; vgl. 47^v 1; mit Nero verglichen 552, 4, 553, 11; vgl. 33^v 8). aber wolgemerkt, all die grofsen und kleinen berührungen mit dem Hans Worst beschränken sich fast ausschliesslich auf den letzten act. das brauchte nicht notwendig darin seinen grund haben, dass Naogeorg Luthers schrift erst kennen lernte als sein drama schon weit vorgerückt war, sondern könnte sich wol so erklären, dass der ganze apologetische inhalt des stückes, der ein zusammengehu mit Luther nahelegte, sich in dem schlussact zusammendrängt. immerhin sei nicht verschwiegen, dass sich auch in den früheren teilen diese und jene berührung findet, die eine abhängigkeit Naogeorgs wenigstens in den bereich des möglichen rückt. sehr pathetisch hält Luther unter berufung auf die aussagen der mordbrenner dem herzog das Moseswort entgegen, dass zweier oder dreier zeugen mund zum schuldbeweis genüge (560, 18), und mehr als einmal weist er ihn auf seinen cumpan, herzog Georg, der nunmehr in der hülle schmachte (560, 27. 566, 19). dass Luther auch eine verteidigung seines kurfürsten einflcht, hat wol weniger gewicht; denn Johann Friedrich war für Naogeorg als selbstverständlicher gegenspieler Heinrichs gegeben. aber angemerkt sei, dass unter den vorzügen die Luther seinem herrn nachrühmt, *ein warhafftiger mund* ziemlich an erster stelle steht (547, 23); er könnte Philalethes den

¹ *sane pecunias Romana curia non dare, sed tenari et ab aliis capere solet* sagt Pammachius 26^r Sf, als er geld für den mordbrand geben muss; dieselben worte im selben zusammenhang in einer wenig späteren flugschrift 'Newe zeitung von Rom, Woher das Mordbrennen kome' B 3 v. das braucht keine entlehnung aus Naogeorg zu sein; derselbe satz findet sich auch bei Melanchthon 'Von rechter vergleichung und friedshandlung', deutsch von JJonas (1541) A 2 v.

namen gegeben haben. misst man diesen parallelen gewicht bei, so würde sich die einwirkung des Hans Worst bis in den aufbau des Pyrg. erstrecken. aber zwingend sind sie nicht, und die frage muss vorläufig offen bleiben, ob der Pyrg. von anfang an unter Luthers einfluss steht.

Ist die apologie des Philalethes nach des dichters absicht die höhe des zweiten teiles, so bildet das prunkstück des ersten die rede des Porphyrius auf dem concilium. so frei sie in ihrer ciceronianischen eloquenz zu fließen scheint, geht auch sie gebundene route und enthüllt sich als eine grandiose persiflage der rede, die Granvella am 25 nov. 1540 in Worms hielt (Corp. reform. III 1164 ff). Granvella redete zur versöhnung, Naogeorg dreht ihm die worte im munde um, so dass eine aufstachelung zur vernichtung der protestanten daraus wird. den ersten teil der rede, in dem Granvella Karls fernbleiben entschuldigt, übergeht Naogeorg, den zweiten umfänglicheren hat er in der anlage wie in mancherlei einzelheiten so weitgehend nachgeahmt, dass ihm die rede beim arbeiten vorgelegen haben muss. sie gibt ihm zunächst die disposition; denn was er bringt, ist nur eine weit ausgespinnene paraphrase der sätze: *ad quod ros primum petus in Deum* (von Porphyrius natürlich durch den papst ersetzt) . . . *incitare debet, deinde zelus sanctae fidei et religionis et caritatis in rempublicam christianam parve desolatum inflammare* (a.o. 1166); und darüber hinaus liefert sie ihm namentlich gegen den schluss eine ganze reihe vielfach wörtlich übernommener bilder und gedanken¹. auch ihr pathos weist der dichter ausgezeichnet zu treffen, und natürlich lässt er sich die tränen nicht entgehen, von denen sie nach den berichten unterbrochen war. der grund zu dieser persiflage ligt auf der hand: Granvellas rede bedeutete für die protestanten eine programmatische erklärung über die kaiserliche politik; sie beanspruchte deshalb das größte interesse und wurde, kaum gehalten, auch in Sachsen bekannt (Corp. reform. III 1153). schon in Worms war man nicht übermäßig zufrieden mit ihr; wie der leidenschaftlich-ungerechte, litterarisch immer zum extremen neigende Naogeorg sie auffasste, schloß seine contrafactur anzudeuten. auch sonst lässt Naogeorg seiner

¹ die wichtigsten entlehnten stellen sind 18^r 20—22; 20^v 20^r 20^v 20^r bild von der *tunica inconsutilis Domini*, das 45^r 19 wiederholt 20^v 21^r 4—6. 11 f. 22 ff.; 21^v 15 f.

neigung zur parodischen benutzung gegebener elemente wider die zügel schiefen. bei der grotesken einholung des Satans zu beginn des conciliums wird von den versammelten ein *veni fautor Satana* angestimmt (18^r 11 ff), natürlich eine parodie des hymnus 'Veni creator spiritus' (Daniel Thes. hymnol. I 213), der teils im wortlaut (11), teils in höhnischer verdrehung (13. 14) benutzt ist. die pointe dieses intermezzos ligt darin, dass das 'Veni creator spiritus' seinen festen platz hatte am eingang eines concils: auch die Wormser verhandlungen hatte man auf katholischer seite mit der celebration einer messe *ad invocandam spiritus s. opem* eingeleitet (Corp. reform. III 1224). ferner zeigt der eingang und schluss des papstbriefes an Heinrich VIII, mit welchem witz Naogeorg gegebene formen zu parodieren wuste (man vergleiche etwa den anfang des briefes Leos X an Heinrich, Magn. bullar. rom. [ed. Taurin.] V 773). den hieb *episcopus huius nominis primus et extremus* 9^r 24f dictiert die zuversicht des protestanten, dass es mit dem papsttum zu ende gehe, und ebenso ist die häufung der titel Heinrichs offenbar ein stich (vgl. 3^v 14); auch Luther ärgerte sich übrigens über den *scheuslichen titel* des königs (Weim. ausg. II 450, 19f). den schärfsten streich aber bringt der schluss, wo Naogeorg in der formel *sub annulo piscatoris* den *piscator* durch den *aeruscator* ersetzt. auch herzog Heinrich wird gelegentlich mit seinen eigenen worten verspottet: der prahlerische ausruf des Pyrgopolinices *manebo tamen Pyrgopolinices* (41^v 24; vgl. 39^v 1), dessen pointe Diehl 41 nicht erkennt, zielt auf den schlussvers einer bekannten trutzstrophe des herzogs: *herzog Heinrich bleib ich* (Liliencron IV S. 178).

Überhaupt bedeutete der schlüsselcharakter des stücks in gewissem sinne eine erleichterung der künstlerischen aufgabe. der hauptfigur ist es jedenfalls recht gut bekommen, dass sie ein lebendiges modell hatte: das gibt ihr einen reichthum und eine farbigkeit, die sie sonst kaum gewonnen hätte. der störrige Pyrgopolinices des letzten actes, der taub ist gegen jedes argument, sich auf eine disputation überhaupt kaum einlässt und immer nur das eine wort weifs: ihr seit häretiker, der papst will euern untergang, — das ist der hartköpfige herzog Heinrich mit der soldatisch blinden treue zur angestammten kirche, die seinen grösten ruhm ausmacht. gewisse wesenszüge, die die evangelischen an ihm sehen wollten, verdichteten sich im lauf der jahre

in der polemik zu einem ganz festen cliché, und die meisten linien dieses clichés bietet auch Naogeorg. wie die zahllosen flugschriften und lieder gibt er ihm als den hoffärtigen der vor keiner blasphemie zurückschreckt, als den bluthund der Nero (33^v 8) und Doeck (S^r 13) vergleichbar ist¹, wenigstens andeutend wird auch der vorwurf erhoben, der den herzog am empfindlichsten traf: dass er ein hasenfuß sei. der üblichste stempel für den herzog ist in der polemik der des 'scharrhansen' und 'eisenfressers' das hat guten grund; denn tatsächlich nahm der herzog oft den mund ein wenig voll: auch hier arbeitet Naogeorg nur nach dem leben. aber der eisenfresser der flugschriften ist bei ihm fühlbar gefärbt durch die antike komödie. der Miles gloriosus des Plautus hat dem Pyrg. nicht nur den namen und einen scenenschluss gegeben (39^v 9 = Mil. glor. 75), sondern auch den leicht komischen ton, der gelegentlich anklingt. es ist fast zu viel was Naogeorg in dieser gestalt vereinigen will; die charakteristika reiben sich bisweilen. denn zu allem leiht er dem Pyrgopolinices auch noch eine turbulenz, die er vielleicht weniger dem geschichtlichen modell als seinem eigenen wesen entlehnte. auch im Pyrg. wiederholt sich nämlich die beobachtung, dass Naogeorg seinen gestalten, soweit sie es irgend vertragen, ein bewegtes, mehr oder minder choleriesches temperament gibt. die ungeheure leidenschaftlichkeit, die in ihm lebendig war und ihm für einen mann wie Melanchthon zum *homo furiosus* machte (Corp. reform. v 290), drängte zu solcher gestaltung. deshalb glückt ihm eine figur wie der henker Cacorthotes, mit seiner grausigen berufstreueigkeit und seinem infernalischem humor vielleicht die beste gestalt des stückes. deshalb gewinnt auch eine nebensfigur wie Polystratus eine gewisse lebendige frische. selbst das blasse gesicht des Philalethes bekommt im 5 act ein wenig farbe, als sich Naogeorg in der großen apologie in hitze redet. man ist versucht zu fragen, ob der dichter nicht vielleicht auch ihm mit zügen seines urbildes Johann Friedrich ausgestattet habe. persönlicheren anstrich tragen nur seine vergleichenden erörterungen über das las des fürsten und das des einfachen mannes (iv 1), und recht ähnliche äufserungen Johann Friedrichs wurden tatsächlich colportiert

¹ Nero: BWaldis Streitged. II, str 20; Zs. d. hist. ver. f. Nieder-sachsen jahrg. 1850, 16; Luther bei Enders XII 212; Doeck. Dübner, Weim. ausg. II 573 ann.

(Luther Tischr. iv 198 f Förstemann-Bindseil). aber derlei seufzer über die bürde des fürstlichen amtes gehörten auch zum schema solcher gestalten. und ebensowenig braucht der name Philaethes notwendig eine besondere tugend des fürsten betonen zu sollen. denn Philaethes war eine alte dialogfigur (Niemann Dialogliteratur d. reform. zeit 38. 58), die auch in der polemik zwischen Heinrich und seinen gegnern wider auftauchte: Justinus Warsager hiefs eine polemische gestalt, die im kreise des Braunschweigers gegen Philipp vHessen mobil gemacht wurde, und zwar anfang 1541, um dieselbe zeit in der man sich Naogeorg mit seinem drama beschäftigt denken mag (vgl. Corp. reform. iv 112). man wird die gestalt des Philaethes am richtigsten verstehn, wenn man in diesem fürstlichen idealbild ein compliment des dichters vor seinem landesherrn erblickt. dagegen ist das bild Albrechts vBrandenburg nach dem leben gezeichnet, das lehrt schon der name Oncogenes, der doch wol die gravität des massiven körpers bewitzeln soll, den uns die bilder von Dürer und Cranach zeigen. vielleicht dass Naogeorg auch bei dem namen Strabax (schieler) auf einen körperlichen fehler der modellfigur deutet: gemeint ist zweifellos Balthasar vStechau, der grofsvogt von Wolfenbüttel, der als Heinrichs rechte hand auch beim mordbrand galt (vgl. Liliencron iv s. 172; nr 480, str. 8). der cancellarius Probus bezeichnet ebenso gewis Johann Friedrichs kanzler Gregor Bruck.

Die hauptgestalten des ersten teils hat Naogeorg aus dem Pamm. herübergenommen, und diese herkunft hat ihnen in der beurteilung zt. unrecht widerfahren lassen. man darf den Pammachius des Pyrg. nicht ohne weiteres an dem des älteren dramas messen; denn die voraussetzungen für diese figur haben sich in dem jüngeren stück völlig geändert. für den 'irdischen gott' des Pamm. ist hier, wo sich das papsttum in höchster bedrängnis befindet, kein raum mehr. so ist denn der Pammachius des Pyrg. zu großen teilen eine neue gestalt, und er ist eine recht gut gesehene gestalt, die der dichter mit sichtlicher liebe behandelt. nicht übel zeichnet Naogeorg in ihm die gefallene gröfse: auf guten zuspruch hin wirft er sich wol wider in positur; aber er glaubt selber nicht mehr an sich; die hochfahrenden töne machen sehr bald wider kleinlauten platz. des festen bodens beraubt, sieht er die dinge schwärzer als nötig. er ist sehr empfindlich und leicht beleidigt, ohne doch für die eigene person vor hand-

festen grobheiten zurückzuschrecken, die zornige aufgeregtheit, die ihn überhaupt nicht mehr freigibt, malt sich trübslich in seiner polternden, übertreibenden sprache. der Satan ist sich ziemlich gleich geblieben; er ist eine gestalt aus NaoGeorge geblüt: cholerisch, ungeduldig, gereizt durch die versäumnisse seines irdischen vertreter. dagegen ist bei Porphyrius ein penibler abstieg zu beobachten. man sieht zwar, dass die gestalt ebenso gedacht ist wie im Pamm., obgleich aus dem *sophista* inzwischen ein *cardinalis* wurde. aber geblieben ist ihm nur die eloquenz, alles andere, die überlegene intelligenz, die höflingsklugheit, die ironie, die skepsis, ist nur noch in ansätzen vorhanden, und als ganzes würkt er wie eine ruine der genialen älteren schöpfung.

Was den aufbau des dramas anlangt, war der erfingung des dichters insofern nicht mehr viel spielraum gewährt, als die gegebene fabel die handlungsführung grosenteils vorschrieb. wie die fabel war, bedingte sie einen bruch im stück: auf der einen seite die doch einigermaßen hypothetische vorgeschichte der brände, auf der andern die realität des zeitgeschichtlichen erlebnisses. und dieser bruch zeigt sich bei NaoGeorge nicht nur in dem fast völligen wechsel der personen, worauf Diehl 39 mit recht hinweist, sondern auch in manchem andern belang. der erste teil, in dem Satan nicht die einzige symbolische gestalt darstellt, der vollgepfropft ist mit geschichtlichen beziehungen die sich über eine weite zeitspanne verteilen, trägt im ganzen einen unwürklicheren charakter und geht deshalb mit der äusseren wahrscheinlichkeit recht sorglos um. sein local ist unbestimmt und seine fixen zeitangaben verlangen, dass man die illusionäre sphäre der handlung berücksichtigt (act II bereits am morgen nach act I, vgl. 13^r 20; 13^v 1. 16^v 12). im zweiten teil ist es umgekehrt: hier wird das gesehehen actuell, deshalb hören jetzt die unwahrscheinlichen zeitangaben auf und das local wird bestimmt: act III spielt in Wolfenbüttel (*aula nostra* 28^r 12). act IV und V hat man nach Torgau, dem damaligen hoflager Johann Friedrichs, zu verlegen. das princip der actteilung ist wie im Pamm. und im Mere. die einheit der zeit und der handlung; auch die einheit des ortes ist bis auf einen leichten scenewechsel im 2 und 5 act innegehalten (II 1; V 2). überhaupt fehlt die technische glätte auch diesem stück nicht, die scene fließen natürlich aneinander, der dichter sorgt durch voraus-

deutungen für ihre verknüpfung (schluss von 1 1, besonders von 11 3), und selbst bei der dramatisch anfechtbaren heranziehung Georgs vSachsen muss man so viel anerkennen, dass er sich alle mühe gegeben hat, die Holophernesscene gehörig vorzubereiten. daneben stehn freilich böse nachlässigkeiten, besonders gegen das ende: die schwankartigen mittel zu denen N. greift um die abrechnung mit Pyrgopolinices zu ermöglichen, sind nicht nur stilwidrig, sondern auch sehr bequem. technisch das eigenartigste am Pyrg. ist eine weitgetriebene schematisierung nach dem princip der zweizahl. fast das ganze personal des stückes gliedert sich in gruppen zu zweien, selbst der henker hat noch seinen knecht neben sich. nur die mordbrenner treten zu dritt auf, teils weil ihre modelle ein kleeblatt bildeten, teils weil Naogeorg drei zeugen brauchte, um Pyrgopolinices rechtsgültig zu überführen. aber auch das ist dem dichter unbequem; denn ihre folterung vollzieht er wider in zwei abteilungen. dieser schematismus, der bis ins kleine geht (32^r 12 und 32^v 1; 32^v 20), barg in sich natürlich eine gefahr für die lebendigkeit der wechselrede; deshalb gruppiert der Pamm., der von allen stücken Naogeorgs den funkelndsten dialog zeigt, die personen lieber zu dritt. man müste widerholen was sich schon beim Pamm. und Merc. beobachten liefs, wenn man den schwächen des stückes im einzelnen nachgehn wollte: leichte widersprüche in der charakterzeichnung (Pammachus am schluss von 11 4), satirische anzüglichkeiten und witze die aus dem rahmen springen (8^v 22. 24^r 4. 36^r 9), künstlerische entgleisungen die die nicht zu zähmende polemik verschuldet (3^v 25ff), all das begegnet auch hier. aber die hauptschwäche ligt tiefer; das stück ist einfach zu geschwind gearbeitet. nicht etwa dass die fabel undankbar gewesen wäre: sie bot den stoff zu einem guten drama, aber Naogeorg liefs sich keine zeit, mit immer sich steigender hast hat er das stück hingeworfen. wie pompös ist der Pamm. eingeleitet und wie eilfertig der Pyrg.! wie werden hier die chöre von act zu act dürftiger und unbemühter! der stumme haufen der episcopi und monachi am anfang des dramas hat noch eine gewisse plastik, der coetus principum im letzten act ist so gut wie nicht vorhanden, und was hätte sich aus dieser gerichtsscene machen lassen! mit gröster unbefangenheit greift Naogeorg zu abkürzungen, die manchmal recht bedenklich sind (36^r 8;

38^r 21; v 3 Probus als urteilfinder). vor allem hat es (der mangel an muße dem dichter verwehrt, den satirischen und polemischen stoff dessen er sich entledigen wollte, so durchzukneten, dass er sich in dialog und handlung auflöste. der Pyrg. ist von Naogeorgs streitdramen das bewegungsärmste und redenreichste. und trotzallem lässt auch dies stück die hand eines meisters erkennen; hie und da heben sich über die genugsame dichterei doch scenenstücke empor, wie sie nur einer großen gestaltungskraft gelingen konnten, etwa in iv 1 das diabolische spiel des henkers mit seinem opfer oder in ii 1 das dramatische auftreten des Pyrgopolinices vor dem concil oder in derselben scene die hinreißende rede des Porphyrius mit ihrem kostbaren gegensatz zu den gewundenen erwidernngen der unworbenen kirchenfürsten, und vollends in nichts steht der Pyrg hinter seinem gröfseren bruder zurück in der glut des hasses gegen die feinde der reinen lehre, der namentlich v 2, dialektisch sehr wirkungsvoll, losbricht; auch darin ist er dem Pamm. verwandt, dass trotz dem niedergang des papsttums, trotz der immer wachsenden ausbreitung des evangeliums kein jubelton laut wird. der jäh. dunkle zelotismus dieses dichters, wie er etwa aus den chören spricht, kannte keine freude.

Die frage erhebt sich, ob sich für das eiltempo der abfassung des dramas nicht äufere zeugnisse und gründe beibringen lassen. da gibt Naogeorgs abhängigkeit von Luthers Hans Worst einen wertvollen anhalt. Luther ist mitte märz 1541 noch mit dieser schrift beschäftigt gewesen, es scheint als wenn sie am 25 märz noch nicht ausgedruckt war (Hall. neutr. einl. iv). aber am 4 april schreibt Melancthon bereits von Regensburger reichstage: *scriptum tuum contra Mentium hoc avidissime legitur* (ib.). da sendungen von Sachsen nach Regensburg mindestens vier tage liefen, wie sich etwa an der correspondenz Johann Friedrichs mit seiner gesandtschaft beim reichstage feststellen lässt, muss das pamphlet spätestens in den letzten tagen des märz im druck abgeschlossen worden sein. der Pyrg ist nach der angabe am schluss des originaldrucks am 13 april beendet worden, der dichter wurde grade noch zum teste fertig, denn am 14 war gründonnerstag. hätte Naeorg von Hans Worst den anstofs zu seinem drama empfangen, so hätten ihm demnach für die abfassung nur rund 14 tage zur verfügung

gestanden, — denn dass ihm Luthers schrift schon im manuscript bekannt geworden wäre, ist nicht wahrscheinlich. das würde eine tagesleistung von durchschnittlich 150 versen bedeuten, sie ist bei einem so wort- und formgewandten poeten wie Naogeorg vielleicht nicht unmöglich. aber freilich, es ist sehr fraglich, ob das ganze stück unter Luthers einfluss steht. mit sicherheit ist das nur für den letzten act zu erweisen, nur für ihn ist also eine zuverlässige datierung zu gewinnen. für das ganze drama kann man wol trotz Luther den spielraum weiter nehmen, und wenigstens ein indicium gibt dieser innerlich wahrscheinlicheren auffassung auch einen äusseren anhalt. 30^r 24 erklären die mordbrenner: *hyemis rigorem haereticis temperabimus*. nun weisen alle chronologisch verwertbaren angaben des stücks auf den hochsommer 1540; wenn Naogeorg hier von *hiems* spricht, hat er die stelle doch wol im winter geschrieben. danach wäre der 3 act vor dem april anzusetzen. terminus post quem ist jedenfalls Heinrichs vBraunschweig Duplica, die vom 2 nov. 1540 datiert ist, aber erst anfang 1541 in weiterem kreise bekannt geworden zu sein scheint (Wider Hans Worst neudr., einl. III).

Mit gröfserer sicherheit lässt sich die frage beantworten, was Naogeorg zur eile drängte. der Pyrg. sollte offenbar noch zum Regensburger reichstage zurecht kommen, der am 20 jan. 1541 ausgeschrieben, aber erst am 5 april eröffnet wurde. ihn nutzten die protestantischen stände, und nicht nur sie, zu einem officiellen vorgehn gegen herzog Heinrich, dessen situation gerade auf diesem tage sehr ungünstig war. und die mordbrennerfrage gab ihnen den anlass: vom 13 mai ist die schon genannte Supplication datiert, die die mitglieder des Schmalkaldischen bundes beim kaiser einreichten. Naogeorgs drama wirkte also zu seinem teile mit bei dem kesseltreiben gegen den verhassten Braunschweiger, das gerade eingesetzt hatte. das stück war nicht nur eine schmähchrift, sondern zugleich ein wenn auch inoffizielles politisches kampfmittel. man erinnere sich, dass Luthers Hans Worst unmittelbar nach seinem erscheinen nach Regensburg geworfen wurde; auch sonst haben wir nachrichten davon, dass flugschriften herausgebracht wurden mit dem ausdrücklichen zweck der agitation auf politischen tagungen (Kawerau Briefw. d. JJonas 408).

Freilich vermag ich nicht sicher nachzuweisen, dass der Pyrg. auf dem Regensburger reichstag bekannt geworden wäre.

aber das besagt um so weniger, als sich auch im Wittenberger kreise, wie es scheint, keine directen hinweise auf das stück finden. weder Luther tut seiner in den briefen oder tagebüchern erwähnung, noch taucht es im briefwechsel von Melanchthon oder JJonas auf. statt dessen begegnet man dem Pyrg an einer stelle, wo man es viel weniger erwartet: am 12 juli 1541 schreibt Johannes Oporinus an den bürgermeister von SGallen, Joachim vWatt: *scripsi nuper ad te. . . quae ex comitis Rationensibus ad nos allata erant novarum rerum quaedam, per Davidem, bibliopolam vestratem, ut opinor. . . interea nihil quod sciam novi quisquam accepit praeter tragediam quandam, Pyrgopolinici inscriptione, et de puella quodam nescio quod, quae apud Myconium vidi. . . misissem. . . tragediam illam cui unicum exemplar apud Myconium esset, quo tunc is caret, habebimus autem, spero, propediem plura ex Argentorato: tum ad te quoque unum mitti curabo* (Vadianische briefsamml. VI 15f). dieser brief eröffnet immerhin die möglichkeit, dass das erste exemplar des Pyrg. aus Regensburg nach der Schweiz kam; jedenfalls zeigt er, welches interesse das drama auch aufserhalb seines heimatgebietes fand. nicht minder deutlich wird das aus der folgenden stelle eines briefes des Oswald Myconius an Joachim vWatt, der als ganzes verloren scheint: *tragedia nova circumfertur, cui titulus Incendia seu Pirgopolinici, contracta flagitia papalia et papistarum, in primis autem Henrici Brunswicensis, si fuissent exemplaria, misissem. historiam certam videtur mihi continere atque horrendam magis quam dici possit.* Goldast, der in seinen *Politica imperialia* (1614) 1112 dies briefstück mitteilt, scheint es mit dem drama selber auf 1541 zu datieren zweifellos gehört es aber in dieselbe zeit wie der brief des Oporinus.

Der Pyrg. hat bei seinem erscheinen begierige aufnahme gefunden. noch 1541 erschienen nicht weniger als drei übersetzungen (Goedeke Grundr. II 331), und zwar hatten es die übersetzer nicht minder eilig als der dichter: schon am 24 juli schreibt der kanzleibeamte Franz Pehem in Altenburg an Stephan Rüb in Zwickau: . . . *Wolff waldauff hat mir uchst ein separirt kharitreythen angezeigt, das das Buchlein Incendia quont componet bey Euch dertzsch zue bekommen, Da dem also, Ist mein hit, Ir wolle mir dieselb Buchlein zwey, des Justi mein, uerdtzschkwaug zueschicken oder zuuorlesen leyhen* (Archiv f gesch d dtach

buchhandels 16, 205). im selben jahre kam ein nachdruck heraus, ebenso sprechen die zahlreichen exemplare die auf uns gekommen sind¹, für die beliebtheit und verbreitung des dramas.

¹ wie mir Bolte freundlichst mitteilt, besitzen folgende bibliotheken das werk: Augsburg, Berliu, Freiburg i. B., Göttingen, Groningen, Haag, Königsberg univ. (2 mal), Leipzig univ., London, Nürnberg stadt-bibl., Prag, Upsala, Utrecht, Wernigerode, Würzburg, Zürich, Zwickan, die gleiche jahreszahl und der gleiche titel deckt indessen zwei verschiedene drucke, den originaldruck von 1541 und einen nachdruck, der gewis noch demselben jahre, spätestens jedenfalls dem nächsten angehört; denn das Würzburger exemplar dieses nachdrucks ist bestaudteil eines sammelbandes, der handschriftlich auf dem hintern deckel die jahreszahl 1542 trägt. auch die exemplare des originaldrucks sind nicht völlig identisch, insofern sie zt. bogen verschiedenen correcturzustandes zusammenfügen (vgl. dazu JLuther Die schnellarbeit der Wittenberger buchdruckerpressen in der reformationszeit 18). besonders hat man auf die bogen A und F zu achten. so bietet zb. das Berliner exemplar den bogen A in einem schlechteren correcturzustand als das Göttinger, dieses den bogen F in einem schlechteren als das Berliner; in den übrigen bogen stimmen beide exemplare überein. es handelt sich bei den abweichungen meist um unterschiede in der interpunction, seltener um druckfehlerbesserungen und orthographische änderungen. der Goldastsche abdruck von 1614 geht auf ein exemplar zurück, in dem bogen A und F die beste fassung haben, dagegen enthält das Zwickauer exemplar von beiden bogen die schlechteren abzüge. der alte nachdruck, der zb. in dem Leipziger und Würzburger exemplar vorliegt, bietet bogen A in dem besseren, F in dem schlechteren zustande. er hat die fehler des originaldrucks teilweise verbessert, dafür wider andere unterlaufen lassen. er ist auf den ersten blick kenntlich durch eine andere zeilenabsetzung auf dem titelblatt, eine andere blattzahl (55 statt 49) und durch auslassung des datums (13. Aprilis. 1541) am ende des stücks sowie der druckerbezeichnung (APVD GEORGIVM RHAV) auf dem titelblatt. auch das bei Kuczynski 2030 angeführte exemplar stellt offenbar diesen nachdruck dar, nur dass die blattzahl mit 56 falsch angegeben ist. auch der originaldruck bedarf an nicht wenigen stellen der besserung: so ist zu lesen 1r5 *teræ*, 5v16 *perciolent*, 7r11 *oppedere*, 13r19 wol *Dato*, 15v12 *Cubantia*, 22r1 *solis*, 22v3 wol *Huic*, 31v22 *adamatam*, 35v9 vielleicht *roga*, 45r12 *Romanas*, 47v7 *Papisticis*; ganz selbstverständliche berichtigungen sind übergangen. wie wenig Naogeorg mit der übereilten arbeit des buchdruckers zufrieden war, erhellt aus einem brief, den er am 8 sept. 1542 an Stephan Roth schrieb: *Incendia typographi negligentia multum mendose excusa sunt, quod mihi non nullius ruboris causa est. sed factum, jam infectum fieri non potest. candidi lectores mihi tot errata non imputabunt, immo ne possunt quidem veritate comite. misissem ad te catalogum erratorum, nisi nuncius properasset, et ego satis essem occupatus. alias ad te mittam* (Archiv f. gesch. d. dtsh. buchhandels 16, 210).

auch litterarisch hat es in seinem heimatlichen kreise und darüber hinaus gewürkt. wie weit sein einfluss auf die kleineliteratur der flugschriften und lieder reicht, ist schwer zu fassen; und selbst wenn ein stück wie das lied 179 bei Liliencron iv denselben gedankengang aufweist wie der Pyrg., kann sich das wol so erklären, dass eben auch Naogeorg nur die öffentliche meinung widergegeben hat. greifbarer ist seine einwirkung bei polemischen producten höheren ranges. so ist eins der ausgezeichnetsten dialogischen stücke der späteren reformationszeit stark vom Pyrg. abhängig, nämlich die 'Drei neue und lustige gespreche, wie der wolf, so etwan, doch nicht lang, ein mensch, Heinz Wolfenbüttel genant, in abgrunt der hellen vordant sei' (Schade I 99 ff.). es ist freilich keine abhängigkeit der groben entlehnungen, sondern jene feinere form litterarischer beeinflussung, die mehr keime pflanzt, die später ihr eigenes leben gewinnen. die dialoge geben sich als gesamtabrechnung mit dem herzog, aber die mordbrennereien drängen sich überall vor. die bei Naogeorg in contumaciam erfolgende verurteilung Heinrichs wird hier eine wirkliche; und zwar verurteilt der Satan seinen anhänger deswegen, weil er durch unvorsichtiges drauflosfahren dem höllischen reiche mehr geschadet als genutzt hat. auf diese idee brachte den dichter die obengenannte 'Expostulation und strafschrift Satane'. manches übernehmen die dialoge freilich einfach aus Naogeorg (vgl. Schade I 103, 129 ff mit Pyrg. 24^r 2 ff.), aber vielfach sind die zusammenhänge feinerer art, man achte besonders darauf, wie die Holopherneszene in den dialogen fruchtbar geworden ist¹. noch eines anderen dialoges sei kurz gedacht, der so verblüffende berührungen wenigstens mit dem ersten teil des Pyrg. zeigt, dass directer zusammenhang unab-

¹ die dialoge verdienen eine besondere untersuchung; die vor allem die datierung sicherzustellen hätte. die quelle ('Lycæon ad Tartarus conatus. dialogi tres') trägt in dem Würzburger sammelbande in dem wir mir begegnet ist, die jahreszahl 1542. der deutsche druck den Schade reproducirt, ist vom 6 jan 1542 datiert. jedenfalls so das exemplar schon 1541 entstanden, dafür spricht ua., dass die mordbrennereien noch in frischester erinnerung stehn und mit zügen geschillert werden. Als sich bei Naogeorg nicht finden (139, 165 ff.). ob die dialoge zur zeit des Egenburger reichstages geschrieben wurden, wie Koldewey (Heinz v. Wolfenbüttel 178) will, ist kaum erweislich; jedenfalls ist nicht Egenburg der schauplatz und Minos so wenig Grauvella wie Pluto der kaiser (106-40).

weislich scheint. es ist der 'Frische combiszt', den Goedeke unter Gengenbachs werken abgedruckt hat, weil er in ihm die überarbeitung einer Gengenbachschen dichtung sah. diese ansicht ist mit recht abgelehnt worden (Singer Zs. 45, 156), ohne dass man dem stück bisher einen besseren platz angewiesen hätte. seine beziehungen zu Naogeorg ermöglichen das. Goedeke setzte den Combiszt an den schluss von 1545 oder den anfang von 1546 (Gengenbach 663); eher ist er in der zweiten hälfte von 1542 oder wenig später gedichtet worden. denn der *Teutsche hertzog* meint offenbar herzog Heinrich vBraunschweig und zwar den seit juli 1542 aus seinem lande vertriebenen herzog; der vers 485 *zerzog mann mir desz beüttels riemen* ist eine deutliche anspielung auf den Wolfenbüttler, dessen name öfter in ähnlicher weise satirisch ausgemünzt wurde. auch in diesem stück handelt es sich um ein concilium weltlicher und geistlicher fürsten, die der papst für einen zug gegen die lutherische ketzerei zu gewinnen sucht, und die übereinstimmungen mit dem Pyrg. in der idee, im aufbau der conciliscene, in der gruppierung der personen, selbst in einzelnen gedanken gehn so weit, dass sie sich nicht aus der benutzung desselben gegebenen motivs erklären können. jedenfalls beschränkte sich die lebendige wückung des dramas auf eine kurze zeit. es war viel zu sehr auf eine actuelle situation eingestellt, als dass es ein langes leben hätte führen können. wie sein charakter war seine wückungsdauer die einer zugkräftigen flugschrift. daher sind ihm neue auflagen nicht beschieden gewesen. der druck von 1561, den Goedeke Grundr. II 135 anführt, existiert nicht, wie mir die Göttinger bibliothek mitteilt, und ebensowenig weiß man in Wolfenbüttel von einer octavausgabe des jahres 1614, die bei Goedeke verzeichnet ist. wol hat im jahre 1614 Goldast in seinen *Politica imperialia* 1112ff das drama neu gedruckt, aber da steht es unter acten und urkunden; es interessierte den historiker nicht als dichtung, sondern als geschichtliches document.

Berlin-Schöneberg.

A. Hübner.

ZUM TRACTAT 'SCHÜREBRAND'

In den Studien zur deutschen philologie (Halle 1903) habe ich den unter dem namen Schürebrand bekannten tractat als das zwei jungen clarissen zugeeignete werk eines Straßburger johan- niterbruders vom Grünen wörth zu erweisen gesucht, ohne dass sich über die verschiedenartige anordnung der einzelnen abschnitte in der handschriftlichen überlieferung (s. 58) ein alle zweifel aus- schließendes urteil hätte abgeben lassen. ursprünglich richteten sich die ansprachen und ermahnungen wol nur an eine schwester (s. 61). im laufe der jahre sind mir nun aufser den handschriften ABC noch drei weitere bekannt geworden, über die ich hier einige mitteilungen machen möchte, da auch sie uns ein lehrreiches bei- spiel von der 'zersetzung und vererbung in den deutschen mystiker- texten' geben können, wie sie jüngst Adolf Spamer an meister Eckhart überzeugend dargelegt hat. ein gleiches lässt sich für Greiths *Compilatio mystica* nachweisen. s. meine ausführungen in der Festschrift für Marcus und Weber. Bonn 1919, s. 132 ff.

Die handschrift¹ der Nürnberger stadtbibliothek Cent. vi 46^a, einst im besitz des Katharinenklosters daselbst und als solche auch bei Jostes Meister Eckhart und seine jünger s. 132 unter H vi verzeichnet, enthält bl. 140^a—198^b den Schürebrand, von dem es auf einem bl. 1^b eingeklebten pergamentzettel (15 jh.) heisst: *Das nach stet von dē heilige geist myē dē (de wol nachträglich vorge- setzt) glünsenden glenster² lvin daraufs gut prief ab' schiket von- gaitlichen kinden.* der text (D) reicht bis incl. nr 81 (51, 26) und folgt der fassung von BC sowol der anordnung als den les- arten nach, doch ist D mehrfach mit fehlern behaftet, die dann nicht selten am rānde von gleicher hand gebessert sind. ver- einzelt stellt sich D mit seiner lesart zu A und gibt dadurch die- möglichkeit, den wortlaut der recension BC schärfer abzugrenzen. das charakteristische von D ist aber die systematisch durchgeführte herrichtung des textes für die dominicanerinnen zu skatharissen, indem regelmäsig der name 'Franziseus' durch 'Donnicus' (1, 20, 11, 1, 24, 4, 26, 13—141 sa 30, 4, 51, 25) ersetzt oder über- haupt getilgt (7, 22), sowie für *frouwe* s. *lbu*, oder *claresse* *dienerin* [s. *Dominici*] (9, 23, 11, 2, 12, 1, 28, 26, 13—141 sa

32, 9), für *s. Claren orden* : *s. Dominicus orden* (3, 6, 8, 18, 27, 1 lesa.), für *s. Clara* : *s. Katherina* (24, 5) oder *Dominicus* 13, 23 bis 29 lesa. 35, 20. 51, 25) geschrieben ist, falls nicht völlige ausmerzung derartiger berufungen (4, 21. 25, 12. 34, 3. 35, 20. 38, 23) stattgefunden hat. vgl. auch 26, 20f. im anhang 1 gebe ich eine auswahl aus den lesarten²; den engen zusammenhang mit BC ausführlich zu begründen, wäre platzverschwendung. es genügt einzelnès davon anzumerken, vollständig aber nur zu verzeichnen, wo D im gegensatz zu BC sich mit A berührt.

In einem eigenartigen verhältnis zum Schürebrandtext steht eine im Ms. germ. quarto 171 der königl. bibliothek zu Berlhn (F)³ und in der hs. Theol. 1890 4⁰ der Hamburger stadtbibliothek (E)⁴ überlieferte fassung. beide hss. weisen auf Daniel Sudermann, erstere war in seinem besitz, die Hamburger hs. ist eine von ihm gefertigte, hie und da modernisierende abschrift nach einem ähnlichen, aber nicht mit F identischen manuscrite. in F hat Sudermann bl. 275^a (recte 295^a) am rande vermerkt: *habs vom weisse büchlin abgesch : ist fast eins : aber Ihenes ordelich*¹. F ligt nun freilich in einem weissen einbände vor, der text erweist sich aber als vollständiger gegenüber E; ist er auch sonst *fast eins* mit diesem (E), so stimmt doch wider nicht Sudermanns *aber Ihenes ordelicher*, denn *Ihenes* kann, da der eintrag sich in F findet, nur die vorlage von E meinen; diese aber war nicht *ordelicher*, d. h. correcter als F; vielleicht ligt nur ein verschreiben Sudermanns für 'dieses' vor. es muss sich jedenfalls für die vorlage von E, die F gegenüber kürzt⁵, um ein anderes, wenn auch nah verwantes (vgl. die EF gemeinsamen fehler 237, 6. 238, 30? 239, 26. 241, 15. 242, 14. 21. 35f. 244, 24) manuscript handeln, das in den Berliner Sudermannhss. wideraufzufinden mir bisher nicht gelungen ist. in F füllt die hier zu behandelnde fassung bl. 275^a—284^b (recte⁶ 295^a—304^b) und Sudermann ist wie so oft bei Eckhart auch hier schnell bereit auf Tauler als verfasser zu schliessen (bl. 275^a am untern rande neben anderem): *Ist fast desz Herren Tauleri meinung vnd art zu reden, drumb halt Ich : er hab es gewifs geschrieben, dā difs buch kompt vō ihm her.* — aus E kommen s. 154—177 in betracht. auf den ersten blick scheinen EF dem wortlaut des Schürebrand fernzusteln. es handelt sich um die anweisung eines beichtigers an

sein beichtkind für den fall dass dieses einmal der obhut eines ersten beichtvaters entzogen werden könnte. während die abschnitte 4—12 durchaus selbständiges gepräge tragen, geben abschnitt 1 und 2 im wesentlichen wörtlich Schürebrand nr 19 und 20 wider, und auch abschnitt 3 enthält die eingangszeile der nr 21 des Schürebrandtractates, um dann zunächst eigene wege zu gehn, doch vgl. zu abschnitt 7 Schürebrand s. 5, 9ff. für die abschnitte 13—25 kehrt unsere 'regel' zum Schürebrand zurück und entlehnt ihm die wider die schwermut gerichteten nrr 22—31, 36, 39, 40, letztere stark kürzend. den schluss, abschnitt 29—31, bestreitet der verfasser dann wider aus eigenen mitteln.

Man darf bei der mit dem Gottesfreund und Merswin enger oder loser in beziehung stehenden literatur von vorneherein den verdacht auf überarbeitung oder erweiterung älterer vorlagen für berechtigt halten, und so wäre es auch hier nicht ausgeschlossen, dass etwa der Schürebrandtractat den text in EF zu rate gezogen haben könnte; nähere prüfung vermag aber in keiner weise eine solche vermutung zu stützen. die auffallende, weil sprunghafte verwertung einzelner Schürebrandabschnitte in EF lässt sich vielleicht aus der ursprünglich nur losen anordnung des materials, die die überlieferung in A zeigt, erklären. im Schürebrand ist ein strenge festgehaltener gedankengang nicht zu erkennen (s. meine ausg. s. 63f). die kürzere 'regel' in EF zeigt ein etwas festeres gefüge, das sich in grofsen umrissen in folgender weise skizzieren lässt: 1. sammle dich innerlich, auf dass Gott in dir wirken kann. 2. nach dem 'innerlichen gespräche' bete mit worten, und erwidest du, dann beschäftige dich mit dem äufserlichen werk deiner hände, sei stille und vernimm Gottes wort innerlich. 3. wer Gottes ein sprechen verstehn will, darf sich nicht den menschen widmen, meide daher menschlichen anhang, er zerstreut nur. bete, aber sei jederzeit göttlicher einsprache zugänglich, denn das gebet ist nur ein bote zu deinem herzen, um andacht zu wecken. 4. entschlage dich der creatur, lebe nur Christus: er gibt dir schon hier einen vorschmack himmlischer freuden, wenn er dich auch noch nicht in sein haus führt. du musst zuvor sündenrein werden. 5. das wirst du selbst einsehen, und deshalb alles dankbar annehmen was er dir schickt, (6.) auch prüfungen und seelenkämpfe aller art; er läutert dich damit. 7. fliehe die welt und offbare nicht deinen verkehr mit Gott, so lange du deines willens nicht

herr geworden bist. Gott wird dir hirte sein und dir alles vergelten. rufe die heiligen an. 8. diese nimm zum vorbild. sei eine tugendhafte jungfrau, meide der männer (menschen?) heimlichkeit. geh nicht unnötig auf die strafse unter die menge. 9. nimm ablass, aber nur wenn dein innenleben dadurch nicht gestört wird! 10. halte mafs; es lassen sich nicht für alles bestimmte regeln geben. auch deinen schlaf regle in vernünftiger weise. 11. als braut Gottes lege den eigenwillen ab und dafür an das kleid des gehorsams sowie lautere armut. meide den zusammenhang mit der aufsenwelt, gib dein herz ganz Christo. 12. vormittags diene Gott allein, nachmittags würke mit den händen für deine notdurft. kleide dich einfach, sei genügsam an zeitlichem gut. Gott sorgt schon für dich. halte dein gewissen rein, damit Christus sich dir nicht entzieht. 13—28 wider die schwermut und von den mitteln sie zu bekämpfen. ein herz, unbekümmert von allen von aufsen eindringenden bildern ist die beste übung. daher nimm nach keiner seite partei, sei über niemandem richter, du büfsest sonst deinen frieden ein. 29. 30. kümmerge dich um niemanden; halte zu Gott, er allein ist der rechte schulmeister. 31. schluss.

Stil und wortschatz im Schürebrandtractat wie in der fassung EF gleichen einander in auffallender weise, so dass man — selbst wenn man dem gleichen inhalt vollauf rechnung trägt und sich bewusst bleibt, wie leicht ein und derselbe gedanke sich auch in eine gleiche oder ähnliche ausdrucksform kleiden kann; ein lehrreiches beispiel bietet der in F auf unser stück folgende geistliche sendbrief eines Karthäusers — auf einen und denselben verfasser schliesen möchte, der zu gleichem zwecke bei anderer gelegenheit seines seelsorgeramtes in litterarischer form waltete, indem er in kürzerer gestalt, in allgemein verwendbarer fassung einem seiner beichtkinder eine geistliche richtschnur mit auf den lebensweg gab. spricht doch auch die art der benutzung einzelner abschnitte des Schürebrandtractates eher für den gleichen autor, während man sich schwerer vorstellen kann, dass ein anderer so excerpiert haben sollte, wie es im texte EF geschieht. die hier aufgeführten parallelen im wortschatze beweisen mehr quantitativ als qualitativ, dürfen jedoch m. e. nicht übersehen werden; es wird aber genügen nur in einzelnen fällen die genaueren citate anzugeben. an der hand des wörterbuchs zum Schürebrand verzeichne ich aus dem texte EF folgende worte:

lidige abegescheidenheit 247, 34; *anhung der vrenturen* 240, 15f. 245, 29; *barschaft; bedarben; benägig* 240, 34; *bewintlich trost* 237, 16; *brunloftkleid?* 239, 26; *bürnen; alles darbendes, ellendes und verendes* 237, 43f. vgl. Sch. 29, 15; *dienstbarkeit; entfriden, erbere, ergetzenheit erlich, ermundern, gesig, gespilschaft, zütlich gefelle* 241, 11f.; *gewerbe gewerde, gewillig armüt* 240, 1; *gewore; gritig; grundelos erbernde* 236, 27; *grucelich bekorunge* 238, 8f; *inker; inig und einig* 237, 41 vgl. Sch. 16, 31f; *inikeit und einikeit* 239, 3 vgl. Sch. S, 22. 35, 6. 19. 36, 9. *kleinöter; koufmanschatz; liplich und geistlich* 237, 17 vgl. Sch. 4, 7. 33, 18f; *minne und meinunge; minnen und meinen; morpenjake* 236, 30; *parte; ratfragen; redelich sache* 238, 22; *schützig* 241, 5; *sorgceltikeit; getrücket und getrenget* 247, 20 vgl. 246, 5f; *underzur, unlidikeit; verbilden; fride und fröide* 247, 35f; *fröidenruhe fröide* 237, 7f vgl. Sch. 22, 14; *werkmeister* (Christus) 239, 18; *wilerparte; witsweiffikeit*.

Als dem wortschatz in EF eigentümlich wären anzumerken: *benemt* 239, S; *brüttegaden* 237, 3; *derret und quetschet* 237, 26f; *einigen* c. dat. d. person 236, 24; *Elisabet die hertugin von Marbury* 240, 3f. 341, 1f vgl. Sch. 39, 16; *enthalten* 'aufbewahren' 236, 2; **ergritig* 'ehrsüchtig' 247, 22; *gespenig* 'strittig' 247, 12f vgl. Lexer 2, 1067, ChSchmidt, Hist. wörterb. d. elsäss. mundart s. 332a; *heilgeist* 235, 16f; *hüte*, doch wol fem.? 235, 30; *in dem Jordan aller unstürme der bekorungen* 237, 4; *lonkneht* 237, 34 vgl. *lonherre* Sch. 34, 26; **merschetig* 'wucherisch' 240, 38; *schrot* 'schnitt' (der kleider) 240, 32; *stegumpst* 'eingemähtes von schlehen' 240, 14 vgl. Lexer 2, 966, Deutsches wörterb. 5, 1687. 9, 559, Schmeller 2, 520, Schwüb. wörterb. 3, 923; *swiger* (Maria als schwiegermutter der gottesbraut) 238, 2. 20. 239, 39; compositionen mit *un-* sind auch im Sch. beliebt; EF eigen sind *unbehümbert* 247, 9; *unbeteckt* 241, 9; *unnoddürftig* 240, 14. 30. 247, 17. 32; *unerbildet* 236, 6. 238, 24; *unermüschet* 240, 37. 241, 8; *unzerstört* 235, 5. 236, 6; *unzerstört* 238, 24; — *uzker* 235, 6; *verbunst* 245, 1; *fircheln* 239, 28 vgl. Lexer 3, 364, ChSchmidt, Wörterb. der els. mundart s. 103*; *frömen* 'beschaffen, bestellen' 236, 11; *fürböfferin* 240, 1f. *ziere* c. dat. d. person 'narziere gereichen' 237, 32.

Die überlieferung von F weist nach Alemannien, genauer wal ins Elsass, vgl. *hest, het* 2. 3 sg. präs. — *e* für *ei*: *leje* 246, 26; *entgeten* 247, 21 — *i* für *ü*: *willins* 241, 7; *inflisse* 241, 25. — *gehöbet* 245, 30. 237, 21; *erhöben* 246, 6. — *erschrig, werg, fürsmig; nepen, bjentlich* *ustwige, lege, du sijest, er sije*; *wird(y)e* 238, 1. — *hermanert* 235, 2. — *Awfröwest* 245, 28. — *gesatte* 239, 8. — *geischen* 246, 31; *bars-brann* 247, 33 neben *personen* 240, 12, vgl. Deutsches wörterb. 7, 1361, Pfeiffer 17, 254. — gegen consonantengemination, organische wie *gewaltig* zu *galt* composition, herrscht auffallende abweichung. 235, 13. 38. 41. 239, 20. 238, 16 usw. usw.; dem gegenüber stehen vereinzelt *halbe* 245, 35; *wilde* 239, 23; *sellen* 240, 3; *zerstört* 239, 2; *werre* 242, 31; *erhöbende* 247, 11; *sitten* 237, 13; *lütte* (*lüte*) 235, 40. (*lüte*) 245, 26

ANMERKUNGEN.

¹ Den inhalt der Nürnberger hs. verzeichnet eine hand des 15 jhs. auf einem bl. 1^b eingeklebten pergamentzettel. 1. *Item an dem puch stet zum ersten Ein fruchtpere predig geistlichèn menschen*: bl. 2^a—9^b die predigt *Audi filia et vide et inclina aurem tuam* auf perg. von einer hand des 14 jhs. schön geschrieben; sie begegnet auch sonst öfter, s. Bihlmeyer Seuse s. 123* anm. bl. 2^a oben steht *Difs puch gehort in das closter zu sant kathrein in nur(nperg) prediger orden*. 2. *Darnach stet ein lange materi. Das sint gut prief die ein geistlicher vater hat geschriben sein kinden in clöstern*: bl. 10^a—95^b papier, 15 jh. (rot) *Difs ist die corred difs büches. — Daz man dÿ matery diz buchs dester baz künne gemerken und versten, so ist ze wissen, daz diz buch geschriben ist ausser ital priffen, die einer edler wolgeborner closterfrauen grawes ordens geschriben und gesendet sein von einem geistlichen vater aines andern ordens, dem sy ir gedrang und ir gepresten verscrib*; nach Bihlmeyer, dem ich den hinweis auf die hs. verdanke, haben diese geistlichen verhaltensmafsregeln wahrscheinlich Joh. Nider zum verfasser, vgl. auch cod. Colm. 266 bl. 61—136. — bl. 96—103 leer. — 3 (nicht im inhaltsverzeichnis angegeben, aber doch wol selbständig) bl. 104^a—135^a *In nomine domini Jhesu Christi ain guteu nucze ler*, gerichtet an klosterfrauen. bl. 135^b—139 leer. — 4. der tractat Schürebrand. — 5 (nicht im inhaltsverzeichnis) bl. 195^b—205^b von gleicher hand wie nr 4 *Difs ist ein regel aller gaistlichen prelaten, wie sie ire ampt und herschaft tragent mügen und ir untertan reigiren schüllent nach götlichem lob in sicherheit irer concienzen. wart geschriben dem obersten maister in teutzschen landen sant Johans orden von (199^a) einem grossen lerer der heiligen geschrift sant Franciscus orden genant præder Margwart (zuerst, dann ausgestrichen Marckart) von Lindawe, vor zeiten minister und provincial des selben sant Franciscus orden in tewczschen landen*: zweimal zehn regeln. — 6. *Dar nach ein gute ler die den obern zugehört*: bl. 206^a—209^a von anderer hand; *Von den dingen die da zu gehören den prelaten und den prelatÿssen, daz ist der maisterschaft oder den obern*. hierauf freie blätter, auf dem letzten unten der gleiche vermerk wie bl. 2^a über das Katharinenkloster.

² meine collation datiert aus dem jahre 1903; der wunsch, die hs. nochmals einzusehen, musste unerfüllt bleiben, da der stadtmagistrat Nürnberg während der kriegszeit keine hss. versendet.

³ Ms. germ. quarto 171, 15 jh., enthält an der hand des vorgesetzten inhaltsverzeichnisses

1. bl. 1—105^a *Daz gülden büch*, nach Sudermann 'Ein schön geistliche Auflegung des Traums des Königs Nabuchodonozors'. auch im Ms. germ. quarto 193 bl. 3^a—59^b.

2. bl. 107^a—112^a *Ain bredige von dem namen Jhesus vff das ingonde jor. De circumcissione domini* (rot). anfang: *Vocatum est nomen eius Jhesus* (Luc. 2, 21). *Alleine wie dis ewangelium si daz kürztzeste an den worten, Es ist doch al zû tief und al zû grundelofs an dem*

synne, wan wellent wir es scharpflîch merken, so offenbaret es uns dryger leyge icunder die ûbernaturlich sint und unsprehenlichen sint allen zungen. ein hinweis auf diese predigt auch Berlin, Ms. germ. quarto 165 bl. 25^a.

3. bl. 112^a—116^a *Ain ander bredige von der gôtlichen namen so der herre Jhesus in der erikeit empfangen het.* *Incipit sermo in rot. anfang:* Wann ich in dem ersten sermone (gesprochen hat) von dem gnodenreichen namen ihesu den er hat nach menschlicher natur, nu wil ich sprechen von dem gôtlichen namen den das ewige wort empfangen hat in gôtlicher nature. auch im Ms. germ. quarto 165 bl. 25^a—31^b; Hamburg, Theol. 1890 4^o s. 3—11.

4. bl. 116^a—122^a *Ain bredige von der hochzit der lechtweis. De purificatione* (rot). anfang: *Statim reniet ad templum sanctum* usw. diese wort beschribet ons der prophete Malachias (3, 1) an der aposteln die man hûte liest in der messe end traget die wort al zu mol gher ein und entwêrent dem h. ewangelio daz uns Lucas geschriben hat hût in der messe. auch Hamburg, Theol. 1890 4^o s. 23—38.

5. bl. 122^b—130^a (fehlt im inhaltsverzeichnis). *Dise bredige det ein gûter andehtiher lerer sant augustiner ordens.* anfang: *In dem ewangelio s. Lucas in dem xiii cap. sprach unser lieber herre ein gh hussere.* Es wê ein mensche der hette einen icingarten. — *In eine geistlichen synne so betûtet diser icingarte eine jeyeliche cristene sele und der eiglôm dz wûrdige leben und liden Christi.* diese predigt eines Strassburger augustiners steht auch Berlin, Ms. germ. oct. 328 bl. 31^a—46^b sowie mnd. in einer Dûsseldorfer hs., s. Borehling, Mittelind. lss. in den Rheinlanden und in einigen anderen sammlungen 1913 s. 108.

6. bl. 130^a—133^a (meister Eckhart): *Von der geburt des ewigen wortes in der sele.* anfang: *Jhesus sach sitzen Matheum an dem tolle und sprach zu ime.* auch sonst mehrfach belegt, s. Alotze, Kritische beitrage zu MEckhart. Hallenser diss. 1907 s. 5; Hamburg, Theol. 1890 4^o s. 15—21.

7. bl. 133^a—153^a *Von dem balmetage.* anfang *Des andern tages der noch dz wê an dem balme taye do mahte sich unser herre frûge ufs von Bethania uf den wey dz er wolte gen Jherusalem usw.* im inhaltsverzeichnis steht summarisch *Was unser lieber herre uf den palmday und die andren nochgonden taye der kartrichen gôten und gewûrchet het.*

8. bl. 153^a—167^b *Hie noch stot von dem osterdase von der wêstende unsers herren.* anfang: *An dem ostertaye zu mittertage da wêstunt unser l. h. icorer got und icorer mensche. die sele unse herren kam mit der heiligen gotheit zu dem grabe. . .* nr 7 und 8 schliessen 106 stûck; erzählung und auslegung.

9. bl. 168^a—178^a *Es sint cil mônshen, die ir hûte wêren, oder geu mit hilfet von drier sache wegen. . .*

10. bl. 179^a—188^a. *Dise bredige det ein meister der heilichen geschrift.* anfang: *Macrobius ûber dz buch des sloffes Scipijanus daz er aldudunge in dri.* auch Berlin, Ms. germ. quarto 182 bl. 121^a—144^a.

11. bl. 191^a—195^a. *Dis ist ein predige uf den pfingest tag. anfang: Es spricht unser lieber herre Jhesus Christus in dem ewangelio stē Johannes in VIII cāp (8, 28): us mir selber tūn ich nyt. über dz wort spricht der meister in dem gōtlichen urteilē daz daz ewige wōrt sin wesen und sin vermigen us dem ewigen vatter het.* auch Berlin, Ms. germ. quarto 165 bl. 206^a—215^b.

12. bl. 198^a—209^b. *Dis ist ein predige, mag man lesen wen man wil. anfang: Qui se exāstimat stare vide[r]at ne cadat (hs. cadet) (1 Cor. 10, 12). Also spricht sancte Paulus: wer do ist der do schetzet daz er stande, der lūge daz er ūt valle. Dis redet sancte Paulus darumb, wan er an sach des m(enschen) krantheit.* auch Berlin, Ms. germ. quarto 1131 bl. 66^a.

13. bl. 210^a—214^b. *Difs ist ein ler von geistlichem leben und sterben. anfang: Der heidensche meister Aristoteles der spricht: alles das da wūrchet, daz wūrchet noch byzeichen, als wir bekennen in got, in nature und in kunst.*

14. bl. 215^a—253^b. Das meisterbuch. vgl. Literaturbl. f. g. u. r. phil. 1880 sp. 363.

15. bl. 258^a—266^b. *In dem namen unsers lieben heren Jhesu Christi werdent alle unsere werk angefangen und vollebrocht. Wissent daz dis bŭchlin ist geschriben von maniger leig matterie als von dem almüssen enpfochen und och von verdienen des almüssen oder wer es verdienet hat.*

16. bl. 266^b—267^b. *Diss sint etlich zeichen der gōtlichen minnen.* es ist der bekannte, oft überlieferte, auch im meisterbuch verwertete tractat von den 24 zeichen eines wahrhaften grundes, vgl. Spamer, Beiträge 34, 325. 350 f; Berlin, Ms. germ. quarto 1131 bl. 88^b—90^a; Stuttgart, Cod. bibl. 33 folio bl. 107^b—108^a (damit wird berichtet Zs. f. d. altert. 24, 202); Giefesen, s. Borchling aao. s. 135.

17. bl. 267^b—288^b (fälschlich steht 268) sündenbekenntnis und er-mahnung.

18. bl. 268^b—275^a (recte 288^b—295^a). *Dis ist von dem liden unsers lieben herren.*

19. bl. 275^a—284^b (recte 295^a—304^b) unser text.

20. bl. 286^a—291^b (recte 306^a—311^b). *Dis ist ein geyschlich sende-brief] col gōtlicher gnoden und trostes, den nyeman wol gelesen oder gehören mag one sunderliche frucht, der nuwent der wort und der meynungen mit flisse war wil nemen und het es ein geyschlicher kartuser gemacht.* bricht mitten im text ab, vollständig Berlin, Ms. germ. quarto 193 bl. 141^b—153^b. soll nach Sudermann gedruckt sein; ich werde auf das stück zurückkommen.

21. bl. 294^a—298^a (recte 314—318^a). *Von den drügen durchbrüchen die der mōnsche müfs dūn der zū sinem besten kummen wil. anfang: In Christo Jhesu licht der gnaden, luterkeit der selen und ōch des lībes, minne des hertzen, demŭtīge gedultige abegescheidenheit uwers lebens, minner līben swester in grūs wise begere ich ūch dis in gotte*

collekummelich zu besitzen. Amen. *Drije frogen vermaent ons dat die hie. Die erste froge ist welcher der behendeste durchbruch se, schone — zu diser demüt auch kummet, dz helfe uns Jhesus. Amen. My liebe mäter und swester in Ch. J., dis sie uwer demütiger ankant mit cleine arme lere von eine einstern herten und das das uwer licht und luterliche erschinet also der liechte tag, der bekante, vieltach lütel zu belegende tractat Von den drei durchbrüchen in eigenartiger anreihung, s. Denifle, Taulers bekehrung s. 137 ff; Litteraturbl. f. g. und r. phil. 1850 sp. 363.*

22. bl. 300^a—305^b (recte 320^a—325^b). *Vom baum des schinbaum mit XII frächten.*

¹ Die abschrift Sudermanns; Hamburg, Theol. 1890 4^o enthält:

1. s. 3—14. 'Predigt auf das eingehende Jar von dem göttlichen Namen, so der Herr Jhesus in der Ewigkeit empfangen hat' anfang: 'Die göttliche Persone des Ewigen Wortts bestehet beydets in göttlicher Nature vndt in menschliche nature. nach dieser hat es empfangen den gnadenreichen übersüessen Namen Jhesus', auch Berlin Ms. germ. quarto 165 bl. 25^a—31^b; Berlin 171 bl. 112^a—116^b, nach einem vermerk Sudermanns bilden nr 2 in der Berliner hs. 171 (s. oben), nr 1 und nr 3 der Hamburger hs. (vgl. auch Berlin 171 nr 3 und 4, s. oben) einen *cycelus* von drei weihnachtspredigten.

2. s. 15—23. 'Predigt wie sich das ewige Wort gebietet in d. Seel, uf S. Matthei Tage' (Meister Eckhart). auch Berlin 171 bl. 130^a—134^a und sonst, s. oben Berlin 171 unter nr 6.

3. s. 23—38. *De purificatione*. auch Berlin 171 bl. 116^b—122^a (s. oben nr 4).

4. s. 38—69. Predigt mit dem textwort 1 Cor. 10, 12. auch Berlin 171 bl. 198^a—209^b (s. oben nr. 12).

5. s. 69—82. 'Eine Predigt oder Lehre vom geistlichen Leben und Sterben', auch Berlin 171 bl. 210^a—214^b (s. oben nr 13).

6. s. 82—101. 'Eine Predigt uf den H. Pfüngsttage', auch Berlin 165 bl. 206^a—215^b; Berlin 171 bl. 191^a—198^a (s. oben nr 11).

7—11. s. 101—154. Fünf predigten gehalten auf dem Basler concil von dem dominikaner Heinrich Kalteisen (s. Allg. deutsche Biographie 15, 41; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon 7, 58) auf das textwort Cant. 3, 1 (zwei predigten), auf den 1 adventssontag (zwei predigten) und auf S. Stephanstag.

12. s. 154—177 unser text. auch Berlin 171 bl. 275^a—284^a (s. oben nr 19).

13. s. 177—202. Predigt mit dem textwort: *Et tibi iheru anastasio* Ephes. 1 (vielmehr 5, 8). auch Berlin Ms. germ. quarto 165 bl. 31^b—47^b. *Dise wort schribet rus das (hs. der) edel licht Paulus in anse gward end mügent die wol gesprochen sin zu lere end zu terste des ewigen sele und den seligen geiste(n), die von dem vadas und der guden gezogen end gefrümdet sint von aller ghebrüchheit*. Sudermanns vermetet in seiner abschrift s. 3 und 23 beziehungen zu den obigen weihnachtspredigten.

nachspredigten, bes. zu nr 3; s. 177 nennt er nr 13 'ein fürtreffliche Predigt under des Tawleri gefunden' (?).

S. 1—202 des hs. bilden ein selbständiges convolut, dem nachträglich zwei weitere, s. 203—490. 491—628 umfassend, hinzugefügt sind. auf deren inhalt hier einzugehen, ist kein anlass.

⁵ Da sich kein grund für die kürzere fassung von E (vgl. die lesa. zu 235, 8—11; 236, 9—11; 238, 1 ff. 27—34. 37—39; 239, 26—36; 240, 3 f; 240, 37—241, 2; 241, 5—8), falls E direct aus F hervorgegangen sein sollte, erkennen lässt, halte ich es zunächst für vorsichtiger trotz EF gemeinsamen fehlern die vorlage von E nicht mit F zu identificieren, unterschätze aber nicht die sonstigen mannigfachen inhaltlichen berührungen, die zwischen den beiden Sudermannss. bestehn. falls würclich F die unterlage für E war, könnte man Sudermanns eintrag in F allenfalls so deuten, dass er nach abschluss seiner abschrift E nachträglich in F vermerkte, er habe seinen text E aus dem 'weissen büchlein' (F) genommen, der abgesehen von einigen modernaisierungen im ausdruck und kürzungen (?) 'fast eins' mit diesem sei, wenn auch nicht so *ordelich* wie jener. eine solche notiz wäre, in E eingetragen, verständlich, ob aber in F?

⁶ versehentlich ist bl. 258 als 268 gezählt worden usw.

ANHANG 1.

Collation der handschrift D.

3, 4 und — welte (A) am rande nachgetragen 6 sancte Cloren] sant Dominicus 4, 10 der iemer w. (A) 20f sante Dominicus n. d. h. junckfrawen seiner dienerin g. k. 5, 2 nu vurbas (A) 17 sú (A) 6, 4—5 lesa. (BC) un] on 16 vellet (A) 21 megtlicher (BC), lies das w. kleinóter megetlicher l. 24 mit behütsamkeit (A) 7, 2 witsweiffigen (A) 3 und ire wonunge (A) 7 in (A) 10—14 lesa. gewaren (BC)] gewarsamen sch., beheblichen (BC)] beheglichen gr. 17 allem w. zúvalle (A) 22 sante Franciscus fehlt 8, 5 nüt enhave (BC) 10 lesa. gritseck 15 mit den aposteln (A) 17 lesa. und noch gewesigem gritigen gesuche: ge in gewesigem am zeilenschluss rot ausgestrichen, we im zeilenbeginn nachgetragen, lies also noch wesigem gritigen (ri in gritigen durch correctur) 18 sante Dominicus o. 21 gebrauchende (A) 23 begraben (A) 27 verbünnende (A) 9, 10 úch (A) 13 Anthonie (A) 22 lesa. geleinen 23 min clorerin] dienerin sant Dominici 29 minnenreicher (A) 10, 5 lesa. ampt ausgestrichen, am rande ampar (A) 9 junge (A) 10 minnenrichen (A) 11 noch danne (A) 14 verblente 15 lesa. und versteckt fehlt 17f vehtende u. ringende (A) 11, 1 Franciscus] Dominicus 2 heilge — Klore] heilig dienerin 5 lesa. geist 7 sú (A) 16 bilige] willige 21 überkrigen, am rande kifen kiben 22 biliger gelesse u. a.

23 verkeeten (A) 28 bilikeit (A) 12, 1 klorerin] dienerin sant
 Dominiei 6 beschehe d. u. úch iemer (A) in ewrem closter (BC)
 17 ston (A)] wellen fríd haben (BC, doch kommt 16—17 lesa.
 im übrigen für D, das hier zu A steht, nicht in betracht 18 auf
 ertriehe mit nitblestige ungunste und mit unglossner einrihtikeit
 (vgl. BC) 28 klarerin] dienerin und so auch im weiteren verlauf
 13, 5 töde (A) 7 kibekeit] billikeit 12 versten (A) ieglichebene
 (A) 17 minnesamer (A) 21 fröudenrieher (A) 23—29 lesa.
 sant Cl.] saneti Dominiei vergünen] verbünnende 14, 1 also (A)
 2 geselleschaft (A) 4 surheilig von D nicht verstanden; am
 rande sinheilig Sf lesa. unverdrossenlichen 15, 10 wirdikeit (A)
 ausgestrichen, am rande verdienliehait (BC) 20 lesa. D—BC
 25 gemachte erdihete (A) 28 stat (A) 17, 2 in (A) 3 lesa.
 und torens fehlt lüst 29 úch (A) 32 geselshenkeit, h durch
 darübergesetzte punkte getilgt 18, 9 meinet 21 dine liebe
 müter (A) 19, 3 gien oder stien 17 unreinen sörglichen (A)
 35 auspruch (A) 20, 2 grossen unbekanten undacknemkeit und
 sweren sünden (vgl. BC) 5 vigentlichen (A) widerzemen (BC)
 6 verspivezetten (A) 21, 11 lesa. d. s. widerwertige trucke und g.
 25 kifelnde (A) 29 pesserlichen aus pesserlicher, davor ge nach-
 getragen bekerde (A) 32 anklebelichen (A) 22, 12 lesa.
 in d. gelosner beh. geswinden worte 24, 4 s. Dominieus
 5 s. Katherina 25, 1 lesa. úch soll] in so 3 mit e. fröudenr. ver-
 zeihen 26, 13—14 lesa. Francisci] Dominiei s. Claren] seiner
 dienerin 20f lesa. Johans — und] Dominieus 26—28 lesa. er
 úch us (B) erpernde ewiel. besch. u. erwelt (A) 27, 1 lesa. o.
 sant Dominiei heilieliche fundieret (A) 3 murmultine
 29, 3, serliche 10, 11 gar 30, 4 Dominieus 31, 13 ge-
 werde (A) 16—22 lesa. blestiger] williger 23 koufherren (A)
 verre (A) 24—25 lesa. kosten aus kestigung corrigiert sunder
 frucht mit uppigem ervolgen der natur n. und gesuch 32, 1 lesa.
 mynerin] mynner wettern der mankvaltigen bekorung ver-
 stören] vertören eingetragem lust 2 koufmansehatz (A)
 3 lesa. geworden 4 die doren ir u. (A) 7 lesa. ze hören fehlt
 9 clorerin] dynnerin 13 ingetragen (A) 29 sicherre fl. des
 heiligen b. ordens 33, 10 geitiger 11 zu werbende (A)
 13f lesa. verwerrent 19 sorgveltigem (A) endlosen 23 liebe
 gevangene, ursprünglich stand lieben 24 grosse (A) 28 nutzes (A)
 31 lesa. iren verdinlichen lon 34, 3 clorerin fehlt S endlichen
 endlichen erneg. (A) 16 selnyter jone ursprünglich stand die
 hitzigen sunnen 19 Nun nemet war l. v. br. d. g. (A) 23 snitter-
 jone (A) 25 lesa. neh fehlt 33 getolben (A) 35, 2f be-
 trogner (A) 4 Liebe j. seh. wissent. 11 frouwe het ired
 ordens g. k. 17 lesa. ir [all] 15 also 19 die hohe gewore k.
 20 ewres vaters sant Dominieus der 21 lesa. iren] senen
 23 lesa. pleiblichen 25 ein swelme oder (A) 30 studierent
 36, 3 zerzerren (A) blochern zerqwirschen (A) 11 also (A)

20 Marien Magdalenen (A) 26—27 *lesa.* me haben darf
 30 *lesa.* allen [den] 37, 1 mer (A) 1 *lesa.* des edelsten wir-
 digsten gr. zu erf. 2 gebruches (A) 3 ouch (A) 4 schütziger
 werde (A) gewerde (A) 5 frischer (AB) 7 sörglichen (A)
 10 kost 12 *lesa.* und gehalten (A) 18 *lesa.* Liebe gemynte
 trättin 21 ervolgete (A) 26 verkumern 38, 17 s. Domini-
 cus s. Franciscus 26—28 *lesa.* stellent] stond 30 nehste
 sicherste (AC) 39, 8 an l. armüt a. eigenschaft (A) 13 min-
 nenriehliche (A) 16 Marburg 17—19 *lesa.* Auch pin ich vor
 zeiten selber gewesen 26 keinem sinem (A) 27 schappran
 28 klütterrottel] ding 40, 6f und wenig — solte *fehlt* 10 scha-
 deber (A) 18 swere (A) 24 der gnoden (A) 29 Solicher
 41, 1 unerlebeten] unerlehteten 4f *lesa.* glosiereten 17—22 *lesa.*
 [und] auch uns 27 vor a. stonden (A) 42, 16 liebe (A)
 17 ein wiser rotgebe (A) 43, 22 unverentwurtet (A) 33 *lesa.*
 Ach liebe junge verträwete gemahel 44, 9f langbeitekeit, ge-
 sohssetheit (A) 10f in a. züvellen von ussen (A) 11 edenlicher
 14 ahte haben (A) 16—20 *lesa.* keinre hande kunst noch h.
 g. alleine newr v. a. oder von h. s. 28 unmittelbar (A)
 45, 1—10 *lesa.* waren (C) anfach ungepöglichen gnaden-
 rich hoch aller gütherezigen 20 *lesa.* ewiclichen 26 uzqualle
 der l. qwelodern (A) 48, 24 *lesa.* torwarter 25f *lesa.* robern
 schadberen vesten u. unv. lautern concientz und alle u. an-
 dächtigen zwene sorgs. notfesten endelich w. 26 *lesa.* greten
 49, 6 und küchin (A) verworffene 8—10 *lesa.* himelreichs
 ablegent und gelöst *fehlt* 21 *lesa.* und (A) 29 begobet
 30 uwerem g. seligen anfang darin 50, 14 taubeler 15 *lesa.*
 und mänigklich (B) 16f und exempel (A) 27 gerwe (A)
 33—51, 1 *lesa.* entzündet 51, 5f *lesa.* willen brechens
 6 *lesa.* noch wesigem gesüch 15 ain güte fruchtpere gesunde
 tracht und ein w. gekochet m. [und — tracht] 17 gar g. f.]
 speiset 25 Franciscus — Klore] Dominicus.

ANHANG 2.¹

Dis ist ein ordenunge und regel, die dir von gotte dime ge-
 mahel, unserm herren Jhesu Christo, geschriben und gegeben ist

¹ im folgenden ist übereinstimmung mit dem Schürebrandtext durch sperrdruck kenntlich gemacht; unberücksichtigt geblieben sind kürzungen in EF gegenüber A, die ja leicht durch nachschlagen festzustellen sind. zugrundegelegt ist die überlieferung von F. ein diakritisches zeichen (e oder ") über u, wo die annahme eines umlautes oder diphthongische natur ausgeschlossen ist, hat keine widergabe gefunden, vgl. ALangmann s. XXI. in der abgrenzung der abschnitte bin ich einige male E gefolgt, habe aber die abweichungen in F durch fettdruck der mit rubrum ausgeschmückten majuskeln hervorgehoben.

durch dinen alten aller ersten bihter, der allez din leben von kint uf bekennet, von dem es dir ouch aller nützelicheit und fruchtberst ist und es gern haben solt zû eime memoriale, obe du sin gegenwertikeit in keiner wise ieme underzogen wurde, daz du doch unzerstôret zû Friden blibest in siner (275^b) gehorsame on allen 5 usker noch diner aller ersten gûten götlichen meinungen und begirden und do bi gedenekest, waz von ursprunge sin rot und sin meinunge in allen dinen sachen gewesen sy, also du dicke von sinem munde gehört hest, also unser frouwe noch tode irs kindez erst für sich nam sine wort und lere, do durch sî getrôstet und 10 ergetzet (wart) in irme senende.

1. Ein stetes minekosen und heimelichez gespreche uz zû valenden eigenen wortten dinez innerlichen grundez on alle gemachte gedihete gebette und zû samen geleitete wort solt du haben nacht und tag mit dime gemahel und ge- 15 spuntzen, unserm herren Jhesu Christo, also dich der heilgeist gar vil baz gewisen und geleren kan wen ich und alle creatures. verstilcht du dich nuwent dicke heimlich mit ime zû kamer und zû winckeln von allen creatures, wenne dir zit und stunde werden mag, und irre 20 got nüt sins werkes an dir mit dinen eigen ufsetzen.

2. In steter übung solt du sin on allez mittsig gon. noch dem also du innerlich gesprochen hest mit dem herren, so bette din sûben zit oder etlich ander gebet, do dich got zû vermant. darnoch liz etliche materie, die dich hermündet 25 und reisset zû nuwer andacht und zû eime nehern inker. wanne du dez allez urdrützig und müede wurst, so wirk etwaz ússerlichez werkeze mit den hendèn zû behelfe diner naturen, und wenne dir alle gewürffe underzogen werdent, so halt dich bi dir selber stille und swigende 30 noch der wisen lütte gewonheit und hore ouch den herren redende und nim sins insprechendez war, als uns der prophete lert.

3. Die wort und daz insprechen gottes kan kein mensche niemer recht verston, der sich den luten geben 35 (276^a) und er bieten wil mit zû vil dienstbarkeit und sich ir fröndtschaft und gunstes nit mag verwegen oder verzihen. darumb rot ich dir in allen götlichen truwen und ufs aller götlichen mine und liebe, die ich ie zû dir gehôbet hadde, daz du dich enstahest aller der ursachen, die dir anhang der lütte bringen mügent, do von 40 du verbildet oder vermitelt maht werden, daz du dez götlichen

1 beichtvatter E 4 einiger E S also - 11 sende JAKO F
 11 ergetzet am zeilenschluss F 12 Nr 1 epl. Schurebrand nr 16
 18 dich nwent dich dicke F 22 Nr 2 epl. Schurebrand nr 30
 24 din s. z.] deine psalmen E 25 hermündet, h. angestrichen, ob aber
 vom schreiber? vgl. 245, 28 26 n'we F 31 Nr 3 epl. Schurebrand
 nr 21 36 ihrer E; ire F 40 dir] die F

insprechendez nit gebóren kanst. Du solt nieman kein zitlich
 gút noch barschaft noch brieffe nit enthalten noch kein selgeret
 dich underwinden; obe es joch wol etliche dine liplichen frúnt
 5 mit liebe noch mit leide mit in umb zú gonde; so blibest du zú
 friden, unferbildet und unzerstórt. Du solt dich niemans sache
 an nemen us zú rihtende, wie liep oder wie nohe geborn er dir
 iemer si, es si gelt oder gewerde in zú nemende oder us zú
 gebende, zú lihende oder zú lehende, fúr sí zú bittende oder
 10 búrge zú werdende, koufmanschatz ufs zú nemen oder ufs zú
 gebende, kleider oder kleinóter zú frómende oder zú versorgende,
 und dez glich alle andre ursachen dez anhangez und kumbernisse,
 do von din hertze zerstrówet und verbildet werden mag, daz du
 dez götlichen influssez und gegenwurfez enbern múst und
 15 mangelen. Din súbén zit solt du tagez betten, also du von dinem
 aller ersten biliter gelert bist, so du nit inigeres vorhanden hest.
 würde aber dir ein nehers gegeben götlicher bevindunge und
 merunge diner andaht, so lo din súbén zit frilichen underwegen
 on alle conciecie, der du von gebotte noch von ordenunge nit
 20 schuldig bist, wenne alez gebette nuwent ein botte zú dem hertzen
 ist die andaht zú erweckende und zú enzúnde.

4. Gip urlop und entslach dich (276^b) frilich und gentzelich
 aller gespilschaft geistlichen und weltlichen, wie heilig oder erber
 sü joch sint, und lo din hertze kein creatur besitzen. einige nnd
 25 ledige es alleine dem geminten gecrútzigten Jhesu Christo, dime
 aller liebsten, getruwesten gemahel und brinttegom, so mag er
 von sinre grossen, grundelosen, milten erbermede nit gelossen, er
 besitze efs selber mit sollichem unufssprechlichem troste und mit
 sollichem grossen inerlichem friden und úbernatúrlicher fróiden, die
 30 er dir kúrtzlichen zú morgengoben schenckende wúrt, daz do
 úbertriffet allen trost und alle die fróide, die alle die welt geleisten
 mag und ie gewan, daz du billichen mit dem lieben sant Peter
 wol sprechen maht: 'herre, hie ist gút sin', wenne dine sele wúrt
 niessen und bevinden einen fürsmag der iemerwerenden ewigen
 35 himelschen fróiden, wie doch er dich dennoch nit zú huse fúeret,
 du sigest denne vor von allen mosen reine worden.

5. Liebez kint und aller liebeste min tochter, sich an und
 schetze den grossen adel, die rícheit, die schonheit und zierlicheit,
 den gewalt und wissheit, die herschaft und alle wúrdikeit dines

2 nit fehlt E * k. selgeret] der gleichen E 5 noch] óder E 9 zú
 lihende — 11 versorgende] etwas zu verwahren und versorgen E 10 kóf-
 manschatz F lies uf zú n.? 15 súbén fehlt E zeiten im betten E
 t. betten] halten E also — 16 bist fehlt E 16 so du] wann da E hest]
 ist E 18 súbén fehlt E frey E 19 gewissen E von g. — orde-
 nunge fehlt E 21 die] dir E entzúnden E 22 frey E 24 joch
 fehlt E 30 zur morgengabe E 33 Matth. 17, 4 wenne] dann E
 37 t. mein E.

lieben getruwen brüttegomes und gemahels, so duncket dich selber nit zimlich oder billich, daz er dich zu huse stille füren in sön heimeliches tabernackel und brüttegaden, du sist denne for reine worden und gewessen in dem Jordan aller anstürme der bekorungen von allen mosen diner sündlichen gebresten, wie doch er dich zu manigen zitten gar früntlichen (an) gesiht und heplich umbevohet und tröstet mit sinre grossen übernatürlichen fröidenrichen fröiden, dar ufs dir denne entspringet ein gantz kane, vor wegen gemüte, daz du wellest mit sant Peter stette an ime bliben und alle sine goben danckerberlichen enpfohen (277^a) und sit gerne liden in weller wisen er dich reine machen will, daz du ime aller gevelligest werdest.

6. In den widerwertigen zitten soltu der frölichen, tröstlichen zit nit vergessen, du nemest siner zukunfft war in sinen manigvaltigen genoden, also er in grossen truwen zu dir kumet mit underzüge sins beventlichen trosstet, daz du in ellende und in armüt gesetzt würest allez trosstet liplich und geistlichen, daz du nit kanst noch maht an got gedenecken noch betten noch kein güt tün und dich dez gottez dienstes und aller gütete verdrüsset und dir alle züfersicht entpfellet und dir die helle gruwelich und swerlich fürgehóbet würet, als obe du dor in faren müssest von dñs manigvaltigen sündlichen lebendes wegen und dar zu von der verhengnisse gottez wegen dich anstürmet der bóse geist und die nature und die welt mit iren figentlichen woffen der manigvaltigen unreinen bekorungen der unkúscheit, des unglouben, des verzwifelndez und misstrosstet, daz ouch din natur gar vil me darrret und quetschet den gar vil ander angenomen ábungen und abstinencien: ach, erschrig nit, der herre din brütgom ist gegenwürtig, entpfoch in würdeklichen und gip dich in sinen willen gentzlichen, er lot dich nit, er wil dich alleine lüttern und reinigen von allen mosen, als es sinre würdikeit gezimet und dir, sinre brütte, zugehört und eweklichen zieret.

7. Ach min aller liebstez, enigezstes junges scheffelin, flüch fasste die wölfe und die ungetruwen lonkneht, die sich selber minent und meinent, und offenbor die heimlichen genoderlichen werck dñs brütgoms nieman nit mit keine ussagende in lahte noch in rot frogender wisen, als lange du dinen willen nit verlúrest, wie gróplichen und wie unluttelichen es dich peh iemer an gesiht inerlich oder usserlichen. laz din genaderlichen minenspiel und spuntzieren zwischent dir und ime alleine bliben und lide dich on allen ússerlichen behelf inig und eing maht. der herre, din aller liebester brütgom, wil selber lüttern und wil din getruwelichen hüten und dich allez darbóndez, dandret

5 flecken E 6 zu gesiht am rande bestattet E
 10 danckeberliche F 22 de F 31 flecken F 34 missgotts E
 34 welt E 36 í in b. noch fehlt E 39 anstet F 41 in stüt
 am rande viel F

und senendez wol ergetzen. Maria, die wirdie muoter gottez, dine erliche swiger, din eigen engel sant Michahel, sant Gabriel din eigen engel, santa Maria Magdalena, santa Margreta, santa Katterina, santa Angnesa, santa Agete, santa Cecilia, 5 santa Lucie, die xi tusent megede, santa Appolonie, santa Dorothe, santa Barbara, santa Cristina und alle heiligen junckfrouwen süllent dine gespilen sin, die du zû liebe und zû leide anrûffen solt und laden solt in allen manigvaltigen gruwelichen bekorungen. mane sù irs erlichen gesigez, so helfent ouch 10 sù dir überwinden und gesigen alle anstürme, daz du mit in teilhaftig wurst irs gesigez und der martel und der megede lon in dem ewigen leben niessende wurst.

S. Du solt dich flissen und gewenen etwaz glicheit zû habende mit dinen lieben himelschen gespilen, ire mine und meinunge zû 15 erfolgende noch dime vermügende, als es jungfrouwen gezimet, daz du blóde und schemig sigest on alle unütze wort eins zühtigen, behüten, demütigen wandelz, vasste fliehen und schüben aller mane heimlichkeit, wie erber oder heilig sù joch schinent, also du wol gewarnet bist von dime getruwen brútgom, und sunderlich soltu 20 mit dime lieplichen brútgom und mit dinre erbern swiger gerne heim sin und ine bliben, daz du nüt an die strosse (278^a) under die menige gangest, es sige denne gar notürfftige, redelich sache: so blibet din hertze und din fünf sine deste luterer und deste unferbildeter und unzerstróweter in gelossenem gúten friden, daz 25 got müge sin übernatürliche genode rilichen dar in ergiessen noch sinre milteit.

9. Zû allen hochgezitten und abeloztagen in weller kirchen oder zû welichem kloster denne abelos ist, dez soltu mit minen und mit glouben in ganzer züfersiht von gotte begern, daz er 30 dich sin entpfenglichen mache und dir abloz gebe in dime hüle oder in dinre gewónlichen kirchen usser sime heiligen würdigen verdienende noch sinre milte und noch dinre noturft. so wellest du ime zû lobe und dez selben abelosez patrone zû lobe inne bliben on allez uszlouffen, als ouch junckfrouwen und gottes 35 gemahelen zû gehórt, so versumest du vililit fünf schilinge wert und entpfohest sunder on allen zwifel hundert pfunde wert usser der milten rícheit gottez. In der fasten und zû andern sunderlichen grossen abelostagen maht du wol zû etlichen zitten gar behütsamklichen noch abelose gon zû verhúten unsers nehsten

1 ff Maria bis zum schluss der nr fehlt E, vgl. Schürebrand nr 2; dass F hier vollständiger ist als die vorlage von E, hat Sudermann durch eine klammer am rande in F kenntlich gemacht 2 Gabirel F 5 Appalonie F 6 Dorathe F 15 jüpfrowē F 18 erbe F 20 mit ihme d. E und — swiger fehlt E 21 daheimb E ine = inne 22 ursache E 23 lute'rer F 27 Zû — 34 bliben] Beite in deiner hülen und bleibe gern innen E 30 lies dinre? hüle 'refugium' 33 selben] sebü F 36 hunder F 37 In — 39 gon] doch magst du wol zu zeiten gar behuetsamlich aufs zu kirchen gehen E

ergerungen, so dich duncket, daz es dich nüt in dinre inwendikeit zerstórret und dich dins nehern inkers beroube, daz ist obe allen dingen inikeit und einikeit daz nehste und daz aller-fruchtbarste sunderlingen jungen gottes brütten, die sich zû ime gemehelt und vertrauet hant.

10. Wie sich eine minenriche brut halten sol zu bette und zû tische, in sloffende und in wachende und in essende und in fastende, des kan man niman keine gesatte benemte regel gegeben; aber also blóde ich din natur bekenne, so maht dir me wenne süben stunden zû der naht sloffen mit guter conciencien in solcher ordenungen, daz du obens zitlich (275^b) sloffen gangest und etlich zit in der naht mit dime brütgom uffte standest, so din gemétere lere und verbildet ist, und so du gespuntzest und heimlich mit ime gekosest ein stunde oder zwo, oder als lange und vil dich minne und kraft do zû tribet und jaget, so lege dich mit ime wider an din ruowe, umbe daz din sinne wider versamelt werdent und din houbet bi krefften blibe, daz der herr sine werck künne mit dir gewirken. den solt du ouch allewegent werckmeister lôn sin und ime dinen eigenen willen uf geben.

11. Min aller liebeste tohter, sider du dar zu erwelt bist, daz du dinen willen darin gegeben hest mit rotte dins géstlichen vatterz, daz du ein brut gottes sin solt und ouch wilt, also du dich verbunden hest, so züeh abbe den alten menschen dins eigenen willen, der gotte grósselichen missevellet an dir und an allen sinen uferwelten, und tû an daz rehte nuwe kleit, daz zierlich und brunloft gehorsam kleit. Die lieben apostelen sullent dine tegelichen bilter und rotgeben sin on alle witsweiffikeit firekelndes und frogendes, den du ouch an gottez stat alle tag bilten solt wez du dich schuldig bekennest, und jegelichen mit sunderm namen anrúffen, alsus sprechende: sant Peter, sant Paulus, sant Andreas, sant Jacobuz, sant Johans, sant Thoman, sant Jacop, sant Philippus, sant Bartholomeus, sant Mathens, sant Simon, sant Tahteus und sant Mathis, erwerbent mir von gotte abeloz aller miner sünden und ein genedig urteil an minem ende und an den jüngesten tage. wil nun din geminter Christus ein hebern grot von dir haben, daz er dir zû fúge din noturff, es si wie blielichen oder wie erlichen es iemer welle, do durch du erfolgen solt den grot und die frucht der armút in glicheit dines gemintes, siner swiger und diner lieben gespilen, die alle vermohtent und ahtetent keines irdeschen zergeneklichen richtámes und gródelich

8 des] dz F eine satte benemte F geben E 9 über — 10 veranlassen
 doch soltu schlaffen E 13 und unverbildet E 17 krefften F 20 dies so
 verb. E 25 nüwe F 26 hochzeitliche, am runde an, kreckel E,
 lies daz zierlich brunloftkleit der geh? 26 Die — 26 schick 34
 magst wol begehren E 36 er dir] dir got F 37 erlichen F
 38 diner — 39 gespilen] und seiner nachfolger F 39 dies E
 40 keines] einiges E

mintent (279^a) und meintent gewilige luter armût, die ein für-
 löfflerin ist dez heiligen geisstes und dez geworen götlichen Friden,
 inerliche und usserlich in hertzen und in sellen: Sant Elisabet die
 hertzôgin von Margburg sol din gegenwurff sin und exempel sin.
 5 wenne din geminter die lidikeit und die armût fordert, daz du
 ime denne gehorsam wellest sin in rechter abegeseidenheit mit
 siner minerin, der lieben santa Maria Magdalenen, daz du dich
 keinez kumberz noch unlidikeit niemer wellest an genemen, daz
 nit zû diner redelichen blossen noturfft hõrt. Lidiget dich din
 10 geminter iemer in solicher wise, daz du din selbez wûrst, so solt
 du mit der lieben sant Maria Magdalenen dich lidig halten on
 allen anhang diner liplichen frûnde und ander personen, rich und
 arm. daz du dir selber noch nieman wellest wasser bûrnen noch
 latwerge machen, slegumpest oder waz solichez unoturftigez dingez
 15 ist, daz dich verbilden oder bekûmbern mûge mit anhang der
 creaturen. ach, verzieh dich aller eren und wolgefallenheit durch
 dins geminten willen, der in diser zit sin ere nie gemeinde sunder
 dine ewige selikeit in allem sinen lebende und strengen bittern
 lidende. Gip dine zit, din hertze und alle dine krafft dime ge-
 20 minten brûtgom Christo und nim dich nût vil an dinre liplichen
 frûnde in keiner wisen, die din zû gewaltig wellent sin und dir
 din kosper zit abe nemen wellent, daz du in nût wol mit keinen
 eren versagen getarst.

12. In der kirchen soltu vor mittem tage sin in dem dienste
 25 dinez geminten, noch mittem tage oder wenne es dich notûrftig
 duncket, so solt du mit dinen henden etwaz wircken, spinen oder
 negen, oder ander werg daz zû diner noturfft hõrt, dime ge (279^b)
 minten brûtgom zû eren. Din gewant und alle dine kleider, die
 zû diner noturfft gehõrent, solt du uf daz aller demûtigeste haben,
 30 nit zû überflüssig, und allen unoturftigen überflus dime geminten
 schencken an glantz, an varwen, an kostberkeit, an gestalt der
 wolstonden snitte oder schrõtte, wo sich din nature do ine vindet
 minende und meinende in verborgener stoltzheit oder erhabunge
 dins gemüettes. Du solt benûgig sin an dem zittlichen gûtte, daz
 35 dir got verluhen het und dir tegelichen zû vellet durch getruwe
 arbeit dines dienstes, durch gespûnst und andre werg dinre eigenen
 hende, daz du wol verkouffen maht unvermüsschet mit anderme
 merschetzigen gewerbe. ouch maht du wol umb lon spinen welre
 hande gespunst du wilt, und sunderlich wolle solt du gern von

3 Sant — 4 sin fehlt E 5 beidemale die unterstrichen E 5 f daz
 — sin] so solt du ihm geh. seyn E 11 der l. sant fehlt E 13 daz —
 15 daz] in den dingen welche E 14 slegūpest F 15 mögen E 16 durch]
 umb E 19 krafft F 21 dir] die E 22 daz] welches E keinen fehlt E
 23 darfst E 24 f Vor mittag soltu i. d. d. d. gottes seyn E 25 oder
 — 26 du] magstu E spinen — 27 werg fehlt E 27 dime — 28 eren
 fehlt E 36 d. gespûnst fehlt E andre fehlt E 37 daz — 241, 2 Marg-
 burg fehlt E 37 f 'unabhängig von dem wucherischen treiben anderer'

demütikeit spinen in glicheit der lieben sant Elisabeth der hertz zue von Margburg. Getruwe und gloube dime geminten, er sol dich wol versorgen an dinre narungen und dinre liplichen notuoft, dā du gewinest durch dine glidere; die kan er dir sunder zwifel wol schützig und fruchtber gemachen zu sel und zu libe, daz du nit darft noch niemer ensolt kouffen noch verkouffen steigen, garn willins joch linins, oder keiner leige gewerbe durch gewines willen, daz nüt din selbes eigen werck ist unfermüschet. so blibest du in diner concienzien deste fridesamer und unbeflecker von dem anhaften sündlicher gebressten, die der zitlichen sorgvelतिकей noch volgent, grit, hass und nit und grosse senunge noch zitlichem gewerbe und gevelle und dez glich gar vil, do mitte der geminte vertriben würt und sich der brütte underzühet und sü in ellende setzet, daz sü ewklichen bedarben muss (250') allez innerlichen fröiderichen trostes von solher anhaftunge wegen zitlicher dinge, wen der geminte also gar blöde und zart ist, daz er kein ungelicheit bi ime gestatten wil.

13. Ein minenriche getruwe gehorsame brut dez geminten müs haben langmütikeit, daz sü irs geminten gedultklichen und frölichen beitte und wartte on alle swermütikeit, so der geminte under wilen eweg get und der minnerin, der brütte, underzühet allen trost und säsikeit, daz alle hitzige inbrünstige mine und begirde erlöschet und erkaltet, daz sü allez daz verdrüsset daz sü siht oder hört und ir alle inflisse entpfallent und ir alle ir lüstlichen andehtigen minenrichen züker und gebet unsinlich und urdrützig werdent; so müs sü festeklichen stritten und vechten mit rechter demütiger gelassenheit wider alle ungeordnete swermütikeit, wenne es dem genodenrichen edelen aller öbersten himelsehen künige gar ungemesse und unerlich ist, daz er ein swermütig ungelossen mulcht vermissen blunzenkar haben sülle zu eiaer minerin und efröwen in sime ewigen küniglichen himelsehen riche.

14. Ach liebe vermessene minerin dez geminten und mine gehorsame liebe jungerin, nim dins grundez war, so du swermütig bist in der naturen, waz die sachöseze, und were dich ir mit allen den gegenwrrffen, die dir do wider gehelfen mögent. daz ist ein sunderliche grunde

2 Vertraue E 5 daz -- 8 du] und kehre dich wol für dich bleibest E 7 liuis F 8f 'was nicht dein eigenes, welches Eigentum, das werk deiner hande ist' 9 deste leht F 11 geit E am ramde von Sudermanns hand geit F 15 uelt F; selte F; in F am runde solch' 15 Nr 13 rgl. Schurebrand etc 22 21 uel, walt, F under] zu E 23f beg. u. minne F = Sch. 25 geit u. geit E = Sch 27 unsinig u. verdrüflich E; ursmütlich Sch. 30 hant E 31 ungemessen F 35 Nr 14 rgl. Schurebrand etc 21 37 u. walt usw. E ursach F

verdienliche tugent und erliche ritterschafft vor allem himelschen here, die din geminter grösslich prisest und lobet mit eime fróidenriehen glorierende, dez du mit ime eweklichen bruchen solt, und óch dine natur hie in 5 zit also (250^b) gestereket und entpfenglich machet dez heiligen geistez und aller góttlichen inflüsse und sússekeit, so du wolgemút und frólichen bist von innan in rehter gelosekeit von ussen.

15. So dir dine versumte zit und din alt súntlich leben 10 und aller din gebrest würt fúrgehóbet in gruwelicher grosser swermútikeit eins verzwifelndez und verzagendes, so wer dich ir krefftiklichen mit der erbermede gotz und gedencke, daz sin heilgez wirdigez verdienen hundert tusent weltt súnde also lihtklichen zú bezalende 15 und zú verzihende het und mag also ein enigestesúnde, und bilde in dich den schócher an dem erúte, die ebrecherin und alle andere grosse súnder, die er gar rilichen begobet und begnodet het, und hab ein gút getruwen zú dime geminten und meine alleine sin lop und 20 sin ere umbetrogenlich und worhafftiklichen vir allez des dinen in zit und in ewikeit, so wurstu sunder on zwifel in diner naturen grösslichen getróstet und erfrouwet in gantzer gútter zúversicht, daz du billich aller swermútikeit vergissest.

25 16. So din begirde in swermútigem senende stot noch der gnoden die du versumt hest und noch gerne erfolgen woltest, und dich jomert, daz du nit bist als ander grosse gottes frúnde und erlúhtete mónschen, dem widerstant ernstlichen und schetze dich sin alezámole unwirdig 30 alsus sprechende: herre Jhesu Christe, min lieber geminter, werre ich aller diner genoden also wirdig als din liebe múter und allez himelsches here, noch denne wolt ich sin gerne darben dime ellenden dode zú eren. sus darbe ich sin gar billichen (281^a) von mines manig- 35 valtigen gebrestes wegen. din lop und erè begere ich vir ales des minen in zit und in ewikeit. so überwindest du óch dine sweřmútikeit, die dir in solicher wisen zu vallende ist.

17. So du müst dinen eigenen lústen abe gon und

2 höchlich E 3 in E = Sch 6 u. sússekeit oben am rande
nachgetragen F 8 gelassigkeit E 9 Nr 15 vgl. Schürebrand nr 24
10 für gehalten E 12 erbarmung E 13 verdienst E; súnde am
rande nachgetragen F 14 also Sch] alle EF leichtlich E zú
fehlt E 18 f gutes vertrauen E 21 des fehlt EF deine,
darüber dinen E 22 höchlichen E 24 alle E 25 Nr. 16 vgl.
Schürebrand nr 25 35f ich zú minen vir a. daz EF 37f zufallet E
39 Nr 17 vgl. Schürebrand nr 26

etwaz werekez wider dine nature üben, din alte gewonheit lossen und niwe wisen anfohen daz du sachet zu swermütikeit, do gip dich verwegenlich in dine geminten zü eren, der dich es wol sol ergetzen, und gedenc daz allez liden und widerwertikeit diser zit gar kurz ist und die frucht iemer ewecklichen weret, so würt din nature billichen erfrouwet, daz dir kein swermütikeit geschaden mag.

18. Waz ungeordentez lustez du hest ie ingeslundē an kleidern, an kleinötern, an gespilschatt, an ergetzlichenem gonde öde stonde, an besessenheit der creaturen, an mütwilligem gebruche diner fünf sinne und alle ungeordente neiglicheit dins hertzen, daz mus allez herns wider sweren mit manigem ellenden smertzlichem tode, daz öch die fruhbarste busse und besserunge ist, waz swermütikeit dir dor ufs entspringet, daz ist ein sunder heilsam salbe, do mitte dich din geminter heilen und salben wil von allen süntlichen mosen und gebresten. dar umb mache dir es selber fruchtber mit gedultiger langmütikeit!

19. So ein sweres ellendes senen in dir uf stot noch weltlichem troste, noch natürlicher fröiden, noch etlicher creaturen, noch zittlichem gutte, noch üpiger eren, noch ungeordentem lust oder wo noch din natur einen senenden jomer gewinet, daz nit luter got ist, ach! so schetze die unrein (281^b) schadebere vergifft und die bittere galle dez manigvaltigen lidens, trücekez und getrengez, do mitte es allez vermüschet ist, die hetrogenheit dez schines, den ungetruwen lon der weltte, die unстетikeit der löffe, daz unfrideliche bitten und nagen dine concienzien, die unsichere zit dius dodes und alle sörgliche durchgeunge und ellende diz zergenglichen lebendez! daz widersleht dir billichen allen ungetragenen lust und trost in eime gantzen versmohende, daz dich kein ungeordente swermütikeit in solicher senunge und jomerkeit des heiligen geistez noch sinre genodenriehen influße niemer geirren mag.

20. So din nature an fellet gross unmüt und swermütikeit etlicher personen halp, die dir widerwertig und unlüstlich sint in etwaz wisen und geberden und dich etwaz

2 vrsachet, vr *unterstrichen* E 6 iemer *fehlt* FS 9 11 schenke
9 Nr 18 *vgl.* Schürebrand nr 27 eingeschlungen E 14 ölmüt E
16f sunderliche E = Sch 17 diner I 18 sunhelon E Backen E 21 Nr 18
vgl. Schürebrand nr 28 25 lütete I 26 die, ölmüt (plus E
schädliche gift E 31 deines gewissen E 32 in nit unüt und Sch
zu lesen alle ellende s. d. dis z l 33 heilen I 38 Nr 19 *vgl.*
Schürebrand nr 29

von in trücket und getrenget würest von inan oder von ussen, ach! so mach dir es selber fruchtbar und nütze in dem verdienen dñs geminten gemahels Jhesu Christi und bilde in dich und gedenecke wie gar senftmütiklichen und gedultkliche in grosser minnen er dich und alle widerspenige menschen so demütikliche lidet in ire grossen undaneberkeit und in menschlicher naturen sich leit und durehtet und gepiniget wolt werden von den falschen ribtern Pilatus, Herodez, Cayphas, Anna und von dem ungetruwen verreter Judaz — und die andern vigenlichen wüttriche, die in verspützetent, verspottetent und ime manig gross hertzlich liden antotent und bittern dot: daz lidiget dime nature billiche von aller swermütikeit und untrostez, daz du in geiste und in nature erfröwet wurst (282^a) und güt zifersiht gewinest in rehter demütiger langmütiger gedultikeit.

21. So dir mit grosser swermütikeit ein senender zwifel und ein ungeordnete vorhte in fellet und dich duncket, daz allez din tûn und lossende gotte dime geminten brüttegom ungevellig und ungeneme sige und dir ein sach sige zû ewiger verdamnise, ach! so schöpfe ufs dem bornen siner grundelosen erbarmhertzikeit mit der Cananesehen heidenin ein minenrichez getruwen und glouben und ein frölichez uffopfern und ufgeben dinen lip und din sele und allez din tûn und lossen in sinen gewalt in rehter gelossenheit alsus sprechende: **Min** geminter lieber herre Jhesus Christus, tûn mir an libe und an selehie inzit und eweklichen waz dir aller liebest und löbelichest sige. hilf mir nüment allein, daz dir kein unere von mir niemer erbotten werde!: dir würt sunder on zwifel von gotte geben bekantnisse und underscheit allez dinez lidennez in genoden und in minen, daz dir alle swermütikeit und untrost verwandelt und verkert würt in ein minenrichez frödenrichez hoffen in gantzer gütter züversicht.

22. So dich óch an fallent ettlich usser liden, betrúpnisse von dime nehsten, misseval aller diner wercke, siechtagen oder kranckheit dez libez, inerliche angstberkeit und vorhte, daz man dinen siechtagen und andre dine wisen mit urdrütz lide und mit urteile und

1 oder] und E 2 nützlich E 3 verdienst E gemaheln E
 6 litte E 8 gedürechtet F 9 dem F Pylato Herode Cayphe Anne
 E = Sch 10 Juda E 11 verspeyeten E 12 f verspottent E
 14 untroste E = Sch 17 Nr 21 vgl. Schürebrand nr 30 19 lassen E
 20 ursache E 22 erbermede E = Sch 24 lip und fehlt EF' 29 nur E
 31 erkantnisse E 32 lebendes Sch 36 Nr 22 vgl. Schürebrand nr 31

verdrissen doruf falle, verbunst dez guttez und dine
 lieben frünt, widerdries in der naturen und von den
 creatures, weller leige (282^b) daz ist verschuldet oder
 unfergeschuldet, daz dir ein sache ist zu swermütikeit,
 so lege alleine abe waz dich entfridet in dine concien-
 eien und frouwe dich dine unschulde und trage ales mittel
 uf dime geminten, alsus sprechende: min aller liebester
 gemahel, diz widerwertige getrenghe ist dez nit wert, daz
 ich dir es opfern sülle, mache dir es löbelich und mir
 fruchtbar in dime heiligen würdigen verdienende, wenne
 ich es gerne liden wil und allez daz du von mir gelitten
 wilt haben dime heiligen unschuldigen tode zu eren, sunder on
 zwiffel so würt dir allez liden ein inelicher trost und
 süssikeit und aller uswendiger liplicher trost ein in-
 wendig liden und verdrissen von rechter minen. 15

23. Nüt lo dir den bösen geist niemer houbet krank
 gemachen mit keinre ungeordneten verirten concien-
 eien! Obe du joeh wol din gütte vermessenheit übertrittest
 und in sweren gebressten vellest, daz doch nit lütlich sin
 mag, so los dir es doch zu hant leit sin und blip nit dor-
 uf mit keinem langen swermütigen kifelnde, getruwe
 dime geminten! er ist vol grundeloser erbernde, er lot
 es balde versünt sin mit grossen zuvallenden nützen
 und frühten, daz du deste demütiger und deste minen-
 rieher wüerst und din kleinheit und din unfermüegeit
 deste baz bekenest und mit diner bekerde noch lutte und
 sage dez heiligen ewangeliums allez himmelsches her-
 herfröwest.

24. Lidige din hertze von aller anklebelichen und anhang
 der creatures, (283³) daz der geminte muge in dir wir-
 eken sin heilich werck noch sime willen, als er wol weis
 daz dir zu gehört, wenne wir nüt alle gleich gerüffet
 sint noch gezogen werdent. wil er dich ziehen durch
 swermütikeit, daz müstu ufs liden in rechter gelossen-
 heit als lange er wil. wenne alle regelen, alle büchel, 25
 alle minebriefe, alle bredier und bihter, alle lerer, alle
 artzote und alle creatures mügent dir dez nüt vor sin
 mit keime ergetzelichen troste. din geminter herre, der
 ein meister ist vol aller künste und wissheit, der kan
 dir es allez verwandelen in bittere mirre und galle als
 lange also er wil und weis daz du von allen moegen ge-

1 verdrisse E verlust E = Sch 4 ursache E 51 die mit gewissen E
 16 Nr 23 cgl. Schürebrand nr 32 lo, das s, seit er schouf, von
 Sudermanns hand F 19 doch fehlt E = Sch 26 erkennet F Anan-
 bekere E 29 Nr 24 cgl. Schürebrand nr 33 erbidigen, et par hodie
 manns hand F 31 weisz, z von Sudermanns hand F 32 beichtvater E
 35 regneue E 36 prediger F beichtväter F 41 mechtig E

lütert bist. dar umbe so gip dich frilichen in sinen willen in rehter gelossenheit, so ist dir allez liden und swermütikeit deste lihter und fruchtbarer und wüerst vil deste e lidig mit grossen fróiden.

5 25. In allen dinen swermütigen liden, trúcken und trengen solt du dich gester und din gemút uf erhóben mit gemeitem glorierende, daz der ewige himelsch kúnig din geminter gemahel und eman ist, dem du rehte gemaheliche truwe leisten solt, sinem armúte, sinem
10 ellende, siner versmehte noch zú volgende hie in zit noch allem dime vormúgende, so wüerst du óch glicheit mit ime habende in den iemerwerenden ewigen fróiden. nun schetz eins gegen dem andren, wie gar klein und kurtz ist als liden und arbeit diser zit und die frucht
15 so gar unufssprechenlichen gross und iemerewig: sicher daz tróstedt dich billichen in allem dime lidende, daz du es deste (283^b) billicher liden solt on alle swermütikeit.

26. Din geminter sol dir alle zit gegenwertig sin in rehter minender truwe und mitlidende, daz du ane
20 sehest und dicke betrachtest, wie tür er dich gekóffet het, wie sur er dich erarnet het, wie frilich er dich erlósset het, wie grósslich er dich geminet het, daz er durch dinen willen menschlich natur an sich nam und uf ertrich wandelte drú und drissig jor in ellende, in armút,
25 in grosser versmehte und leit frost, hitze, hunger und turst und maniger lege mangel und gebressten, durchtunge und spot, daz er verrotten wart, daz er ellendeklich gefangen wart und verurteilt zú dem tode und allez sin kosstber blót durch dich vergofs in der be-
30 snidunge, uf dem berge Olyveti, an der sulen, von den geishlen und rúten, von der scharpfen dúrnenen kronen und an dem heiligen crütze. ach! wie gar billiche ein gewore minerin hie von beweget und entzündet sol werden allez liden lústlich und begirlich zú liden.

35 27. Lere türeredig sin, by dem demütigen gedultig swigen dines geminten und húte dich vor allen subtilen worten und lere lide und leit von dime geminten swiglich liden also ein gehorsame frówe, daz du keine mürmeltine noch swappelmetze niemer werdest, die heimlicheit dins geminten in klage wise oder
40 lobez wise ufs zú sagen oder ander lütte gebressten zú urteilen und zú verrihten.

1 sine F 2 rehteter F 3 fruchtbarer F lididig F 5 Nr 25
vgl. Schürebrand nr 34 15 unsprechenliche E = Sch 18 Nr 26 vgl.
Schürebrand nr 36 20 oft E 22 heftig E 22f umb deinet E 25 litte E
27f ellēdeklich F 29 durch] vor E 35 Nr 27 vgl. Schürebrand nr 39
lerne E gedultigen E 36 geminteten F und h. dich bis 37 ge-
minten fehlt E 39 klagens E odeder F 40 lobens F

28. Ein reine Intere concieencie ist der ursprung
 rehtes inerlichen hertzen friden und fróide und ein
 heilsam (284^a) artzenige wider alle swermútikeit. dar
 umbe solt du billich gar frólich sin und eweklichen
 niemer truren, daz dich got in dinen jungen tagen so gar 5
 vetterlichen fürkumet und enthaltet und behütet vor
 vil strieken.

29. Die hóste, edelste, würdigste, verdienlichste álunge ist
 ein Ier, lidig, unbekumbert hertze von allen intragenden bilden,
 in dem mûs ouch der heilige geist sin werck rilichen wárcken. 10
 darumb rot ich dir, dafs du niemans rilhter sigest zu verhörrende
 klage und widerklage von parten und widerparten in keiner ge-
 speniger wise noch sachen, also verre du dich sin iemer entslahen
 kanst oder geweren, wenne din hertze würt entfridet und fer-
 bildet. 15

30. Aller liebestes min kint, nim dins grundes war und ge-
 horeh dem gúttlichen sprechen und verzieh dich aller unotúrtiger,
 lüstlicher ergetzlichkeit der creatures noch der vermessenheit, die
 du dime geminten meintest zu schenekende, wiewol dine nature
 etwaz do durch getrúcket und getrenget werden mus, ebe du sú 20
 gelerest überwinden und durehbrechen. din geminter ist also gar
 ergritig und rilich aller miltekeit vol, er sol dich sin reht wol er-
 getzen mit der schencke des heiligen geistez, der dich lert allen under-
 scheid in genoden und in naturen gewerlich und volkomenlicher
 wenne alle bûch, die ie geschriben wurdent. wenne er ist alein 25
 der rehte gewore schúlmeister aller kunst

31. Nun schetze selber, liebez kint: (284^b) sider die liep-
 liche, genodenriche, lustliche gegenwertikeit unsers lieben herren
 in menschlicher naturen sinen jungern ein hündernisse waz, daz
 in der heilige geist nüt werden mócht. ach, we vil mer mügent 30
 wir denne geirret werden von den armen, snóden creatures, so
 wir unotúrtigen trost und ergetzunge suchent, es sin bihtvatter
 oder bihtetóhter oder ander heilige schinende personeu und dar
 umbe gevellet mir dine lidige abegeseidenheit liber alle mosse
 wol, wenne sú ist dir der sicherste weg zu inerlichem friden und 35
 fróiden, wie wol ich mieh sin leider gesümet habe. daz sol dir
 ein warnunge sin, daz du volgest den wortten, die dir von dem
 geminten durch mieh armen sündler geschriben ist in der regole

Halle a. d. S.

Philipp Strauch

1 Nr 28 *vgl. Schürebrand nr 40* rein lauterer gewissen *F* 6 von
 kommet *E* 14 erwehren dann *E* 16 min k min *F* 17 göttliches *F*
 20 ehe *E* 21 lernest *E* 22 ergetig 24 volkommenheit *F*
 28 vnse'rs *F* herre *F* 30 wie *E* 32 keyen *F*; sint *F* beicht-
 vätter *E* 33 beichtkinder *F* barsehonen *F* 36 fróide *E*, fróide *F*
 38 ist mit bezug auf warnunge der] diser *F*

PFITZERS FAUSTBUCH ALS QUELLE GOETHES.

Dass der im j. 1674 erschienenen, von Nicolaus Pfitzer herührenden bearbeitung der Widmanschen 'Warhafftigen Historie des D. Johannes Faustus' von 1599 eine einwirkung auf Goethes drama zuzuschreiben sei, wurde früh ausgesprochen. schon in seinem in der Scheibleschen sammlung 'Der Schatzgräber' 1846 veröffentlichten buche Die sage von Dr. Johannes Faust bemerkte Düntzer (s. 251) kurz: 'das volksbuch hatte Goethe in Pfitzers bearbeitung oder einer andern daraus abgeleiteten kennen gelernt'. ähnlich äußerte er sich fast vierzig jahre später in der einleitung zu seiner ausgabe des Goethischen dramas, die 1882 in Kürschners DNL. erschien, s. iv, dass der dichter das Spiessche volksbuch von 1587 so wenig benutzte wie das Widmansche werk, dass er hingegen die Pfitzersche bearbeitung las. eine tiefere begründung dieser ansicht, die er in seiner einleitung zu einer in der collection Spemann (1885) erschienenen ausgabe der Pfitzerschen um die anmerkungen verkürzten bearbeitung widerholte, blieb er in allen fällen schuldig. auf eine private anfrage, auf welchem wege er zu ihr gelangt sei, erklärte er, dass diese auffassung von AvKeller in seinem abdruck des Pfitzerschen buches (1880) s. 727 f ausgesprochen sei; so nach Meyer vWaldeck in seiner kleinen studie, Schnorrs Archiv bd. 13 (1885) s. 233 ff. dieser suchte als der erste den beweis dafür zu erbringen, dass Goethe das Pfitzersche Faustbuch gekannt und für sein drama benutzt habe.

Aber so wenig wie Düntzer und Keller in ihren behauptungen schied Meyer vWaldeck in seinen darlegungen, worauf so viel ankommt, mit klarheit zwischen den drei stadien, die für die entstehungsgeschichte der Goethischen dichtung bis zur vollendung des ersten teiles anzusetzen sind. von den acht motiven, die MvW. für die benutzung Pfitzers durch Goethe geltend macht, gehören sechs den erst in der dritten phase hinzugekommenen partien des dramas an. die beiden übrigen aber, die sich schon in der jugendichtung finden, zwingen nicht zu der annahme, dass sie auf dem einfluss des Pfitzerschen buches beruhen, da sie nicht in ihm allein begegnen, sondern auch im volksbuch des 18 jhs., dessen bearbeiter sich den 'Christlich Meynenden' nennt. übrigen

ist beiden auch sonst keine wirklich entscheidende beweiskraft eigen. dass beim jungen Goethe schon für die ursprüngliche anlage der dichtung die Pfitzersche redaction in betracht komme, behauptete mit aller deutlichkeit zuerst Singer in einer miscelle des Goethe-jahrbuches bd. 7 (1886), s. 278. und zwar sollte der einschub der Gretchenepisode auf der anregung beruhen, die Goethe aus einer in jener bearbeitung der sage enthaltenen geschichte empfing. hier und nur hier allein in einer anmerkung zum 2. kap. des 1. buches (Keller s. 68f) wird erzählt, wie ein student ein mädchen liebt und durch geschenke gewinnt, während die mutter nichts merkt. sie wird schwanger, der student verlässt sie. sie gebiert eine tochter, die sie ermordet, und wird zwei jahre später, nachdem der leichnam des Kindes gefunden worden ist, zum tode verurteilt. ob diese übereinstimmung zu der annahme berechtigt, dass der junge Goethe Pfitzer gekannt habe, will ich zunächst dahingestellt sein lassen. jedenfalls fand der hinweis in der Faustforschung, soviel ich sehe, keine beachtung, was freilich nicht gegen die richtigkeit der schlussfolgerung spricht denn die geschichte der wissenschaft weiß bekanntlich noch von ganz anderen übergehungen zu berichten.

Die frage, wie weit das Pfitzersche buch auf Goethes dichtung einfluss gewann, nahm Erich Schmidt in der einleitung zum 3. abdruck des Urfaust auf. aber er beschränkt sich auf die in der dritten phase hinzugekommenen partien, indem er (s. LIX) ausdrücklich bemerkt, dass der dichter es, soviel er sehe, in seiner jugend nicht kannte. dass er es um die wende des jahrhundreds las, war schon lange vor Erich Schmidt bemerkt worden bereits in seinen 1881 im maiheft der Deutschen Rundschau erschienenen Fauststudien konnte Scherer die ihm von Loeper gemachte mitteilung verwerten, dass der dichter Pfitzers buch vom 18 februar bis zum 9 mai 1801 aus der Weimarschen bibliothek entliehen hatte. die gelegenheit benutzte Scherer, um auf den anklang einer stelle in Goethes drauck an Pfitzer hinzuweisen. inzwischen aber hat sich ergeben (vgl. Zeitlers Goethe-handbuch 1 557), dass ihn Goethe auch schon im frühjahr 1800 zu rate zog.

Nach Erich Schmidt schenkte Minor in seinem Fauststudien-tar (1901) der frage nach dem verhältnis der Goethischen dichtung zu der Pfitzerschen bearbeitung der Faustsage ganz besondere

beachtung, und es gelang ihm über jenen hinaus anlehnungen Goethes an sie nachzuweisen. zu gleicher zeit vermochte Morris in einem aufsatz 'Mephistopheles' (Goethe-jahrb. 22 [1901] s. 176 ff) einige neue berührungspuncte geltend zu machen.

Nach diesen feststellungen und eigenen beobachtungen sind in den der dritten phase angehörenden partien von Goethes Faust folgende motive der dichtung aus der darstellung des Nürnberger arztes geschöpft. bei ihrer anzählung muss im auge behalten werden, ob nicht das Faustbuch des Christlich Meynenden vom j. 1725, das ein dürftiger auszug aus der Pfitzerschen bearbeitung ist, für die erklärung der übereinstimmungen genügt. dass Goethe es selbst gekannt und benutzt hat, ist zwar nicht bezeugt und bewiesen. wol aber darf man annehmen, dass ihm als knaben das auf 'schrecklichstem löschpapier' gedruckte jahrmарktsbuch vom dr Faust in die hände gefallen war (DuW. Weim. ausg. I 26 s. 51). zu dem war aber die fassung des Christlich Meynenden geworden. man darf es annehmen, wenn gleich Goethe an der angeführten stelle seiner selbstbiographie zwar viele andre volksbücher, das von Faust aber gerade nicht nennt. wenigstens glaubt man allgemein (s. Loeper zu der stelle bei Hempel 20, 265), dass der dichter auf diesem wege die Faustsage zuerst in sich aufnahm.

1. Fausts wüirkksamkeit als arzt v. 993f. sie wird beim Chr. M. nur im eingang ganz kurz erwähnt (ed. Szamatólski s. 4/5): *Er changirte auch gar sein Studium Theologicum mit dem Studio Medico.* bei Pfitzer heisst es im 1 capitel (ed. Keller s. 62): *setzte er sein bisher getriebenes Studium Theologicum beyseits, legte sich mit Fleiſs auf die Artzney-Kunst* und s. 154 kommt er darauf zurück: *weiln sich D. Faustus sich nichts mehr, wie vorhin, weder um die Praxin der Artzney-Kunst . . . bekümmerte, welche stelle der Chr. M. unberücksichtigt lässt und die übrigen auch in der Widmanschen bearbeitung, der vorlage Pfitzers, fehlt. s. 223 ist noch einmál von der arzneikunst die rede: *Oben ist gedacht worden, dass D. Faustus, ehe er sich gar dem bösen Geist ergeben, von dem Studio Theologico gántzlich abgelassen, hergegen sich auf die Astrologiam, und zum Vorwandt auf die Medicinam mit gantzen Fleiſs geleet.* diese stelle, die bei W. vorgebildet ist, wird vom Chr. M. wider übergangen.*

2. Wagners äufserungen über die luftgeister v. 1126 ff.
 'Berufe nicht die wohlbekannte Schar,
 Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet' usw.

Pfitzer s. 193 ff.

3. v. 1147 ff. 'Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppeln streifen?' usw. das motiv, den teufel in hunds-gestalt erscheinen zu lassen, konnte Goethe wol auch aus dem Chr. M. schöpfen, der nach Pf. zweimal von Fausts zottigem hunde, der ein geist war, spricht (s. 11, 19). allein er sagt von ihm nur, dass er Fausten 'divertierte', während jener seine possierlichen sprünge und andre gaukelei erwähnt, wozu man v. 1190f 'Wie du draussen auf dem bergigen Wege Durch Rennen und Springen ergetzt uns hast' vergleiche. auch ist das dämonische des tieres nur bei ihm betont: *seine Augen aber waren gantz feuerrot und fast greulich anzusehen, und ob er wol schwartz zotticht war, jedoch wenn er ihm mit seiner Hand über dem Rücken herfuhr, so veränderte sich gleichsam selbige Farb, worüber der Grav sich in etwas entsetzte, und bey sich bedachte, es gienge darmit nicht natürlich her* (s. 212).

4. Faust im studierzimmer v. 1178 ff. für die scenerie kommt immerhin in betracht, dass nur Pf. (s. 104) von dem *Studir-Stüblein* spricht, in das sich Faust verfüget, *dess Geistes mit sehulichem Verlangen erwartende*. der Chr. M. sagt nur (s. 7): *Faust . . . kehrte wiederum mit Freuden nach Haufs*.

5. Faust als übersetzer der Bibel v. 1219 ff. hier kann allein Pf. und keine andre vorlage in frage kommen, weil es nur bei ihm (s. 162) heifst: *ich hab gleichwol bey mir die H. Bibel, und noch andere Christliche Bücher mehr, ich kan in diesen wol lesen, ob mir gleich die Kirch und der Gottesdienst verboten ist, mit diesen will ich zu Hause meine Kirch aufstellen* usw., während die entsprechende stelle beim Chr. M. (s. 10) lautet: *Hingegen verbot ihm der Geist die heilige Bibel zu lesen*, worant dann doch einige bücher der heiligen schrift genannt werden, an denen sich Faust erbauen darf. man sieht, dass diese fassung kaum den anstofs gegeben haben kann. wichtig ist dabei, dass unter den verbotenen büchern bei Pf. ausdrücklich das evangelium Johannis genannt wird. hierin fand Goethe augenscheinlich die auregung, Faust gerade dieses buch übersetzen zu lassen.

6. ähnlich ist die concurrenz von Pf. und dem Chr. M. bei

der beschwörung des pudels v. 1247 ff zu beurteilen. hier ist die abhängigkeit von Pf., wie Erich Schmidt mit recht hervorhebt, mit händen zu greifen, da wörtliche anklänge vorliegen. so heifst es zb. bei Pf. (s. 107): *Faustus wolte aufs neue seine Beschwörung anfangen* (vgl. auch s. 99: *Nam derhalben eine härter lautende Beschwörung zur Hand*) und bei Goethe steht (v. 1296 f):

‘Du sollst mich hören
Stärker beschwören’.

nun begegnen freilich auch beim Chr. M. (s. 7) die aus Pf. geschöpften worte: *Worüber sich Faust ereyfert und mit noch härterer Beschwörung gedrohet haben soll.* allein nur bei Pf. (s. 104) und nicht beim Chr. M. heifst es: *da ersihet er einen Anblick nahe bei dem Ofen, gleich als einen Schatten hergehen,* dem v. 1249 ‘Ist es Schatten? ist’s Wirklichkeit?’ entspricht; ebenso wie nur dort dem untier feurige augen verliehen sind, vgl. v. 1255 ‘Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiss’.

7. v. 1326 ff. die art wie Faust den aus dem untier enthüllten fahrenden scholasten nach nam und wesen fragt, findet auch nur in Pf.s bericht eine parallele. der Chr. M. übergeht die stelle. dort heifst es (s. 168): *aber das weifs ich noch nicht, was du für ein Geist seyest* (v. 1335 ‘Nun gut, wer bist du denn?’). *Lieber sage mir die Wahrheit und verhele mir nichts.* aus der antwort des Mephostophiles haben die worte: *sondern alldieweil ich in und unter der Luft wohne, was ich kan und vermag, das muss ich beschädigen, ja alle Elementen und Menschen, so mir nicht Einhalt getan wird, beleidigen,* diese worte haben in dem programm, das der Goethische teufel v. 1338 ff entwickelt (‘So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, Mein eigentliches Element’), ihren niederschlag gefunden, nur dass aus den dürren worten der vorlage eine selbständige, eigenartige und geistvolle selbstcharakteristik wurde.

8. v. 1446 ff. ‘Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben’ usw. Morris wies (aao. s. 179 f) darauf hin, dass Goethe für die phantasmagorischen bilder, mit denen Faust von Mephisto eingeschläfert wird, die anregung bei Pf. fand. hier wird s. 215. 220 u. 222 (beim Chr. M. s. 11 f) von Fausts lustbarer behausung eine schilderung gegeben, die, so dürftig sie ist, sehr wol den keim zu der blühenden schönheit der traumerscheinungen geliefert haben kann. die anklänge hat Morris geschickt zusammengestellt

und dabei ahnen lassen, wie die schwachen impulse Goethes phantasie erregten und zur entfaltung trieben. glänzend betätigt sich dabei seine darstellungskunst in der art, wie er malerische und musikalische wirkungen verbindet, ganz im geister- und traumhaften bleibt und zuletzt der natur des traumes gemäß mit dem paradisischen idealbild mischt, was Faust kurz vorher auf dem spaziergang vor dem tor erlebt hat. dass der eingang des geisterchores an eine andre stelle bei Pf. (s. 112; Chr. M. 8, 20) erinnert, hat Minor (II 171 f) bemerkt. Faust lässt bei einem bankett dem Ansehen nach ein Gewölck hindurchrauschen etwas trüb, gleich als wenn es bald regnen wolle. Bald darauf zerrannte sich dieses Gewölcke, mit Vermischung weißs und blau, also dass solches herrlich anzusehen war; der Himmel stand ganz blau, und ließen sich die Sterne daran in voller Klarheit sehen . . . etwan über eine Viertelstund herauß überblaffe sich das Gewölck wieder, und thate die Sonn einen starken Blitz, damit vergleiche man: 'Reizender schone, Freundlich der blau' Aether herein! Wären die dunkeln Wolken zerrannt! Sternelein funkeln, Mildere Sonnen Scheinen darein'.

9. Schliesslich bietet noch der letzte vers von Mephistos schlussmonolog v. 1525 'Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn' einen nachklang der lectüre des Pfischen buches. die lateinische form der anrede fällt aus der sprache des 18 jhs heraus, entspricht jedoch der alten überlieferung. Spies, Wilman und Pfitzer gebrauchen stets die latinisierte form *Faustus*, *Fausti* usw., sagen also auch in der anrede *Fauste*, und dieser vocativ begegnet in den disputationen zwischen dem teufel und dem viel berühmten erz-schwarzkünstler bei Pfitzer sehr oft, zb. s. 122, 129, 155, 168, 171, 184, 193, 195, 200 usw.

Man sieht: der einfluss der Pfitzerschen bearbeitung namentlich auf die erste scene 'Studierzimmer' ist stark. allein man darf ihn auch nicht überschätzen. es handelt sich immer nur um anregungen, anstöße, die Goethe antreiben, eigenstes hervorzubringen, also um um- und neuschöpfungen, die gerade seine selbständigkeit in höherem grade dartun. dass eben diese partie von durchaus eigenem geist geprägt ist, brauch ich dem kenner nicht zu sagen. ich beten es aber, weil nachweise wie der hier geführte so oft missverstanden werden, trotz der anlehnung ist diese scene hinsichtlich der erzählung eine der originellsten leistungen des geistigen bewerkens von

man die außerordentliche schwierigkeit der aufgabe bedenkt. was hat Goethe allein aus dem motiv der bibellectüre, die ihm das buch an die hand gab, gemacht! wie beim geisterchor ein paar andeutungen zu einer poetischen vision von musikalisch-bildhaftem charakter und blühendster phantasie führten, sahen wir. und himmelweit entfernt sich Fausts erste unterredung mit Mephisto von dem vorbild. statt der schwerfälligen und öden disputationen über geister und teufel im Pfitzer gibt Goethe ein frei menschliches gespräch von erhabener gelassenheit, in dem sich ungezwungenheit, humor und dämonie wunderbar mischen. genial gelöst ist die für einen dichter von modernem empfinden unlösbar scheinende aufgabe, den teufel sein wesen selbst und so aussprechen zu lassen, dass Faust zu dem bunde gelockt wird. und all das ist frei erfunden. das gleiche gilt von der vorangehenden beschwörung des pudels. mit recht hebt Traumann in seiner schönen Fausterklärung (bd. 1 s. 274) hervor, wie meisterlich dieser schwierige vorgang nach form und inhalt gelungen, wie der mittelalterliche hokuspokus aufs geistreichste verwischt ist. welch unergründlicher abstand, fährt er fort, von der alten beschwörung der 'sage, von dem brimborium im Spesserwalde oder in Faustens stube!' nichts erinnert hier an Pfitzer. in stufenmäßiger dramatischer steigerung wird dem untier zu leibe gegangen, und wider selbständig erfunden ist die anrufung der vier elementargeister, die anwendung des kreuzes und die mahnung an das dreimal glühende licht der heiligen dreifaltigkeit.

10. Allein noch für ein motiv einer anderen der in der dritten phase entstandenen scenen dürfen wir den anstoss bei Pf. suchen. es handelt sich um die verse 3664 ff: 'Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh', Den ich dort hinten flimmern seh?' recht unvermittelt und in einem nur flüchtig angedeuteten augenblick erscheint Faust hier in der rolle des schatzgräbers, womit seine eigenschaft als adept, als magier in erinnerung gebracht wird. das ist der eine zweck des momentbildes, während sein hauptzweck ist, Valentins eingreifen noch einmal sinnfällig zu motivieren. die ersten-zehn verse des dialogs zwischen Faust und Mephisto stammen aus dem Urfaust. das wort des ersten verses 'Sakristei' führte dazu, dass sich Goethe der von Pf. (s. 420, nach Widman und Spies cap. 58, Chr: M. s. 9) erzählten episode erinnerte, wonach dem Faust *der Geist bei einer alten*

verfallenen Capellen, nicht gar weit von der Stadt Wittenberg gelegen, einen Schatz zeigte, welcher nach des Geistes Aufregung vor vielen Jahren von einem alten geizigen Mann daselbst hin vergraben worden: diesem gieng nun D. Faustus eines bey Nachtzeit nach, und grabe und erhebt einen Haufen usw. auch hier verfährt Goethe selbständig und verbindet außerdem mit dem motiv einen volksaberglauben, den er bei seinen für die dichtung unternommenen dämonologischen studien im Anthropodemos Plutonicus des Praetorius fand. hier las er Witkowski. Die Walpurgisnacht im ersten teile des Faust [Leipzig 1894] s. 25), dass im innern der erde schätze in kesseln verborgen liegen, die von zeit zu zeit von selbst in die höhe rücken und sich, wenn sie oben sind, durch eine flamme zu erkennen geben, das 'Flämmern' des ewigen lämpchens in dem bilde der aus der jugenddichtung vorhandenen partie vermittelte wol die combination, ähnlich wie der name Valentin dazu führte, dass Goethe Opheliens lied vom Valentinstag zu dem folgenden standchen verwertete.

Aber auch damit ist die einwirkung des Pfitzerschen buches auf Goethes Faust für die production in der dritten phase noch nicht erschöpft. wichtiger als alle die angeführten einzelheiten ist, dass der dichter ihm den hinweis auf das buch Hiob verdankt. von welcher bedeutung das für die entstehung des 'Prologes im himmel' und die tiefsinnige einkleidung der 'idee' des Faust wurde, habe ich im Zeitlerschen Goethe-handbuch in den artikeln 'Faustdichtungen' (I 557) und 'Prolog im himmel' (III 157f) gezeigt.

Wenn aber die Pfitzersche bearbeitung einen so starken einfluss auf die dichtung in dieser zeit gewann, ligt es nahe zu fragen, ob Goethe sich damals zum erstenmal dieses buches bediente, um sich die alte überlieferung der sage zunutze zu machen oder ob er nicht schon früher sich dort rats erholte. dass sich Erich Schmidt, als er dem problem zuerst nachgieng, die frage vorlegte und sie, wenn auch vorsichtig verneinte, bemerkte ich schon (oben s. 219). als dann im jahi 1901 Minors Faustcommentar erschienen war, worin der vert. stillschweigend, ohne den wissenschaftlichen beweis dafür zu erbringen, davon ausgieng, dass schon im Urfaust einwirkung des Pfschen buches sichtbar sei, fügte Erich Schmidt in dem im gleichen jahi er-

schieneenen 5 abdruck der einleitung zu seiner ausgabe den worten: 'Dass Goethe es, soviel er sehe, in seiner jugend nicht kannte' in klammern hinzu: 'Minor setzt das freilich voraus'. hingegen wiederholt er 1903 in der einleitung zum Faust, jubiläumsausgabe s. VII: 'Pfitzer hat Goethe in seiner jugend schwerlich studiert'.

Ist diese ansicht stichhaltig?

Zu den stellen, die nach der entdeckung des Urfaust besonderes erstaunen erregten, gehörten die verse 526ff

'Er thut als wär er ein Fürsten Sohn
Hätt Luzifer so ein Duzzend Prinzen
Die sollten ihm schon was vermünzen
Am Ende kriegt er eine Comission.'

Luzifer, auf den sich hier Mephisto beruft, war in der dämonologie des gedichtes schwer unterzubringen, und die frage hat denn auch forscher wie Graffunder in den Preufs. jahrbb. 68 (1891), 712 und Niejahr Euphorion 4, 493ff beschäftigt. jetzt wissen wir durch Minor (Goethes Faust 1 135), dass die berufung durchaus der überlieferung entspricht und dass Goethe nur durch Pf.s buch veranlasst wurde, hier die biblische gestalt zu nennen. denn bei Pf. (s. 129) sagt Faustus zu Mephostophiles, als er bei ihm im grauen mönchs-habit erschienen war: '*Wolun denn, so gelobe mir im Namen deines Herrn Lucifer, dass du allem fleissig nachkommen wollest, was ich dir werde zu muten, und von dir begehren . . .*' im Chr. M. fehlt die stelle. s. 155 spricht Faustus die worte: '*Meinest du Mephostophiles, ich habe mich deinem Fürsten, dem Lucifer, so hoch verobligiret, dass ich ein Mönchisches eingezogenes Leben führen wolle?*' (fehlt beim Chr. M.). s. 168 antwortet Mephostophiles auf Fausti frage, was für ein geist er sei: '*ich bin in der Warheit ein fliegender Geist. wohne mit andern unter dem Himmel, muss dem fürsten Lucifer unterworfen sein*'. (fehlt ebenfalls beim Chr. M.). in kritischen momenten erscheint Fausto der fürst Lucifer gantz schrecklich und leibhaftig. so als er sich verehelichen will (Pf. s. 512, Chr. M. s. 23) und als *das Stundglas des lebens D. Fausti nunmehr austieffe* (Pf. s. 550, Chr. M. s. 24), um ihn vor das gericht Gottes zu laden. Graffunder deutete (aao. s. 712f) die stelle im Urfaust nun so, als habe es damals in Goethes plan gelegen, dass Faust seine seele in einem pact Luzifer verschreiben solle. Mephisto sollte ihm dann von ihm als seinem oberherrn beigesellt

werden. dieses verhältnis Mephistos zu Luzifer lässt aber die annahme unmöglich erscheinen, dass ihn der Erdgeist dem Faust beigegeben habe. die folgerung ist irrtümlich, da sie im vollkommenen widerspruch zu den oft citierten worten steht, in denen (Urfaust s. 81 z. 36 ff) Faust den Erdgeist anruft: 'Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum mustest du mich an den Schandgesellen schmieden?' das ist unzweideutig, und unverkennbar ist damit ausgesprochen, dass es der Erdgeist sein sollte, der dem Faust Mephisto zum geführten gab. Grafunders auffassung accentuiert also jene beziehung auf Luzifer viel zu stark. mit recht erklärte sie Minor (1 265) für irrelevant, was er damit begründet, dass Goethe die stelle später fallen gelassen habe. keineswegs brauchte damit Luzifer ein irgend bedeutender platz in der dämonologie des gedichtes angewiesen zu sein. ich kann mich dem nur anschließen. muss denn selbst bei einem Goethe und bei einer dichtung wie dem Faust mit jedem vers eine mine gelegt sein? genügt denn nicht die annahme, dass mit den worten nur ein flüchtiger blick in die rangordnung der teufelswelt geworfen werden sollte? warum kann Mephisto in seiner jovial-humoristischen laune nicht von Luzifer als seinem herren sprechen, ohne dass diesem innerhalb des dramas eine aufgabe zugewiesen war? gewis war eine so vereinzelt, folgenlose erwähnung irreführend, und das ist der tiefere grund, weshalb Goethe bei der bearbeitung des fragments diesen kurzen monolog durch einen andern ersetzte, bei dem von Luzifer abgesehen wurde.

Allein so bedeutungslos und entbehrlich die verse für den zusammenhang der dichtung waren, ebenso wichtig sind sie für die frage, die uns hier beschäftigt. denn nur auf grund der kenntnis der Pfschen darstellung, in der Luzifer als Mephistos herr so bedentsam hervortritt — im Spiesschen volksbuch, das übrigens Goethe, soviel wir wissen, nicht kennen gelernt hat, erscheint das moment nur flüchtig und undeutlich (s. 13, 28 u. 29 ed. Braune) — also nur unter dem einflusse Pfschens könnte Goethe zu der an sich unwesentlichen anspielung veranlaßt werden. damit ist es, mein ich, schon wahrscheinlich geworden, dass wir bereits für den Urfaust das studium des Pfschen buches voraussetzen haben. ich kann diese schlussfolgerung insofern noch durch eine andre beobachtung erhärten.

Es hat sich wol schon mancher die frage vorgelegt, warum herrn Schwerdtleins abenteuerliches ende vom dichter gerade nach Italien verlegt worden ist. wenn ich sie hier aufwerfe, so wird man mir zunächst entgegenhalten, dass eine poetische willkür vorliegt, die zu ergründen schwerlich möglich sei. das ist gewis richtig, und es ligt mir auch fern darüber eine methodische untersuchung anzustellen. ich weifs sehr wol, dass derartige gedanken auf zufälligen combinationen beruhen und dass es auch der hingebendsten forschung nur selten, vollständig sogar niemals gelingen kann, bis zur entstehung eines solchen complexes von momenten, die zur erfindung führten, vorzudringen. aber gelegentlich hilft einem ein zufall ähnlich demjenigen der dem dichter die wege wies. in der saftigen, von diabolik und cynismus strotzenden scene des Urfausts 'Nachbarin Haus' erzählt Mephisto den frauen von den eigentümlichen liebesfreuden, die herr Schwerdtlein in Neapel genoss (v. 835 ff):

'Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,

- Als er in Neapel fremd umher spazierte.

Sie hat an ihm viel Liebs und Treu gethan,

Dass er's biss an sein seel'ig Ende spürte'.

den tiefern sinn der anspielung der verse auf das mal de Naples kann ich hier übergehn. darüber berichten die Faustcommentare (vgl. auch DLZ. 1905 sp. 687 ff.) wol aber möchte ich geltend machen, dass Goethe auf die episode durch eine stelle in einer der anmerkungen geführt wurde, die Pf. nach dem vorgange Widmans den einzelnen Faustischen abentauern hinzugefügt hat. hier und nur hier, nicht bei Widman oder sonstwo, heifst es (s. 405): *ein Teutscher von Adel hat sich lange Zeit in der schönen Stadt Neapel aufgehalten, und mit einer Hofdirne, deren Thür allen offen gestanden, brünstigste Liebe gepflegen, so gar, dass sie geraume Zeit über sich aller anderer Gesellschaft enthielt, und allein dieses Teutschen abgewartet. Wir Welschland durchreisert, weißt wie diese Sirenen beschaffen seynd, und dass der ihrem Gesang zuhört, kein Geld im Beutel behält und mehrmals kein gesundes Glied an seinem Leib darvon bringt. Dieser Teutscher musste Derricken (also wollen wir diese Hoflocke nennen) Arbeit theuer genug bezahlen, und erfahren, dass er einer unerzütlichen Menschenfresserin zu theil worden: wievol ihn die Lieb also verblendet, dass er sich willig zu aller Möglichkeit*

verstanden, und an Statt der Ritter-Übung, so er erleben sollte, hat er alle seine Gelder bey der Doria verpfachtet. diese nicht unwitzige, jedenfalls amüsante darstellung hatte es Goethe angetan. die geschichte geht bei Pfitzer noch weiter, doch ist von dem folgenden nichts in die dichtung übergegangen, mit dem ort und dem verlust an geld und gesundheit (vgl. v. 834ff. 'Wer weis, wo nun es die vier Winde haben. Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an' usw.) ist die übereinstimmung erschöpft.

Gerade das aber ist wider bezeichnend für art und wesen der einwirkung, und deutlich zeigt der fall, wie wir sie insgesamt zu verstehn haben. nicht mehr als eine anregung ligt vor. die flüchtige abhängigkeit wird zur freiesten entfaltung. ein kurzer anstoß genügt, um Goethes phantasie flügel zu geben. der Teutsche von adel zaubert ihm ein reich bewegtes schicksal vor, das er dem braven Schwerdtlein andichtet. etwas unbekümmert darum, dass es zu ihm nicht so gut stimmt wie zu jenem, der zur 'Ritter-Übung' ausgezogen war. die localisierung von Neapel hatte zur folge, dass Goethe ihn in Padua den tod finden lässt. hinzuerfunden wird weiter die fahrt nach Malta und die kaperung eines türkischen fahrzeuges mit dem schatz des großen sultans. wie dann Goethe diese züge mit dem diabolischen, hohnisch schraubenden Mephistoton der scene zu einem geschlossenen ganzen mischt, ist und bleibt einzig.

Damit ist wol zur evidenz gebracht, dass Goethe Pfitzer schon für den Urfaust benutzt hat. ist das aber geschehen, dann tritt auch der im eingang dieser untersuchung (s. 249) erwähnte hinweis Singers in sein recht, und es wäre wol denkbar, dass ebenso wie Goethe jene einzelheit von Schwerdtleins licesertfahrten in Neapel aus Pf. zutlog, in der lectüre des buches auch die anregung zur einfügung der Gretchentragödie stofflich zu suchen ist. dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass gleichfalls bei ihm und zunächst nur bei ihm, nicht bei Spies und Widmann, während der Christl. Meynende sie von ihm übernahm, also dass sich bei Pfitzer (s. 511) auch jene erzählung von Faustens liebe zu einer *ziemlich schönen doch armen Dirne* findet, *welche aus Land heraus in die Stadt kommen, und sich in Dienste begeben bey einem Kramer.* sie kann sehr wol bei der conception mitgewirkt und ihren keim gebildet haben.

Und eine weitere folgerung ergibt sich.

Es war bisher nicht mit sicherheit zu bestimmen, wie man sich das zusammentreffen der drei zauberstücke Fausts in der scene 'Auerbachs Keller' vorzustellen habe. Spies und Pfitzer berichten sowol das anböhren der tischplatte, aus der wein fließt (Keller s. 301f), wie die entstehung der weinstöcke mit den üblen folgen beim handhaben der messer, wie endlich den fassritt (s. 284f), während Widman das nasenabschneiden nicht kennt und der Chr. M. nur vom letzten abenteuer weifs (vgl. die zusammentstellung des materials für die quellenuntersuchung bei Minor I 375). aber die zauberstücke werden von ihnen separat erzählt, und für uns hat sie erst Goethe miteinander verknüpft. ob ihm dabei eine überlieferung aus dem volksschauspiel zugute kam, wie Creizenach (Gesch. des volksschauspiels von dr Faust [1878] s. 164, anm.) vermutete, ist mehr als zweifelhaft. jetzt, da wir wissen, dass schon der junge Goethe Pf.s buch benutzt hat, darf man ihm selbst die combination mit gutem recht zuschreiben. er hätte dabei, wenn wir die Pf.sche darstellung als grundlage voraussetzen, dieselbe beweglichkeit und fruchtbarkeit der phantasie bewiesen, die wir an ihm in der ausbeutung flüchtiger, durch lectüre empfangener anregungen schon mehrfach beobachtet haben. dass er aber die zauberstücke gerade aus dem Pf.schen buch kennen lernte, wird durch die übereinstimmung in einem kleinen zuge wahrscheinlich gemacht, die nur zwischen ihm und seiner erzählung besteht. wenn Brander beim anblick der hervorgezauberten weinstöcke ausruft: "Trauben um diese Jahrszeit!" (Urf. s. 30 z. 193), so bietet nur Pf. in einer seiner anmerkungen (s. 139) die parallele, indem er berichtet, dass Faustus, *als einige gute Freunde mitten im Winter begehrten, er wolte einen Weinstock voll zeitiger Trauben machen, er solches zur Stund ins Werk zu stellen ihnen zugesaget habe* usw. auf diesen punct hatte bereits Minor (aao.) mit nachdruck hingewiesen, wie auch schon Singer erkannte, dass die übereinstimmungen bei Pf. mit der scene in Auerbachs keller an bedeutung gewannen, falls die in seinem buch enthaltene episode zur conception der Gretchentragödie beigetragen haben sollte.

Wir dürfen uns aber nicht scheuen, noch einen schritt weiter zu gehn und andere spuren der einwirkung Pf.s zu verfolgen.

Die erste freilich, auf die Minor hinwies, ist ganz unsicher. für die worte Mephistos am schluss des prosadialoges zwischen

ihm und Faust (Urf. s. 82 z. 61f) 'Hab ich alle Macht im Himmel und auf Erden?' fand er die erklärung in einer stelle der anmerkungen Pf.s. hier heisst es und nur bei ihm allein (in Pro. Cyrillus sagt in Johann: 'Es sey fern, dass wir gehalten hätten, es werde darum der Teuffel ein Fürst der Welt genannt, das wir glauben wollten, er könne über Himmel und Erden herrschen und regieren, denn er ist nicht der Schöpfer und Regierer der Welt, wie etliche fälschlich dafür halten, sondern durch die Welt werden alhier verstanden die böse gottlose Menschen, welche den weltlichen Wollüsten nachhengen, und durch böse Begierden folgen, solcher Leute Gott und Fürst ist der Saten'.

Alle achtung vor dem spürsinn, der eine solche parallele aus dem wälzer Pf.s aufzufinden wuste, allein dass eine einzelheit dieser art auf Goethe eindruck gemacht haben und in seinem gedächtnis haften geblieben sein sollte, ist wenig glaubhaft. die übereinstimmung ist zufällig. wenn von Mephistos beschränkter macht die rede war, so konnte in dieser von erregung und leidenschaft durchbrauten situation der ausdruck leicht so gesteigert werden, dass die, wie Minor es bezeichnet, seltsame formel zustande kam. für ihre erklärung jene entlegene stelle im Pf. in anspruch zu nehmen scheint mir nicht statthaft.

Mit recht darf man hingegen zwischen Fausts anruf an den unendlichen geist im anfang dieser selben prosascene (s. 80 z. 11ff): 'Wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt, in der er sich nächtlicher Weile oft gefiel vor mir herzutrotten', usw. und der Pf.schen darstellung eine unmittelbare beziehung annehmen. denn er berichtet (nach Widman, den Goethe jedoch offenbar nicht kannte, während das Spiesssche volksbuch nichts davon weiss), er berichtet von mancherlei possierlichen sprüngen und anderer gaukelei des teuflischen hundes. die stelle war schon einmal (oben s. 251) für die production in der dritten phase herangezogen worden, indem spuren ihrer einwirkung für den schluss der scene 'Vor dem Tor' geltend gemacht wurden. zweimal also in zwei verschiedenen arbeitsperioden gewann das motiv einfluss. hier für den Urfaust ist es übrigens ganz eigenartig umgekehrt: nur die äussere herkunft haben wir bei Pf. zu sehen.

Ganz besonders productiv und originell erweist sich Goethes phantasie gegenüber der alten sage in der art wie er die verbindung Fausts mit Mephisto zustande kommen liess. das doppel-

vorstellung der überlieferung mit ihrem wüsten teufelsglauben musste seinem gefühl aufs äufserste widerstehn. wenn irgendwo, so war hier eine vermenschlichung und veredlung geboten. in diesem streben nach der überwindung der mittelalterlichen voraussetzung schuf er kraft eigener mythologie die gestalt des Erdgeistes, die eine brücke zwischen der dämonologie der sage und der modernen anschauung bildete. als unzweifelhafte voraussetzung des Urfaust muss dabei gelten, dass Faust den Erdgeist beschwört, der ihn zunächst abweist, dann aber, zum zweitenmal gerufen, ihm den Mephisto sendet. bei dieser erfindung aber, von so selbständiger kühnheit sie ist und wie sehr sie über die überlieferung hinausgeht, ist dennoch eine nachwirkung der Pf.schen darstellung im spiele. denn nur sie (resp. Widman), nicht aber das alte volksbuch berichtet, dass nach Fausts beschwörung ein fürst unter den geistern erscheint, der ihm einen geist zu schicken verspricht, *der ihme bis an sein Ende dienen werde, und nicht von ihm weichen, ja in allem und jeden willfahren, was nur seinem Hertzen würde belieben zu wünschen, und zu begehren* (s. 107). dieser geist ist Mephostophiles, und es ist nicht zu verkennen, dass für das verhältnis Mephistos zum Erdgeist, wie es für den Urfaust geplant war, um später freilich fallen gelassen zu werden, die analogie der beziehungen des Mephostophiles zum fürst unter den geistern bei Pf. maßgebend waren.

Wenn es aber nach alledem für ausgemacht gelten darf, dass Goethe schon für den Urfaust aus Pfitzer schöpfte, so muss man weiter fragen, wie es sich damit hinsichtlich des Fragments verhält. hat der dichter die bearbeitung des Nürnberger arztes auch dafür benutzt? nur zaghaft geh ich an die prüfung dieser frage. steht doch der annahme einer tieferen einwirkung eine rein nüchterne erwägung entgegen. teile des Fragments sind, wie wir unzweifelhaft wissen, in Italien entstanden. sollte Goethe dahin das Pf.sche buch mitgenommen haben oder gar sich haben nachschicken lassen? doch man urteile selbst.

Um drei partien handelt es sich: um den im Fragment zuerst veröffentlichten schluss der Vertragsscene, den dialog 'Wald und Höhle' und die Hexenküche.

Von dem ersten stück kommt Mephistos monolog vor dem eintritt des schülers in betracht. hier erinnert die bezeichnung

'Lügengeist' (v. 1853f 'Lass nur in Blend- und Zauberwerken Dich von dem Lügengeist bestärken'), die sich Mephisto in einer anwandlung man weiß nicht, ob seltsam pathetischer selbstmoralisierung oder selbstverhöhnung beilegt, an Pfitzer, der den teufel wiederholt so nennt, ja das ganze buch hindurch seine leser vor dem 'Lügengeist' warnt. zb. s. 155. 170. 175 (*über die Wahrheit, spricht er, ist nicht in ihm; wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem eigenen, denn er ist ein Lügner, und ein Vatter derselbigen*). s. 399f wird die frage erörtert, *ob und wie der Teuffel die Wahrheit sagen könne: und ob man ihn glauben solle, wenn er gleich die Wahrheit sagt*, dabei heißt es: *Dies aber ist gewiß und wahr, dass er ein Lügengeist ist, und von Art und Eigenschafft ist Lügen* usw.

Das zweite stück, die scene 'Wald und Höhle' bietet insofern einen anklang an Pf., als hier in den versen:

'Und wär ich nicht, so wärst du schon
Von diesem Erdball abspaziert'

auf Fausts selbstmordversuch angespielt wird. das motiv erscheint, wie man weiß, in der dritten phase noch einmal (im monolog nach Wagners abgang v. 686ff), wird hier jedoch anders verwendet als an jener stelle vorausgesetzt ist, dass Faust kurz vor ablauf der im pact festgesetzten frist ganz rasend und verzweifelnd ein messer ergriff, um sich damit zu entleiben, erzählt Pf. (s. 600) nach Widman (Chr. M. s. 27), ähnlich wie bei dem motiv von dem teufel in hundsgestalt läge also eine in zwei arbeitsphasen in verschiedenem sinne benutzte anregung vor. im übrigen kann die intention sehr wol schon für den Urfautst geplant gewesen sein, und nichts scheint zu dem schluss zu zwingen, dass es einer neuen lectüre bedurfte, damit sie zum vorschein komme. nimmt man es gleichwol an, so würde hier die oben berührte schwierigkeit, ob Goethe in Italien ein exemplar des Pfschen werkes zur hand hatte, kaum zur geltung kommen, denn die scene ist aller wahrrscheinlichkeit nach in Weimar verfasst, über ihren ursprungsort ist freilich viel gestritten worden, weil man sich nicht darüber einigen konnte, ob mit der 'hexen-scene', die Goethe nach dem brief in der Italienischen reise vom 1 märz 1788 in Rom ausgeführt habe, sie oder die Hexenküche gemeint sei. ich selbst nahm früher an, dass er jene im auge hatte, bin aber jetzt der ansicht, dass es sich dabei um diese

handelt. auch für Mephistos monolog fiele die schwierigkeit fort, da die schlusspartie der Vertragsscene sehr wol in Weimar nach der rückkehr aus Italien gedichtet sein kann.

Anders steht es in dieser beziehung aber mit der scene 'Hexenküche', die, wie Goethe seinem Eckermann erzählte (10 april. 1829), in Rom im garten Borghese niedergeschrieben wurde und gleichwol zwei berührungspuncte mit Pfitzer aufweist, von denen der eine sogar die annahme eines neuen studiums zu fordern scheint. in derselben anmerkung. in der jene von Goethe für die scene 'Nachbarin Haus' benutzte episode von der hofdirne in der schönen stadt Neapoli berichtet wird, erzählt der Nürnberger arzt (s. 405 ff) eine verworrene geschichte — es handelt sich um eine variante des Cardenio und Celinde-stoffes —, in der eine alte hexe vorkommt, die einen liebestränk bereitet. dies kann sehr wol die anregung zu dem motiv des von der hexe gebrauten verjüngungstrankes gegeben haben, was aber auch schon in der Frankfurter zeit geschehen sein könnte. demnach wäre auch diese intention jugendlich, und nur die ausführung fiele der zweiten phase zu. nun ist aber im beginn der scene von dem natürlichen mittel der verjüngung die rede, das Mephisto seinem partner vorschlägt, als er seinen abscheu vor dem zaubertränk kund gibt:

'Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn,
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen.
Das ist das beste Mittel, glaub,
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen'.

worauf Faust erwidert:

'Das bin ich nicht gewöhnt. Ich kann mich nicht bequemen
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben steht mir gar nicht an'.

dies stimmt ganz auffällig zu Pf., der im 14 cap. des 1 buches (s. 154) berichtet, wie Mephostophiles Faustum ermahnt, *sich besser vorzusehen und eine bessere Haushaltung zu führen, zum Theil selbstn die Aecker zu besämen, das Heu und Grommet*

von seinen Wiesen abzumähen und einzubringen, den Fauch zu schneiden und einzuernden . . . Allein dem D. Fauch würde in die Länge d'fs eingezogene erbare Leben nicht genügen, sprach demnach einmals mit allem Fauch zu seinem Vetter: 'S'kühn mir, o Mephistophiles, Geld, woher du es gleich wehnen solltest' usw. im Spiesschen buch findet sich nichts ähnliches, die entsprechende stelle bei Widman kommt gar nicht in betracht, da bei ihm das bezeichnende motiv der eigenen feldarbeit fehlt, näher stünde die darstellung des Chr. M. (s. 10), bei dem es aber nur heisst, dass der Geist, um den wegen seines laufischen Lebens in der Stadt verschricenen Fauch aus dem Verdacht zu bringen, zu einer eingezogenen Lebens-Art umzuwandeln müsse, und in eigener Pflanzacker und Wiesen besser als zuvor bestellen lafs. hier kann man doch wol auch sagen, dass die einwirkung mit händen zu greifen ist.

Also hatte Goethe doch ein exemplar des schmücker in Italien zur hand gehabt? ich weifs es nicht, vielleicht könnte man den ausweg aus dem dilemma suchen, dass man annähme, es sei der eingang der scene, worin die auffällige übereinstimmung mit Pf. begegnet, nachträglich in Weimar verfasst, hat Goethe doch später ebenfalls und gerade hier gegenüber dem Fragment einen gröfseren einschub gemacht, indem erst der vollendete erste teil des gedichtes vom jahre 1808 die 'Geschichte des Hexentranks', die verse 2366—77 'Warmm denn just das alte Weib' usw., brachte, vielleicht darf man auch mit der möglichkeit rechnen, dass Goethe in Italien bei der redaction auszüge aus dem Pf. benutzte, die er sich schon in Frankfurt gemacht hatte — doch dem sei wie ihm wolle, das ist jedenfalls sicher, dass auch auf das Fragment die Pf.sche bearbeitung einfluss genommen hat.

Goethe hat sie demnach in allen drei phasen der arbeit am ersten teil des Fauch zu rate gezogen, mit diesem nachweis sinkt die bedeutung der darstellung des Chr. M. als quelle für das drama auf ein minimum herab, ja, da ihr verasser nicht als einen dürftigen auszug aus Pf. gibt und seine anmerkungen von denen Goethe, wie wir sahen, nicht unberührt blieb, gänzlich übergeht, hat sie möglicherweise völlig auszuscheiden, ist also doch von tieferer bedeutung und kein zufall, wenn Goethe in der oben (s. 256) herangezogenen stelle in Dichtung und Wahrheit unter den volksbüchern, die er als knabe kennen lernte, das

wichtigste von ihnen, das vom drFaust, unerwähnt lässt? hat er es, das mit dem Christlich Meynenden im wesentlichen identisch ist, niemals gelesen? wer will darauf eine sichere antwort geben? auch ist sie, wie sie auch ausfällt, von keinem belang. wahrscheinlich bleibt die schon ausgesprochene annahme bestehn, dass ihm unter den jahrmarktsbüchern auch das vom drFaust nicht entgangen sein wird. so gut wie mit dem puppenspiel wurde er mit ihm bekannt. allein als er selbst den stoff dichterisch zu gestalten unternahm, griff er zum Pfitzer, um aus ihm, wie sich gezeigt hat, mancherlei zu gewinnen. als er dann aber die production wider aufnahm, erinnerte er sich der auregungen, die er in der jugendzeit in ihm gefunden hatte, und bediente sich seiner von neuem. somit kommt für die grundlage des Goethischen Faust als darstellung der sage neben dem puppenspiel nur die Pfitzersche bearbeitung in betracht. damit ist das problem seiner entstehung nach der stofflichen seite hin erheblich vereinfacht und geklärt.

Berlin.

O. Pniower.

ZUM GERMANENNAMEN.

Auf das thema (Zs. 54, 222ff) zurückzukommen veranlasst mich die inzwischen angewachsene litteratur, die ich wider 'in fluss' gebracht haben soll, mit ihren erneuten deutungen, sei es auch nur für den hinweis, wie alt dieselben in würllichkeit schon sind. die verfasser, auch Feist in seinem referat¹, erwählen dies nicht. den fachgenossen wird es zumeist wol bekannt sein, weiteren kreisen, die an der discussion teil nehmen, aber schon sich entziehen.

Birt² durfte sich mit seiner erneuerung von Strabos *γνήσιοι* nicht nur auf den Jacob Grimm von 1840 berufen, der Deutsche gramm. I³ s. 10 die herleitung aus lat. *germanus* erwog, aber schon in der Gesch. d. d. sprache 786 wider aufgab, weil in solcher benennung seitens der Römer 'etwas unrömisches' liege, und sich der deutung aus dem keltischen anschloss, die dem auf-

¹ Indogermanen und Germanen² (1919) s. 71—82.

² Die Germanen (1917); auch Hartmann Glossa 9 (1918) s. 1 ff hält den namen für römisch, aber ohne in das Holtzmannsche Fahrwasser zu geraten.

kommen des namens allein entspreche. Birts eigentlicher vorgänger ist Adolf Holtzmann, mehr als das allgemeine citat s. 2 erkennen lässt. dieser hat seinen leitenden gedanken geprägt und der hypothese diejenige wendung gegeben, die wir bei Birt vorfinden.¹ schon Holtzmann liefs die Germanen von den Römern als die 'Galli germani', als die 'echten Kelten' benannt sein, die in Birtscher steigerung als die 'echtsten Gallier', 'ultraechte Kelten' usw. widerkehren. wie Birt s. 56 f hat schon Holtzmann den geist des alten Brennus citiert als den typus und das schreckbild eines solchen echten Gallus germanus, historisch sanctioniert durch Diodor u. a., welche die wilden Kimmerier-Kimbern ebenso wie die gallischen Rombesieger vom Rhein kommen liefsen. wie Holtzmann u. a. lässt auch Birt in der Germania 2 die Germanen von dem römischen eroberer (a victore) ihren namen erhalten. Holtzmanns ansichten wurden eingehender, wenn auch noch mit einigem unrichtigen vermischt, besonders von Mahn² zurückgewiesen, und es ist nur natürlich, dass Nordens methodische nachprüfung³ von Birt in den hauptpunten damit zusammentrifft. hoffentlich wird sie einige zeit vorhalten.

Kluge in seinem artikel über den namen der Germanen⁴ combiniert die beiden gedanken Jacob Grimms von 1840, indem er deutschen ursprung und umbildung unter dem einfluss von lat. *germanus* annimmt. auch JGrimm hat damals zweifelnd schon die deutsche herkunft erwogen: 'Unfern von Germanus zu liegen schiene unser altertümliches Irman, Erman' usw. (s. 11). entsprechend Kluge: 'nun glaube ich den Germanennamen — wenn man volksetymologische umgestaltung und anlehnung an das lat. eigenschaftswort anerkennen will — in einem germanischen völkernamen Ermenos wiedergefunden zu haben'. Grimm nahm seinen gedanken GDSp. 785 sehr entschieden wider zurück: 'aller deutsche klang in Germani trägt' usw. wie hätten auch wol die kleinen Ardennenstämme, von denen zunächst auszugehen ist, die sich selbst zu den Galliern rechneten und keltische namen führten, zu dem hohen deutschen namen der 'universales' kommen sollen? zu den Erminonen gehörten sie sicherlich nicht. oder wie hätte das gesamtvolk der Deutschen, das noch jahrhundertlang eines zusammenfassenden nationalen namens entbehrte, schon in der frühzeit einen solchen besitzen können, der in der eigenen überlieferung niemals zum vorschein kommt? die latinisierung zu Germanus wäre ohne jegliche analogie. gerade die Römer nahmen es mit der wiedergabe

¹ vgl. besonders Pfeiffers Germania 9 (1864) s. 12.

² Über den ursprung und die bedeutung des namens Germanen. Berlin 1864.

³ Der neueste versuch zur deutung des Germanennamens. Romanisch-german. korrespondenzblatt (Germania) 1 (1917), s. 161 ff.

⁴ Germania. (Röm.-germ. korrespondenzbl. 3 (1919) s. 1 ff. der artikel ist, wie ich höre, schon vorher in einer gröfsern zeitung erschienen.

der deutschen namen ziemlich genau. und was hätte das römische 'volk' wol vor Caesar zu einer solchen auszeichnenden umtaufe veranlassen können? die sklaven und der sklavenkrieg gewis nicht und im Kimbernkrieg standen sich erbitterte gegner gegenüber, für die ein solcher schmeichelname nicht am platze war. hier reiht sich eine unwahrscheinlichkeit an die andere.

Der dritte deutungsversuch, derjenige von Much, hat gleichfalls sein respectables alter. Much¹, seine eigene frühere erklärung aus einem supponierten keltischen *germanus* (= lat. *germanus*) zurücknehmend, sucht nun (vor Kluge) den namen incl. des G für das deutsche zu retten, indem er *Germanus* als *Ga-ermanos* auffasst. dies haben schon mehrere vor ihm getan. zuerst Wackernagel 1844, den Waitz auch citiert, in einer gelegentlichen anmerkung (Zs. 4, 480 = *ga-irmanus* 'volksgenosse'), einflussreicher Simrock 1864², darin ein bekenntnis zum gotte Irmin erblickend, wenn einer zum andern sagte 'wir sind alle zusammen von Irmins geschlecht'. sein schüler AOHölscher³ gab davon eine breitere, aber philologisch nicht gestützte ausführung. der damalige Bonner privatdocent dr JohSchmidt sprach sich in seiner vorlesung (1871) dagegen aus, da der name *Ga-erminos* lauten müste, während der weniger kritische Anton Birlinger zustimmte. Waitz aber hat unrecht behalten, wenn er (1³ 26) meinte, dass diese hypothese 'schwerlich aussicht auf weitere zustimmung' habe. den weg bahnten vGrienberger⁴ und Kauffmann⁵, welche in artikeln über die 'dea Garmangabia' *germen* als ein deutsches wort zu erweisen suchten, ersterer es als eine 'parallelform' zu *ermen* (*irmin*), letzterer es aus *ga-ermen* herleitend, beide noch ohne zusammenhang mit dem Germanennamen. diese übertragung hat dann Much vorgenommen. in einheimischen deutschen quellen gibt es ein solches wort zwar nicht, aber alle drei berufen sich auf die fast ausschliesslich im Pol. Irminonis aus StGermain überlieferten mit *Germen-* componierten namen, neben den zahlreichen *Ermen-*, *Irmin-*. es ligt nahe an den schutzpatron der 'homines SGermani' zu denken, wenn die kinder eines *Germenulf* *Germanus* und *Germana* heissen (anz. xxxviii 129). sonst wäre an das unorganische *g* zu erinnern, das sich im angelsächs. gelegentlich vor hellen vokalen entwickelt, im kentischen schon aus dem 8 jh. belegt (Sievers Ags. gr.³ § 212, 2). schon JGrimm⁶ hat ags. *geormenleaf*, *geormenletic* (eine art malve), Gallée, Altsächs. gramm.² § 194 die vereinzelte Corveyer *Girminburg* (9 jh.) hierher bezogen. jedenfalls können sie ein neues

¹ Hoops Reallexikon II 182 ff (1914).

² Handbuch der deutschen mythologie³ 279 (= ⁵286).

³ De Irmini dei natura Germanorumque nominis origine s. 29 ff, (diss. Bonn 1865).

⁴ Zs. 38 (1894) s. 191 ff.

⁵ PBBeitr. 20 (1894) s. 529 ff.

⁶ Deutsche mythol. II 1017, vgl. Wright-Wülcker I 135, 27. 301, 27. Bosworth-Toller 427.

deutsches wort nicht erweisen. für den alten Germanennamen aber ist die weitgehende synkope und umwandlung von *Ger-ermunus* (oder *-ermunos*) zu *Germanus* höchst unwahrscheinlich an dem gotischen wäre, soweit ich sehe, höchstens *frēt* (neben *frē-dan* 'fressen') zu vergleichen, mit dem man aber grammatisch noch nicht ganz im reinen ist.¹ auch dem sinne nach ist *ga-irmiu* kaum glaublich, da *irmin*, das ahd. 'universalis' übersetzt, an sich schon eine höchste steigerung oder zusammenfassung 'ganz grois, über alles hervorragend, sich ausdehnend' enthält, somit der in *ga-* vorliegenden neuen steigerung oder zusammenfassung widerstrebt. es wird im deutschen auch immer durativ, nicht perfectisch (wie *ἀγαυός*) gebraucht.

So bleibt die *dea Garmangabis* oder *-gabia*, der *suebische* vexillarius zwischen 238 und 244 in Lanhester (graftschafft Durham) eine Inschrift weihten: *Dea Garmangabi . . . vexillarij Sueborum . . . Gor(dianorum) votum solverunt*. es möge gestattet sein, eine früher zurückgestellte anmerkung hier zu wiederholen. die göttin reiht sich den 'ubischen' *Gabiae* an, deren Hauptgruppe zwischen Eifel und dem Niederrhein verbreitet ist, fast alle schon von Siebourg² zusammengestellt: den *Inonibus sive Gabiabus* aus Vetera CIL xiii 8612, den *matronis Alagabiabus* von haus Bürgel 8529, den *Inonibus Gabiabus* 8192 aus Köln, der im ersten teil unsicheren *Dea Idban|gabia* 7867 zwischen Jülich und Düren (Pier)³, den *Gabiabus* 7856 aus dem sicher nach den matres zubenannten Müddersheim (von wo noch andere Matroneusteine) der Dürener gegend, aus Kövenich bei Zülpiich *Gabiabus* 7939, 40 und *matronis Gabiabus* 7937, 38, aus Kirchheim bei Enskirchen 7950 *matronis* C[ab]? (B.Jb. 105, 213), aus Rohr bei Blaukenheim 7780 *matronis Alagabiabus*. außerhalb dieser classischen gegend der Matroneusteine sind noch die beiden *Ollogabiae* aus Kästel bei Mainz 7250 und auf einem zweiten Mainzer stein (von ebendaher?) 6751 zu erwähnen. bei diesem häufigen und technischen gebrauche ist kaum anzunehmen, dass der spezielle wortsinn der *gabiab* (vgl. got. *gabigs* *αλοιστος*, altn. *göfugr* 'reich ausgestattet, ansehnlich') noch deutlich empfunden wurde. sie waren eben matres, matronae usw. wie die anderen auch. ebenso fehlen eigentliche, sinnerschaffende composita, da die *Idbangabia* in dieser hinsicht ausscheidet, bleiben einzig die deutschen *Alagabiae* und die keltischen *Ollophibae* zurück. beide entsprechen einander, da *ollo-* als die keltische vertretung von germ. *ala-*, *alla-* gilt (Stokes s. 52) und auch *-gabiab* in altir. *gabim* 'gebe' eine weitere anlehnung findet. *Ala-* könnte eine bloße steigerung sein, ist aber wol — 'omnis' wie in

¹ Wrede Anz. xxxix 329 anm.

² Bonner Jb. 105 (1896) s. 377.

³ Zangemeister las *IDBANS* [vix *IDBANIS* *GABIAB*], 2000000
Lehner Die steindenkmäler des Bonner museums (1918) nr 240 *IDBAN*
GABIAB 'vielleicht *Deae Idban|i* (rt) *Gabiab|us*]' warum nicht *Gabiae*?

Ala-manni und den *matribus Ollotōtis sive transmarinis* aus Binchester (Durham), dem alten Vinovia (Holder II 848). diese stehn für *Ollotoutis* (zu *teuta*, *touta* 'volk'), da keltisch *ou* früh zu *ō* geworden und im irischen des 7 jhs schon zu *ua* diphthongiert ist, sind also den *matribus omnium gentium* CIL. VII 887 zur seite zu stellen. übrigens hat in Vinovia auch ein *Amandus ex civitate Fris(iavonum)* gewidmet (VII 427).

Widmungen an suebische mütter haben wir aus Deutz und Köln, womit für die heimat der widmenden freilich nichts gesagt ist: aus Deutz *matribus Suebis* 8497 v. j. 223, aus Köln *matribus Suebis* / [?] *euthungabus* eines freigelassenen 8225. mag hier ein buchstabe fehlen, welcher auch immer, an andere als die Iuthungen ist schwerlich zu denken. sie galten im 4. jh. als ein teil der Alamannen, haben aber vorher, d. h. vor dem fall des limes weiter nördlich gesessen. bei Julius Honorius und auf der veroneser völkertafel stehen sie zwischen den Suebi Langobardi und den Burgundiones, westlich der Markomannen (DAK. III 221. 315). ein zusammenhang mit den *Eudusii(.) Suebi Cäsars (DAK. IV 578 f) ist auch sprachlich durchaus wahrscheinlich. hier gehn offenbar alte wanderwege, die auch zu den Charuden führten. weiter widmet in Köln ein *negotiator [cre]tarius* den *matribus meis [Ger]manis Suebis* 8224. man pflegt an die Suebi Nicretes zu erinnern. wenn es richtige kreide war, kann der offenbar lat. benannte händler sie nicht vom Neckar geholt haben, eher käme die gegend oberhalb Maastricht (bei den Atuatukern und Condrusen) in betracht. endlich setzt in Nimwegen eine *Lutatia* ihrer mutter *Lutai Suebi* einen gedenkstein, bei der das übliche N. fehlt, während der *Tertinia Florentinia* im depart. Saône et Loire ihr volles *Suebae Nicretis* wird. es wäre für die niederrheinischen Sueben auch eine andere mehr litterarische erklärung möglich, auf die hier nicht einzugehen ist. weitere funde können noch manches klären.

Auch den 'vexillarii Sueborum' fehlt das übliche N. ob sie ein eigener verband waren oder zu einer cohorte gehörten, wissen wir nicht. Kauffmann s. 528 erinnerte daran, dass in Lanhester damals auch die *cohors* I *Lingonum* Gord. stand, die uns schwerlich weiter hilft, gedachte auch der *vexillarii (G)ermani R(aeti)* CIL. VII 987 aus *Habitancium* (Risingham) und der *vexillatio Germanorum* 303, die in Cumbria (südlich von Penrik) den *deabus matribus tramarinis* widmete, die sich den *matribus Ollototis sive transmarinis* von Vinovia vergleichen. — hier im westen ist die *cohors* II *Tungrorum*, auch eine Gordiana reichlich bezeugt (Holder II 1090 f). in ihr dienten auch Räter (VII 1068), den hauptteil aber bildeten tungrische 'Germanen': der 'pagus Vellaus' der cohorte (aus Velluwe, provinz Geldern) widmet hier der Ricagambeda, der 'pagus Condrustis' (aus Condroz in den Ardennen) der Viradestis unter einem auspex. die kleinern verbände werden in den etappen-

stellungen am wall wol häufiger verschoben sein, die mischung und der stärkere niederrheinisch-friesische ein Schlag war auf beiden seiten vorhanden, bei den Sueben aber, welche der *Gabia* widmeten, ist im auge zu behalten, dass der name der Sueben und der *Gabiae* sich bis jetzt auf den Niederrhein, besonders das ubische gebiet beschränken, von hier dürften die Vexillaren stammen.

Auch für *Garman-* ist der weg wol gewiesen, die häufigsten beiworte für die *matres, matronae* sind die topischen, nicht bloß die rein localen, sondern auch die völkernamen, von den 'matribus Suebis', den auf dem Kölner stein vereinigten 'matribus Germanis Suebis', den 'matribus transmarinis' bis zu den 'matribus Ollototis und 'omnium gentium'. wenn in unserm falle die unbehilfliche substantivecomposition gewählt ist, so kann darin immerhin etwas deutsches soldatenlatein stecken (vgl. außer den *m. omnium gentium* und *Ala-, Ollot-*, die *m. Pannoniorum*). sachlich ist *German-* neben den Suebi der umfassendere ausdruck, doch mag auch locale tradition von den rheinischen Germanen her im spiele sein, nimmermehr aber kann unsere inschrift einen neuen im deutschen nirgend nachweisbaren wortstamm *german-* erweisen. die lautgebung *u* für *e* ist vor *r* auch sonst bekannt, wird überdies von Beda v 9 für die Bretonen ausdrücklich bezeugt: *nude hactenus a vicina gente Brettonum corrupte Germani nuncupantur.* . . .

Wenn ich den germanennamen an sonst bekannte gleiche benennungen anknüpfend in den zusammenhang der nach warmen quellen zubenannten orte und gegenden stellte, durfte ich die weite verbreitung für einen allgemeineren culturzusammenhang in anschlag bringen. Much-Feist wendeten ein, dass diese namen in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel 'durchaus' (Much) thrakisch-phrygisch seien, es bleibt aber zu bedenken, dass die Perser mit ihren *Γερμανίαι*, Germania (Norden s. 98 anm.), dass die Griechen mit ihren *Γερμο-* usw. keine Thraker waren (dass das wort griech. *Γερμος*, nicht *γερμος* laute, wie Feist entgegenhält, geniere ich mich fast zu wiederholen). in Kleinasien und auf dem Balkan bis zur illyrischen grenze häufen sich die belege bei den Galatern *Γέρμα* und *Γερμαία* (Anz. xxxvi, 304), bei Pergamos und am Rhyndakos *Γέρμη* und *Γερμύται*, an der thrakisch-illyrischen grenze *Γερμαί* und *Γερμαία*, in Siebenbürgen saßen wieder keine Thraker, sondern Daker und Galater, es folgt geographisch die 'ligurisch' (pannonische Borno-Bornogruppe, die in römischer zeit eine große ausdehnung gewahrte) im ferneren westen treten dann nochmals *Germani* an den Ardennen und in Spanien hervor, sollte diese verbreitung bei einem alten culturwort noch dazu für warme länder so westwärts sein? — weiter wendete Much ein, dass *germa* 'warme' im keltoischen nicht nachweisbar sei — mit wieviel andern indogermanischen worten ist dies nicht ebenso? — und Feist-Norden, dass im

altirischen *gor*, nicht *ger*¹ 'wärme' bedeute, aber abgesehen davon, dass die grundbedeutung dieses *gor* noch nicht sicher scheint (Pedersen), stehn wol in allen arischen sprachen häufig genug ablautende formen nebeneinander, wie denn auch *Germo-* und *Gormo- Bormo-* von stamm zu stamm ablauten. *Germ-* ist in belgischen und französischen ortsnamen öfters bezeugt. ligt es nun näher, hierin etwas ganz fremdes, unbekanntes als den bekannten indogermanischen wortstamm zu suchen, besonders wo er zu den lokalen verhältnissen aufs beste passt? es ist aber nicht von *Ger-mani* (so meist Norden), sondern wie bei *Bormo- Bormanus* von *Germ-ani* auszugehen, da der keltische ableitungsvocal vor *-manus* vielleicht bei den *puris*, aber sonst nicht einmal nach consonantischem *i* fehlt (s. 223 anm.). in der 2. auflage scheint Feist schon etwas nachdenklicher zu werden, da er s. 3 hinzufügt 'vielleicht entstammt es [das wort] einer vorkeltischen über mitteleuropa ausgebreiteten indogermanischen bevölkerung'. solche fragen habe ich nicht aufrühren wollen, da sie nur in einem größeren zusammenhang zu erörtern sind.

Den sichersten ausweg wählte Norden², der das zusammentreffen der namen 'in die reihe der zufallsspiele' stellte. aber gibt es wissenschaftlich eigentlich einen zufall? dieser bedeutet wol nur, dass man von zwei sich begegnenden dingen das eine oder das zusammentreffen beider nicht zu erklären weifs. sonst tritt die erklärung an die stelle des zufalls. mit einer solchen wendung pflegt man wol ein problem abzuschneiden, dem man noch nicht gewachsen ist. dies ist aber nicht das ziel der wissenschaft. es wird immer noch fälle geben, wo sich der zufall in erklärung auflöst und sie sind es, die wir herbeisehnen. dahin vermag ich aber die etwas undeutliche viel oder wenig besagende erklärung Nordens, dass ein keltischer stamm den namen, der sonst nur an der nördlichen peripherie vorkommt, bei der großen expansion nach der Sierra Morena trug (s. 124 f), wirklich nicht zu rechnen. jedenfalls war die große expansion der Belgen nicht nach dem süden, sondern nach einer anderen gegend gerichtet.

Heidelberg.

R. Henning.

¹ die bei *Ger-unda* gesuchten *dequá* habe ich s. 244 nicht ohne absicht erwähnt.

² *Germani*, ein grammatisch-ethnologisches problem. BSB. 1918 s. 95—138, vgl. s. 103.

ZU DEN QUELLEN DES HELIAND

Eingehendere studien zum Heliand haben mich zu der beobachtung geführt, dass der dichter neben exegetischen beifügen, die wir ja nach Jellineks eindringlichen forschungen auch heute noch nicht sicher bestimmen können, apokryphen und legendarischen quellen mehr verdankt, als man bisher angenommen hat.

Für einzelne teile des werkes ist diese möglichkeit bereits erwogen worden: so soll nach Schade in den Königsberger universitätsschriften 1870, s. 32 ff — von Braune Beitr. 32, 27 anm. 3 freilich bezweifelt — der erzählung von den drei magiern v. 541 ff eine fassung zugrunde liegen, die anderweit erst im 13 jh im Evangelium infantiae Arabicum auftritt, von der sich aber spuren schon im 6 jh. finden (vgl. noch Jellinek Zs. 36, 171); so geht der bericht von dem verhalten der kriegsknechte nach der auferstehung des herrn v. 5890 ff wol auf eine darstellung wie die im Evangelium Nicodemi gegebene zurück (vgl. Grein Germ. 11, 216), aber auch an andern stellen schimmert m. e. noch deutlich die legende durch:

V. 253 ff: *sea en thegan habda, Joseph gmuohlt gales hreoteman, thea Davides dohter*¹. Jellinek bemerkt hierzu Zs. 36, 196, die evangelien wüsten nichts davon, dass auch Maria aus Davids geschlechte stanme, und verweist zu Luc. 1, 26 auf Beda, der auch Marias abkunft auf Josephs almherrn zurückführt, dennoch glaub ich hier nicht an entlehnung aus Beda, sondern der dichter folgt in bewusstem gegensatze zur biblischen quelle einer sehr alten, legendarischen tradition, schon im Protevangelium Jacobi verfasst (etwa im 2 jh.) finden wir die anknüpfung Marias an Davids dynastie: *ὄτι ἡ γυνὴ ἐξ ἰσὺς γενεῆς David*, vgl. Evangelia apocrypha ed. Tischendorf (Lpz. 1853), s. 19, cap. v; vgl. ferner im Evangelium de nativitate Mariae (im 6 jh. entstanden) die eingangsworte: 'Beata et gloriosa semper virgo Maria de stirpe regia et familia David oriunda', Tischendorf aao. s. 106².

Bedenkt man dazu, dass auch Otfriid in noch enger anlehnung an die legende des Protevangeliums 1, 5, 11 ff (vgl. Erdmann s. 356 zur stelle) Maria zu königlicher abkunft erhebt, dass die kunst der zeit aus derselben überlieferung schöpft — so stellen miniaturen karolingischer handschriften die mutter des herren als

¹ ans der idealisierenden tendenz des germanen *en gese gilla kint* man diese erhöhung Marias nicht erkläre; etwas anderes ist es, wenn der dichter Bethlehem als Josephs 'handmahl' bezeichnet und gewisse umstände der kindheitsgeschichte Jesu in eine hofische sphere hebt, vgl. Erdmann Beitr. 32, 121 ff und 25, Jellinek Anz. xvi 217.

² über die dogmatischen gründe, die zur erhöhung der personlichkeit führten, vgl. Usener Religionsgeschichtliche untersuchungen s. 123 ff.

edelfrau dar. zb. das evangeliar von Soissons die am spinnrocken sitzende Maria¹ (vgl. Otrf.!), s. ferner das Sacramentarium fuldense saec. x, hrsg. v. G. Richter u. A. Schönfelder (Fulda 1912), tafel 19 —, dann wird man auch für den Helianddichter eine apokryphe fassung der kindheitsgeschichte Jesu als quelle annehmen können.

Dafür spricht auch v. 277ff: *Unaldandes craft scal thi fon them hôhoston hebancuninge scadoutan mid skîmon.*

Jellinek verweist für die worte *mid skîmon*² Zs. 36, 163 wiederum auf Bedas weitschweifige erklärung zu Luc. 1, 35: 'et virtus altissimi obumbrabit tibi'. nach Beda bezeichnen diese worte die zweierlei naturen des menschengewordenen erlösers: 'umbra quippe a lumine solet ac corpore formari. et cui obumbratur, lumine quidem vel calore solis, quantum sufficit, reficitur, sed ipse solis ardor, ne ferri nequeat, interposita vel nubecula levi vel quolibet alio corpore temperatur. Beatae itaque virginis, quae quasi pura homo omnem plenitudinem divinitatis corporaliter capere nequibat, virtus altissimi obumbravit, id est incorporæ lux divinitatis corpus in ea suscepit humanitatis'. ich glaube vielmehr, es ligt eine fassung ähnlich der der Historia de nativitate Mariae cap. ix, zugrunde, wo es heisst: 'ecce veniet lux de caelo, ut habitet in te, et per te universum mundum resplendeat', vgl. Codex apocryphus N. T. ed. Thilo (Lpz. 1832) s. 367. die dunkle, in ihrer kürze den hörern gewis unverständlich gebliebene ausdrucksweise des dichters, die J. mit recht bemängelt, erklârt sich aus seinem bestreben, hier zwei sich nicht deckende berichte zu vereinigen.

V. 359ff *thea burg an Bethlehem, thar iro beidero was, thes helides handmahal endi ôc thera hêlagun thiornum.* vgl. dazu das schon am anfang des 5 jhs. bekannte Evangelium Pseudo-Matthaei cap. xiii (Tischendorf s. 73): 'Fuit ergo necesse, ut Joseph profiteretur cum beata Maria in Bethlehem, quia inde erat Joseph et Maria'. nun sagt Jostes in seinem bekannten aufsatz Zs. 40, 363: . . . 'man darf es als unzweifelhaft betrachten, dass Ludwig mit der abfassung des gedichtes niemanden betraute, dessen strengste orthodoxie nicht über alle zweifel erhaben war'. zugegeben. wenn aber meine ansicht, dass an den genannten stellen apokrypher oder legendarischer einfluss vorligt, das richtige trifft, so wird damit auch Jostes these von dem theologisch geschulten berater des ungelehrten dichters von einer neuen seite erschüttert. denn was der 'orthodoxe' theologe

¹ vgl. F. Leitschuh Geschichte der karolingischen malerei (Berlin 1894) s. 145.

² vgl. dieselbe bildliche anwendung von *skîmo* bei Otrf. II 12, 93: *ther ni thuingit sinaz mûat, . . . ther hâzot io thaz liht sar, bi thiu thaz siner skîmo ni meldo datî sino.* *skîmo* bedeutet natürlich 'splendor', 'lux', vgl. auch Jellinek Zs. 36, 163 anm. (gegen Behaghel).

unbeanstandet liefs, daran konnte der 'vates' noch weniger anstoß nehmen¹.

In diesem zusammenhange gewinnt noch folgende stelle eigentümliche bedeutung, die darstellung der taufe Christi v. 988: die taube des heil. geistes *sat uppān ūes drohtines ahlu*. diese schilderung fiel bereits Jellinek Zs. 36, 171 auf, und Jostes nahm Zs. 40, 353 anm. 1 anregung durch die bildende kunst an, fand aber bei Strzygowski Ikonographie der taufe Christi keinen anhaltspunct dafür. nun bestehn zwei möglichkeiten: die eine, da der dichter in seinem auch sonst erkennbaren bestreben, den fremden stoff anschaulich zu gestalten, diesen zug erfunden hat; dagegen spricht die erfahrung, dass so mancher zusatz, den man für freie ausführung des 'vates' hielt, an andrer stelle, namentlich in kirchlicher litteratur nachgewiesen wurde. zb. die angabe über das alter der Elisabeth v. 144 ff, die dann Jellinek Zs. 40, 332 in einer predigt des Maximus Taurinensis aufzeigte, was Braune Beitr. 32, 27 entgangen zu sein scheint. aber diese zweite möglichkeit, dass ein uns bisher unbekannter commentar die fassung des Heliand enthalten habe, ist in vorliegendem falle kaum wahrscheinlich: sie müste durch ikonographische zeugnisse irgendwie gestützt werden; das trifft aber, soviel ich gesehen habe, nicht zu und muss bei der außerordentlichen festigkeit der mittelalterlichen kunsttradition und der typischen gebundenheit ihrer motive bedenklich stimmen.

M. e. haben an unserer stelle litterarische und bildliche anregungen zusammengewürkt, aber sie betreffen nicht die taufe Christi, sondern entstammen der heiligenlegende². so berichtet die legende vom heil. Basilius von Caesarea (4 jh.), dass eine taube auf seiner schulter ihm den text der predigten zugeflüstert habe, vgl. Vita Ephraemi cap. vi, Migne Patr. lat. 73, 323 und HGünter Legendenstudien (Köln 1906) s. 154, anm. 2, so begegnet oft in griechischen darstellungen und miniaturen der bischof Cyrill von Alexandrien († 444) mit einer taube auf der schulter. vgl. JWessely Ikonographie Gottes und der heiligen (Lpz. 1874) s. 139; ähnlich erzählt die — noch dem 6 jh. angehörige — Vita Samsons v. Dol (Bretagne, † ca 565), wie bei seiner diaconatsweihe eine taube auf ihm (auf seiner schulter?) saß, s. Günter Die geistliche legende des abendlandes (Heidelberg 1910) s. 171 vor allem aber hat sich diese legende von der inspirierenden taube

¹ es ist überhaupt merkwürdig, dass Jostes standpunct nicht hatte trotz der schlagenden gegengründe Jellineks Zs. 1, d. phil. 39, 530 ff und Ehrismanns Engl. stud. 37, 281 ff und Litgesch. s. 106 von manchen forschern geteilt wird, so von Wrede DLZ. 1919, 290 und Vogel Latengsch. s. 36, der allerdings eine vermittelnde stellung einnimmt.

² JGrimm Myth.² s. 134 und 135, anm., witterte verklärte heidnische erinnerung an Wodans raben, verwies aber bereits auch auf west. heidnischen quellen, die ich auf anderem wege fand und unten erörtern.

an die person Gregors d. Gr. geheftet und seine darstellung in der bildenden kunst beeinflusst (FLeitschuh aao. s. 237), und der auf seiner schulter sitzende vogel wird seit der Karolingerzeit zum typischen attribut für ihn als den schöpfer des sacramentariums, vgl. Braun Beitr. z. gesch. der Trierer buchmalerei im frühern ma, Westd. zs. ergänzungsh. 9, 33 ff, ferner WStengel Das taubensymbol des heil. geistes s. 20 anm. 4, der das motiv des ruhenden vogels nur zu spät ansetzt, und Ebner Quellen u. forschungen z. gesch. und kunstgesch. des missale romanum im ma. (Freiburg 1896) s. 453 ff¹. so zeigt ihm das kostbare — um 875 entstandene — fragment eines Pariser sacramentars mit der taube auf der schulter, vgl. Ebner aao. s. 454 anm. 2, Janitschek Die Trierer Ada-handschrift s. 102, und nach Springer, Abh. d. kgl. sächs. ges. d. wiss., phil.-hist. kl. 25, 351 steht im 9 jh. der typische schmuck der sacramentarien bereits fest. auf andern werken der kleinkunst erscheint Gregor in gleicher darstellung, so auf einer elfenbeinplatte des 10 jhs. im stift Heiligenkrenz (vgl. Clemen Jahrbücher der altertumsfreunde im Rheinlande 92, 132 ff) und auf einem elfenbeinrelief der Berliner bibliothek (9—10 jh.), s. die abbildung bei JKurth Die christliche kunst unter Gregor d. Gr., Heidelberger diss. 1897.

Aus solchen anregungen, glaub ich, ist unsere stelle erwachsen, und trifft meine auffassung das richtige, so ist auch sie ein weiterer beleg dafür, dass der dichter ein geistlicher war, dem bei der entstehung des besprochenen verses compositionen von der genannten art in messbüchern und auf cultgeräten vorschwebten.

Zum schlusse möchte ich noch eine einzelheit erörtern, die mit den vorigen ausführungen in keinem directen zusammenhange steht. v. 3036 u. 4464 heissen die juden *sûðarliudi*. Jellinek bezieht den ausdruck Zs. 36, 168 auf die lage Judäas zu Galiläa; ich glaube mit Behaghel Germ. 22, 229, dass der dichter *sûð* lediglich im gegensatze zu seiner nördlichen heimat braucht². ein gegenstück bietet Guþrúnarkv. III 7, 1. Gudrun zu Atli: '*Sentu at Sara. sunnmanna gram*': die Deutschen sind für den Skandinavien die 'südleute' (noch andere belege bei Müllenhoff DAK. IV 661 f).

Vielleicht aber lässt sich die wahl des ausdrucks noch anders erklären. wurden die in Nordthüringen, dem Hassegau und Friesenfeld Wredes, sitzenden Sachsen des 8 u. 9 jhs. *sûðarliudi* genannt im gegensatze zu den 'nordlindi', wie nachweislich — vgl. LSchmidt Gesch. d. dtischen. stämme II 1, s. 60 ff, auch Müllenhoff aao. s. 675 — ihre nordalbingischen stammesbrüder seit etwa 775

¹ s. noch FXKraus Geschichte d. christlichen kunst II 1, 411 und zum ganzen RPFleiderer Die attribute der heiligen s. 163—165.

² eine dunkle vorstellung von der lage der mittelmeerländer wird er sicher besessen haben: weiß er doch zb. auch, dass der Nil nordwärts ins meer fließt (v. 759); zu seiner 'antiquarischen gelehrsamkeit' s. noch Jellinek Zs. 36, 168 ff.

hieſen? dann hätte der dichter, den Wrede mit so glücklichen gründen nach Nordthüringen verwies, eine bezeichnung für seine engern landsleute mit mittelalterlicher unbefangenheit übertragen auf ein in unbekannter, nur dunkel geahnter ferne wohnendes södvolk

Königsberg i. Pr.

Fritz Loewenthal

DAS RÄTSEL DES WILDEN ALEXANDER.

In seiner doctorschrift: Die gedichte des wilden Alexander (teildruck c. 1—4), Berlin 1916, hat Berger-Wollner s. 5 ff auch der schwierigen und für die zeitliche fixierung des dichters besonders wichtigen rätselstrophe HMS III 27a, 1 eine längere untersuchung gewidmet, da ihm die von der seinen gänzlich abweichende deutung in meinen Studien zum germanischen rätsel (Heidelberg 1914) s. 90 ff völlig entgangen und er m. e. zu seinen ergebnissen nur auf grund einer sehr ungenauen und im einzelnen anfechtbaren interpretation gekommen ist, muss ich den spruch noch einmal ausführlich behandeln, muss ich auch mehrfach schon gesagtes widerholen, so hoff ich doch, durch eine reihe neuer gesichtspuncte meine stellung noch stärker zu befestigen, als es mir früher möglich war.

Ich setze das gedicht nach von der Hagens abdruck noch einmal hierher.

- Ein hirtē enbant¹ sinen tobenden hant
des gēt beschorn und ungesunt
manic schâf âf dürrer wēde.
ein licht erlusc ze Megenze sidēr,
5 dô vlouc ein ar mit leide wīder,
doch quam im trōst nāch leide:
ze Pülle ein listic slunge erstarp,
der Elbe minne der Rīn erwarp:
daz ruogete ein lūbe ze² Brāneswic
10 sich vrōuwete der wolf missetot
ze Swāben, daz in Biern gāt
ein stetic³ māl unrechten stu.*

Berger-Wollner fufst mehr als recht in seiner deutung auf den höchst verworrenen vermuthungen vdlHagens¹ aao. IV S. 665 ff und auf einer äufserung von Wilmanns ADB I 337 mit jenem erklärt er Gregor IX für den 'hirten', den Passauer archidiacon Albert von Behaim für den 'tobenden hund', das in Meoz 799

¹ bant J, doch der sinn fordert jedenfalls *enbant* wie *sinen* vdlHagen vermutet hat

² con J.

³ nicht *stetic*, wie vdlHagen schreibt, *stetic* J [S. u.]

⁴ schon Bartsch nimmt an, dass vdlHagen auf grund seiner *enbant* Alexander zu früh angesetzt habe: Liederdichter s. 1338

losebene licht' für den erzbischof Siegfried in vEppstein, den 'aar' für Friedrich II; mit diesem bezieht er die hochzeit zwischen Rhein und Elbe auf die vermählung des königs Wilhelm vHolland mit Elisabeth vBraunschweig (25 jan. 1252). das *stetic mûl* von Bayern ist nach ihm wie nach vdHagen der herzog Otto II vWittelsbach, auf dessen politische stellung bis zur verschwägerung mit dem staufischen hause die obengenannte bezeichnung passe. wen der *wolf ze Swâben* verbirgt, darüber erfahren wir nichts, wahrscheinlich, weil vdHagens hier gänzlich vage vermutungen auch von B.-W. stillschweigend verworfen werden.

Das verständnis des spruches hängt m. e. an den worten *ein licht erlasch ze Megeuze sider*; nach vdHagen und B.-W. sollen sie auf die 'sinnesänderung' Siegfrieds III anspielen, auf seinen übertritt zur päpstlichen partei im jahre 1241, eine meiner ansicht nach ganz unmögliche erklärung: denn einmal hätte danach *licht* an dieser stelle die bedeutung 'hoffungsstern' angenommen, eine metonymie, zu der sich schon in altdeutscher dichtung kaum einē parallele finden wird; zweitens aber — und das wigt schwerer — ist das brennende licht als sinnbild des menschlichen lebens eine im deutschen und auferdeutschen schrifttum seit alters so vielfach bezeugte anschauung, dass man sie auch unserm verse unbedenklich zugrunde legen darf (vgl. WWackernagel Das lebenslicht, Zs. 6, 280ff, bes. 283. DWb. VI 875h und — um nur einen mhd. beleg anzuführen — Loh. 133: *und stuoc in, daz im muoste daz licht erleschen*). dann aber kann dieses gleichnis nur den tod des mächtigen Mainzer erzbischofs (9 märz 1249) umschreiben, und wer das annimmt, verstrickt sich in unlösliche widersprüche, wie ich in meiner arbeit s. 90ff ausführlich auseinandergesetzt habe. ich verweise hier nur darauf und prüfe jetzt B.-W.s interpretation genauer.

Da B.-W. in dem *hirten* (v. 1) und der *listigen slange*, die in *Pülle* starb (v. 7), ein und dieselbe person, nämlich Gregor IX, sieht, muss er auch den weitem, ihm selbst bedenklichen schritt tun, *Pülle* hier gleich Italien zu setzen (s. 6)¹: denn der papst verschied in wirklichkeit in Rom (22 aug. 1241). mag man nun im allgemeinen die sicher sehr unbestimmten geographischen kenntnisse der mhd. dichter noch so gering anschlagen, der name *Pülle* war dank dem gange der deutschen geschichte — und zumal im zeitalter der kreuzzüge! — jedem geläufig und mehr als ein leerer schall.

Der zeugnisse dafür sind unzählliche (vgl jetzt die zusammenstellung bei Matthias aao. s. 52—56): also über den bedeutungsgehalt des wortes bei Alexander kann kein zweifel obwalten. 'Apulien' für 'Rom' wäre keine verhüllung, sondern direct eine falsche angabe gewesen.

¹ mhd. würde es etwa *s' Itàlià* heißen, vgl. WMatthias Die geographische nomenclatur Italiens im altdeutschen schrifttum, diss. Freiburg i. Br. 1911, s. 105ff.

Auch die weitem darlegungen überzeugen nicht: Gregor ix starb am 22 august 1241; die vermählung zwischen Wilhelm vHolland und Elisabeth vBraunschweig, auf die B.-W. den folgenden vers bezieht, fällt ins jahr 1252: also ein zeitraum von mehr als zehn jahren trennte dann diese beiden hier unmittelbar einander ablösenden ereignisse. damit aber bildete der spruch keine sinnvolle einheit mehr, sondern wäre nur noch eine mehr oder weniger lockere, ja wirre aneinanderreihung von daten ohne inneres band. nein, v. 7 und 8 begründen v. 5 näher: der *o* erlebt nach tagen der trauer doppelte freude: den tod eines ver schlagenen feindes zu 'Apulien' und die vermählung zwischen Elbe und Rhein.

Über den *wolf ze Swāben* erfahren wir nichts (s. o.), und was B.-W. zu dem *static mül* in Bayern ausführt (s. 6ff), leuchtet auch nicht ein. danach soll das bild des maultiers die 'beständig schwankende' haltung — das wäre also das gegenteil von *static* — ausdrücken, die der herzog Otto II vWittelsbach gegenüber dem staufischen herscherhause bis zur vermählung seiner tochter Elisabeth mit Konrad, dem solne Friedrichs II (1246), einnahm. Ist aber das maultier gerade als sinnbild der unbeständigkeit im alt deutschen schrifttum irgendwo bezeugt? Alexander selber umschreibt in einem andern spruche (textabdruck der Jenaer liederhandschrift s. 41, nr 4) den ungetreuen mann als pfau, ähnlich der Meissner HMS III 106, 6, der die farben des chamäleons unidentet auf menschliche eigenschaften, vgl. auch OBatereau Die tiere in der mittelhochdeutschen litteratur, diss. Leipzig 1909, s. 18ff und s. 64.

Der nachweis, dass Alexander unser rätsel im jahre 1252 oder bald danach verfasst habe, ist B.-W. nicht geglückt.

Ich glaube daher meine deutung in jedem punete aufrecht erhalten zu können und trage sie noch einmal kurz vor: die strophe spielt auf ereignisse einer viel spätern zeit an, sie umspannt den zeitraum 1285—88.

Der 'hirte' ist papst Honorius IV (1285—87), der 'tobende hund', der durch unerhörte erpressungen für seine eigne person an deutschen bischofshöfen und klöstern den 'furore Thentonicorum' (vgl. s. 92ff meiner arbeit) gegen sich entfesselte, der legat cardinalbischof Johannes vTusculum; das 'licht das zu Mainz erloseh', deutet auf den plötzlichen tod des erzbischofs Heinrich vIsny, Rudolfs vHabsburg vielbewährter stütze, erst im frühjahr 1286 hatte er den stuhl zu Mainz bestiegen, und schon am 18 märz 1288 war 'sein lebenslicht erlosehen'¹.

Der trauernde 'adler' ist Rudolf vHabsburg, die 'listige schlange', die in Apulien (zu Foggia bei Neapel) am 7 jan. 1288

¹ über die chronologische schwierigkeit die diese stelle bezieht, vgl. meine arbeit s. 96.

verschied. Karl vAnjou, der erste könig von Sicilien¹. doch war das nicht die einzige freude die Rudolf in seinem kummer erlebte: es gelang ihm, zwischen dem einundzwanzigjährigen Otto II. Herzog vBraunschweig-Lüneburg, und Mechtild, der tochter des herzogs Ludwig vBayern, pfalzgrafen bei Rhein, seiner eignen enkelin, eine heirat zu stiften, deren vertrag am 19 april 1287 zu Burglengenfeld in der Oberpfalz abgeschlossen wurde.

Der *wolf ze Swâben* scheint der junge graf Eberhard vWürttemberg zu sein, das haupt des schwäbischen aufstandes von 1286—87, ein streitbarer, feuriger mann mit dem beinamen 'Koeche', 'der kecke' (vgl. s. 97 ff meiner arbeit). das *stetic mûl*² ist herzog Heinrich von Niederbayern, der zeitlebens zu Rudolf eine zweideutige, ja vorübergehend feindselige haltung einnahm und daher als 'störrisch', 'widersetzlich' bezeichnet werden konnte. diese deutung gewinnt noch an gewicht, wenn man den in J unmittelbar folgenden spruch betrachtet. nur die erste strophe in rätsel-form kommt in frage (vgl. aao. s. 99f); die zweite ist eine all-gemeinere elegische betrachtung über die menschliche sündhaftigkeit.

*Ein wint wat von Babilôn
an die starken burc Sîon,
daz ir wende krachen;
sô starc ist ouch der selbe wint,
5 daz in steten sorgen sint,
die der bürge wachen.
Nu lese uns von dirre nôt,
der winden unde mer gebôt,
daz ir gar höchvertiger sturm
10 ruowete von den worten sîn!
Sîon, lâz den zwîvel dîn,
ward³ Krist der ist dîn steter turm.*

B.-W. bezieht die strophe s. 10f auf den einbruch der von Mesopotamien her kommenden Chowaresmier in Palästina im j. 1244 und die darauf folgende eroberung von Jerusalem. er denkt also bei *Babilôn* an die altberühmte stadt am Euphrat, auf deren trümmern Bagdad, mhd. *Baldac* (Parz. 13, 16), errichtet wurde. er übersieht aber, dass Alexander mit dieser bewusst dunklen ausdrucksweise auch noch auf eine zweite, gleichnamige stadt zielen kann, nämlich auf Babylon am Nil.

¹ dass die genauere lage von Foggia auch Alexander bekannt sein konnte, beweist die Sächsische weltchronik, 1. bayr. forts. (335, 2): *domit zogt er gen der stat ze Fungia diu ze Pullen leit, und die Österr. chronik zum tode Friedrichs II: darnach ward in Püln vergeben chaiser Fridreichen, der in Fungia ist begraben* (108, 19), vgl. Matthias aao. s. 92 und zur beurteilung Karls vAnjou in der gleichzeitigen geschichtsschreibung s. 96 meiner arbeit.

² nicht *stetic*, vgl. s. 99 meiner arbeit und Lexer II 1184. ³ *wend* J

Schon antike schriftsteller wie Ktesias, Diodor, Strabo, Flavius Josephus erwähnen ein Babylon am Nil, oberhalb Heliopolis, als eine gründung von Babyloniern, 'offenbar eine fabel, die nur den auffallenden namen erklären soll. ruinen stehn noch an stelle des heutigen Altkairo, wo auch das römische castell erhalten ist (vgl. Pauly-Wissowa Realencyclopädie, iv halbbd, sp. 2699f.). Otto vFreising Chronicon vii 3¹ handelt bei der erzählung des ersten kreuzzuges ausführlich von diesem ägyptischen Babylon und warnt vor einer verwechslung mit der stadt am Euphrat, auf deren boden sich jetzt Bagdad erhebe. ebenda nennt er den damaligen chalifen von Ägypten *Aegyptiorum rex, qui vulgo Babyloniensium putabatur.* vii, 4. . . *lectissimi proceres Francorum Babyloniis (d.h. Aegyptum) destinantur.* vii, 5 heisst es von demselben sultan: *Mempheorum seu Alexandrinorum rex, qui Babyloniensium ammalus a peregrinis vocatur.*

Die Sächs. weltchron. (MG. Deutsche chroniken II) 179, 171f, bemerkt, Ekkehards chronik folgend, z. j. 1098: *sc (sc. die Türken) voren uppe den koning van Babylonie (d.h. Ägypten), demo wardo Jerusalem underdan.*² auch Wolfram hat von diesem Babylon am Nil dunkle künde, vgl. Parz. 14, 3 und dazu Martins commentar s. 27³. ebenso spricht Gottfried Trist. 3615 von der *alten Babilône* im gegensatz zur schwesterstadt am Nil, vgl. dazu Wilhertz übersetzung⁴ s. 513. Alexander, der nicht ganz ohne bildung war (vgl. auch B.-W. s. 12) und die politischen begebenheiten seiner zeit, wie es scheint, offnen auges verfolgte, wird name und lage dieser stadt aus pilgererzählungen (vgl. oben Otto vFreising vii 5) ebenfalls wolbekannt gewesen sein. dass er auf das ägyptische Babylon zielt, ist um so wahrscheinlicher, als das ereignis, das er dann verhüllt andeutet, sich mit den im vorhergehenden spruche erschlossenen zu einer fast lückenlosen, chronologischen kette zusammefügt. sollte das blofser zufall sein? ich glaube, die eingangsworte der letzten strophe weisen auf die belagerung einer der letzten ehrstlichen burgen im königreich Jerusalem durch den sultan von Ägypten Kelaun, bzw. seinen sohn Malik al-Aschraf, vermutlich ist Tripolis gemeint (27 april 1289 gefallen), vielleicht, aber weniger wahrscheinlich, auch Akkon (18 mai 1291 gefallen)⁴.

Die erregung die sich des abendlandes auf die künde von der eroberung des letzten ehrstlichen bollwerks im heiligen lande

¹ vgl. dazu Ottos quelle, Ekkehard vAura Chron. c. 114. MG. SS. vi 217, z. 8ff.

² siehe auch die thür. forts. z. j. 1269, II 269, 22ff.

³ noch in spätmittelalterlichen reiseberichten ist von dieser stadt häufig die rede, vgl. Benecke zu Wigalois s. 182f v. 7888.

⁴ zur belagerung Akkons vgl. noch die Regensburger handsch. des archidiacons Eberhard z. j. 1291, MG. SS. xvii 591. *castell Aegyptiacum solum habebant Christiani in terra sancta. obsidione aut per solidanem Babylonem* (statt *soldanum Babyloniae*, vgl. Acta. Concilii Mex. MG. SS. xvii 217, z. 9).

bemächtigte, war ungeheuer: allgemein sah man darin ein wolverdientes, göttliches strafgericht (RRöhricht Forsch. z. d. Gesch. 20, 114f), und auch der gealterte dichter scheint diese anschauung geteilt zu haben, wenn er am schlusse der zweiten strophe dieses spruches ansruft: *unser schif würde ünden vol, sô grôz ist unser sünden hort.*

B.-W. scheidet Alexanders dichterisches schaffen nach dem grade der formvollendung s. 19 in zwei perioden; der erste der beiden rätselsprüche, dessen entstehung er auf grund seiner erklärung ins j. 1252 verlegt, beschließt nach ihm den ersten abschnitt. doch es leuchtet durchaus nicht ein, welche formalen oder innern gründe es verbieten, ihm an Alexanders lebensende zu setzen, also in dieselbe zeit, der B.-W. s. 20 mit recht die absage an die frau Welt zuweist, und in die dann auch das lied: *Sion träre* gehören wird. das wäre aber nach meiner deutung der beiden sprüche nicht das vierte und fünfte, sondern das letzte jahrzehnt des 13 jhs: bald nach 1290 wird Alexander sie gedichtet haben.

Königsberg i. Pr.

Fritz Loewenthal.

ZUM ERSTEN MERSEBURGER ZAUBERSPRUCH

Immer aufs neue haben manche von denen, die sich mit den ältesten denkmälern unsrer litteratur beschäftigen, versucht, die erste zeile des ersten Merseburger spruches, deren überlieferung offenkundig gestört ist, durch conjectur zu heilen. den letzten versuch in dieser richtung hat Kluge unternommen (PBBeitr. 43, 145), und die von ihm vorgeschlagene lesart wird nun auch in der kleinen ausgabe der paar althochdeutschen dichtungen in der Deutschkundlichen bücherei (1919) weiter empfohlen. bei der bedeutung die unsern ältesten denkmälern zukommt, und den zahlreichen schwierigkeiten, die diese texte trotz allen bemühungen immer noch bereiten, bedarf wol ein neuer versuch, die schwierige zeile aufzuklären, keiner besonderen rechtfertigung.

Schon JGrimm hat in seiner abhandlung Über zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidentums (Kl. Schr. II 7) erkannt, dass die alliteration nicht zweimal auf dem verbum *sâzun* könne geruht haben, dass vielmehr dem *eiris* und *idisi* der ersten halbzeile ein vocalisch anlautendes reimwort in der zweiten entsprochen haben müsse. seine versuche, den halbvers *sâzun hera duoder* durch andere teilung der unverständlichen worte in diesem sinne zu bessern, führten allerdings zu keinem befriedigenden ergebnis, wenngleich der eine davon nicht weit von dem vorbeigetroffen hat was das richtige sein dürfte. seither hat

man aber die metrischen bedenken zurücktreten lassen und sich vielfach gewöhnt, den vers so hinzunehmen wie er überliefert ist¹ trotzdem glaube ich, dass auf dem wege, den Grimm gewiesen hat, die richtige erklärung zu finden sein dürfte.

Freilich wenn die fehlerhafte überlieferung durch eine falsche abtrennung der ursprünglichen wörter zustande gekommen sein sollte, so ist mit sicherheit zu schliessen, dass unsere handschrift keine erste niederschrift ist — bei einer solchen wäre ein derartiger fehler nicht zu verstehn, — sondern dass sie aus einer älteren vorlage abgeschrieben wurde. um das resultat gleich voranzunehmen, so glaube ich, dass der spruch aus einer altsächsischen vorlage abgeschrieben und ins hochdeutsche umgesetzt ist, oder vielleicht — vorsichtiger ausgedrückt — aus einer vorlage, deren sprachformen ähnlich wie die des Hildebrandsliedes oder des Wessobrunner gebetes im einzelnen ans altsächsische erinnern. der betr. vers wäre darnach mit einer bei der vorausgesetzten geschichte der überlieferung entschuldbaren vermischung von ahd. und as. formen folgendermassen anzusetzen:

Eivis sâzun idisi sâzun heradu ôder, und dieses *oder* ist natürlich als *ôder* zu lesen. wir haben darin, wie schon Grimm angedeutet, ein locales adverb im sinne von 'aliostrum' zu sehen, es entspricht also der bedeutung nach dem as. *ellior*, ags. *ellor*. ein solches adverb, von *anþar* abgeleitet, hätte zunächst **anþar* lauten müssen, das erste *r* wird aus dem bestreben nach dissimilation geschwunden sein, vielleicht auch unter dem einfluss von formen wie *ôstar*, *sîdar*, *westar* u.a., die sich in der bedeutung damit berührten. bedauerlich ist freilich, dass wir ein solches as. *ôder* nicht belegen können; doch ist dabei zu beachten, dass auch *ellior* im Heliand nur einmal vorkommt. es lässt sich auch wol denken, dass die durch den schwund des *r* veranlasste unklarheit der bildungsweise das wort *ôdar*, *ôder* frühzeitig hat aussterben lassen. an dem hohen alter der Merseburger zaubersprüche ist ja trotz Schwietering Zs. 55, 148ff nicht zu zweifeln.

heradu bereitet einer deutung weniger schwierigkeiten, vielmehr sind hier mehrere erklärungen möglich. *heradu* könnte zu nächst locativisch aufgefasst werden, vgl. Koenig PBBBeiträge 16, 507 anm., doch ist es auch möglich, *heradu* als genitiv zu fassen; vgl. ags. *seal ellor londes settan* Botschaft des gemahls v. 3 (Biblioth. d. ags. poesie² 1 306). ich möchte es dabei unentschieden lassen, ob wir *heradu* zu *erda* stellen müssen mit protothetischem *h*, wie es in einzelnen handschriften, besonders in derjenigen der as. Genesisfragmente so oft gesetzt wird, oder zu *herd*, das schon ahd. zahlreich belegt ist, zb. in Gl. Ker., Monsee fragm. nämlich vocalentfaltung zwischen *r* und einem dentalen consonanten ist freilich ungewöhnlich, doch verweist schon Koenig auf *erathu*

¹ vgl. zb. Koenig Geschichte der deutschen literatur 1 891.

Gll.Ker. 269, 18. andere beispiele verzeichnen Braune Ahd. gr. s. 61 und Schatz Altbair. gr. s. 61; dazu noch *uiridit* SGall. Prudentiusgll. (Ahd. gll. II 457, 14). noch eine weitere möglichkeit mag hier angedeutet werden. da die vorlage, vielleicht auch nur die erste zeile derselben, wie die störung der überlieferung zeigt, aus irgendeinem grunde offenbar schlecht lesbar war, steckt vielleicht in *heradu* noch ein versehen. man möchte vermuten, dass in dem *h* eine präposition verborgen sei. es läge am nächsten, an *ti* zu denken und die vorlage zu rekonstruieren in *sätun ti eradu ôder* 'consederunt ad terram [alia] alio'; aber ein solches verlesen von *ti* oder *te* für *li* dürfte doch wol nicht sehr wahrscheinlich sein¹. wol aber könnte *h* für *ln* verlesen worden sein, wenn der eine strich des *n* zu schaden gekommen war²; auch *sâzun* (resp. *sätun*) in *eradu ôder* befriedigt durchaus. wegen der construction braucht hier wol kaum daran erinnert zu werden, dass sich mit *sizzen* auch in der bedeutung *sich setzen* in der ältern sprache gerne ruhe- und nicht richtungsbestimmungen verbinden. so heisst es also nicht nur *sizzen in berge* Tat. 145, 1 oder *in themo duomsedale* 199, 5, sondern auch *sizzi in themu iungistun steti, ni gisizzes in thera furistun steti* 110, 3, ähnlich auch Mons. fragm. 14, 9 u. 13; vgl. auch Hel. 988 . . *endi sat im uppan üses drohtines ahstu*.

Auch in metrischer hinsicht wäre der halbvers *sâzun in eradu ôder* nicht anstößig. der zweite Merseburger spruch bietet ja in v. 3 noch ein beispiel für doppelten stabreim im zweiten halbverse.

Man mag für *heradu* irgendeine der hier angedeuteten auffassungen vorziehen, das wichtige scheint mir, dass wir das richtige verständnis von *ôder* gewinnen. bekannt ist der eigentümliche gebrauch von *anderswâ*, wie Nibel. 1671, 2: *ritter unde vrouwen die giengen anderswâ*, doch scheint das ungewöhnliche dieser verwendung bis jetzt nicht besonders beachtet worden zu sein. mit dieser stelle ist aber genau zu vergleichen eine stelle der ags. Genesis: v. 1890.

*Wunadon on þam wicum, hæfdon wilna geniht
Abraham and Loth, ead bryttledon,
oð þæt hie on þam lande ne meah-ton leng someð
blædes brucan and heora begra þær
whte habban, ac sceoldon arfæste,
þa rincas þy rumor secan
ellor edelseld. (d. i. 'alius alio' vgl. 1 Mos. 13, 5 ff).*

auch hier erscheint *ellor*, wie oben *anderswâ*, in demselben sinn gebraucht, der in den alten sprachen durch wiederholung von 'alius'

¹ man könnte freilich hier an as. Gen. 337 erinnern, wo *after heuandage* versehentlich für *after te euuandage* steht, wo also die ursprüngliche lesart für den sorglosen abschreiber anlass zu einem ähnlichen lesefehler könnte geben haben.

² ich verweise etwa auf die proben aus dem Essener evangeliar, Gallee As. sprachdenkmäler bl. 11d und 11e.

oder *ἄλλος* ausgedrückt wurde, aus diesen beiden durchaus klaren beispielen scheint sich zu ergeben, dass in der ältern sprache bei einer mehrzahl von subjecten das pronomen *ander*, bzw. ein davon abgeleitetes adverbium in diesem sinne des zerlegens in verschiedene gruppen gebraucht werden konnte, ohne dass die eigentümliche bedeutung etwa durch ein wort von der bedeutung 'jeder hervor-gehoben worden wäre, was sonst das gewöhnliche ist. unsere stelle *sāzun in cradu ôder* wäre dann schon der dritte beleg für diese syntaktische eigenheit. der sinn der sich darnach dafür ergibt: 'consederunt in terra [alia] alio', entspricht genau dem was man erwartet.

Es ist zu vermuten, dass sich bei einer sorgfältigen durchmusterung der ältesten litteratur noch einige beispiele für diese art von construction finden werden. viele werden wir freilich nicht erwarten dürfen. in allen denkmälern die auf einer über-setzung beruhen, somit in der mehrzahl der ahd. texte würden wir von vornherein umsonst suchen.

Ich sehe nichts was sich aus der sprache der Merseburger sprüche als gegenbeweis gegen die annahme aufführen ließe, die sprüche seien aus einer ältern vorlage, die vielleicht abweichende sprachformen aufwies, abgeschrieben werden. wenn es einem glücklichen einfall gelingen sollte, auch die erste zeile des zweiten spruches zu heilen, die ja auch nicht tadellos überliefert zu sein scheint, dann möchte die wahrrscheinlichkeit zur gewisheit werden.

Basel.

Wilhelm Bruckner.

DE SERUANDO MEDICO.

(Zu Zs. 51, 255—62 und 52, 168.)

Der vorschlag von HPatzig, die abgesetzt geschriebenen, anscheinend einer ostgermanischen sprache angehörigen bestandteile der verse 10—12 des epigrammes der Anthologia latina I re-ARiese, nr 204 (Anthologie de poètes latins dite de Saumaise, reproduction réduite . . . pag. 112) z. t. griechisch 10 **ἀναίρεται νοσήσας*, z. t. unter annahme weitgehender metrischer verschleifungen lateinisch zu lesen 11—12 **Et tibi abasce morbo vitam, id vis? laudem tibi tritam! Copiatus quibus cum transire volebat* — hat, so unerwartet er sei, viel überredendes an sich. nur dass Patzig das gewicht seiner erklärung durch offenbar unrichtige und unzureichende bemerkungen verringert und, wie sein schlusssatz lehrt, der unvermittelt eine dritte person in die geschilderte strafsenscene hereinzieht, weder den sinn des epigrammes durchaus anschaulich erfasst, noch auch meine anmerkungen zu demselben sachgemäß und gewissenhaft gewürdigt hat.

Nach den zeugnissen, die ich Zs. 51, 257 für den aus Dalmatien nach Afrika gebrachten gottnamen *Medaurus* zweier inschriften im tempel des Aeskulap zu Lambaesis beigebracht habe, ist jede änderung von *Medaurū* v. 1 in **medentem* oder gar **monstrumque* (für *nostrūq*;) *modernum* vollkommen ausgeschlossen und eine umgestaltung der worte *terre repetam* v. 4 in **terrae repetitae* oder **terra repetita* schon deshalb gegenstandslos, weil von einer citierung, einer beschwörung des mörderischen arztes aus der unterwelt nur misverständlich die rede sein könnte. derselbe ist lebend und auf der oberwelt wirkend vorgestellt, was sich aus v. 2—3: 'der sich die meinung gebildet hat, dass er aus dem kerker des Tartarus entsendet sei, pochend auf die vollmacht des Orcus, dem er die leiber zuschickt (*mittit*, nicht perf. *misit*!) unzweifelhaft ergibt, sowie aus v. 10, in dem der adressat des epigrammes, inhaltlich auch nach Patzigs übertragung, aufgefordert wird, *in partem miseram*, in die hölle zu fahren.

Von den beiden möglichkeiten, das verbum am ende des verses 4 zu vervollständigen und zugleich damit dem mangelhaften hexameter auf die beine zu helfen, glaube ich jetzt *petam(us)* vorziehen zu sollen, was sich aus graphischen gründen weit mehr empfiehlt als *pet(eb)am* und die verse 1—4 als einleitende worte charakterisiert: 'lasst uns den Servandus herholen' oder 'vornehmen', in denen der verfasser die absicht ausspricht, den arzt zum gegenstande einer epigrammatischen behandlung zu machen. die zeile erscheint im facsimile deutlich kürzer als die übrigen, und die abbreviatur ; = *-us*, die dabei vermitteln kann, findet sich zb. sogleich auf s. 114 des codex mehrmals: *senib*;, *temporib*;, *fontib*; zeile 1, 2, 4 v. u., oder s. 111 *uirib*; zeile 1 v. o. — von den 'metrischen, schwächen' dieses verses bleibt dann nur die unrichtige messung $\text{—} \text{—} \text{—}$ des adjectivs *inperītūs* zurück.

Dass *ausus* absolut gemeint sein könnte, wie Patzig befürwortet, soll nicht bestritten werden, doch war die sehr viel näher liegende lesung von Baehrens **ausus terrere* nicht zu übersehen, da sich bei derselben als apposition zum relativpronomen *qui* von v. 2: *inperitus, iners, ausus terrere* der treffende ausdrück ergibt 'der ein unwissender, ein unfähiger sich erdreistet hat schrecken zu verbreiten'. der schreiber des codex freilich scheint *ausus* für das masculine substantivum 'wagnis', vielleicht im sinne von 'portentum' (?), gehalten und mit den adjectiven *inperitus* und *iners* als apposition zu *qui* construiert zu haben. er interpungiert stark und erweckt durch seine schriftmäßige darstellung *ausus.terre repetam*, den anschein, als ob ihm vorstellung und phrase **in terram repetere* vorgeschwebt habe. an sich genommen liefse sich auch die lesung *repetam(us)* mit dem sinne von 'wider vornehmen, von neuem zum gegenstande machen' verteidigen, in welchem falle *ausus terre* in der tat am besten

als das substantivum *uisus* mit possessivischem genitiv *terre* zu verstehen wäre.

Dass im weiteren auch die lesung Riese's zu v. 10 **in partem miseram* besser sei als seine eigene, der hs. entsprechend mit scheinbarem ablativ, hätte Patzig aus meiner bemerkunge s. 256 entnehmen können.

An stelle der von den hgg. beliebten ergänzung des hexameters 9 ⟨*o*⟩ *Servande* . . . habe ich aao. s. 256 mit gutem bedacht ⟨*i*⟩ *Servande* . . . empfohlen. dafür sprechen graphische gründe nicht minder wie der accusativ der richtung **in partem miseram*, der ein verbum des 'gehens' im voranstehenden wünschenswert macht. man kann in erwägung ziehen, ob nicht hier an erster stelle das gerundivum, an zweiter der name gesetzt sei. es ist jedoch wahrzunehmen, dass in 7 zweimal der name genannt ist, in 8, wo das wortspiel einsetzt, an erster stelle der name, an zweiter, fehlerhaft *Servante* geschrieben, das gerundivum auftritt, so dass eine symmetrische anordnung auch für 9 um so mehr beglaubigt wird, als in 10 abermals der name an erster und einziger stelle und zwar abschließend erscheint.

Was ἀνάβραστα ροσῆσεις, so schön griechisch es klinge, genau heißen soll, ist keineswegs von vornherein so klar als sich Patzig den anschein gibt. jedestfalls nicht 'wie spren geschüttelt wirst du pein leiden', da das verbaladjectivum von ἀναβράζειν 'aufsieden lassen' ebensowenig mit spren eine selbstverständliche beziehung hat, als etwa die tatsächliche spren *paleae* des verses 6 in diesen passus hereingezogen werden kann. *ροσῆσεις* sollte man wol übersetzen 'aegrotabis, aeger, aegrotaberis, male valebis' und da man griechisch ῥόσος ροσῆσις an einem übel leiden' sagen kann, wird man in ἀνάβραστα ροσῆσι formell den acc. plur. des neutral gebrauchten adjectivi ἀνάβραστος und materiell die bezeichnung eines dem arzte in aussicht gestellten übels suchen müssen. in unmittelbarer verbindung mit der *pars misera* hat man aber nicht an eine krankheit, vielmehr an eine höllenpein zu denken, die wegen der bedeutung des verbis 'fervescere, bullire facere'. Stephanus ἠησανρόος 1 315, im umkreise des gesotten- oder gebratn- werdens im straforte der unterwelt zu bestimmen ist.

An diese drohung schließt sich mit der disjunctiven conjunction *-ve* der erste satz von zeile 11 nach Patzigs einrichtung sinngemäß und grammatisch unanfechtbar an, wogegen man seiner auffassung des hexameters 12 nicht zu folgen vermag, da eine abänderung der dastehenden lesung *capites* in *capite* oder in latinisierter form *capata*, sowol nach den formen der uncialis des 7 jhs des ms. — *!* gegen *!* — graphisch nicht verständlich, als auch, bei erwarteter messung *capite*, metrisch ungenügend ist. für diesen abschnitt bringe ich innerhalb der gemachten annahme lateinischer textierung eine anfügung

mit hiatus¹ *cāpo i ab eis oder mit hiatustilgung *cāpo i iam ab eis in antrag, wobei af = av der aussprache gemäfs für ab geschrieben ist wie tiu(i) und aui in 11 für tib(i), abi oder superua in 5 für superba, iam sich mit tandem von v. 11 zu tandem iam 'endlich einmal' verbindet und eis, einsilbig gemessen, auf die bewohner der oberwelt, unter denen Servandus schrecken verbreitet, oder grammatisch ausgesprochener vielleicht auf die corpora von zeile 3 — wie: 'lass ab von ihnen!' — zurückweist. in kauf zu nehmen ist dabei nur die messung des imperativs ī als kürze, die jedoch auch in Patzigs ābī von v. 11 vorausgesetzt ist und sich hier bei der ersten textierung aus der position des langen ī vor vokal erklärt. tritam ist mit viam ergänzt zu denken.

Was gibatōs angeht, dessen o, wie ich Zs. 51, 256 angemerkt habe, in der hs. aus a corrigiert ist, so ist die vertretung von auslautendem -ūs durch -ōs im Salmasianus reichlich bezeugt — einschlägiges material hab ich bereits aao. s. 257 vorgelegt — und die herstellung der geminata bb in dem — \angle —, gemessenen worte *gibbātus nicht nur aus gründen der wortbildung: gibba oder gibbus 'buckel, löcker', sondern auch deshalb notwendig, um der ersten silbe bei mangelnder etymologischer länge die erforderliche positionslänge zu verschaffen. diese bezeichnung aber geht doch nicht auf eine dritte person 'einen buckeligen totengräber', von dem ja vorher gar nicht die rede wäre, sie bezieht sich augenscheinlich auf den burdonum ductor, der sein oder seine mit spreu beladenen maultiere über den markt treiben will und sich durch den in medio (foro oder rico, vgl. in medio 'auf offener strafse' Georges II 752!) stehnden arzt behindert findet. darin ist auch die begründung der ganzen scene gegeben, die sich, wie bereits hervorgehoben, als lärmender strafsenauftritt darstellt und die von dem verfasser z. t. wegen der sturzflut von beschimpfungen, vorzugsweise aber offenbar wegen der in den zeilen 10—12 enthaltenen, durch metrische ausstofsungen verstümmelten und nahezu unverständlich gemachten, lateinischen worte aufgezeichnet worden ist.

Dieselben, die-man für eine art von vexiersen oder für ein sprachliches kunststückchen nehmen darf, als vandalisch angesehen zu haben, bedingt um so weniger einen schwerwiegenden vorwurf, als, wie schon Zs. 51, 258 erwähnt, auch der bearbeiter der Anthologia lat. pars prior: ARiese dieses latein als solches nicht erkannte, sondern nach eigener mitteilung an AGrabow vom 28. III. 1850 (s. in dessen: Versuch einer deutung . . . Berlin 1894!) für einen der erklärng bedürftigen germanischen einschluss gehalten hat.

Czernowitz, 27 mai 19.

von Grienberger.

¹ vgl. RKlotz Grundzüge der altrömischen metrik, Leipzig 1890, s. 105.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

NEUNUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1920

INHALT.

	Seite
Alpers, Untersuchungen üb. d. alte niederdeutsche volkslied, von Wackernell	51
Baechtold, Aus leben u. sprache des Schweizer soldaten, von Schröder	104
Beihefte, Wissenschaftliche z. deutschen Alpenforschung 3, von Schröder	103
Blattlieder, s. Pommer	
Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen kulturleben, von Schröder	167
Bömer, Die pilgerfahrt d. träumenden mönchs, von Helm	39
Bohnenberger, Die mundart der deutschen Walliser, von Lessiak	1
Bonniesen, Metriske studier over ældre tyske versformer, von Möller	118
Bojūnga, Der deutsche sprachunterricht auf höheren schulen, von Rosenhagen	158
de Boor, Die färöischen lieder des Nibelungeneyclus, von Neckel	49
Boy-Ed, Das martyrium der Charlotte von Stein, von Roethe	96
Bruinier, Das deutsche volkslied, 4 aufl., von Wackernell	46
Bücher, Die berufe der stadt Frankfurt a. M. im mittelalter, von Schröder	101
, Das städtische beamtentum im mittelalter, von dems.	102
Busse, Ulrich von Türheim, von Lunzer	133
Die stadt Cöln im ersten jahrhundert unter preufs. herrschaft, von Stein	162
Delbrück, Die wortstellung in dem älteren westgötischen landrecht, von Ries	6
Fischer, Deutsche eigenart und deutsche schicksale 1, von Roethe	97
Ganzenmüller, Das naturgefühl im mittelalter, von Kammerer	85
Goedeke-Goetze, Grundriss zur geschichte d. deutschen dichtung aus den quellen, 3 aufl. bd iv 3, 4; 2 aufl. bd x; 3 aufl. bd iv 1, von Strauch	113
Götze, Familiennamen im badischen Oberland, von Schröder	171
, Das Strafsburger würfelbuch von 1529, von dems.	172
Günther, H. Zschokkes jugend- u. bildungsjahre, von P. Geiger	95
Harper, The sources of the British chronicle history in Spencers Faerie Queene, von Blöte	84
Hayn-Walzel, Die romantische schule, 3 aufl., von Riemann	92
Heidlauf, Lucidarius, von Helm	42
Herrmann, Glaube u. brauch d. Deutschen im unterricht d. hoch. lehranstalten, von Rosenhagen	158
, Einführung in die deutsche mythologie auf hoch. lehranstalten, von dems.	158
Keussen, Regesten u. auszüge z. geschichte der universität köln, von Schröder	68

	Seite
Krollmann, Der deutschordensdichter Heinrich vHesler, von Schröder	88
Krusch u. Levison, Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici vii 1, von Schröder	169
Kuhnt, Lamprechts Alexander, von Schröder	88
Lehmann. Aufgaben u. anregungen der latein. philologie des mittel- alters, von Strecker	166
Levy, Geschichte des begriffes volkslied, von Wackernell	52
Lewy, Zur sprache des alten Goethe, von Schneider	75
Liepe, Das religionsproblem im neuern drama, von Petersen	150
Lürssen, Eine mittelniederdeutsche paraphrase des Hohenliedes, von Roethe	90
Marens u. Weber, Hundert jahre aus ihrem verlag, von Schröder	167
Matthias, Der deutsche gedanke bei Jacob Grimm, von Roethe	98
Mausser, Deutsche soldatensprache, von Hübner	10
Meisinger, Volkslieder aus dem badischen Oberlande, von Wackernell	46
Merker, TMurner Von dem großen Lutherischen narren, von Michels	139
R. M. Meyer, Die deutsche litteratur bis z. beginn d. 19 jh.s, von Michels	81
Meyer von Knonau, Monachus Sangallensis, von Schröder	87
Michael, Die anfänge der theaterkritik in Deutschland, von Kaulfufs-Diesch	65
Monachus Sangallensis, s. Meyer von Knonau	
Morris, Goethes u. Herders anteil an dem jahrgang 1772 der Frank- furter Gelehrten Anzeigen, von Ulich	67
Müllenhoff, Die Germania des Tacitus erläutert (neudruck), von Schröder	168
R. Müller, Bilderatlas z. geschichte d. stadt Frankfurt a. M., von Schröder	99
Neckheim u. Pommer, Echte Kärntnerlieder, von Wackernell	60
Onnes, De gedichten van Herman der Damen, von Keim	35
Pommer, Blattlieder, von Wackernell	63
———, s. Neckheim	
Reuschel, Deutsche volkskunde im unterricht an höheren schulen, von Rosenbagen	158
Rittershausen, Altnordische frauen, von Heusler	14
Roese, Lebende spinnstubenlieder, von Wackernell	60
Schäfer, Das Pariser reformationsspiel v. j. 1524, von Götze	172
Schulte, P. Martin von Cochem, von Wackernell	43
Singer, Litteraturgeschichte d. deutschen Schweiz, von Michels	83
———, Wolframs Willehalm, von Blöte	130
Sprachdenkmäler, s. vSteinmeyer	
Stahl, P. Martin von Cochem und das 'Leben Christi', von Wackernell	43
Stammer, Matthias Claudius, von Petsch	149
v. Steinmeyer, Die kleinern althochdeutschen sprachdenkmäler, von Ehrismann	21
Szadrowsky, Nomina agentis des schweizerdeutschen, von Teuchert	80
Szilasi, L. Stöckels Susanna-drama u. die Bartfelder schaubühne im 16 jh., von Schröder	89
v. Unwerth, Chr. Weises dramen Regnerus u. Ulvilda, von Kaulfufs-Diesch	91
Volckmann, Unerklärte niederdeutsche strafsennamen, von Schröder	102

	Seite
de Vries, Studien van färöische balladen, von Neekel	17
Waag, Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, von Baesecke	78
Waldes, Berichte aus dem Knopf museum I. II, von Schröder Walzel, s. Haym	184
J. Werner, Aus Zürcher handschriften, von Schröder	170
L. Werner, Lieder aus einer vergessenen ecke, von Wackernell	60
Winther, Das gerettete Venedig, von Richter	95
v. Zingerle, Freidanks grabmal in Treviso, von Schröder	170
Ehrentafel IV	110
Ein ungedruckter Brief Jacob Grimms, von Heusler	105
Eingegangene litteratur	111 178
Miscellen (Muspilli 18, von Roethe. — Zu Wolframs Titirel, von dems. — Wallher 78, 21, von Möller. — Zu Konrad v. Heimes- furt u. Wirnt v. Gravenberg, von vKraus. — Spiel von S. Eli- sabeth, von Schröder).	175
Mitteilungen	108, 176
Personalnotizen	109 177
Register	180



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIX, 1. 2. october 1919

Die mundart der deutschen Walliser im heimattal und in den aufsenorten von dr Karl Bohnenberger, professor an der universität Tübingen, mit einer karte der Walliser mundart. Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik. im auftrag des leitenden ausschusses für das Schweizerdeutsche Idionikon herausgegeben von Albert Bachmann. vi. Frauenfeld, Huber u. co. 1913. 281 ss. 8^o. — 8 m.

Mit beträchtlicher verspätung, die wol nicht begründet zu werden braucht, erfolgt die besprechung dieses so aufschlussreichen buches. zum erstenmal werden hier die mundartlichen verhältnisse der Walsersiedlungen in ihrem ganzen umfange von fachmännischer seite ausgiebig beleuchtet und ein anziehendes und fruchtbares problem angeschnitten. es klebt viel schweifs an dem buche. wol stand Bohnenberger für die Walsersfrage ein ziemlich ausgedehntes schrifttum zur verfügung, aber die einzige nicht von laienhand herrührende sprachkundliche arbeit, Wipf's mundart von Visperterminen, erschien erst, als der band fast abgeschlossen war: der belegstoff musste also aus dem weitzerstreuten und teilweise schwer zugänglichen mundartgebiet zumeist erst mühsam zusammengetragen werden.

Einer beschreibung der Walliser niederlassungen folgt der wichtige abschnitt über ihre entstehung. wir erfahren da, dass vom deutschen Wallis, das selbst vor 1000 vom obersten Aaregebiet aus germanisiert oder genauer alemannisiert worden war, im 12 und in der ersten hälfte des 13 jhs sich ein strom von answanderern über die gletscher nach dem süden ergoss, wo sie sich am fufse des Gorners (Monte Rosa) und in der landschaft davor, namentlich im bereich der oberen Anza, Sesia und Lys festsetzten und so das deutsche sprachgebiet bis nahe ans Augsttal vorschoben. einige dieser siedlungen sind dem deutschtum verloren gegangen, die mehrzahl ist erhalten geblieben. ein zweites abströmen aus dem heimattal erfolgte vor 1250 ostwärts ins Graubünden. wie es scheint, war die zahl der answanderer diesmal gröfser als beim ersten auszug, oder über sie haben sich im osten stärker vermehrt; haben sie doch einen teil der romanischen nachbarschaft einzudeutschen vermocht und selbst wider ableger des Walsertums nach Vorarlberg verpflanzt, die auch in deutschsprachiger umgebung an wichtigen merkmale der mutter-

mundart festhielten. es ist das vielleicht der konservativste zug in der geschichte dieses so grundconservativen Walliservölkchens.

Dieses sprachliche beharrungsvermögen, dessen entstehn und weiterwirken begreiflich wird, wenn man sich die geographische lage des Walliser mutterlandes und der meisten aufsenorte vergegenwärtigt (abgeschlossenheit durch mächtige gebirge und durch romanisches volkstum bezw. höhensiedlungen ohne nennenswerte zuwanderung) hat die mundart besonders der südlichen gruppe auf einer stufe erhalten, über die andre stämme weit hinaus sind; nur das 'cimbrische' kann sich in mancher hinsicht mit ihr messen, denn hier wie dort sind die ahd. längen zwar verkürzt, aber ihrer art nach gewahrt, vollzähliger im wallisischen als im cimbrischen; freilich hat dieses dafür nicht wie jenes die kurzen auslautenden vocale geopfert. so wird denn das wallisische für die quantitätsbestimmung zweifelhafter mindertoniger auslautvocale des ahd. geradezu entscheidend. man wird künftig kaum mehr daran zweifeln, dass die endung der schwachen stämme, das *o* in *haso* (wall. *haso*), die *a* in *zunga*, *ôra* (wall. *tsumma. s glïxxa* das gleiche), ebenso die *a* des pl. *taga* (wall. *taga*), des gen. sg. fem. starker stämme (vgl. wall. *ira* ihrer) und das *o* im nom. acc. pl. der starken flex. des fem. adj. (wall. *alto*) in altalem. zeit im süden noch lang gewesen sind, wie ja auch schon ihre herkunft vermuten lässt.

Bedeutsamer noch als wegen dieser altertümer für den grammatiker ist die mundart für den sprachlichen theoretiker. man darf im allgemeinen schliessen: was an sprachlicher, besonders lautlicher sonderentwicklung im wallisischen gemeingut ist, muss in seinen grundlagen aus dem heimattale mitgebracht sein, und was dieses mit dem alten stammland nördlich der Uralpen gemeinsam hat, muss daher rühren, und so urteilt im wesentlichen auch B. für gewisse einzelheiten muss freilich die möglichkeit der polygenese offen bleiben (vgl. s. 47), ebenso darf in betracht gezogen werden die geschichtlich bezeugte tatsache teilweiser rückwanderung von Wallisern aus dem Rotentale nach ihrer alten heimat (s. 21. 45). doch betont dies B. wol über gebühr. denn bei der örtlichen beschränktheit solcher rückkehr kann sie für die sprachliche gestaltung nicht sonderlich ins gewicht fallen. die andre möglichkeit, dass das oberste Aaregebiet als 'urheimat' der Walliser mancherlei gemeinsames mit dem späteren siedlungsbereich bewahrt hat, ligt weit näher, und der umstand, dass die Walliser eigentümlichkeiten im bernischen gegen den oberlauf der tÄler hin zunehmen, braucht nichts anders zu besagen, als dass diese abgelegeneren gegenden sich gegen neuerungen von norden oder nordosten her ablehnender verhielten als ihr vorland. zudem sind merkmale wie die palatalisierung und entrundung ja gar nicht auf das oberste Aareland beschränkt: es palatalisieren (wie auch B. s. 64 anmerkt) auch der kanton Unterwalden und teile von

Uri, ebenso erstreckt sich die entrundung ins Unterwalder und Urner gebiet hinein, wie Bachmann im Geogr. lexikon der Schweiz 5 lehrt, und galt ehemals in noch viel größerer ausdehnung (vgl. s. 61 anm. 1). sollen all die gegenden hierzu von Wallis aus angeregt worden sein? die paar Lötschener, die sich um Lauterbrunnen niederließen, können doch ein solches moralisches oder sonstiges Übergewicht nicht besessen haben, dass von ihnen eine so weitreichende bewegung ausgegangen wäre, und eine andre vermittlung ist zweifelhaft.

B. konnte zu seiner freilich nicht sehr entschieden geäußerten auffassung nur gelangen aus folgender erwägung heraus: entrundung ist nicht gemeinwallisisch, denn die östlichen siedlungen und die südlichste (Issime) kennen sie nicht, sie kann demnach nicht altwallisisch sein. das angrenzende Berner gebiet zeigt sie; ein zusammenhang ligt auf der hand, sie kann aber nicht aus dem norden mitgebracht sein (s. 61), denn sonst wäre sie eben gemeinwallisisch. es bleibt also nichts übrig als übernahme vom süden nach dem norden. der fehler dieser rechnung ligt m. e. in einer etwas zu mechanischen sprachbetrachtung, in der voraussetzung, gemeinsamkeit der ersten anregung genüge nicht, sondern die gleichlaufende entwicklung erfordere auf allen oder doch den entscheidenden stufen verkehrsgemeinschaft. B. unterschätzt also die bloße sprachliche disposition gegenüber dem ergebnis ihres fortwürens und unterschätzt die möglichkeit einer rückbildung unter hierfür günstigen bedingungen vor abschluss der entwicklung. um deutlicher zu werden: die gemeinsame entstehung der palatalisierung und entrundung im geographisch zusammenhängenden gebiet der deutschen Central- und Südschweiz steht für mich außer zweifel. vor der auswanderung der Walliser über die hohen Alpenpässe nach dem süden hatte sich in der gegend zwischen dem Vierwaldstätter und Thuner see (und vielleicht darüber hinaus) schon die anlage zu passiver lippen-tätigkeit und zu palatovelarer bildung velarer vocale, im besondern des *u* entwickelt. sie wurde von den abziehenden übernommen. die später nach dem osten wandernden Walliser haben sie mit ausnahme von Obersaxen in einer ganz anders gearteten sprachlichen nachbarschaft, die solcher einstellung vermutlich weniger günstig war, aufgegeben, die übrigen sie wie im mutterlande selbständig weiter entwickelt (bez. wie Niedergestelen fallen lassen), und diese weiterentwicklung erfolgte in den verschiedenen teilen wol zeitlich verschieden und auch nicht in demselben umfang.

Die betonung der wichtigkeit bloßer articulationsinstanzen hat grundsätzliche bedeutung, denn bei ihrer verknüpfung kommt man zu chronologischen unmöglichkeiten. das beste beisp. hierfür ist die mda. der Siebenbürger Sachsen, wo die diphthongierung des *i*, *u* sich im wesentlichen in denselben bahnen bewegt wie in einem teile des moseltrk. (sich anders gestaltet in kon-

als im auslaut und anders als in offner silbe). wir müsten also, wollten wir nur die schlussglieder der entwicklungsreihe als maßgebend für die zeitbestimmung der erscheinung gelten lassen, der moselfrk. heimat der Siebenbürger für das 12 jh. schon alle die verschiednen stufen der diphthongierung, wie sie die tochtermda. voraussetzt, zusprechen, während sich die diphthongierung im moselfrk. urkundlich doch erst aus dem 15 jh. nachweisen lässt. hielt man in unserm fall an der ausschließlichen vergleichung der endphasen fest, so käme man zu dem ergebnis, dass die Walliser mda. im 12 jh. (nach B. fällt die besiedlung von Issime noch ins 12 jh.) im großen ganzen ebenso aussah wie heute in ihrem conservativeren teile. es hätte also seit der abwanderung der colonisten eine bis in die gegenwart herein dauernde periode fast völliger erstarrung eingesetzt, der nur die östlichen aufsenorte mehr oder minder entgiengen. so müste man zb. annehmen, es seien schon vor beginn der aufsensiedlung die kurzen auslautenden vocale geschwunden, weil der schwund allen teilen der mda. zukommt usw. auf bair. boden hat ende des 13 und anfang des 14 jh.s vom tirolisch-kärntnischen grenzgebiet aus eine ähnliche bewegung stattgefunden wie die der Walliser: die sprachinseln in Karien (Friaul) mit ausnahme von Tischelwang, in Krain und im Görzischen sind ihr ergebnis. von gewissen altertümlichkeiten abgesehen, haben fast alle lautwandlungen von denen diese aufsenorte betroffen wurden, ihre entsprechung im mutterlaude (oder es sind doch deutliche ansätze dazu im stammgebiet vorhanden), so zb. die entrundung, verschiedene mono- und diphthongierungen, und doch ergeben lehnwörter aus den fremden sprachen der neuen umgebung und umgekehrt entlehnungen in diese, dass zur zeit der besiedlung noch ältere lautwerte galten: die disposition war da, aber die weitere entwicklung, und zwar im selben sinne wie in der heimat, erfolgte nach der trennung. vielleicht würde sich bei näherer untersuchung der deutsch-romanischen beziehungen in dem bereiche der Walliser siedlungen das ergebnis ähnlich gestalten. so erscheint es mir denn zweifelhaft, ob, wie B. s. 49 meint, beim abzug der östlichen gruppe schon nasallose aussprache der verbindung germ. vocal + *nk* im Rotental galt: auch da mag sich die gleichlaufende entwicklung selbständig vollzogen haben, nur war eine gewisse neigung zur schwachen bildung des *n* vor *r* schon vorhanden und zwar schon in vorwallisischer zeit. die südlichsten aufsenorte haben sie in fremder umgebung gröstenteils eingebüßt, was natürlich um so leichter war, als zur zeit ihrer besiedlung die lautgruppe noch auf einer älteren entwicklungsstufe stand. mit solcher ansicht befind ich mich, wie ich sehe, auch in keinem unüberbrückbaren gegensatz zu B., denn s. 55f rechnet er gelegentlich der ausführungen über die diphthongierung selber mit einer gewissen 'anlage oder neigung' hierzu, die bereits im mutterlande vor-

handen war, nur hätte er, wie mir scheint, diesen stöckpunkt öfter als es geschieht vertreten sollen.

Mit recht hebt B. die grundsätzliche bedeutung des waltretens der 'nhd.' diphthongierung im alem. süden, weit ab vom zusammenhängendem sprachgebiet und daselbst wieder in örtlicher abgeschiedenheit, hervor. auch die von ihm gegebene phonet. erklär. der erscheinung wird zu erwägen sein, fürs alem. wird sie wol zutreffen. verallgemeinern möchte ich sie indessen nicht: ein großer teil der steirischen mdaa. diphthongiert mhd. *ei* oder zeigt ansätze hierzu z. b. *wäisn*, *wäisn* wiese, ohne dass steigender diphthong vorläge, es klingt wie ein hohn auf jene noch immer weitverbreitete theorie, wonach die diphthongierung mit dem silbenschwund zusammenhängen soll, wenn man erfährt, dass gerade unsere konservativsten dialecte sie ebentalls kennen und darunter solche (Issime), für die irgendwelcher einfluss apokopierender mdaa. glattweg ausgeschlossen ist, ich darf bei dieser gelegenheit auch wider auf das 'cimbrische' verweisen, das auch kurze anlautende vocale gewahrt hat unbeschadet der diphthongierung, auch die erwähnte steirische zeigt keinerlei zusammenhang mit apokope oder synkope: *ē* in *est* wird genau so behandelt wie in mhd. *rīs* usw. mit geschwundenem *e*, romanischer einfluss auf die diphthongierung im wallisischen erscheint mir wenig glaubhaft, eher wird die monophthongierung in den südl. aufsenorten welschen ursprungs sein; auch das cimbrische teilt sie.

Indem der verf. auch die Berner mdaa. zum vergleich heranzieht, ist er, das gemeinsame hervorhebend, imstande, das hohe alter einer anzahl mundartlicher entwicklungstendenzen — zu dieser einschränkung vergleiche man das oben gesagte — nachzuweisen. seine ausführungen werden so zu einem lehrreichen beitr. zur frage nach dem alter der mundarten. er gelangt zur aufstellung einer besonderen gruppe innerhalb des hochalemannischen, des höchstalemannischen, dessen anlehnungsgebiet, wie restformen — trümmer einstigen machtbereiches — dazum. ursprünglich weit größer war und den überwiegenden teil der deutschschweizerischen mdaa. umfasste, es muss offen bleiben, wie viele von den auf s. 86 ff. zusammengestellten Altwalliser eigentümlichkeiten im grunde als höchstalemannisch anzusprechen sind, denn dadurch dass der werdegang des bernischen anteils weit mehr gemeindeutschen einflüssen ausgesetzt war als der des wallisischen, lau die Berner mda. wol manches ursprünglich gemeinsame merkmal verloren. B. befürwortet im anschluss an diesen abschnitt auch eine umbenennung der bisherigen alemannischer mundartgruppen und möchte sie (in übereinstimmung mit dem bair. in nord-, mittel- und südalemannisch umtaufen, dabei aber würde mittelalem. eine ganz andre verschiebungsstufe bedeuten als das heutige mittelbairisch; der erwünschte parallelismus wäre damit nicht gewonnen.

Es gieng zu weit, wollt ich mich mit den zahlreichen bemerkenswerten problemen, die das buch bietet, näher befassen, nur einige einzelheiten sollen noch erwähnt werden. zu s. 65: \bar{e} in *sēttina* ist doch wol regelrechter umlaut wie zb. in *Vettlin* < *Val Tellina*. s. 67: *howwu* beruht auf *houwan*, *uu* wurde zu *wu*, von kürzung kann also nicht die rede sein. s. 78: zum alem. stimmt auch das cimbr. *taužonkx* 1000. die bildung der zahladv. mit *fart* war wol gemeinobd., weil auch die bair. sprachinseln sie kennen. s. 90 vermiss ich die mouillierung des *l* (vgl. s. 155) und die eigentümliche bildung der demin. auf *-(l)ti*. s. 91: es fehlt der hinweis auf den übergang von *ae* in geschlossenen laut im deutsch-schweiz. westen (doch vgl. s. 108 anm. 1). s. 124: den ausdruck 'brechungsform' für *iu* vor labial oder velar sah ich lieber vermieden, weil er falsche vorstellungen weckt. von s. 131 sollte auf s. 197 bzw. 205 verwiesen werden, denn der schwund des *â* in *ougâ* ist keine lautgesetzliche sondern eine analogische erscheinung. bei den nebensilben fehlt die unterscheidung zwischen schwach- und nebetonig. dass diese anders behandelt wurden, ersieht man aus fällen wie *brēšthaf*, *erlaupnus* usw., die durchaus nicht 'mundartwidrig' sein müssen; auf die möglichkeit des nebetons wird allerdings s. 139 in einer anmerkung hingewiesen. s. 152: *jësan* und *gähren* sind gar nicht identisch, zu diesem (cimbr. *gerwen*, kärnt. *gerbm* < *-ë*.) vgl. Falk u. Torp Et. wb. 319 und bair. *germ* < *gerwen* hefe. s. 156: *l* ist keineswegs das übliche zeichen für palatalisiertes *l*. s. 162: in *phemt* behende, *pfrüomt* pfründe, *winslut* winselt, *binsl* pinsel ligt fernassim. vor, alle beginnen ja mit einem labial. s. 168 und 170: die stimmhafte ansprache des germ. *s*, *f* im süden ist doch eher bewahrung älteren zustandes als rom. einschlag; alle südbair. aufensiedlungen sprechen stimmhafte laute und auch das geschlossene bair. sprachgebiet kennt sie noch zum teil. übrigens hab ich auch im Wallis noch stimmh. *s* gehört. s. 239 u. 249: umlaut in 'suchen' gilt auch im cimbr., ebenso hat dieses *mag* zu *man* (unter einfluss von *kan*) umgebildet. s. 252: *is* für *ist ez* ist urspr. gemeinobd., vgl. zb. gottscheeisch *ist* ist, aber *is* = ist es nnd urkundl. (bair.) schreibungen wie *izz*.

Prag-Smichow.

P. Lessiak.

Germanische syntax iv. Die wortstellung in dem älteren westgötischen landrecht von B. Delbrück. [Abhandl. d. phil.-hist. kl. Kgl. sächsisch. ges. d. wiss. xxxvi, 1.] Leipzig, Teubner 1918. 71 ss. lex. 8°. — 3 m.

Dieses iv heft 'Germanische syntax', in dem Delbrück seine wortstellungsforschungen fortsetzt, schließt sich insofern an das II ergänzend an, als es ausführlich die dort nur wenig berücksichtigte altschwedische wortstellung behandelt. es weicht aber von jenem darin vorteilhaft ab, dass es inhaltlich mehr bietet:

es erörtert auch die stellung der glieder innerhalb der wortgruppe, weniger zum vorteil gereicht es der darstellung, dass der verf. hier zt. andre wege einschlägt; unter verzicht auf jede weitere gliederung (was der übersichtlichkeit schadet und auch die vergleichung der neuen ergebnisse mit den früheren unnötig erschwert) breitet er seinen stoff in 26 paragraphen aus: die ersten 17 behandeln die stellung des verbums (§§ 1—8 in haupt-, §§ 10—17 in nebensätzen, § 9 in 'periodenhaltigen satzverbindungen'), die neun letzten die wortgruppe (§§ 18—23 verbalgruppe: infin. part. 'richtungswörter', negat. obj. — §§ 24 bis 26 nominalgruppe: adnom. gen. adj. präp.). am schluss der einleitung (s. 1—5), die über die untersuchten texte auskunft gibt, hat der verf., 'damit sich der leser in seiner darstellung zurechtfinde', 'leitsätze' aufgestellt, diese sind, über den angegebenen zweck hinaus, von grundsätzlicher bedeutung: sie erklären nicht nur den gang und die ziele der vorliegenden untersuchung und sind als vorweggenommene zusammenfassung ihrer hauptergebnisse anzusehen, sondern sie geben auch, kurz zusammengedrängt, des verf.s jetzige anschauungen von den haupttatsachen der altgermanischen wortfolge überhaupt und ihrer entwicklung aus der vorzeit wider, was da über die vorgermanische wortstellung gesagt wird, dürfte heute keinem widerspruch mehr begegnen, diese annahmen können jetzt wol als fester besitz der sprachwissenschaft gelten, gegen den übrigen inhalt dieser leitsätze hab ich aber erhebliche bedenken, gegen das was sie bieten nicht weniger, als wegen dessen was sie vermissen lassen.

Der verf. spricht ausschliesslich von der verbstellung und scheint sich damit wider auf den standpunct Erdmanns und Braunes zu stellen, dass die syntaktische function der nichtverbalen glieder für die germanische wortstellung gleichgültig sei, seine stellung zu dieser grundfrage ist aber unklar, schwankend und nicht ohne widersprüche im Anz. xxxi 97 hatte er meine widerlegung jener ansicht als gelungen anerkannt und mit dem hinweis auf andre idg. sprachen gestützt, trotzdem wandte er sich ebda s. 69 gegen die unterscheidung von grader und ungrader folge — die doch aus der dem subject gebührenden sonderstellung unvermeidlich folgt — und von sätzen mit und ohne spitze, weil sie zwei erscheinungen, die unter genau denselben bedingungen stünden, unter zwei verschiedene kategorien bringe und zusammengehöriges in der darstellung trenne, dabei übersah er, dass *Romam condidit Romulus* ebenso *Angrodæ* folge ist, wie *condidit Romulus Romanam*, also in dieselbe Hauptgattung gehört, ferner dass diese wortfolge im erstern fall eben der spitze wegen nicht unter denselben bedingungeb steht wie im letztern, also zwei verschiedenen (unter arten aufzuzählen ist abgesehen davon dass zum verständnis der verschiedenen wörter-

entwicklung der stellung der sätze mit spitze in den einzelsprachen ihre gesonderte untersuchung auch in den ältesten quellen erforderlich ist. befasst er sich demgemäfs aao. s. 69 ff meistens auch nur mit den ergebnissen meiner arbeit die die verbstellung betreffen, ohne gelegentliche erwähnung der stellung des subjects auszuschließen, so widmet er sein II heft 'germanische syntax' der überschrift nach nur der stellung des verbs; er berücksichtigt darin aber in weiterm umfange auch die stellung des subjects, und zwar nicht nur für sich allein (subject an der spitze oder nicht), sondern öfters auch seine stellung zum verb (dh. grade und ungrade folge, freilich unter den namen der normalen und invertierten stellung), dies aber wider nicht grundsätzlich und durchgehend. in der vorliegenden untersuchung überschreibt er § 1: 'Das subject eröffnet den satz' und behandelt in den folgenden paragraphen getrennt von jenen die sätze mit andern anfangsgliedern; überall aber richtet er sein augenmerk ausschließlichs auf die verbstellung, entsprechend seinen leitsätzen, in denen das subject überhaupt nicht erwähnt wird. dann taucht auf s. 21 auf einmal die 'regel' auf, 'dass (in abhängigen sätzen) das verbum unmittelbar auf das subject folgt', die weder zu den leitsätzen noch zur gesamten übrigen darstellung passt. diese regel ist richtig und erklärt ohne weiteres die auf s. 21 besprochenen 'ausnahmen', die nur ausnahmen von Delbrücks falscher regel sind, während ihre dort versuchte erklärungs von seinem standpunct aus nichts erklärt. infolge der ausschaltung der frage nach der stellung von subject und verbum zueinander muss sich der verf. mit einem blofsen verzeichnen verschiedener stellungen des verbs und ihrer mehr äußerlichen gruppierung begnügen; das führt grade zur zusammenkopplung innerlich ungleichartiger stellungen. so stehn in § 5 sätze mit einem fragepronomen am eingang zusammen, das bald object, bald adverb, bald aber auch subject ist, in § 4 zb.: *þæt(s)skal böta . . .*; *þæt(s)er vald hans . . .*; *þy um iak(s)varþer . . .*; *þær eru þry öl(s)*; dann wider: *han(s) skala kirkiu bole þoa*; *han(s) a eigh laug*, nur weil dem verb ein anaphorisches wort vorausgeht, wenn dies auch ganz verschiedene syntaktische funktion hat.

Noch ernstere bedenken hab ich gegen Delbrücks auffassung der rhythmischen gestalt des germanischen satzeingangs, die er im anschluss an den leitsatz: 'es ist anzunehmen, dass die an erster stelle stehnden wörter von anfang an (dh. in vorgermanischer zeit) stark betont waren', so ausdrückt: 'es folgte also (!) im germanischen (!) satze auf das stärker betonte erste glied ein schwächer betontes zweites. wenn das verbum selbst den satz eröffnete . . . war es seinerseits stärker betont . . .' dass die für die idg. grundsprache anzunehmende starktonigkeit des satz-anfangs noch für die germanischen sprachen der geschichtlichen zeit gelte, was der verf. schon früher behauptet hat, möcht ich ent-

schieden bestreiten, von der sprache des Beowulf meinte Delbrück aao. s. 74, dass sie sich noch in einem übergangszustand von der alten starktonigkeit zu der neuen schwachtonigkeit des satzeingangs befinde, trotz diesem angenommenen übergangszustand sieht er aber in allen satzeröffnenden verben, ja sogar in anaphorischen (und auch persönlichen!) fürwörtern und adverbien starkbetonte wörter. aus den dort s. 67 ff und 73 f besprochenen tatsachen dürfte für die betontungsgewohnheiten der prosa grade das gegenteil von dem zu schliessen sein, was Delbrück daraus glaubt folgern zu können. ein solches auseinandergehn von prosa- und versrhythmus, dass worte, die in prosa sonst nur starkbetont wurden, den metrischen gesetzen zuliebe massenweise in den versauftaet gesetzt worden sein sollten, ist für den epischen stabsreimvers durchaus nicht anzunehmen; umgekehrt: der metrische bau der ersten halbzeile ermöglichte die verwendung von sonst schwachbetonten worten in der ersten hebung. ich kann mir nicht denken, dass es germanisten geben sollte, die mit D. annehmen möchten, 'dass in der prosa (jener zeit) unbetonte vollverba den satz nicht eröffnen konnten' (aao. s. 69), oder dass gar anaphorische für- und umstandswörter, 'die sowol stark als schwach betont werden konnten' (s. 73) im satzeingang immer als starkbetont zu gelten hätten. mein gesetz vom satzauftaet wollte D. nicht anerkennen; trotzdem nahm er schon für die zeit des Beowulf einen übergangszustand an — nun aber soll das vorgermanische betontungsgesetz in der sprache der hier untersuchten rechtsbücher noch in voller kraft und ausschließlicher geltung sein, die — wenn auch auf alter mündlicher überlieferung beruhend — erst mitte und ende des 13 jh.s aufgezeichnet wurden? und sie weisen doch im satzbau überhaupt, jedenfalls in der wortstellung einen weit späteren stand der entwicklung auf, als er in den ältern denkmälern vorliegt. trifft die starktonigkeit des satzeingangs für die fälle der §§ 1—3 zu, so doch gewis nicht für die überaus zahlreichen fälle der folgenden §§, in denen das verbum vielmehr im satzauftaet steht, entweder, was das häufigste ist, in der senkung nach dessen nebenhebung (*þat a biskapur þý æm iák eorþer; him a eigh húa § 4*), oder nach gleich tonschwachem ersten wort (*þau skal a kerku . . . § 4; þau skal fú . . . hön skal i bó . . . þā skal mala . . . § 9*), oder das verbum trägt selbst einen nebeton zwischen zwei ganz unbetonten worten (*þær à hān vita til § 9*), ähnlich in den längern abhängigen sätzen des § 10, wo zahlreiche beispiele darum zu D. angabe, dass das verbum hinter dem ersten starkbetonten wort stehe, nicht passen (*þræt ik skal þar eiga (s. 19), þer þa þu ert . . . hræt þu ert . . . hræt hān skal þat til eðras . . . (s. 20)*), wo die persönlichen fürwörter sicher ganz unbetont sind, aber auch vollverba können vor nomēn nicht als starkbetont gelten, sondern stehn im auftaet: *græper at stala luti . . . (s. 13) ligan þæt . . .*

(ebda) usw. in fast allen beispielen dieses §; ausnahmen nur bei besonderem sinnton.

Von allen innern gründen, von denen die stellung der satzglieder mitbedingt wird, sieht D. nur den éinen: die gelegentliche hervorhebung durch stärkere sinnbetonung; von den mannigfachen rhythmischen neigungen des satzbaus, die die verbstellung beeinflussen, zieht er nur die éine in betracht: die senkung nach der ersten haupthebung. das führt zu einer einseitigkeit der auffassung und erklärung, die den tatsachen in keiner weise gerecht wird. die innere einheit der dinge in ihren mannigfaltigen erscheinungsformen aufzuspüren, ist gewis eine der aufgaben der wissenschaft. wer aber die dinge zu einfach sieht, wer so vielgestaltige und verwickelte erscheinungen wie die der wortstellung auf ein bis zwei überall allein wirkende ursachen zurückführen und in ein paar kurze leitsätze einspannen will, läuft doch gefahr, an der oberfläche haften zu bleiben und das wahre wesen der dinge zu verkennen.

Auf einzelheiten einzugehn verbietet der raummangel. zum schluss möcht ich nur noch, um nicht missverstanden zu werden, betonen, dass wir — trotz der pflichtmäsig geäußerten bedenken — auch in dieser neuen gabe des verf.s eine wertvolle bereicherung unsrer syntaktischen litteratur dankbar zu begrüßen haben.

Straßburg, october 1918.

John Ries.

Deutsche soldatensprache, ihr aufbau und ihre probleme, dargestellt von **Otto Mausser**. hrsg. vom verband deutscher vereine für volkskunde. Straßburg, Karl J. Trübner 1917, 132 ss. — 4 m.

Das kleine, sehr schnell geschriebene büchlein sollte zunächst werbearbeit für sammelzwecke leisten, daneben will es aber, wie schon der titel zu verstehen gibt, gewisse grundzüge im wesen und werden der soldatensprache aufzeigen und einige richtlinien für die forschung auf diesem specialgebiet festlegen. es gibt sich durchaus als programmatisch und wegweisend, und die tatsache dass hinter ihm die Münchener akademie und die vom verband deutscher vereine für volkskunde eingesetzte 'Commission zur sammlung der deutschen soldatensprache' mit ihren materialien und plänen steht, gibt seinen principiellen ausführungen noch größere bedeutung.

Der frische sammeleifer mit dem des verf.s werbetätigkeit den stoff für ein großes wörterbuch der soldatensprache zusammenzubringen sich bemüht, verdient alle anerkennung. aber daneben erhebt sich die frage, ob nicht gerade der enthusiasmus mit dem er das widerentdeckte forschungsgebiet betritt, gelegentlich für seine wissenschaftlichen absichten gefährlich wird; wesen

und bedeutung des gegenstandes scheinen mir öfter nicht richtig eingeschätzt. zunächst: was heißt denn soldatensprache? was der neu aufgelebten soldatensprachlichen forschung den mausser gegeben hat, was sich in Ms zettelkästen aufammelt und wovon er reichliche proben vor uns ausbreitet, das ist die sprache des krieges; aber jeder der sie aus eigener berührung kennt, weiß, dass sie von der soldatensprache im herkömmlichen wortsinne nach mancher richtung hin grundverschieden ist. denn diese fasst auch M. als eine standessprache, das heißt, in grober definition, als eine sprache die sich für die besonderen verhältnisse und bedürfnisse des begrenzten kreises der sie spricht ein besonderes, eigentümlich gestimmtes ausdrucksmaterial geschaffen hat, das in diesem kreise festigkeit gewonnen hat und ihm allein eignet; oder doch vorzugsweise und in seinem besonderen gebrauch ihm zukommt. wollte man aus der sprache des krieges herausheben was dieser definition genügt, man erhielte nur ein segment; der gesamt-kreis dieser sprache ist viel weiter und ganz anderer art und muss es sein wegen der besonderen verhältnisse, unter denen sich die sprache des krieges gebildet hat. es war ja schliesslich nicht mehr der soldat als standesangehöriger, sondern das breite volk, das diese sprache sprach und an ihr schuf, und deshalb sind vulgärsprachliche elemente durchaus das bestimmende in ihr geworden. die so fundierte kriegssprache, die sich im laufe der jahre tatsächlich zu einer art von jargon festigte, verarbeitet allerdings das material der soldatensprache, aber ihre träger waren in der mehrzahl viel zu wenig 'soldaten', als dass die traditionelle standessprache in ihnen hätte voll lebendig werden können. man findet bei M. mehr als einmal unklarheiten und widersprüche, die daraus entspringen, dass er die soldatische standessprache und die kriegssprache nicht recht auseinanderhält. wenn er zb. die wendung *es hat den dops gestell zusammengedreht* oder die bezeichnung *lobtrab* für kopt nicht als soldatensprachlich gelten lässt, weil sie aus bairischer volksredeweise stammen (s. 46f), so leitet ihn das postulat der standessprache; wenn er aber in die große sammlung alles einbezogen sehen will was im munde des soldaten gebräuchlich war, so fügt er sich der realität der kriegssprache. er tadelt es, nicht mit unrecht, wenn Horn ein im altpair allgemein gültiges wort wie *fäustling* als soldatensprachlich anführt (s. 7), aber wenn man bei ihm denselben maissstab anlegte, müsste man schon aus der auswahl die er bietet zahlreiche wörter und wendungen entfernen. M. spricht sich nirgends deutlich darüber aus, wie er sich das wörterbuch der deutschen soldatensprache das ihm vorschwebt, zusammengesetzt denkt, aber nach den ebführungen auf s. 74 scheint es, als solle es den gesamt-kreis soldatischen wortschatz der kriegszeit und der friedenszeit zusammenfassen; meint er doch durch die einziehung der älteren jahres-

klassen, die der krieg gebracht hat, auch älteren soldatischen wortgutes bis in die zeit von 1890 und darüber hinaus habhaft werden zu können. ich glaube, dass man bei einer solchen anlage innerlich disparates sprachgut, das verschiedenen sphären angehört und verschieden zu werten ist, zusammenwerfen müste, und würde mir mehr versprechen von einer darstellung, die die kriegssprache als ein selbständiges und eigenwüchsiges gebilde fasst, das in all seinen elementen festzuhalten wäre, gleichgültig ob sie soldatische besonderheit sind oder nicht. wie sehr diese kriegssprache etwas einmaliges und bedingtes ist, erhellt ja am besten aus der tatsache, der sich auch M. nicht verschließt (s. 71), dass sie als ganzes mit dem kriege erloschen ist, wenn selbstverständlich auch eine fülle ihrer bestandteile weiter leben wird. neben diesem werke, das die sprache des kriegssoldaten in ihrer ganzen ausdehnung zur anschauung zu bringen hätte, bleibt natürlich die aufgabe der sammlung des älteren soldatensprachlichen materials, aber als eine aufgabe für sich.

Noch eine forderung muss erfüllt werden, wenn die betrachtung der soldatensprache wissenschaftliche früchte tragen soll; sie heisst: grössere unbefangenheit dem object gegenüber. es ist ja begreiflich, wenn die lustigen und kecken neuschöpfungen der kriegssprache, die — als die besten — bald allgemeiner bekannt wurden, gewisse erwartungen weckten, und wenn die poetische verklärung, in der das hinterland vielfach den feldsoldaten sah, auch die vorstellung von seiner sprache beeinflusste; aber heute kann man objectiver urteilen. M. rühmt die 'ursprünglichkeit, sinnlichkeit und angemessenheit des ausdrucks' bei kriegssprachlichen neuschöpfungen, und man wird sie oft nicht leugnen. aber er geht gewis zu weit, wenn er behauptet, dass die soldatensprache 'mit einer sicherheit, die der präcision eines nie versagenden mechanismus gleichkommt, in jedem fall den adäquaten ausdrück findet' (s. 7). das ist eine romantische auffassung, ähnlich der die in jedem volkslied eine offenbarung sieht. M. preist den humor und die satirische kraft der soldatensprache, auch das nicht mit unrecht, aber er verschweigt, wieviel schaler und armseliger witz sich, neben klassischen schöpfungen, in ihr verewigen konnte. es empfahl sich vielleicht für den besonderen werbezweck des buches, diese momente gehörig zu unterstreichen, aber der wissenschaftlichen erkenntnis wird wenig gedient, wenn man einer solchen ästhetischen betrachtung, die überdies romantischunkritisch ist, das entscheidende wort gibt. man wird nicht nur ein runderes bild von der sprache des krieges, sondern auch einen gangbareren weg zu ihrer wissenschaftlichen erfassung gewinnen, wenn man sich, ganz unbegeistert, den blick recht offen hält für ihre rohheiten, kindlichkeiten und primitivitäten. einer der eigentümlichsten und naturhaftesten züge der soldatensprache ist zb. ihre fruchtbarkeit an onomatopoesien; aber es

führt am kern der sache vorbei, wenn man sich auf die wesentlich ästhetische und dabei anfechtbare feststellung beschränkt, 'wie glücklich es den schöpfern dieser sprache gelingt, die verschiedensten unterarten zb. des schiefsgerausches mit dem ein festzustellen, auseinanderzuhalten und das wesentliche daran in worte auszuprägen' (s. 35). worauf es ankommt, ist, dies princip als ein ganz primitives, triebhaft producierendes mittel der sprachbildung zu erkennen, dessen wirksamkeit viel weiter greift als M. zum bewusstsein zu kommen scheint, und dessen erzeugnisse meist einer viel elementareren, dumpferen reaction entspringen als einer bewussten und exacten schallbeobachtung, unterscheidung und -nachahmung. M. hebt mehrfach den reichtum der synonymik rühmend hervor. er ist evident, namentlich beim substantivum; aber um ihn richtig zu beurteilen, muss man wissen, mit was für primitiven mitteln er vielfach gewonnen ist: spielerische variation, weitgreifende analogie und die immer erneute abwandlung gewisser ausdruckstypen haben das ihre zu diesem reichtum beigetragen, der alles andere ist als ein reichtum quellender erfindung. gerade dem spieltrieb nachzugehen der eine der lebendigsten kräfte in der sprache des kriegssoldaten darstellt und sich hundertfach in ihr beobachten lässt, ist eine wichtige aufgabe. wer sich ihr unterzieht, wird bald bemerken, dass dies princip die 'sinnlichkeit und angemessenheit des ausdrucks', nach M. einen der hauptvzüge der soldatensprache, oft zerstört, dass es, im verein mit anderen tendenzen, produktgerade von einer mangelnden sinnlichkeit, einer rohheit und formlosigkeit schafft, die man als erscheinungen modern-primitiver sprachschöpfung und vulgärer sprachbehandlung buchen mag, die aber einer ästhetischen betrachtung, wie sie M. in den vordergrund schiebt, am allerwenigsten standhalten.

Man kann sich im ganzen des eindrucks nicht erwehren, als wenn M. nicht nur die qualität der soldatensprache überschätzt, sondern auch die bedeutung die ihrer wissenschaftlichen sammlung und verarbeitung zukommt. sonst könnte er kaum zu so weitschweifenden wissenschaftlichen projecten gelangen, wie sie der dritte teil des buches skizziert, in dem eine organisierung soldatensprachlicher forschung über ganz Europa hin gefordert wird, bis zu den Türken, wo doch wol alle vorbedingungen für solche arbeit fehlen. ich fürchte, dass solche gedanken durch ihre uferlosigkeit beinah schädlich wirken müssen für das was als gesunder kern in ihnen steckt. es gibt doch auch für wissenschaftliche arbeit wertunterschiede, und für eine internationale aufnahme so großen stils, wie sie M. vorschwebt, scheint mir die soldatensprache nach ihrer structur und ihrem niveau nicht disqualification zu besitzen; schon zu einem 'specialzweig der germanistik' (s. 69) möchte ich sie nicht erheben. man vergesse doch nicht, was die soldatensprache eigentlich ist, wenn man sie

begriff, wie es heute nötig ist, als kriegssprache fasst: sie ist ein jargon, der durch die gunst der umstände zwar größeren inhalt und weitere verbreitung gewonnen hat, als das sonst solchen sondersprachen zu geschehen pflegt, der trotzdem aber jargon bleibt: eine misch- und kunstsprache vulgären charakters, der kunstsprache höherer ordnung unterlegen durch den mangel an durchbildung, strenge und form, aber auch dem volksdialekt nicht gleichzustellen, weil ihr dessen bodenständigkeit und organisches wachstum fehlt. gewis verdient sie, dass man sich ihrer annimmt; volkskunde und sprachkunde werden aus ihr lernen können, wenngleich der ertrag kaum den erwartungen entsprechen wird die manche daran knüpfen. aber eine angelegenheit die nicht nur verschiedene germanistische disciplinen berührt, sondern 'mindestens ebenso sehr im interessenbereich der heeresgeschichte und der geschichte des jetzigen krieges ligt' (s. 71 f), die von dem 'dreibund wissenschaft, heer und volk der heimat' gemeinsam verfochten würde (s. 73), die in grüstem stil international angegangen werden müste, eine so eminente angelegenheit ist die soldatensprache nicht.

Dass im einzelnen manches von M.s erklärungen und anmerkungen nur provisorischen charakter trägt, ist verständlich. ich will, statt darauf einzugehn, nur noch einen allgemeineren wunsch aussprechen: für den sprach- und wortforscher ist es oft von entscheidender bedeutung, dass ihm ein ausdruck in seinem zusammenhang geboten wird. mit angaben wie 'manche truppen nennen ihre munition *Berta* oder *Emil* oder *Isidor*' (s. 21) oder 'so begegnet im westen einmal der name *Adolf* für eine batterie' (ib.) kann er nichts rechtes anfangen; ähnliches gilt für ganze gruppen von verben. aber hier lässt M. wol oft sein material im stich, und er wird den mangel deutlicher gebrauchsbzeichnung selbst nicht weniger lästig empfinden als der leser seines buches.

Berlin-Schöneberg.

A. Hübner.

Altnordische frauen von frau dr **Adeline Rittershaus**, privatdozent an der universität Zürich. Frauenfeld u. Leipzig, Huber u. Co. 1917. 240 ss. kl. 8°. — 6 m.

Im vorwort zu seinem 'Geistesleben' vermisste Olrik ein gründliches werk über die stellung des weibes im nordischen altertum. diese lücke will der schmucke band von frau Rittershaus nicht füllen. er hält sich zumeist an die familiensagas, den königsgeschichten entnimmt er wenig, der Sturlungasammlung und den bischofsleben nur ein paar einzelbeiten; die rechtsbücher einerseits die heldenstoffe anderseits streift nur ein rascher blick, Saxo bleibt ganz draussen, auch die eddische spruchdichtung. so können manche fragen an die Olrik gedacht haben mag, gar

nicht gestellt werden, und anstatt den reizvollen abstand der heroischen und der wirklichkeitstreuen heldin zu zeichnen, versichert die verf., Signy und Gudrun handelten 'in allem genau so, wie zur sagazeit jede andere altnordische frau gehandelt haben würde' (s. 86). man wird dem buche am besten gerecht, nimmt man es als persönlich empfundene, stellenweis recht temperamentvolle erläuterungen und bekenntnisse einer frau zu den traubenbildern der Isländersaga, so betrachtet kann es auch dem fachgenossen diese und jene tatsache in neuer, anregender beleuchtung zeigen; doch gibt es auch objectiv brauchbare wahrnehmungen (bes. s. 11—15: das fehlen der alten jungfern und der unehelichen tüchter als zeugnis für mädchenaussetzung).

Wir sehen schon auf den ersten seiten, dass frau R. keineswegs romantisch rosenrot färbt, vielmehr das harte und kalte an dieser vorchristlichen gesellschaft, das was unser gemütsleben zunächst befremdet, mit offenem auge erfasst. ihr ton, nicht selten ironisch, kann sich zur anklage steigern und wider zu vorwurfsvollem mitliden mit ihren geschlechtsgenossinnen ('die arme frau' s. 43 zweimal von der Halla der Vápnf.), aber ihr wahrheitssinn verschließt sich nicht dem tüchtigen, großzügigen und edel idealistischen dieser faustrechtmenschen; sie steuert ihre bahn zwischen abneigung und bewunderung und mündet aus in einen lebhaften einspruch gegen unsre orientalische volkserziehung, die uns Gretchen und Käthechen als angebliche deutsche frauenideale eingeschwärzt hat, — sie könnte Thuschen beifügen, wenn ihr darum zu tun wäre, die ahnungslosigkeit unsrer classiker in sachen des altdutschen weibes zu erhärten!

Eine schilderung, die sich so entschieden über das bloße stellensammeln erhebt, muss beim leser ott widerspruch wecken. ich habe den eindruck, die verf. hätte sich manches unverhohlene staunen über die sagamenschen gespart, wenn sie aus leben oder lectüre mehr kennnis der bauern mitgebracht und daran ihren sittlichen tastsinn geschmeidigt hätte. dies hätte wol auch das hochgefühl des heutigen hirmmenschen gemildert, das zu worte kommt in sätzen wie: '... wenn das natürlich auch keine liebe im modernen sinne war, sondern eine liebe, die auf rein körperlichen ursachen beruhte...' (s. 35); über die sexuellen ansprüche hinaus 'ging aber damals wol selten ein liebesbedürfnis' (s. 36) über derlei wäre ja sehr vieles zu sagen und zu fragen! doch hab ich die frau doctorin nicht auf menschenkenntnis und wiffahrung zu katechisieren, nur eine fehlerquelle mehr philologischer art möcht ich erwähnen. die verf. hat sich nicht immer klar gemacht, was im sefeld dieser erzähler ligt, was sie aus der überloosen menge der lebensdata für ihre geschichten brauchen und nicht brauchen können. daher erpresst sie ihnen öfter gewagte schlüsse e silentio. zugleich fehlt es mitunter an dem rechten hinhorehen auf die spröde andeutungskunst der sagas. es wird

zuviel und zuwenig zwischen den zeilen gelesen. zwei beispiele! aus dem vordedeutenden eingangsauftritt der Njala mit den diebsaugen der Hallgerd folgert A. R. s. 17. der oheim interessiere sich durchaus nicht für die kleine nichte, 'und das ist augenscheinlich meist der fall gewesen'. allein Hruts anfängliches schweigen und dann der wortlaut seiner erwidernng bezeugen das gegenteil von gleichgültigkeit; erzählenswert, *soguligt* aber war nur was sich auf die zukunftsahnung bezog, nicht das verhältnis von oheim und nichte im allgemeinen. — Zu der charaktervollen! liebeschwermt des rauhen Egil sagt die verf. die ausdeutung: 'sehr wahrscheinlich hat wol eher der wunsch, die reiche frau um jeden preis in der familie zu behalten, diese ehe veranlasst als besondere zärtlichkeitsgefühle. denn gleich nach der heirat ist Egil derselbe wie früher von liebe ist bei ihm nie wider die rede!' (s. 34). der erste dieser sätze will über Egils seelentiefen besser bescheid wissen als der sagaschreiber, der schöpfer der uns bekannten Egilsgestalt! der zweite satz misachtet die worte: *var hann (Egill) þá allkáttr, þat er eptir var vetrarins*, was dem hörenden ebenso viel sagt wie die romansuada: 'Egil! aber war wie verwandelt: seine alte lebensfreude war ihm widergesehenkt und durchstrahlte die wintermonate'. auf den schlusssatz endlich ist zu erwidern: die ehemanns liebe des befriedigten gatten ist hier wie in allen ähnlichen geschichten, alten und neuen, nicht gegenstand des erzählers, *kemr eigi við sögunu!* die Laxdøla zeichnet einmal eine zufriedene ehe mit den kostbaren worten: *Vel var um samfarar þeira Höskulds ok ekki mart hversdagliga* ('. ohne dass für gewöhnlich viel los war zwischen ihnen'). so könnt es auch von den meisten bauernehen bei Gott-helf und Björnson heißen — und nur von den bauernehen?

Von s. 89 bis 235 erzählt die verf. zusammenhängende frauen-schicksale in teils wörtlicher, teils umschreibender wiedergabe der quellen. da sie glaubhafte sittengeschichte geben will, war eine so wilde romanfigur wie die Freydis der kleineren Grönländer-saga und ein so handgreiflich fabelndes stück wie der eingang der Morkinskinna besser auszuschließen; auch die Fljotsdøla-saga des 16. jhs gehört nicht unter die quellen der 'Alt-nordischen frauen'. lötigen stoff gab es doch noch in fülle! das verflechten mehrerer berichte (zb. Landn. + Eyrb. + Laxd. für Andr) ist hier unverfänglich, und ein zwischen übersetzung und inhaltsangabe schwebendes vorgehn hat sein gutes recht — nur, mit verlaub: gewinnt die alte prosa an reiz oder verständlichkeit dadurch, dass ihr fortwährend subjective lichterchen im Gartenlaubengeschmack aufgesetzt werden?: 'erstaunt fragt er' und 'erbozt antwortet sie'; 'triumphierend sendet sie einen boten', 'NN ist denn auch nicht gerade sehr glücklich, doch es tröstet ihn wenigstens . . .'; 'in ihrer rührenden selbstlosigkeit und beispiellosen treue . . .'; besonders aber das lieblingswort der verf.

'wütend', das wol in der hülft der fälle die annaart der handelnden fälscht. Fouqué, Dahn, Edzardi glaubten noch die sagas seien rohstoff, den wir erst dichterisch machen müsten, aber sollten wir nicht nachgerade gemerkt haben, dass die symptomatische linie der saga ruhig so bleiben kann, wie sie ist? die verf. will doch mit ihrem buche den sagas freunde werben ich traue ihren lesern und leserinnen zu, dass sie die echte form und damit den geist der saga willig aufnehmen würden.

So ist eine gut entworfene arbeit in der ausführung nicht durchweg geglückt, aber dass eine frau diesen gegenstand vornahm, war erwünscht, und kaum eine zweite außerhalb der sagainsel käme unsrer verf. gleich an vertrautheit mit Islandsprache, die schrift hinterlässt frische persönliche eindrücke und kann in den weitem kreisen, an die sie sich wendet, Niederscheinleitungsband zur sammlung Thule nach einer wichtigen seite hin ergänzen. möge es ihr gelingen, neben den Gretchen und Kätchen die Audr und Bergthora zur geltung zu bringen — frauen, die dem kämpfen und dulden einer harten zukunft gewachsen wären!

Berlin, 2. november 1915.

Andreas Heuser.

1. Studiën over færöische balladen door dr. Jan de Vries. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & Zoon, 1915. 286 ss. 8°.
2. Die färöischen lieder des Nibelungencyclus von Helmut de Boor. German. bibliothek hgh. von Westreuberg. II 12. Heidelberg, Winter, 1918. vi u. 213 ss. 8° — 7 m.

1. Erfreulicherweise haben die letzten jahre einige grössere beiträge zur balladenforschung gebracht. der balladensang ist eine der wichtigsten erscheinungen der mittelalterlichen culturgeschichte und doch sehr wenig beachtet. schuld an dieser nichtachtung sind der mangel an alten niederschriften, die daseinsbedingungen der gattung, die der aufzeichnung ungünstig waren, und der im stoff liegende zwang zu international vergleichender betrachtung, dem nachzugeben heutzutage nicht allzu viele fähigkeit und lust haben dürften. diese ursachen bedingen zugleich die besonderen schwierigkeiten der erforschung und damit den schroffen widerstreit der meinungen.

Das buch von de Vries behandelt die drei fär. Nibelungenlieder, den Ragnarstättur nebst der Gestsrina und den Ismael frögakempa. die durchgehende tendenz ist, die fär. stücke möglichst zu trennen von den stoffverwandten festländischen balladen und sie möglichst eng anzuknüpfen an die stoffverwandten isl. sagas. die verf. arbeitet also in der richtung von Doering, Göttsch und besonders von RCBoer, mit dem er auch die anfechtbare möglichung

teilt, interpolationen anzusetzen, und dessen aufstellungen über die quellen der Þidrekssaga und die Eddalieder der lücke er übernimmt. ebenso wie Boer in seinem aufsatz über das Högnilied lässt er für die Nibelungenlieder die sagathese als bewiesen gelten und beschränkt seine aufgabe darauf, sie im einzelnen durchzuführen. aber an dieser aufgabe scheitert er, denn die sagathese ist falsch; ihre sagengeschichtlichen stützen sind nicht tragfähig. richtig gesehen hat dies inzwischen de Boor (1918, s. u.), den unser verf. doch an sicherheit der methode und klarheit der darstellung weit hinter sich lässt. jedoch hat auch de Boor den gegenbeweis nicht erbracht. andererseits findet sich material zu einem solchen bei de Vries selbst. dieser kommt nämlich beim Ragnarstáttur, wo die gebundene marschrouten für ihn aufhört, selbst zu dem ergebnis, dass die erhaltene Ragnarssaga nicht die quelle ist. damit fällt eins der Goltherschen argumente (jenes das auf dem handschriftlichen zusammenhang der Völsunga- und der Ragnarssaga beruhte). wichtiger aber ist eine andere folgerung. der Brinhildartáttur (str. 176 ff) erzählt, wie Brinhild im groll gegen Sjúrdur die neugeborene Ásla in den fluss aussetzen lässt, sodass die strömung das kind auf die hohe see hinausführt. hiervon weiß die Völs s. nichts, die bekanntlich Áslaug bei Heimí aufwachsen lässt, und de Vries hält die episode darum für willkürliche erfindung, noch dazu eines der bei ihm beliebten interpolatoren (s. 77). folgerichtiger wäre es, aus dem sachverhalt zu schliessen, dass die Völs. nicht die grundlage des Br. ist. denn die Áslaugfabel der Völs. und Ragn.s. setzt offenbar die des Br. voraus. die localisierung in Spangareið, also an der südspitze Norwegens, erklärt sich nicht aus dem gedankenkreise der sagas, wol aber aus dem der táttur. denn es handelt sich offenbar um den ort, wo ein im süden, im lande der Nibelungensagen, geborenes kind, das die stammutter der norwegischen könige werden soll, das land erreichen muss, und zwar zur see, also auf die weise die der Br. andeutet und der Ragnarstáttur (str. 91) voraussetzt. dies wird bestätigt durch die ortssage von Spangareið, die 1644 dort dem Torfæus erzählt wurde, und noch mehr durch die gleichzeitig von Ramus bezeugte ballade, die mit den fär. Áslastrophen durch die mündliche balladengeschichte zusammenhängen wird. der Br. ist aber, wie zu erwarten, altertümlicher als diese überlieferungen, denn er weiß noch nichts von der harfe (für die er auch gar keinen platz hat). die harfe gehört zu dem wanderer, der das kind mit sich führt (ursprünglich ein spielmann), also zu der (jüngeren) version der Ragnarss., die in den südnorweg. volksüberlieferungen sich mit der älteren (Moses- oder Amadismotiv) gekreuzt hat. de Vries behandlung dieser dinge s. 154 ff ist einer der am wenigsten geglückten abschnitte bei ihm. er hätte auch das märchen von der klugen bauerntochter nicht blofs in den fassungen bei Grimm und bei Asbjörnsen benutzen, sondern sämt-

liche varianten heranziehen müssen, was auf grund der sammlungen bei Bolte-Polivka nicht schwer gewesen wäre auch sonst muss man dem verf. oft im einzelnen widersprechen. stellenweise bleibt mir seine logik dunkel (s. 45; ferner s. 133 z. 11. wo es statt 'zijn' vielmehr 'sein können' heissen müste, und s. 147 fußnote). der überblick über das weitere stoffgebiet und die ein- sicht in die allgemeinen verhältnisse der balladenüberlieferung geht ihm ab. daher lässt die allgemeine litterargeschichtliche erörterung s. 106 ff besonders viel zu wünschen. aber es finden sich nicht ganz wenige richtige beobachtungen und gute gedanken (z. b. s. 24 f. 67. 181 f. 188 ff. 7 seiten register sind beigegeben).

2. Die gründliche und gedankenreiche arbeit de Boors will zeigen, dass der sagen- und litterargeschichtliche wert der drei fär- Nibelungenballaden weit gröfser ist, als bisher zugegeben wird, und teilweise erreicht sie ihre absicht. am vollkommensten beim Högnatáttur, wo das ziel am niedrigsten gesteckt wird, dh. der verf. strebt über das ergebnis Doerings und Boers, dass die þid- rekssaga die hauptquelle der ballade sei, nicht hinaus, er begnügt sich, auf grund seiner benutzung des handschriftlichen Corpus carminum faeroensium in Kopenhagen Boer in einzelnen zu be- richtigen und über die auch für ihn nebensächlichen verwant- schaften des Hö einige neue aufstellungen zu machen. von diesen beziehen sich die wichtigsten auf den nachgeborenen Hagensohn, dem ein hübscher excurs gewidmet wird. danach ist der Hö neben der hvenischen chronik die altertümlichste quelle für diese deutsche dichtung von der bestrafung der Grimhild-Gudrun, die erst in blinder wut den eigenen sohn töten, dann im schatzberge- verhungern muss. die þidr. ersetzt Grimhild durch Attila und lässt demgemäß das motiv der kinderverwechslung verkümmern, nicht ohne den Attilasohn neben dem Hagensohn noch als statisten zu führen. diese dinge setzt de Boor einleuchtend auseinander, doch ist die geschichte von Attilas tode schwerlich das werk des sagaverfassers, sondern eines seiner unmittelbaren oder mittel- baren) gewähsmänner, der das bestrafungsmotiv der Hagensohn- sage neben Dietrichs sülnhieb zur geltung bringen wollte und sich dabei an die ihm in Norwegen bekannt gewordene nordische rolle des Atli anlehnen konnte. er hat sich die ältere geschichte von Grimhilds ende — eine ndd. ballade, wie wir anzunehmen müssen —, wie sie mit einigen zusätzen in der hven. chronik vor- ligt, sichtlich zum muster genommen. der Hö combinirt diese ältere geschichte mit der fassung der þidr. übrigens findet sich der deutsche Hagensohn bereits in der Atlakvíða, deren gröntla- dischen pflegern er durch einen deutschen eleiker um 1099 er- gekommen sein kann, und es sieht fast so aus, als wäre der röm- seggen des so unvermittelt auftretenden *ari er/sondr Hoggvi* (= *Hoggi inn ari* = *Hoggi Hoggvason*), 'fahrt, wohin auch

ener gelüsten zieht', nichts als ein nachklang des ironischen tuches, womit der rächer die teufelin zu den begehrten schätzen in den berg verschlofs.

Was der verf. nicht gesehen hat, ist dies: die mündliche, von der þidr. verschiedene quelle für den Hagensohn wirft auf die ganze quellenfrage des Hö neues licht, besonders auf seine beziehungen zu Grimilds hævn, die Boer Arkiv 20, 171 ff besprochen und durch die annahme einer interpolation im Hö erklärt hat. dies war von vornherein schon darum unglaublich, weil im texte selbst der angebliche einschub sich an nichts zeigt. um so weniger geht es an, mit de Boor (s. 179) einen zweiten 'bedeutenden einschub' anzunehmen. es handelt sich vielmehr jedesmal um nachwirkungen jener schon von Golther wesentlich richtig bestimmten ballade, welche die eigentliche quelle, besser die vorläuferin des Hö ist, dessen übereinstimmungen mit der þidr. lediglich teilweise (so auch der name *Artala* = Attila) auf spätere einwirkung der saga zurückzuführen sind. dass die fär. tanzliederdichtung aufs stärkste von sagalectüre beeinflusst ist, steht ja fest. aber man darf nicht übersehen, dass sie durch sagalectüre allein nicht her-
vorgezogen sein kann.

Was Regin smidr und Brinhildartáttur angeht, so unternimmt es der verf., die herrschende meinung, wonach wir es mit freien versificierungen der Völs. und (beim schluß des Br.) der þidr. zu tun haben, vollständig umzustürzen zugunsten einer theorie von eddischen quellen. berechtigt ist sein streben, von den sagas wegzukommen. auch bringt er beweis dafür bei, dass der schluss des Br. nicht auf der þidr. beruhen kann (ausschließliche berührungen mit dem deutschen Nibl.). aber die positive beantwortung der quellenfrage mislingt. für das Sigurdslid, das als grundlage des Regin sm. construiert wird, fehlt es an beweis und an eddischen analogieen. die untersuchung des Regin sm. durch de Boor wirft überhaupt nichts ab, was die alte ansicht im ernst erschüttern könnte (obgleich es m. e. an beweisgründen gegen diese auch hier nicht fehlt). das hauptstück des Br. erscheint dem verf. als eine 'wesentlich reine' spiegelung der von Heusler erschlossenen Sigurdarkvida meiri, und zwar führen ihn darauf die deutschen sagenzüge im Br., weil nämlich die Sig. m. auch dergleichen zeigt. dieser gedankengang ist schief, und was ihn zu stützen scheint, ist trügerisch. zunächst wird der innerstilistische abstand zwischen den Eddaliedern und dem Br. viel zu niedrig angeschlagen. das charakterbild der Brynhild namentlich in c. 29 (31) der Völs. ist wesentlich verschieden von dem im Br. vorherrschenden. der verf. empfindet eine einzelne moderne stelle als 'schlag ins gesicht': das kommt daher, weil er das moderne gepräge weiter strecken nicht erkennt. ferner geht die deutsche färbung der mordscene im Br. sehr viel weiter als in c. 30 (32) der Völs., das doch die mordscene der meiri enthalten muss, welches anders zu er-

klären der verf. jedenfalls versäumt. er, dem deutscher einfluss auf ein spätes Eddalied eine fraglose tatsache ist, sträubt sich mit händen und füßen gegen die weit einfachere annahme deutschen einflusses auf eine nordische ballade. dies hängt zusammen mit seiner verfehlten beurteilung des verhältnisses von Jidr. und Nibelungenepos.

Trotz all diesem und trotz vieler unklarheit ist die bouc arbeit verdienstlich und fördernd. werten wir diese erstlingsfrucht als ein versprechen des verf.s für die zukunft'

Heidelberg, 30. 5. 19.

G. Neckel

Die kleineren althochdeutschen sprachdenkmäler hrsg. von **Elias von Steinmeyer**. Berlin. Weidmannsche buchhandlung 1910. XI u. 408 ss. 8°. — 12 m.

Das buch ist das ergebnis einer erfahrung wie sie nur der herausgeber der denkmäler und bearbeiter der ahd. glossen besitzt. es ist der ausdruck einer wissenschaftlichen persönlichkeits. der erste kenner der althochdeutschen litteratur offenbart hier die grundsätze seiner wissenschaftlichen überzeugung. aus diesem mittelpunct heraus ist die entstehung des werkes zu bewerten. schon bei der übernahme der 3. ausgabe von MSD. hat Steinmeyer bedenken gegen eine neuauflage geäußert (MSD I, vorwort s. V). nun nach fünfundzwanzig jahren wäre eine so radicale umgestaltung der ursprünglichen anlage notwendig gewesen, dass sich ein völlig fremdes werk ergeben hätte (vorwort zu den Kl. ahd. spr. s. III). an stelle der alten denkmäler müßten, das ist seine auffassung, drei voneinander unabhängige bücher gesetzt werden: eine sammlung der ahd. reste, ein band mit den kürzeren deutschen gedichten des elften und zwolfen jahrhunderts und ein corpus der mittellateinischen poesie bis zum ausgang des zwolfen jahrhunderts. dem alten werke hatte sein begründer Müllenhoff die bezeichnung 'Denkmäler deutscher poesie und prosa' gegeben und damit den litteraturgeschichtlichen charakter stärker betont, Steinmeyers buch dagegen will zwar die mehrzahl der texte, nicht aber den commentar der denkmäler ersetzen (s. VI). er verfolgt sprachliche zwecke, und schon der titel 'Sprachdenkmäler' zeigt diese nähere bestimmung. dort sind die einzelnen erscheinungen zugleich aufgefasset als beiträge zu einem culturbild der zeit, hier tritt ihre philologische bedeutung in den vordergrund, und als sprachdenkmäler tragen sie ihren zweck in sich selbst. das kleinste hat eine höhere bedeutung, gesteigerten wert erhalten. die Äußerlichkeiten, risures, correcturen, die bestimmte schreiberindividualitat gewinnt noch mehr interesse, und noch stärker werden minutiöse merkmale für die erschließung des ursprünglichen inhalts verwendet. fast alle

stücke wurden von neuem mit den originalen verglichen, teils unmittelbar teils nach photographischen abzügen, manche richtigstellungen ergaben sich gegenüber den früheren lesungen. St.s durch die bearbeitung der glossen geschärfter blick hat feinheiten entdeckt, die nicht leicht ein anderes auge gesehen hätte. die textkritische methode ist bis zu den letzten forderungen ausgebildet und die beschreibungen der manuscripte und ihrer geschichte bieten zugleich unübertroffene muster für die handschriftenkunde. die äußere einrichtung der Kl. ahd. spr. unterscheidet sich zum vorteil leichter benutzbarkeit von MSD. insofern, als nun texte und commentar nicht mehr getrennt sind. die bemerkungen zu einzelnen stellen, die großenteils die bisher aufgestellten conjecturen enthalten, sind in bzw. unter dem auf der textseite stehnden variantenapparat angebracht, der unmittelbar auf den abdruck des denkmals folgende commentar enthält die beschreibung und die geschichte der betr. handschriften, dann die litteraturangaben, und schließt mit einer zusammenstellung sachlicher erörterungen und erklärungen, die, zumeist in form einer kritischen übersicht über die bisherige forschung, allgemeine fragen, mehr noch aber einzelne puncte der überlieferung betreffen. diese auseinandersetzungen bedeuten einen markstein in der philologischen behandlung althochdeutscher sprachdenkmäler. St.s ablehnung wird viele bisherigen aufstellungen endgültig beseitigen, bei andern eine erneute untersuchung veranlassen, seine eigenen positiven darlegungen aber vertiefen unsere kenntnis der betr. stücke in überaus zahlreichen fällen durch die fülle feiner beobachtungen. das ziel der forschung ist die letztmögliche wahrheit, die strengste formulierung der erreichbaren tatsachen, eine beschränkung auf die empirische gewisheit unter verzicht aller über objective realität hinausgehenden folgerungen.

Der inhalt des bandes deckt sich, wie schon der titel zeigt, nicht mit dem der alten Denkmäler, außser den lateinischen und frühmittelhochdeutschen poetischen stücken sind auch die (meisten) altsächsischen ausgeschieden worden, dazu einige zu Notkers schriften und den Fragmenta theotisca gehörige nummern. demgegenüber ist ein großer zuwachs eingetreten durch vermehrung der segen und kleineren reimereien, und eine ganz erhebliche bereicherung bedeutet die aufnahme der altalemannischen und rheinfränkischen Psalmübersetzung und vor allem der Benediktinerregel, wodurch dieses wichtige denkmal der wissenschaftlichen benutzung nun leichter zugänglich gemacht worden ist. die anordnung ist jetzt, soweit durchführbar, chronologisch, sodass poetische und prosaische texte durcheinander stehen.

Gleich die behandlung des ersten denkmals, des Hildebrandsliedes, zeigt die bedachtsame methode einer kritik, die sich ihrer grenzen bewusst ist. die abweichungen von der handschrift sind gegen-

über MSD., wie in Braunes abdruck, noch weiter eingeschränkt der überlieferte versbestand wird nicht angetastet, lücken werden bei 10f. 32. 15 nicht angesetzt (vgl. auch 1. 28 29. 38), die offenbare störung im wechselgespräch von v. 15 an wird auf die einfachste weise durch umstellung von 15—18 hinter 17 behoben (vgl. dazu Beitr. 32, 286, 290f und jetzt auch Seemüller, Gött. gel. anz. 1918 s. 11f).

Die entstehungsgeschichte des Hildebrandsliedes ist ein sprachliches problem. St. äußert berechtigten zweifel gegen Sarans hypothese von einem bayrischen dichter, der das lied für einen sächsischen gönner verfasst habe, indem ihm der gedanke befreundlich erscheint, 'ein alter poet habe mit bewuster absicht in einer andern mundart und mit anderm wortschatz, als ihm angeboren war, gedichtet'. nicht vom dichter sondern von einem aufzeichner rühre die sprachmischung her, der das lied in einer nd. gegend von einem Niederdeutschen vortragen hörte und diese erklärung trifft wol eher den wüchlichen sachverhalt. eine solche art der dialektmischung war kaum nur eine vereinzelte erscheinung (Saran s. 90), sondern es ligt wol hier ein beispiel der hochdeutsch-niederdeutschen verkehrssprache in der karolingischen zeit vor (vgl. vdLeyen Deutsches sagenbuch II 97f) wenn Hochdeutsche mit Sachsen in sächsischem gebiete verkehrten, so mussten sie ihre sprache jenen verständlich machen, es ist ein von selbst sich ergebender sprachlicher ausgleich, wie er immer zwischen den dialekten ein und desselben sprachstammes stattfindet und im Hl. ist uns der sprachliche typus erhalten, den die hd. volks-sänger annahmen, wenn sie ihre kunstreisen in Niederdeutschland machten. diese hd.-nd. ausdrucksform war nicht einmalig geregelt, sondern 'der grad der mischung mit sächsischen lauten und formen' wird gewechselt haben (St. s. 12). gewisse stärker ins ohr fallende kennezeichen des altsächsischen werden aber immer den grundstock dieser saxonisierung gebildet haben, wie im Hildebrandsliede Hl. die rückverschobenen *t tt¹*, *p* für *pf*, *ai* = *i*, *gûd-*, *kûd*, *ûserv*.

In der beurteilung der mundartmischung des Hl. macht sich bei der neueren forschung mehr und mehr eine neigung vom zufälligen zum bedentsamen geltend: nicht schreiberwillkür, sondern eine bestimmte absicht ist die veranlassung zu den einzelnen as. änderungen gewesen (Pongs, Saran, Neckel). ja gerade in der unregelmäßigkeit der mischung spricht sich eine gewisse

¹ In meiner Ahd. litt. gesch. s. 120 121 ist *anti* 67 unrichtigerweise entgegen der Vulgatanstcht = *anti anti* gesetzt. sprachwidrig ist diese ansetzung nicht, da der schreiberfehler *anti* 26² beweist, dass diese form schon anfang des 9. j. u. s. bekannt war (wenn *anti* 26² *anti* *anti* ist, dann ist überhaupt für *anti* noch ein viel höheres altes vorauszusetzen). auch die wortstellung in v. 67 würde *anti* *anti* *anti* sprechen.

ethische bedingtheit aus: der as. umsetzer wollte gar nicht einen rein nd. text herstellen, die fremde hd. herkunft durfte wol dem niederdeutschen hörer zum bewusstsein gebracht werden, es mochte darin für diesen ein besonderer reiz liegen, eine art poetischen wolgefallens (vgl. Neckel Beitr. 42, 104f). jedenfalls gehört eine solche freiere sprachliche mischung zum wesen dieses intergermanischen epischen stils. der vorgang lässt sich, von den anders bestellten grundbedingungen und zwecken abgesehen, dem 'umbiegen' der mhd. urkunden vergleichen, bei dem die sprache des ausstellers elemente aus derjenigen des empfinders aufnahm. nicht grundlos scheinen auch die as. pronominalformen *ik* 1. 12^b und *mî* 12^a. 12^b. 15^a. 42^a gegen überwiegenden *ih*, *mir*, *dir* verwendet zu sein: die eingangsformel mit *Ik* v. 1 wurde wol absichtlich stark saxonisiert, formelhaft mit *sagên* ist auch der halbvers *dat sagêtun mî* 15^a. 42^a und inhaltsverwandt damit ist *ibu dū mî ênan sagês* 12^a, welches as. *mî* dann auch die as. *ik*, *mî* in 12^b nach sich zog. dagegen scheint mir die zeitweilige abnahme as. und hd.-as. formen, die sich etwa nach dem ersten viertel des gedichtes bemerkbar macht (Saran s. 87 ff, Neckel s. 104), nicht auf absicht oder auf nachlassen der aufmerksamkeits zu beruhen, sie erklärt sich vielmehr organisch aus dem zufälligen wortstoff, da an den betreffenden stellen das hd. lautmaterial schon an sich weniger gelegenheit zur umsetzung ins altsächsische bzw. in die as. kennzeichen bot. am schluss, da eine solche gelegenheit zum saxonisieren durch die mehrfachen hd. *z*, *zz* (von v. 60 an) wider gegeben war, nimmt die as. färbung auch wieder zu.

Nicht in betracht kommt hierbei die weglassung des querstriches in *d* von v. 6 an, da sie vielleicht erst einem späteren schreiber, nicht schon dem ursprünglichen redactor der as. niederschrift zuzurechnen ist. es ist eine rein graphische unterlassung, die für den phonetischen wert des zeichens keine bedeutung hat; dieser war eben durch die *d* in den ersten zeilen zugleich für die aussprache auch der folgenden *d* des gedichtes angezeigt. ob der ursprüngliche dichter (der wol ein Bayer war, Saran) selbst schon das hd. lied für den vortrag vor niederdeutschen hörern saxonisierte oder ob erst ein hd. 'skof' die as. umfärbung vollzog, ist nicht zu entscheiden. (zu *saxonizare* sächsische sprache sprechen s. Du Cange-Henschel 7, 320^c; Ekkehard IV Casus SGalli XVI, 130; Waltharius verspottet seinen gegner Ektivrid wegen seines sächselns: Ekkeh. Walth. 756. 765 ff, dazu Halthof Germ. 37. 11f und Waltharii poesis II 219—225).

Altêr Hûn 39 ist Steinmeyer mit Sievers, Saran und Braune (LB. 6 aufl.) geneigt, als prädicatsnomen aufzufassen. doch liefse sich der vocativ durch sonstigen stilistischen gebrauch in den zweikampfreden rechtfertigen: auch Hildebrand redet den sohn unmittelbar an, *chînd* 13; im jüngeren Hl. *nun sag an, du vil*

alter MSD. II³ 27f str. 5, (*du*) *vil junger* str. 10, 12; vocative auch im Waltharius: *maledicta* 762, *o cersute dolo et fraude conscie serpens* 790, *tyrann* 886, *valve* 991 (vorwort der lat ein litterarisches motiv in reizreden: Walth. 761 ff, 790 ff).

Einen inneren zusammenhang des III. mit dem gotischen inhalt des codex, den Saran nachzuweisen versucht hat, lehnt auch St. ab und erklärt die einzeichnung des liedes auf den beiden einzig noch leeren seiten für reinen zufall (vgl auch Beitr. 42, 345). der grund für die eintragung lag also nicht in einem etwaigen religiösen gehalt des liedes. es ist ein historisches volkslied und nicht als einzelner fall loszulösen aus dieser seiner gattung. der geistige hintergrund ist nicht das theologische bewusstsein, sondern im sinne der zeit ist das lied ein historisches denkmal, aufgefasst als ein stück nationaler vergangenheit, und enthält ein ereignis aus der geschichte wie jene 'barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur', die Karl d. Gr. schriftlich aufzeichnen und der nachwelt überliefern liefs (Einhard Vita Karoli imp. § 29. vgl Braune Beitr. 21, 5f). gerade ein lied, das beziehungen zu den Hunnen enthielt, mochte das interesse einer zeit finden, in der der große krieg gegen die Avaren stattfand (791—799), denn die Avaren galten für Hunnen und trugen auch deren namen (vgl. bes. Einhard § 13: *bellum quod contra Avaros sive Hunos susceptum est*; zur 'Hunorum nobilitas' gehörte unter Attila auch der verbannte Hildebrand: Kauffmann Philol. studien s. 153f; Saran s. 150).

Beim Weissenburger katechismus VI. widmet St. besondere beachtung dem sogenannten glossenzeichen und stellt fest, dass Scherer dieses zeichen nicht ganz richtig beurteilt hat. es dient nicht eigentlich dazu, um erklärungen zum text zu bemerken, vielmehr wurde es von einem leser oder corrector angebracht 'zur kennzeichnung von fehlern oder von stellen, an denen er anstofs nahm'. es hat, worauf St. hinweist, mehrfache bedeutung. ich möchte folgende gruppen unterscheiden: eigentliches glossenzeichen, zur andeutung einer randglosse synonymum ist es bei *ladhunga* 54, *conuist* 60, *pattemes* 111, und zum hinweis auf synonyma im text steht es bei *farbarrt edho (houer)* 77f, *henge edho farstand* 87, *enuati edho samarwarth* 92. in den drei letzten fällen war das zweite wort, wie St. sehr wahrscheinlich macht, in der vorlage von anderer hand über die erste geschrieben und ist dann vom copisten unserer hs. in den text aufgenommen worden. dagegen deutet es auf übersetzungsfehler hin bei *gisaaz* 52, *gindames* 76, auf correcturen im text bei *obstinatus* 44, *gilaubit* 108. *suno* - *uerrilli* 144; bei *idunnan* - *tot* 103f soll wol aufmerksam gemacht werden auf die entsprechende stelle im Apostolicum 524, die dort aber anders übersetzt ist. unerkennlich ist der grund zur anbringung des

zeichens bei *ungimezzener* 69 und *muater* — *giboran* 93 (soll hier vielleicht auf den unterschied von *uuerolti* und *uueroldem* 92 hingedeutet werden?). zu 'sarmentum-palmites' Steinm. s. 37 s. Ahd. gl. I 224, 5.

Die von Scherer angeführten gründe für abhängigkeit der Weissenburger verdeutschungen von den vorschritten der Admonitio generalis vom jahr 789 widerlegt St. mit triftigen gegengründen. immerhin entspricht die abfassung des Katechismus den in der Admonitio c. 72. niedergelegten grundsätzen, in denen möglichste sorgfalt bei der herstellung kirchlicher texte befohlen wird, u. a. *libros catholicos bene emendatos (habeant)* usw. (MG. Legg. I 1, s. 60, vgl. auch Wattenbach Schriftwesen s. 190). auch die übersetzung der beiden symbola befolgt diese wissenschaftlichen principien der pünctlichkeit und genauigkeit. sie gibt den lateinischen grundtext ganz wörtlich wider. man wollte, wie es scheint, hier die authentische formel der glaubensbekenntnisse in deutscher sprache feststellen, darum sollte der text genau den traditionellen lateinischen wortlaut wiedergeben. der deutsche text ist also mehr als nur gleichsam eine mechanische interlinearversion, er will eine theologische urkunde sein. bis ins einzelne durchgeführt ist diese unmittelbare copierung des lateinischen. so im apostol. Credo ist das lat. participium '*uenturus*' durch das deutsche *quemendi* 52 nachgeahmt, während im Athanasianum 104 und sonst in den symbolum-formeln *cumftig* gebräuchlich ist (die stellen sind aufgezehlt von Helm Beitr. 35, 322 f). '*ecclesia*' ist ganz sinnetreu durch *ladhunga* 54 übertragen, gemäß dem griech. ἐκκλησία, herausberufung, lat *evocatio* (darum steht auch in der MSD. II³, 338 von Scherer citierten glosse zuvörderst *evocatio ladunga*, darauf erst an zweiter stelle *vel collectio edo samenunga*). — beibehalten ist die lateinische wortstellung in *atum uuihan* 53 (im Gloria deutsch normalisiert *mit uuihan adume* 118). auf absicht beruht wol auch der wechsel zwischen *geist* und *atum* in der bezeichnung des 'spiritus sanctus': 'conceptus est de spiritu sancto' = *infanganer ist fona heilegemo geiste* 49, aber 'credo in spiritum sanctum' = *gilaubin in atum uuihan* 53: das erste mal ist der spiritus der erzeuger des sohnes, es ligt darin noch die vorstellung eines persönlichen wesens. ein solches aber, einen dämon, bedeutete ursprünglich das wort *geist* nach Braunes klärender darlegung (Beitr. 43, 404 ff). dagegen ist spiritus sanctus an der zweiten stelle die person der trinität, und dafür hat der übersetzer die ursprüngliche, deutsch geprägte formel *wiho atum* (bzw. *atum wiho*) beibehalten (in der formelhaften reihe *got fater* 47, *heilenton Christ, suno* 48, *atum uuihan* 53, ebenso im Gloria). abweichend von der durchgehenden nachahmung der lateinischen wortstellung ist die folge von adjectiv und substantiv bei *fona heilegemo geiste* 49 gegen lat. *de spiritu sancto*. die formel der *heilego geist, heileger*

geist ist in dieser wortstellung fest geprägt, wie sie aus dem ags. (*se hūlza zāst*) aufgenommen wurde (s. Braune 200) und ist dann im mhd. auch als worteinheit, *heiligeit* *heiligeit*, aufgefasst.

Das auffallende prät. *gisaz* 52, das auch der corrector beanstandet hat, kann allerdings in der schreibung der lateinischen vorlage begründet sein, die 'sedit' mochte verschrieben oder als vulgär-lat. für präs. 'sedet' gehabt haben (MSD. II¹, 238, vgl. 'sedit' auch im Sacr. Gallie., Hahn Bibl. d. symbole § 36 s. 38). aber *gisaz* (*gisanz*) widerspricht gar nicht völlig dem lat. präsens 'sedet', denn es bedeutet 'er setzte sich, nahm seinen sitz', und damit umfasst es zugleich den sinn des präsens, — er hat diesen sitz noch inne, soviel wie Nrk. Ps. 8, 2 *du du gesézzén bist* (part. perf. zu *sit/cu*) *zu zéssán dónis fíler* (vgl. auch Ps. 28, 10); und ähnlich wie Sam. 2, *ei zémen bránnón kán* und darauf *thanna nob so saz er*; Otr. II 14, 71 *tho genua er muader . . bí einemo bránnón*. der übersetzer mochte durch eine besondere erwägung des gedankenzusammenhangs zu dieser perfectiven actionsart veranlasst worden sein: der satz berichtet in erzählender form mit den perfecten *Nulhai steig, arthau*, *U steig* die erlösenden taten Jesu, durch das perf. *gisaz* (*gisanz*) wird dann auch noch dieses letzte ereignis in die vorgänge einbezogen und durch den ausdrück der vollendeten handlung ein würksamer abschluss der erzählung gebildet. — ebenso wie in den beiden glaubensbekenntnissen ist der durch die liturgie streng festgesetzte wortlaut der vaterunserformel auch in der deutschen übersetzung beibehalten, während die dazu gehörende erklärung, die nicht durch die tradition gebunden ist, von deutschem sprachgefühl eingegeben ist.

Die auffallende abweichung vom lateinischen text im *Symb. Athan.* 88f wird vielleicht durch folgende an St. sich anschließende annahme begreiflicher: 'der übersetzer las oder glaubte zu lesen *in carnatione quisque dominum nostrum*', soweit änderte er den sinn der lat. vorlage, den genitiv *Jesu Christi* aber — hier möchte ich St.s erklärung verlassen — behielt er bei (*hebantur christes*) und bezog ihn, wie das lat. original, auf *in carnatione*, er verstand also: bei der fleischwörung Jesu Christi soll ein jeder an unsern herrn glauben, der von der silbe *er* in *christes* nach rechts oben gezogene strich (Enneccerus taf. 26, 26) ist und nichts anderes als die verlängerung des die obere ründung des *e* am zeilenende abschließenden seitenstriches, wie im anfang der zeilen 5, 6, 26 bei Enneccerus auf taf. 22, z. 17–23 auf taf. 24, z. 11, 23 auf taf. 27, und ganz ähnlich wie *er* in *he gistes* auf taf. 25, 14. hier bei *christes* mag aber an der verlängerung des seitenstriches noch der besondere grund vorliegen haben, das *e* neben dem folgenden *s* kenntlich zu machen (vgl. Wattenbach Anleitung zur lat. palaeographie, 3. aufl. s. 29).

der strich hat in diesem fall den nämlichen zweck der verdeutlichung wie ursprünglich die zuweilen in mhd. handschriften über schwachen *e* vorkommenden acute oder circumflexe, vgl. dazu PSievers Die accente in ahd. und as. hss. s. 17 f u. ö., s. auch Anz. XXXV 38 f). zuweilen ist *e* durch dieses merkzeichen, das auch einem circumflex ähnlich sein kann, auch im innern der zeile verstärkt, zb. vor *n* auf taf. 25, 14. 23, vor *r* auf taf. 27, 5, vor *i* auf taf. 27, 8. — das mißverständnis der trennung von 'in carnatione' in *fleiscnisse* mochte erleichtert worden sein durch die kurz vorhergehenden gleichen verbindungen 'in unitate', 'in trinitate', *in einnisse*, *in thrinissi*.

Das erste Basler recept (VII) ist nicht ein mittel gegen fieber, wie man bisher annahm, sondern, wie St. aus einer vergleichung mit dem recept gegen infusio capitis (vgl. dazu St. s. 369 f) Ahd. gl. III 601 f und aus dem inhalt erschließt, gegen epilepsie. für das zweite recept macht er deutschen (nicht ags.) ursprung mit verstärkten gründen wahrscheinlich.

Das Freisinger Paternoster (VIII) will St. lieber allgemeiner 'Altbayrisches P.' nennen, da die hs. A nicht original ist, mithin kein sicherer grund mehr für localisierung des denkmals in Freising besteht.

Überall im commentar kann man den unterschied zwischen den kritischen grundsätzen St.s und denen seiner vorgänger Müllenhoff und Scherer beobachten. die erste aufgabe der kritik ist nicht, den überlieferten text zu verbessern, sondern ihn zu begreifen. da können auch fehler zu positivem wert gelangen. formen wie *exciperit*, *didicere* in der Exhortatio ad plebem christianam (IX) sind nicht schreibfehler, sondern berechtigte vulgärlateinische entwicklungsstufen (s. 53). auch das eingeschobene *man* bei *in man caplasan* gegen lat. *inspiratum* Exhort. 49, 7 will St. gelten lassen. und gewis mit recht, denn ebenso steht *In hunc quidit sih der man christianan* 19 f gegen lat. *Quomodo enim se christianum dicit*. 'denn die deutsche version erweitert und spezifiziert gern'. damit charakterisiert St. die deutsche übersetzungsart unter anführung von beispielen (s. 49). öfter werden persönliche pronomina zugesetzt, auch das demonstrat. *deisu* (St. ebenda); ausdrücke werden verstärkt: anrede *chindo liupostun*, lat. 'filii', *drato mihiliu* 10 gegen lat. 'magna' (St.), vgl. auch *imo niuueiz* 'nescit' 31; widerholung eines wortes der dentlichkeit wegen: *dei unort* 23, widerholung durch das demonstrat. *dei* 26, widerholung des prädicatsverbs durch *daz ist* 48, durch einen ganzen satz 25 f (vgl. 19 f); synonyme parallelsätze sind eingeschoben 22 f. 29 f. der zweck solcher erweiterung ist zumeist, den sprachlichen ausdruck klarer und deutlicher zu machen, es ist also das stilisierungsprincip der volkspredigt (vgl. Zs. f. d. phil. 36, 516 f). der zusatz von *liupostun* (lat. 'carissimi') aber verleiht der rede einen stärkeren gefühlswert und

entspricht einer ausdrucksweise, wie sie z. b. bei Otfrid begegnet. es ligt hierin der anfang der sogenannten *speellied* vertiefung im stil mittelhochdeutscher höfischer epen (vgl. Ehrismann Ahd. litt.-gesch. s. 194, 273; Zs. f. d. phil. 45, 306).

Die methode der historischen gewissenhaftigkeit konnte besonders beim Muspilli (XIV) zur anwendung kommen, und wir verstehen jetzt leichter als früher, weshalb St. dieses denkmal 'das verzweifeltste stück der ahd. litteratur' (s. 47) genannt hat. bei den lösungsversuchen der fragen nach einheitlichkeit und zusammenhang des textes, nach zeit der entstehung, zeit und art der aufzeichnung 'kann man überall nur zu wahrscheinlichkeiten gelangen'. entsprechend dem grundsatz rein objectiver textbehandlung ist auch hier die überlieferung möglichst gewahrt. 'wir müssen von der überlieferten gestalt des gedichts als dem einzig sichern boden ausgehen' (s. 75).

Die schwierigkeit bei 74^a scheint mir St. glücklich beseitigt zu haben, indem er in der ersten hälfte des verses der *hs* folgt also das in ihr nicht enthaltene *sanare* von MSD. weglässt, dafür aber das überlieferte *tolen enti lepenent* streicht (vgl. dazu Helm aao. s. 319 ff., s. St. s. 79 anm.). ebenso lässt er die störende zeile 99^a weg. er hält also, m. e. mit recht, diese beiden stellen für schreiberzusätze. es können wol absichtliche erweiterungen des aufzeichners sein, der nach art des predigtstils (s. oben) den sinn noch mehr vervollständigen und verständlichen wollte.

Die einmischung von reimversen (s. 77) v. 611 beruht m. e. auf nachahmung der lateinischen kirchlichen litteratur. in lateinischen reimlosen gedichten sind zuweilen reimzeilen eingestreut, längere, aber auch kürzere versgruppen (WMeyer Ges. abhandlungen zur mittellat. rythmik II 122 ff., bes. s. 124; Norden Die antike kunstprosa s. 810 ff., vornehmlich an besonders pathetischen stellen (Norden s. 861), was gerade auf die gerimten Muspillverse zutrifft, die einen wirksamen abschluss der schilderung von weltbrand bilden. diese reimverse weichen auch in der regelmässigkeit des rhythmus völlig von den umgebenden alliterierenden versen ab. aber sie sind nicht nachbildung des *classicus* principis, etwa des hymnenverses, denn es fehlt die *senkzög* vor der letzten hebung, vielmehr gleicht der bau des dreizehnen vers des deutschen kinderliedes, es ligt also wol der germanische orchestische urvers von vier hebungen vor.

Auch beim Georgslied (XIX) folgt St. möglichst genau der handschriftlichen überlieferung und sein text schließt sich ihr 'noch ein wenig enger als derjenige Haupts und Kögel' an (s. 90). nur eine umstellung bedarfwortet er bei der verstellung der stropfen, indem er v. 21, 22. hinter v. 17 setzt. dadurch eine systematische ordnung der dreizeiligen stropfen gewonnen.

wird. 'somit wären alle referierenden stropfen zweizeilig, alle die großtaten des märtyrers verherrlichenden dreizeilig'.

Die lücke vor *salig* im Ludwigslied (XIV) v. 57 hat St. im text nicht ausgefüllt. in den varianten spricht er sich vermutungsweise für *uuurtsalig* 'vom schicksal beglückt' aus. könnte der halbvers nicht vielleicht *Kuning unser salig* gelautet haben? *salig* mhd. *saltec* ist üblich bei lobpreisungen, besonders auch in der anrede, s. Mhd. wb. II 2. 38, Lexer II 581, wie *salida* (zb. Otrifrid ad. Lud. 5; Sal. 1; IV 4, 45); zur wortstellung vgl. Otrf. *fater unser guato* II 21, 27, *drahtin unser guato* V 8, 16, Hartm. 132, *Drahtin min ginadig* IV 1, 41. auch *Drahtin min ther guato* III 7, 1.

Bei der Samariterin (XVII) ist der hinweis wichtig, dass sich die hs. der Lorscher annalen einst in Reichenau befand; dort wäre denn auch die uns erhaltene niederschrift eingetragen worden und damit wäre die annahme verstärkt, die das original des gedichtes für fränkisch hält.

Dem bis jetzt als 'Bruchstück einer Logik' bezeichneten fragment gibt St. den prägnanteren titel 'de definitione' (XXV) und bestätigt endgültig Notkers verfasserschaft durch die entdeckung, dass die fünf anfangsworte sich auch in der Züricher Notkerhs. 121 finden.

Beim Physiologus (XXVII) hat Scherer einen unterschied zwischen den capp. 1—8 und capp. 9—12 beobachtet, letztere haben überschriften und eine andere orthographie (capp. 1—8 alemannisch, capp. 9—12 rheinfränk.). aber diese unterschiede beweisen, wie St. geltend macht, nicht für verschiedene verfasser sondern nur für einen mit cap. 9 eintretenden wechsel des schreibers. zu den beweisgründen kann man noch die mit cap. 9 einsetzende änderung in der accentbezeichnung hinzufügen. bei aller unregelmäßigkeit ist doch das ursprüngliche princip Notkers noch zu erkennen, indem der circumflex überwiegend auf langen vocalen steht, der accent meist auf kurzen. der zweite schreiber aber übertreibt die accentuierung und bringt auch oft zwei zeichen über einem wort an, was bei dem ersten seltener vorkommt. nun hat St. nachgewiesen, dass unsere hs. ebenfalls von zwei schreibern abgefasst ist, deren erster cap. 1—3 (vorletzte zeile) schrieb und zwar ohne accent. somit begegnen nun dreierlei verhaltensweisen in bezug auf accentuation: in cap. 1—3 sind keine zeichen, cap. 3 bis cap. 8 haben accente und die bezeichnung ist noch einigermaßen annehmbar, in cap. 9—12 ist sie ganz verwildert. diese verschiedenheit wird sich folgendermaßen erklären lassen: das original des Physiologus hatte accente, der alemannische schreiber der vorlage unserer hs. hat die bezeichnungen des originals weniger, der rheinfränk. schreiber hat sie mehr erweitert und verschlechtert; die erste hand der Wiener hs. cap. 1—3 hat sie dann ganz weggelassen, die zweite (cap.

4—12) hat sie der vorlage gemäß abgeschrieben. PSlevers aao. s. 28—31 hat die verschiedenheit der beider hände der Wiener hs. nicht gekannt; vgl. auch Wilhelm Denkmäler deutscher prosa des 11 u. 12 jhs. heft 8 s. 142 — zu den altemännlichen kennzeichen des originals (s. 134) gehört auch die erhaltung langer *i* im ungedeckten anlaut: *stredaha* 2 — *subat*, *streda* *suzzi* 24, 27 = *suozî*, *di demuti* 12, *rouboli* (conj. prät.) 54 (s. Steinmeyer s. 134), *uossi* 94 (*e* erhalten in *adstr* *fen* 461) und im conj. prät. auch beim schreiber F der minnesängerth. C: Clara Rieke Die vocalzeichen der großen Heidelburger hoberhandschrift, Greifsw. diss. 1917, s. 104. altes kurzes *i* ist anfang in *daz mermanni* 60, im ungedeckten anlaut zu *e* geworden, z. B. *gescrifte* dat. 3, *iagere* 7, 11, 92, *uocille* dat. 8, *uerruode* 9, *uware*, conj. prät., 10, *golheite* dat. 11, *malouare* 18, 27, *uuar* 19, 30, *manchunne* 26, *uorde* 30, *gerum* 41, *ferouerfe*, *cham* (neben *rouboli*) 54 usw. demnach ist auch *herissi* 138 ein femininum auf *i* und lässt sich mit Seemüllers ansprechender deutung = *eiskî* frage, verlangen, suche (GGA. 1918, 54) vereinbaren: *eiskî* wäre eine nebenform zu ahd. *cisca* *ciscama*, von *ciscôn*, eine nachbildung femininer, von schw. verben auf *-jan* abgeleiteter abstracta auf *i* (zu solchen vgl. vBaader Verbalabstracta s. 59f), auch *dien* 101, 111, 119 dort für altemännisch in anspruch genommen werden (vgl. Franck Altdeutschgramm. § 175) — statt des fehlerhaften *berigt* *si* hat S. s. 127, 60 mit recht *briht* *si* in den text aufgenommen (solowar, Braune, Wilhelm). der schreiber wurde dazu durch eine falsche auffassung seiner vorlage veranlasst: er scheint die vorstellung gehabt zu haben, als ob die Sirene in das meer taucht (*se uord ez in*) und sich darin verbirgt, vgl. die allegorie des Homerios August. *Syrenes submerquatur*, Migne 172, 857 A (vgl. 855 D).

Die feinheit der exacten beobachtung des verfassers bewährt sich besonders an den kleineren stücken der Andreas-Wiener Notkerhandschrift. durch scharfsinnigste verwendung paläographischer und textkritischer mittel ist es ihm gelungen, den zusammenhang einer gruppe von denkmälern nachzuweisen, die er unter der überschrift 'Aus den Wiener Notker- und selwert sippe' vereinigt (XXVIII—XXXIII). es sind *baselberger* und erster Wessobrunner *Glauben und Beichte*, *Himmel und Hölle*, *Predigtsammlung A*, *Geistliche Ratschläge*, *Predigtsammlung D* und *C*. die Geistl. Ratschläge rühren, wie die *selwertzüge* zu erkennen geben, von dem schreiber der *Predigtsammlung A* her (s. 166f). BC haben gemeinsamen ursprung und stammen von einem andern schreiber als A. beide, der schreiber von A und der von BC, gehörten zur gleichen schreibschule, die die *selwertzüge* hatten, wie kleinere orthographische unterschiede wahrscheinlich machen, aus verschiedenen vorlagen mit abweichender lautausprä-

nung geschöpft (s. 179f). Bamberger Gl. und B. hat St. in die sippe wol deshalb eingereiht, um das stück nicht von Wessobrunner Gl. u. B. zu trennen, und damit ergab sich auch die einreihung von Himmel und Hölle als vom gleichen verfasser wie Gl. u. B. herrührend. ob die Wiener Notkerhs., da sie sich am ende des 15 jh.s zu Wessobrunn befunden hat, wirklich auch dort geschrieben wurde, ist damit keineswegs bewiesen (s. 149). — St. zeigt den geistigen zusammenhang zwischen dem Wessobrunner Gl. u. B. und den Wessobrunner Psalmen. das formular steht auf der gleichen bildungsstufe, es herrscht in ihm 'dieselbe kürzende, popularisierende gedankenlos ändernde manier, welche das psalmenwerk kennzeichnet'. zahlreiche beispiele von gleichen sprachlichen erscheinungen belegen dieses urteil. B hat, wie St. gegen Scherer nachweist, den echten text, W umgeht die schwierigen dogmatischen erörterungen über die trinität und die zwei naturen in Christus, die B aus dem Athanasianum entnommen hat (135, 12—137, 13), und ersetzt sie durch wenige zeilen, die gröstenteils mit der formel des Honorius übereinstimmen (135, 12—27, dazu 138, 11f u. 138, 32—34). erst von der erzählung des lebens und leidens Jesu an folgt W wider mit geringen unterbrechungen der in B erhaltenen ursprünglichen fassung (137, 13). auch bringt St. gegen Scherer die überlieferung bei 135, 4—11 und 140, 35—38 wider zur geltung. und mit recht, denn es sind gebetsworte, die der beichtende in seinem heils- und hilfsbedürfnis an Gott richtet. sie gehn hervor aus der gleichen persönlichen stimmung, die in dem gebet am schluss der beichte zum ausdruck kommt (148, 8—17; ähnliche anrufungen Gottes: *trohtin got alenmahtige* 135, 5. 9f. 140, 36 = 148, 2; *nile gnadiger herre* 135, 10f. 140, 37 = *nile gnadige got* 148, 8. 14).

Dagegen stimmt St. Scherer zu in der ausschaltung der durch die anrede an Gott eingeleiteten zeilen 139, 23—28 und möchte auch den folgenden satz, also die ganze stelle 139, 23—140, 8, 'für einen nachtrag halten, der dem original beigeschrieben war'. zu dem notwendigen bestand des ursprünglichen textes könnte aber doch wol dieser ganze passus 139, 23—140, 8 gehören. der 3 glaubensartikel, vom heil. geist, umfasst 139, 9 bis 140, 38, ausführlich behandelt sind die beiden letzten sätze desselben, nachlassung der sünden 139, 23—140, 8 und ewiges leben (hölle und himmel) 140, 8—27. die beiden puncte sind wichtige teile des glaubensbekenntnisses und dürften also schon aus diesem grunde dem original angehört haben. die einzelnen motive werden denn auch durch beziehung anderer formeln bestätigt. der glaube an die nachlassung der sünde durch bekehrung, reue, buße ist ausgesprochen Benedictb. Gl. u. B. I, MSD. I³ 288, 18f (St. 339, 19f), SGaller Gl. u. B. II, MSD. I³ 292, 35 (St. 343, 30f), Alem. Gl. u. B., MSD. I³ 308, 25f (St. 351, 27f), Wessobr. Gl. u. B. II, MSD. I³ 310, 17f. 25 (St. 355, 19. 356,

26), Benedictb. Gl. n. B. III, MSD. 1^o 312, 111 (St. 357, 100) Honorius Aug., Migne 172, 824 A und darnach Kelle, Spec. evl. s. 3 (statt *an* BW 139, 21, 25 muss es heißen *nach dem bucher bicherida und nach stater rechter rinnen und nach der uncorre bigihta*, wie die oben citierten formeln zeigen) vor dem widerholen der sünde (*nigonerit* 139, 34) wird gewarnt entsprechend Honor. Aug. aao. ('non iteravi'), Benedictb. Gl. n. B. III, MSD. 1^o 315, 123 (St. 361, 137f). den letzten punct bilden dann wie im heutigen glaubenbekenntnis, die verheissungen des jenseits von hölle und himmel (vgl. das Athanas. glaubenbekenntn. MSD. 1^o 208, 99f. auch Notkers Katech., MSD. 1^o 256f und die augustinsche poenitentepredigt der Wiener Notkers, MSD. 1^o 273, 5^d. St. s. 159), die einschärfung des vorhergehenden satzes von der wahren beichte, dass man in rechter reue und bufs bis zum ende beharren soll, wiederholend. die gedanken an das zukünftige leben gehören überhaupt zum wesentlichen inhalt von jener bufspredigt Augustins. auch in dieser kommen mehrfach die gleichen worte und wendungen vor, denn die wiederholung gehört zum stil der predigt. hier gerade kann man den zusammenhang zwischen predigt und beichtstuhl sehen (ESchröder Anz. vii 178). die stilistische entstehung von BW beruht auf erweiterung einfacherer grundformen, so ist auch besonders der zweite artikel des glaubenbekenntnisses über das Athanasianum hinaus ausgedehnt durch die legendarisch-predigtartige erzählung vom leben Jesu 137, 12 ff. die unmittelbare anrede an Gott 139, 23, welche den von Scherer getilgten satz einleitet, lässt sich auch hier begreifen als übernahme aus der beichtformel, da der betrsatz 139, 23 ff ja gerade von der beichte handelt indessen ist nicht ausgeschlossen, dass diese drei anredeworte späterer zusatz sind.

Den inhalt der Predigtbruchstücke C 7^a und 7^b hat St. in der 3 anfl. der Denkmäler bestimmt (MSD. II^o 127—130), die quelle für das bruchst. 5 ist noch nicht ermittelt. vielleicht gibt folgende erwägung einen anhaltspunct. die lehre, man soll denen nicht schaden denen man nützen soll, *das er ten an liden den er frume scolti* 5^a wird auch in der predigt B 1 gegeben: *daz si denno den taront, den si frumē scollen* s. 160, 3, B 1 ist eine homilie Gregors über Lucas 10, 1—9, auch finden sich parallelen zwischen dem bruchst. 5 und dieser lateinischen predigt Gregors: *die got minunt* — amor Dei, Migne 76, 1140 A 1142 A 1144 C (die ganze predigt handelt vom gebot der liebe), *coctos dero kidanchi* — 'cogitationum vitia' 1144 A, *laccen ad un corrigat* 1149 B (buße überhaupt 1143 C bis 1144 B), dass also würde bruchst. 5 eine predigt zur quelle haben, die mit Gregors homilie verwandt ist, vielleicht eine verlorene predigt Bedas (die uns erhaltene homilie Bedas über Luc. 10, Migne 91, 443 ff, hat nur ganz allgemeine anklänge ad bruchst. 5, wie

aber gehört, wie Steinmeyer nachgewiesen hat (MSD. II³ 429f), auch das bruchst. 7^d zu einer predigt über Luc. 10, 1—9, und so ligt der schluss nahe, es werden das bruchst. 5 und das bruchst. 7^d teile ein u. derselben predigt über Luc. 10, 1—9 sein. dann wäre die reihenfolge umgekehrt: zuerst käme bruchst. 7, dann bruchst. 5; die letzten worte von 5^d *unte firferit denna hina . . zi demo cuiigan (libe)* scheinen in der tat auf den abschluss der predigt hinzuweisen (vgl. Augustins poenitentepred., St. s. 160 oben).

Ein musterbeispiel gelehrten scharfsinns ist der commentar zur Benedictinerregel (XXXVI), in welchen St. seine früheren untersuchungen (Zs. 16 [1872], 131—134. 17 [1874], 431—448) noch mit überraschenden resultaten bereichert, teilweise auch anders bestimmt. aus genauster beobachtung der schriftzüge, der correcturen und fehler, der abkürzungen entwickelt er die geschichte der SGaller hs. wie sie sich ihm darstellt. Für den ursprungsort der Benedictinerregel hält St. Reichenau, wegen ihrer mehrfachen lexikalischen übereinstimmung mit dem glossar Rb. die übersetzung wurde, wie er jetzt annimmt, von einem einzigen verfasser in einem die worte stark abkürzenden concept, vielleicht auf einzelnen zetteln notiert; dieses wurde 'zwei schreibern zur ausarbeitung und interlinearen eintragung in eine regelhs. anvertraut', deren anteile durch orthographische verschiedenheiten und nach der häufigkeit der abkürzungen erkennbar sind. 'aus dieser bearbeitung ist die jetzt uns vorliegende hs. durch mehrere schreiber' (mit sicherheit sind drei hände zu unterscheiden, s. 284) 'wol direct und vielleicht in SGallen copiert worden'.

Das mehrfach besprochene *reue* in der Würzburger beichte (XLIV): *uone demo heiligen reue dez brunnen* (s. 317, 34. 318) braucht nicht geändert zu werden. es ist in der tat ahd. *href* 'uterus'. die taufe ist gleichsam ein act der geburt, darum die taufe auch bad der widergeburt heisst; die aufnahme in das katechumenat ist eine empfängnis, die taufe eine entbindung, vgl. FrXavSchmid, Liturgik 3, 8, wo auch citate; ferner Augustinus Sermo CXIX cap. 4: *ex deo nati sunt, vulva matris, aqua baptismatis*, Migne 38, 674; Pseudo-August. De symbolo ad Catech. sermo IV cap. 1: *vos suscepit in utero sancta mater Ecclesia . . ; quousque per lavacrum sanctum regeneratos verae luci restituat . . ; escae sunt quae vos reficiunt in utero, ut renatos ex Baptismo kilares vos mater exhibeat Christo*, Migne 40, 659—661; vgl. auch Harnack Dogmengesch. I² 394. 600. 700.

Reichlich vermehrt ist der abschnitt über die beschwörungen und segen (LXII ff) sowol hinsichtlich des umfangs als der ergebnisse. die neuen hypothesen vom christlichen ursprung aller deutschen segensformeln lehnt St. ab. auch hier waltet, wie überall, vertrauen sichernde behutsamkeit.

Und das gefühl, von einer sicheren hand geleitet zu werden, hat der benutzer des buches von anfang bis zum ende es ist durchdrungen von dem geiste der gewissenhaftigkeit, auf dem die gesamte lebensarbeit des verfassers beruht, dessen wir mit besonderer verehrung in diesen tagen gedenken, da er in seinem einundsiebzigsten lebensjahr eintritt.

Greifswald,

Gustav Ehrismann

Die gedichten van Herman der Dâmen, met inleiding en aantekeningen. proefschrift ter verkrijging van den graad van doktor aan de rijksuniversiteit te Groningen. door Helena Onnes. Groningen, gebroeders Hooitsemâ 1913. 129 ss. 8^o.

Die gedichte von Herman der Dâmen sind in der Jenaer liederhandschrift von der hand des zweiten nd. abschreibers aufgezeichnet. die beobachtung der reime führt zu dem resultat, dass auch das original in ond mundart, und zwar in obs. dialect verfasst sein muss. es steht den gedichten des Meissners, Frauenlobs und Heinrichs von Kröllwitz am nächsten einige anzeichen im wortschatz könnten auf Niederdeutschland weisen, sie finden in des dichters beständigem aufenthalt in Norddeutschland und seiner vermutlich nd. abstammung ihre erklärung. den von der verf. (s. 19) als zweifelhaft nd. aufgeführten lautlichen beobachtungen kann ich nicht zustimmen, sie sind durchweg nd. charakters. der name *der Dâmen* wird als vom schreiber aus *de Dâmen* entstellt angesehen; Dâmen ist ein ort im Kreis Jüterbog-Luckenwalde. ebensoviel wahrscheinlichkeit hat m. a. seine herkunft aus dem in Mecklenburg-Schwerin liegenden Dâmen, wo eine reihe des namens in urkundenbüchern belegt sind (s. 21).

Herman gehört zur zunft der fahrenden. in seinen sprüchen hat er eine reihe nordd. fürsten genannt, durch die sie mit einiger sicherheit festgelegt werden können; die letzten müssen noch vor 1300 entstanden sein. von besonderem interesse ist Hermans leich. er steht musikalisch höher als viele andere durch die künstlerische abwechslung der tonarten. wichtig ist die melodie vor allem, weil sie aufschluss gibt über die einteilung des leichs, bekanntlich die centralfrage bei dieser poesie-gattung. die grenzen der verschiedenen strophengruppen fallen nämlich zusammen mit dem wechsel der tonarten in der melodie (s. 47). es lassen sich so 7 strophengruppen deutlich unterscheiden, in denen 10 verschiedene strophentypen zur anwendung gelangen (s. 52). in der letzten strophengruppe hat sich die phantasie und der künstlerische stil des dichters schon so sehr erschöpft, dass er sich auf eine neue zusammenstellung der vor-

her angewandten typen beschränkt. im ganzen genommen erweist sich Herman durch den häufigen moduswechsel, der schwebende betonung nötig macht, sowie durch den 'üblen, plumpen brauch' des dritten stollen nach dem abgesang als vorläufer der meistersinger.

In der aufführung der apokopen und synkopen, letztere sehr unvollständig, hätte bemerkt werden können, dass Herman die apokope im leich und im lied an der exponiertesten stelle, im reim, ganz vermeidet. von den 8 fällen, die zu constatieren sind, stammt 1 aus III, 3 aus IV und 4 aus VI. der apokopen die nicht im reim stehen, sind im ganzen 19. ich scheidet davon 2 fälle aus (IV 6¹³ und IV 3³, s. u.); bleiben 17. davon liegen unter der hebung nur 6. von diesen 6 sind 3 hilfsverba und 1 conjunction; nur 2 sind substantive. Herman zeigt sich demnach empfindlich gegen apokope im reim; aber die empfindlichkeit lässt nach, je später die gedichte entstanden sind (VI steht auch chronologisch an letzter stelle; ss. 27. 31). auch im versinnern sucht er apokope möglichst nicht unter den rhythmischen accent und an sinnstarke wörter zu legen.

Zur feststellung der synkope dienen der verf. aufser dem reim und dem versmafs noch die noten. im anschluss an die von den herausgebern der Jenaer liederhs. vertretene ansicht (bd. II, 148 f. 153), dass die tactfüllung \sphericalangle \sphericalangle im stumpfen reim auf grund der notenschrift der hs. einsibig zu lesen sei, hat die verf. durchgängig formen wie *konn* : *vernonn* im reim. dabei begeht sie allerdings die folgelosigkeit, dass sie III 2^{5:10} *leben* : *beneben* schreibt, offenbar veranlasst durch die ligatur (bd. I 205); II 1^{5:7} aber trotz der ligatur und der notenzerlegung *zagen* : *sagen*. aber wörter dieses typus einsibig anzusetzen ist ohne ausführlichste begründung überhaupt nicht gerechtfertigt. denn oft genug erscheint über der schlusssilbe des zweisibig stumpfen reimes eine note, die natürlich dieselbe ist wie die auf der hauptsilbe (bd. II 153; vgl. auch bd. I 198 *vurtzagen*, 3. z. v. u.; 199 *gephaden*, 4. z. v. o.; 202 *behaget*, 6. z. v. u.; 204 *zagen* : *sagen*, 1. u. 3. z. v. u., alle mit zwei noten geschrieben). es erhellt daraus, dass der schreiber bemüht war, das notenbild der einzelnen stropfen möglichst rein zu erhalten und nicht die durch das auftreten von wörtern des typus \sphericalangle neben \sphericalangle erforderlich gemachte zerlegung auszudrücken. andere schreiber, zb. der der hs. W, die Reinmars lieder überliefert, drücken überwiegend die zerlegung aus (Roethe Reinmar 359)¹. es ist deshalb zurückzuweisen, dass ein verfahren, dem bei der isolierten betrachtung und der unkritischen ausgabe der hs. (bd. II 149. PBrB 27, 192)

¹ sehr wahrscheinlich ist es mir, dass im gesang eine 'verschleifung auf der hebung' überhaupt nicht eintrat, dass hier vielmehr überall ersatz der gegebenen notendauer durch ihre beiden halbzeiten eintrat.

berechtigung zustehen mag, in eine kritische ausgabe eines dichters ohne genaueste begründung übernommen werde.

Es hätte noch die bemerkung gelohnt, dass Herman im gegensatz zu Reinmar verhältnismäßig wenig 'verschleifte hebungen' neben unverschleiften gebraucht. einer verschleiftung widerstehen inl. *t*: *golt* (1:11), *vater* (0:2), *vöte* (0:2), *helen* (1:1), *striten* (0:1); ebenso *s*: *wæren* (0:2), *dünen* (0:2); bei inl. *b* und *g* sind die verhältnisse ziemlich gleich: *lobe* (0:10), *leben* u. ä. (6:7), *sagen* u. ä. (3:9), *tuogen* (10:13), *gegen* (6:0)¹. ähnlich verhält es sich mit inl. *n* und *d*: *sunt* (0:3), *une* (0:2), *künink* (2:0), *manec* (1:5); *erche* (0:2), *reden* (3:2). inl. *m* und *l* erscheinen nur unverschleift, ebenso, bis auf zwei ausnahmen, worte mit den endsilben *-el* und *-el*.

Es ist also neben manchem absoluten gebrauch, der häufig allerdings nur auf geringer gebrauchsfähigkeit des wortes beruht, eine schwankende anwendung der worte vom typus 2 festzustellen. das sprachgefühl des dichters kann nur einen gebrauch voll anerkennen; und tatsächlich ist zb. bei Walther zu beobachten, dass unter 33 fällen eines von seiner gepflogenheit abweichenden gebrauches solcher wörter nur 8 unter den am empfindlichsten behandelten, den minneliedern, zu finden sind (Wilmanns, Walther 37)². während bei Reinmar das verhältnis der verschleiften zu den nicht verschleiften hebungen 1:1,3 ist, beträgt es bei Herman 1:2,4; nur ein fall unter 36 kommt dabei auf das lied. erst der musikalische vortrag lässt den grund dafür erkennen: im gesang erst tritt die discrepans zwischen musikalischer länge und grammatischer kurze auf und damit die zwiespältige behandlung der wörter vom typus 2 wahrnehmbar hervor. auch hier also, wie bei den apokopen, zeigt Herman ein ziemlich empfindliches ohr.

Bei der textlierstellung ist die verf. sich offenbar nicht klar geworden, ob sie den formen der hs. oder der spräche des dichters den vorzug geben sollte. s. 9 f wird festgestellt, dass Herman nur *uo*:*uo* reimt; allein vor *ul* erscheint *ü*. der text dagegen schreibt, wie es etwa bei Nikolaus von Jeroschme angebracht ist, durchweg *ü*. ebensowenig besteht die berechtigung, bei einem dichter mit verhältnismäßig so wenig inl. consonanten im consonantismus wie bei Herman *l* intervocal und nach *l* und *n* gegen die hs. stets als *d* zu schreiben, nur gestützt auf den reim *snide*:*strite* (IV 5¹¹ U). umgekehrt werden stets mit der hs. die unbetonten vorsilben als *ant-*, *en-*, *con-* statt *ant-*, *en-*,

¹ da *gegen* nicht einmal metrisch erscheint, ist vielleicht das vor beliebte *gein* durchgängig zu lesen.

² über die s. 23 aufgezählten fälle ist eine erörterung schwer zu fällen, da *hoco* nur in sprüchen vorkommt, andere je einzeln vorkommen. *rede* wird in minneliedern 6mal als *-e*, 2mal als *-e* gebraucht.

³ über den mutmaßlichen wuchwert vgl. Miksa's § 19 anmerk. 3.

ver- nã. geschrieben, ebenso erscheint *âf* in hebung (V 9³, VI 1¹, VI 2³⁴ u. ö.) wie in senkung als *of* mit der hs. die durchgehende schreibung *kegen* für *gegen* in der hs. soll doch nur sagen, dass anl. *g* verschlusslaut ist (Michels § 92, 3); für den dichter gilt *g. pflach* (I 133) ist unrichtig, die hs. hat *phlac*; verf. meint, es sei spirantisches *g* anzunehmen, weil das wort auf *gab*, *grab* reimt, deren *b* spirantisch sei. im auslaut ist *b* im md. stets verschlusslaut (Michels § 92). IV 47 ist *tret* zu lesen; I 153 *ib du*; I 30 schreibt die hs. und der text *se* = 'eam', I 31 aber *sie*, ebenso I 39 2 mal, I 37 *sie* = 'ea', alle in unbetonter stellung! I 50 muss geschrieben werden *houpts*, da verf. synkopiertes *e* stets weglässt (vgl. I 52 hs. *sigel* gegen text *sigl!*). III 5¹ hat *wir sülen* . . , IV 1⁶ *des süle wir!* III 5⁴ *lis vollèren*; III 9¹⁶ l. *ze allen reisen* (im schema s. 53 2. z. v. u. l. 2 h - statt 2 h -); IV 3³ l. *und al der dinge, de au den zuên*; IV 6⁴ l. *haben*; IV 6¹³ l. *ein rede, die im niht wol anstat*; IV 3¹⁰ (ebenso I 102) l. *Jêsum*; V 9⁹ l. *wider* (∟); der vers hat keinen auftact! V 5⁸ l. *heiles gewinne*. das vorkommen des subst. *geheile* im mhd. ist nicht nachzuweisen; die conjectur widerspricht der abneigung des dichters gegen dies vorwörtchen (s. 14). die conjecturen sind oft nur lückenbüfser. überflüssig sind sie III 3³; IV 1¹¹; IV 5¹³ (über das fehlen des auftactes vgl. das s. 48 zu I 13—18 und s. 59 gesagte); I 64 l. *zu gebenne*; I 26 l. *rollez* (vgl. hs. II 72).

Erst nachträglich fallen mir Wilmanns Beiträge zur geschichte der ält. d. litt. in die hände, die mir in den 20 monaten meines heeresdienstes ganz aus dem gedächtnis entfallen waren. im 4 heft, s. 91 ff behandelt W. die wörter mit kurzer stamm-silbe. in das verzeichnis s. 101 fügt sich Herman mit 446 stumpfen reimen und 61 zweisilbig stumpfen, dh. mit der verhältniszahl 7,3 hinter Boppe, also an 4. stelle ein. dabei kommen auf *m*: 7, auf *b*: 19, auf *g*: 25, auf *d*: 3, auf *t*: 3 und auf *s*: 4 reime. es kann demnach keinem zweifel unterliegen, dass H. wörter vom typus ∟ zweisilbig im reim gebraucht hat.

Düsseldorf, april 1916.

H. W. Keim.

Deutsche texte des mittelalters, hrsg. von der kgl. preussischen Akademie der wissenschaften Berlin, Weidmannsche buchhandlung.

Bd. XXV. Die Pilgerfahrt des träumenden Mönchs, aus der Berleburger handschrift herausgegeben von Aloys Bäumer mit 3 tafeln in lichtdruck. 1915. XX n. 328 ss. 12 60 m.

Bd. XXVIII. Lucidarius, aus der Berliner handschrift herausgegeben von Felix Heidlauf, mit 2 tafeln in lichtdruck. XVI n. 68 m. 4.60 m.

Bei der inventarisierung der handschriften durch die preussische Akademie sind nicht weniger als drei deutsche bearbeitungen von Deguilevilles traumgedicht: *Le Pèlerinage de vie humaine* festgestellt worden. die älteste (b) ist eine rheinfränkische gereimte übertragung aus dem anfang des 15. jahrhunderts, handschriftlich zu Berleburg erhalten. eine zweite poetische übersetzung (c) wurde im jahre 1444 von einem priester namens Petrus zu Köln verfasst. eine prosafassung (h) aus der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts, ebenfalls rheinfränkisch, ist in einer handschrift zu Hamburg erhalten. von den drei versionen sind b und h eng verwant. weitgehende übereinstimmungen im wortlaut sind festzustellen, und da dabei ganze verse, selbst flickverse die ihre existenz sichtlich nur der reimnot verdanken, in h widerkehren, ist mit sicherheit zu schliesen, dass h von b, nicht b von h beeinflusst ist. auch in den illustrationen sind b und h verwant. indessen ist h nicht nur eine bearbeitung von b, sondern benutzt daneben auch noch einen originaltext. die fassung c ist eine vollkommen selbständige übertragung.

Der vorliegende band XV der DTDm gibt einen abdruck der ältesten übersetzung b. diese zählt, soweit sie erhalten ist, 13563 verse; etwa 300 verse sind durch verlust von elf bis zwölf beschriebenen blättern der handschrift verloren gegangen. für die so entstandenen lücken im text sind im apparat die entsprechenden abschnitte von h mitgeteilt, auch bei schwierigeren und verderbten stellen wird öfters auf h verwiesen. wo außer b auch h fehlt, tritt im apparat das französische original als lückenbüfser ein. von c ist die einleitung (v. 1—264) im anhang als probe abgedruckt.

Die fassung b ist uns in originalniederschrift des verfassers erhalten; dieselbe ist nach ihrer vollendung, ebenfalls vom verfasser, vollständig durchcorrigiert worden, vorwiegend zum zwecke der reimverbesserung. trotzdem bleibt sie in ihrer form — von inhalt sehen wir bei der übersetzungsarbeit füglich ab — ein trauriges machwerk. die schwierigkeit der reimbildung war für den verfasser unüberwindlich, dies zeigt sich in der großen zahl von waisen, groben assonanzen, rührenden reimem, Miskreimen, drei- und vierreimen (351—354), besonders schmerzvolltätig für seine reimnot sind zb, die fälle, in welchen in einem reimpaar im zweiten vers das reimwort des ersten einfach wiederholt

wird, obgleich seine wiederholung syntaktisch unnötig oder gar unberechtigt ist; so v. 7450 f: *Nu sage ich dir, da ich yn also hatte Uss dem nyste geworffen und verstossen hatte*, — oder v. 8051 f *Durch den mantel bin ich dicke gewest In grossem stade und hohen eren gewest*. noch deutlicher als alle solche mängel spricht aber die unbeholfene weise, wie der verfasser sie bei seiner correctur zu beseitigen sucht. der herausgeber hat im apparat für jeden einzelnen vers genau angegeben, welche änderungen bei der correctur vorgenommen sind; im text steht natürlich die definitive fassung. um die arbeitsweise des übersetzers an einem beispiel zu zeigen, gebe ich die verse 723—732 in paralleldruck wider. hier sollten die waisen 723 und 732 beseitigt werden; zugleich wird der rührende reim 724f beseitigt; statt dessen treten aber nun sogar zwei rührende reime 725f und 731f auf. auch ausdrück und versbau werden keineswegs besser.

	<i>Darumb so erbidien ich mich Das ich zu ewigen dagen uwer frunt wil sin,</i>	<i>Darumb so erbidien ich mich Das ich zu ewigen dagen uwer frunt wil sin sicherlich,</i>
725	<i>Wem joch das leit mag gesin. Diese liebe sollet ir nit uss slan.</i>	<i>Wem joch das leit mag gesin. Diese liebe sollet ir nit uss slande sin,</i>
	<i>Dan ir sollent sij vor allen an- dern han,</i>	<i>Dan ir sollent sij vor allen an- dern han,</i>
	<i>Wo is nit belibet in uwer dor- heit.</i>	<i>Wo is nit belibet in uwer dorheit stan.</i>
	<i>Und wollent ir myn nit, so sij uch geseit:</i>	<i>Und wollent ir myn nit, so sij uch geseit:</i>
730	<i>Die dage die ir gelebent wirt uch nit</i>	<i>Die dage die ir gelebent, is wirt uch leit;</i>
	<i>So gude frundynne inn keiner sijt.</i>	<i>So gude frundynne hant ir inn keiner sijt,</i>
	<i>Des sollent inne werden ir.</i>	<i>Des sollent ir inne werden zu rechter sijt.</i>
	<i>Ich bin die durch die ir sint usw.</i>	<i>Ich bin usw.</i>

Um keine spur höher als die reimkunst steht die vers-technik des verfassers. weder für die ökonomie noch für den rhythmus des verses besitzt er auch nur das notdürftigste gefühl. folge ist eine ungeheure verwarlosung des verses, die sich äusserlich auch in der silbenzahl zeigt, die zwischen 3 und 19 schwankt. die zahl der verse mit mehr als zehn silben ist auferordentlich gros: elf- und zwölfsilbler zählen nach hundertern, vierzehn- und fünfzehnsilbler noch nach dutzenden. an sechzehnsilblern habe ich mir, gewis ohne alle zu bemerken, noch vierzehn notiert, dazu sechs siebzehnsilbler, und einen vers von neunzehn silben. bei diesem v. 4536 *Es ist nit daran daz du nit geschuldert oder gebeynet sijst genug* könnte man schwanken, ob er nicht zu trennen und die erste hälfte bis *nit* mit den beiden vorhergehenden zeilen zu einem dreireim zusammen-

zustellen sei¹, aber man wird doch besser der hs folgen und nur eine zeile annehmen, die schliesslich gegen die siebzehnsilbler (5350, 6016, 6292, 9052, 10839, 10999) nicht so erheblich absteht. das andere extrem, die kurzen verse, ist seltener, doch zähl ich wenigstens vier dutzend fünfsilbler, einige viersilbler (4351, 8212, 11189, 12861, 13854) und endlich einen dreisilbler: 3236 *Das brot du*, correcturen welche den deutlichen zweck haben, zu kurze verse zu füllen, habe ich nicht bemerkt.

Hält man zu diesen mängeln die ganz nüchterne und vielfach ungeschickte und gewöhnliche ausdrucksweise, wie etwa 4696 f 'guter milder got', sprach ich, was sol ich duu, Das ich so viel arbeit hau duu duu?' so wird man zu dem schluss kommen, dass das ganze machwerk als abschreckendes beispiel in reime gepresster prosa zu betrachten ist, — nicht als freiwillige reimprosa, sondern als resultat eines hoffnungslosen kämpfes mit der 'poetischen' form. wir sehen die tragikomödie eines reimers wie mir keine zweite bekannt ist.

Bömers ausgabe folgt den bekannten grundsätzen in der regelung einzelner orthographischer erscheinungen, der majuskelschreibung, der verbesserung offenkundiger fehler der handschrift in einigen fällen hätte ich mich anders entschieden. *Marswert* ist in v. 9202 durchaus eigenname, also groß zu schreiben, ebenso *Hera* v. 8862. die änderung in v. 7979 scheint mir nicht gerechtfertigt; hier ligt nicht ein schreibfehler in der hs vor, sondern mangelndes verständnis; der corrector muss sich doch schliesslich, wenn er das von Bömer wider in den text gesetzte *von* durch *und* ersetzte, irgend etwas gedacht haben: er fasste offenbar *traherit* als object zu *affabere* noch deutlicher ist v. 5937 *mit cure fyben* als übersetzungsfehler, nicht schreibfehler zu erkennen; hier gehört also die besart der hs in den text, die besserung in den apparat, wie es an zahlreiehen anderen stellen geschehen ist (vgl. zb. 7954). von besserungsvorschlägen ist der 6888 überflüssig; solche 'attraction' ist zu allen zeiten möglich; umgekehrt ist 10963 *des* beizubehalten als grobdialectischer nominativ an stelle des accusativs. dagegen könnte der besserungsvorschlag in v. 8237 *m e* unbedenklich in den text aufgenommen werden, ebenso die vorschläge zu 10705 und 12401, in v. 6716 ist anders abzutrennen, *das i* gehört gewis enklitisch zu *ach*, nicht proklitisch zu *woch*. — *gehalten* 5176 ist vielleicht verschrieben statt *gefallen*; vgl. v 9120, 11045. — v. 5843 schlage ich vor, *alleneit* zu lesen, verdrückt *enzit*, das nach ausweis von v. 5844 hierher gehört.

Der wortschatz des werkes, der viel eigentümliche wörter, ist

¹ ähnlich bestünde die möglichkeit, diese besetzung des wortes 1611 die waise in 1611 zu besetzen.

in herkömmlicher weise in einem wörterverzeichnis zusammengestellt unter hervorhebung der bisher unbelegten wörter. damit auch der gleichfalls vielfach eigenartige sprachgebrauch darin stärker zur geltung käme, hätte das verzeichnis etwas breiter angelegt werden dürfen. eine ausführliche darstellung des sprachgebrauchs wäre jedenfalls eine dankbare aufgabe, nicht minder eine untersuchung der mundart.

Der herausgeber des *Lucidarius* sah sich vor eine wesentlich andere aufgabe gestellt als der herausgeber der *Pilgerfahrt*. bei dieser handelte es sich um den möglichst correcten abdruck der einzigen handschrift eines bis dahin unbekanntes gedichtes; der *Lucidarius* war seit langem bekannt, wenn auch in ermangelung einer modernen ausgabe nicht jedem leicht zugänglich. eine reiche überlieferung in fünfzig handschriften und einer noch größeren zahl alter drucke lag vor; und diese überlieferung teilt sich in zwei hauptrecensionen: A. und B nach Schorbach, wofür Heidlauf die bezeichnung II = A und I = B einführt. er hätte besser auf diese neubenennung verzichtet; sie ist neben der alten nur verwirrend und muss auch den falschen eindruck erwecken, als sei die fassung I (= B) die ältere. dem druck musste die auswahl der geeignetsten handschrift vorausgehen und da von beiden recensionen jede ihren vorzug und ihre mängel hat, war die wahl in keinem fall ganz befriedigend zu treffen. die entscheidung konnte aber nicht gut anders fallen als es geschah. bei diesem ersten neuen textdruck musste die dem original in manchem näher stehende fassung A (II), weil ihr das dritte buch fehlt, notwendigerweise hinter der vollständigen fassung B (I) zurückstehen. an den ausweg, A 1. 2 zu drucken und durch B 3 zu ergänzen, konnte nicht gedacht werden; dies hätte eine textgestalt ergeben, die nie existierte, während sich die wiedergabe der ganzen recension B textgeschichtlich gut rechtfertigen lässt, da das werk in dieser form tatsächlich im ganzen oberdeutschen gebiet und darüber hinaus lange zeit eine nicht geringe verbreitung gefunden hat. als vertreter dieser vollständigen fassung hat Heidlauf die hs. Berlin, Ms. germ. oct. 26 zum abdruck gebracht. andere handschriften¹ sind entsprechend den grundsätzen der sammlung herbeigezogen, wo es die klarstellung des textes erforderte; nur die alten Göttinger fragmente sind mit recht fortlaufend verglichen. wir erhalten so einen gut lesbaren text; aber zu beachten bleibt, dass diese textform doch nur eine zufällige durchgangsstation

¹ Über das hss.-verhältnis, die sprache der Berliner und der Göttinger hs., die quellenbenutzung, übersetzungstechnik, syntax u a handelt der herausgeber in seiner dissertation, *Das mittelhochdeutsche Volksbuch Lucidarius*, Berlin 1915. — Für die textgeschichte des *Lucidarius* ist ferner besonders wichtig Edw. Schröders aufsatz: *Die reimvorreden des deutschen Lucidarius* (Nachrichten der Gött. ges. d. wiss. 1917, 153—172).

in der geschichte des Lucidariustextes darstellt. so bezeichnet die ausgabe also in weit stärkerem mafe als manch anderer druck der DTDM nur eine, zugegeben: notwendige, etappe auf dem wege zu einer definitiven textgestalt.

Gießen, 20 april 1918.

Karl Helm.

1. P. Martin von Cochem und das 'Leben Christi'. ein beitrage zur geschichte der religiösen volkslitteratur. von Hans Stahl. [Beiträge zur litteraturgeschichte und kulturgeschichte des Rheinlandes. hrsg. v. Jos. Gotzen nr 2.] Bonn, Haustein 1909. VII u. 200 ss. 8°. — 4 m.
2. P. Martin von Cochem 1634—1712. sein leben und seine schriften nach den quellen dargestellt von P. Joh. Chrysostomus Schulte O. M. Cap., lektor der theologie, Freiburg, Herder 1910. xv und 207 ss. — 3.60 m.

2 hat 1 bereits ausgebeutet; wir stellen daher dies voran. Stahl bezeichnet schon im titel die zweiteilung seines buches: der erste teil (cap. I—IV, s. 1—39) handelt von der lebensgeschichte Cochems, der entstehung einiger seiner werke und von deren litterargeschichtlicher stellung. der weitaus gröfsere zweite teil (cap. V—VII, s. 40—197) bespricht das bekannteste werk Cochems, das 'Leben Christi', ermittelt die lateinischen und deutschen quellen aus denen Cochem geschöpft, und untersucht die art wie er sie benützt hat, so dass wir auch einen einblick in die arbeits- und darstellungsweise Cochems gewinnen.

Diese untersuchungen zeigen uns Cochem als compiler groszen stils, der die gedanken anderer erbauungsschriftsteller mit eifer und belesenheit zusammenträgt, mosaikartig aneinanderreicht und es dabei oft genug nicht merkt, wenn er verschiedene oder sich geradezu widersprechende meinungen verknüpft. er 'futst mehr als irgend einer auf den arbeits- und darstellungsweisen seiner vorgänger' (s. 5) die eigenleistung liegt hauptsächlich auf dem gebiete volkstümlicher darstellung in vollem umfang dieses wortes: er versenkt sich lebhaft in die empfindungen der vorgeführten personen, über die er gern einen melancholischen schimmer ausgiefst, weswegen man ihn in der aufklärungszeit als 'oberseufzervorseneider' verspottet hat er strebt nach grossem hintergrund und starker naturresonanz und ist besonders unerschöpflich in kleimalerei, wodurch er für ein naives publicum die anschaulichkeit und den eindruck realer wahrheit erhöht.

Bei würdigung der litterarhistorischen stellung scheidet St zwischen Cochems bedeutung für die deutsche litteratur im all gemeinen und für die volkslitteratur im besondern. er polemisiert zunächst gegen die übliche zusammenstellung katholischer schriftsteller wie des Spee und Angelus Silesius mit Paul Gerhardt usw. und hebt, stark übertreibend, hervor, wie seit dem 16 jahrhundert

die katholischen schriftsteller gegenüber den protestantischen auf andern traditionen fußen: 'in ihnen leben noch ganz die gedanken des mittelalters, mit dem eine lebendige, durch keinen gewaltsamen bruch zerrissene überlieferung sie verband' (s. 2): dementsprechend besteht ihre nächste bedeutung darin, dass sie die mittelalterlichen traditionen in die neuzeit hinüberleiten. das möchte man nun gern für die wichtigeren gattungen der poesie und prosa nachgewiesen sehen. allein statt dessen schwenkt St. ins besondere gebiet der volkstümlichen litteratur ein: diese überleitung zeige sich vorzüglich bei der erbauungslitteratur; Cochem nehme in derselben eine 'besondere stellung' ein, habe auch das verdienst, zahlreiche alte legendendichtungen dem volke wider bekannt gemacht zu haben (s. 5, 18). diese 'besondere stellung' wird jedoch nicht nachgewiesen; denn dazu müste er an seinen zeitgenossen und nächsten nachfolgern gemessen, es müste alsdann dargestellt werden, was sonst damals in legendendichtung und erbauungslitteratur geleistet wurde; es kommt aber nur zur untersuchung, was Cochem beim 'Leben Christi' von den vorgängern entlehnt und mehr oder weniger verarbeitet hat, dh. also wie die vorgänger stofflich auf ihn gewürkt haben. zum beleg für den großen einfluss den Cochem ausgeübt dient ein verzeichnis verschiedener auflagen seiner werke, der hinweis auf volksbücher, die direct von seinen schriften ausgegangen sind, desgleichen auf die gegner, die zur zeit der aufklärung seine wirksamkeit einzudämmen suchten: Lindenborn, Bucher, Blumauer, Goethe, während die romantiker ihn wider in schutz nehmen und seiner wirksamkeit die wege freimachen. der zusammenhang von Emmerich-Brentano mit Cochem wird genauer untersucht 'als ein beispiel für viele, wie C. auch auf die neuere erbauungslitteratur eingewürkt hat und noch immerfort einwürkt'.

Selbstverständlich kommt St. mehrfach auf die beziehungen Cochems zu den religiösen volkschauspielen zu sprechen. sie sind doppelter art: einerseits hat Cochem selber einflüsse von älteren volkschauspielen erfahren, anderseits auf jüngere ausgeübt; nach beiden richtungen hat das hauptergebnis von St.s schrift, dass Cochem im wesentlichen compiler sei, eine neue lage geschaffen. für die einflüsse die Cochem ausgeübt, beruft sich St. auf die arbeiten Ammanns und Zeidlers. allein die müssen nun überprüft werden, weil die möglichkeit offen steht, dass nicht eine schrift Cochems, sondern eine seiner vorlagen benützt wurde, die er vielfach wörtlich abschreibt. dasselbe verhältnis ergibt sich für den andern fall: wo man bisher abhängigkeit Cochems von spielen angenommen hat, kann dieselbe schon bei seinen quellen vorhanden gewesen sein, zb. bei Walasser, von dem er namentlich bei der leidensgeschichte Christi in staunenswerter weise abhängt. das ligt auf der hand; gleichwol hat es St. nicht beachtet. von den herausgebern alter spiele durfte man eine untersuchung der quellen Cochems nicht erwarten, sie nahmen Cochems schriften als fertiges

ganzes, wie sie vorliegen. Stahl leitet aus seiner quellenuntersuchung auch einen allgemeinen schluss ab s. 197: 'beim religiösen volkschauspiel wird viel weniger auf die spiele selbst als auf den großen kreis der erbauungsschriften überhaupt zurückzugreifen sein', wobei er vor allem die passionsspiele im auge hat¹ wer die einschlägige litteratur kennt, wird diesen satz übertrieben finden, weil er weiß, wieviele spiele direct auseinander hervorgegangen sind, sodass das eine oft nur die umarbeitung des andern ist, und weil er weiß, wie in andern fällen nicht selten die Bibel und etwa noch ein paar apokryphe evangelien die wesentliche quellenlitteratur ausmachen. das soeben erschienene buch von Dinges über das Donaueselinger passionsspiel liefert einen neuen beleg dafür. wo es notwendig war, hat man auch schon früher die erbauungslitteratur herangezogen, und St. tut sich selber wol allzugütlich, wenn er am schluss seines büchleins meint, es habe 'neue wege' gewiesen; es enthält eine quellenuntersuchung, wie sie schon oft dagewesen, nur dass sie bei Cochem verhältnismäßig leichter zu führen war als gewöhnlich, weil er seine quellen zum meist getreulich zitiert. doch soll dem fleisse Sts, mit dem er eine beträchtliche und zum teil weit abgelegene litteratur durchgemustert hat, ausdrückliches lob gezollt werden.

In der 2. der oben angeführten schriften handelt ein kapuziner über einen kapuziner. er hat mit derselben zu Freiburg in Breisgau den doctor theol. gemacht und ist darüber laut vorwortes hoch erfreut. Stahls arbeit hat er sich, wie es scheint mit zustimmung des verfassers, in seltenem mafe und vielfach beinahe wörtlich angeeignet, sodass keiner, der nicht gerade einzelheiten der quellenuntersuchung benötigt, sie nachzuschlagen braucht. dazu hat er viel selbständig neues gefügt. die schriften Cochems sind in viel größerem umfang herangezogen und das, was pater Martin über sich selber sowie über seine werke in den vorreden und an andern stellen aussagt, sorgfältig gebucht; aus den klosterarchiven wurde allerlei handschriftliches material ausgegraben und verarbeitet; breite zeit- und sittenschilderungen sind in die darstellung eingeflochten, um damit das verständnis für die wirksamkeit Cochems als pfarrer, prediger, missionär, visitator und schriftsteller zu erleichtern, zu erweitern und zu vertiefen: so entstand das beste buch über Martin Cochem das wir bis jetzt besitzen; es ist hauptsächlich eine biographie, von litterarhistorischen und

¹ Auch die scene des Haller passionsspiels 297 ff. macht St. auf die erbauungslitteratur, insbesondere auf Bonaventuras *Meditationes* zurückführen, weil Magdalena bei Christi abschied von seiner mütter *adversum* sei; aus demselben grunde sei ein einfluss von Hall P. auf Cochem (das seine quellen) abzulehnen. allein St. hat in meiner abgabe *Sanctae Mariae* übersehen, dass im alten text Magdalena gar nicht vorkommt (p. xxviii). außerdem erscheinen zwischen Hall P. und Cochem *paralyticus, viduus* etc. nicht erklärt hat

theologischen excursen durchzogen. auch über den großen einfluss der Cochemschen schriften erhalten wir durch verzeichnisse von vielen auflagen, hinweise auf nachahmer usw. besseren aufschluss als bei Stahl. Schulte hat ferner ein schärferes auge für die schattenseiten in Cochems leben und wirken, obwohl auch er lieber anerkennung ausspricht als tadel und sich von übertreibungen nicht fernhält. wo er über stilistische oder sprachliche dinge zu handeln sucht, wird er unzulänglich; man vergleiche etwa seine ausführungen über Cochems 'oberdeutsche schriftsprache' (s. 153). man merkt, dass diese gebiete zu weit von seinem fache abstehen.

Innsbruck.

J. E. Wackernell.

LITTERATUR ÜBER DAS DEUTSCHE VOLKSLIED.

- I. Das deutsche volkslied. über wesen und werden des deutschen volks-gesanges von **J. W. Bruinier**. 4. umgearb. und verbess. auflage. [Aus natur und geisteswelt 7. bändchen.] Leipzig, Teubner 1911. vi u. 158 ss. 8°. — 1.25 m.
- II. Untersuchungen über das alte niederdeutsche volkslied. von **Paul Alpers** (Göttinger dissertation). Göttingen 1911 (druck von Diedr. Soltau in Norden). 66 ss. 8°.
- III. Geschichte des begriffes volkslied von **Paul Levy** [Acta germanica. vii. bd. 3. heft]. Berlin, Mayer & Müller 1911. x u. 198 ss. 8°. — 8 m.
- IV. Echte Kärntnerlieder. gesammelt und für vier männerstimmen gesetzt von **Hans Neckheim**. unter mitwirkung von dr **Josef Pommer** herausgegeben von dem deutschen Volks-gesangverein in Wien. 4. verm. aufl. Wien, 1. bändchen 1911, xviii u. 165 ss., II. bändchen 1912, viii u. 322 ss. 12°. — je 2.50 m.
- V. Lebende spinnstubenlieder. nach wort und weise aus volksmund im ländlichen Ostpreußen aufgezeichnet und erläutert von dr **Ednard Roese**. nebst einigen liedern aus dem hannoverschen Heide-land. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1911. vi u. 264 ss. u. ein bild. 8°. — 4 m.
- VI. Lieder aus einer vergessenen ecke. für gemischten chor eingerichtet von dr **Ludw. Friedr. Werner**. Langensalza, H. Beyer & söhne 1910. 97 ss. 8°.
- VII. Blattlieder. nach wort und weise verfasst von dem Tiroler bauern-dichter **Christian Blattl** (1805—1865). mit einem anhang: Blattls lieblingslieder fremden ursprungs, jedoch von der familie Blattl liebevoll gepflegt und in des vaters art gesungen. bearbeitet von prof dr **Josef Pommer**. 1910. verlag von Georg Blattl in Saalfelden. buchhändlerischer vertrieb von A. Robitschek in Wien. xx u. 221 ss. 8° mit 4 bildern. — 4 kr.
- VIII. Volkslieder aus dem badischen Oberlande. gesammelt und im auftrag des vereins 'Badische Heimat' herausgegeben von dr **Othmar Meisinger**. Heidelberg, K. Winter 1913. viii u. 320 ss. — 5 m.

I. Eine neuauflage in drei jahren ist ein großer äusserer erfolg. Bruiniers aussicht, die vielen umlaufenden handbüchlein über das volkslied zu überflügeln, ist stark im steigen

mit dem geschickten verleger teilt er das verdienst: wie dieser unermüdlich ist im ankünden und versenden, so er im weiterlernen und nachbessern. die vorliegende ausgabe hat mehr veränderungen erfahren als eine der früheren dass ihm dabei meine besprechung (Anz. xxxiii 188ff) förderlich war, freut mich, und dass er dafür im vorwort noch ausdrücklich dankt, überrascht mich, weil sich sonst die verfasser gemeinlich eher bereit zeigen, ihre meinungen jedem beurteiler gegenüber bis auf messer zu verteidigen, als ihm ein wort des dankes zu widmen.

Br. hat tiefe schnitte in sein büchlein getan. ich bedauere, dass er nicht noch herzhafter zugegriffen und auch die einschränkung des volksgesanges auf den chorgesang ausgemerzt hat: nach wie vor lässt er als volksgesang nur gelten, was in einem durch die sitte zusammengeführten chor gesungen wird, und gestattet jetzt eine milderung nur insofern, als der chor auch gespalten und gelegentlich auf den rundreim allein beschränkt sein kann; aber 'volksgesang muss chorgesang sein', sonst 'kann man nur noch vom singen eines volksliedes reden' (s. 19). demgemäfs wäre volksgesang das engere und volkslied das weitere; auf s. 21 erscheint dies als das engere und jener als das weitere; auf dem titelblatt werden sie beide gleichgestellt: da versagt die logik. Br. vermag eine solche einschränkung des volksgesangs auch deswegen nicht aufrecht zu halten, weil chorgesang unter allen umständen nur ein teil des volksgesangs ist neben einzelgesang, zweigesang usw. überdies macht Br. den chorgesang nicht irgendwie vom tonsatz abhängig, sondern blofs von der sängerzahl, ohne zu bestimmen, wieviel sänger wenigstens vorhanden sein müssen, um einen chor zu bilden. gerade wie ich die vorliegenden zeilen niederschreibe, schickt mir der bauer Franz Neururer aus Lafairs (Oberinntal) ein dutzend volkslieder und bemerkt dazu: 'ich singe sie mit meinem bruder, und wenn die schwester heimkommt, singt sie mit'. sobald im herbst die leute von den almen und den bergwäldern heimkehren, werden auch nachbarn zum Franzl kommen und mitsingen. wo hebt da der chor an? schon mit dem bruder? oder mit bruder und schwester? oder erst mit den nachbarn? und wenn nur ein nachbar kommt, gibt's dann keinen chor? allein wenn auch viele nachbarn kommen, ist es dann ein 'durch die sitte zusammengeführter chor'? auf die wahl der lieder hat die zahl der sänger keinen einfluss; denn die geschwister singen untereinander dieselben lieder wie mit den nachbarn.

Die einseitige auffassung von chorgesang verleitet Br. auch zu einem gewaltstreich: s. 21 unternimmt er den vergeblichen versuch, das schnaderhüpfel aus dem gebiet des volksgesangs zu verdrängen. zu diesem behufe bürdet er dem lieben neoklassischen ding allerlei untugenden auf und bringt es sogar mit volkspruchdichtung, gereimten inschriften u. dg. in beziehung. da

wenn diese jemals gesungen worden wären! daneben muss er gleichwol zugeben, dass 'viele seiner art auch im chore gesungen werden'; das schnaderhüpfellied vergisst er völlig.

Nach einer erschrecklich vierschrötigen begriffsbestimmung von 'volksgesang' geht Br. s. 24 daran, das volkslied in den chorgesang einzuzwängen: 'das volkslied entstammt immer dem volks-gesang' (nach seiner auffassung = chorgesang); ja er findet 'das einzige (so!) sichere kennzeichen eines volksliedes darin, dass es im volksgesang erklingt,¹ und hofft damit für seine 'betrachtung die erwünschte festigkeit scharf gezogener grenzen' zu gewinnen. allein schon auf der nächsten seite löst sich diese festigkeit in eitel dunst auf, weil — wie er selber anmerkt — bei den ältern liedern 'fast stets' die angaben fehlen, ob sie wirklich gesungen wurden. woher sollen dann erst die zeugnisse genommen werden, dass sie im chore gesungen wurden?! so muss schliesslich auch bei ihm die 'philologische prüfung' daran und sich mit den 'äufseren merkmalen', 'der fassung' und den 'inneren kennzeichen' beschäftigen. — damit hat Br. gewis recht, dass in gegenden wo der chorgesang allgemeine teilnahme findet und durch ländliche sitten und gebräuche gestützt wird, das volkslied noch tief wurzelt und für lange zeit gesichert ist. deshalb braucht er jedoch nicht den volksgesang in den chor und das volkslied in den volksgesang einzupferchen.

Als träger des volksgesangs und volksliedes erkennt er richtig den bauern und sein gesinde, nennt daher das volkslied öfters gradezu 'bauernlied' und sieht es bedingt durch 'das empfinden und wissen' des singenden landvolkes; es trage das 'gepräge mündlicher überlieferung' und das 'unzweifelhafte wesensmerkmal, dass es frei aus dem gedächtnis erklinge (s. 20); die weisen dürfen nicht 'kunstmäfsig geregelt' sein (s. 11); er stellt es dem 'höheren kunstgedicht' wie dem 'tränseligen leierkastenlied' und der 'singspielweise' gegenüber (s. 12) und legt dar, wie eng der volksgesang mit dem volkstum verknüpft sei: 'höhere bildung braucht dem volkstume nicht entgegen zu sein, ist es aber wenigstens bei uns immer' (s. 23); das volkstum sei oft nur noch 'beim unverrückbaren grunde des volkes, dem bodenständigen bauern, zu finden', und dergleichen noch vieles (s. 23), das man gern unterschreibt. mit diesen anschauungen steht Br. Pommer weit näher, als er selber s. 34 glaubt, wobei überdies ein misverständnis mitzuspielen scheint; denn Pommer spricht nicht allein von 'ersonnen', sondern auch von 'gesungen'; und wie das ländliche und kleinbürgerliche volk beim gesang texte auswählt und zurechtsingt, bespricht Pommer an anderen

¹ Br. scheint demnach vergessen zu haben, was er s. 19 geschrieben: dass man auch aufser dem chorgesang 'vom singen eines volksliedes reden kann'.

stellen. genau genommen schränkt Br mit seinem Chorgesang das gebiet des volksliedes enger ein als Pommer. in einem puncte freilich steht Br. weit ab von ihm und wol von den meisten die den volkslieddingen näher nachforschen: er glaubt nämlich, 'die weit überwiegende mehrzahl unsrer volkslieder und die kennzeichnendsten und trefflichsten wol samt und sonders' seien kunstgedichte (s. 30, ähnlich s. 33 u. ö.). allein man braucht nur die gesamtzahl der von Hoffmann-Prahl und John Meier gesammelten kunstlieder im volksmunde zu vergleichen mit der liederzahl in Erk-Böhmes Liederhort, um zu sehen, dass sie nur einen bruchteil davon ausmachen, und Erk-Böhmes sammlung enthält wider nur einen bruchteil des gesamten schatzes wirklicher volkslieder, wie wir ihn heute in den zahlreichen ergänzenden einzelsammlungen überblicken. noch ungünstiger wird das verhältnis, wenn wir die lieder selber vergleichen und sehen, welch geringer bruchteil der nachgewiesenen kunstlieder bei Erk-Böhme vertreten ist, wie groß also die überzahl der hier gedruckten wirklichen volkslieder gegenüber den hier gedruckten kunstliedern im volksmunde ist. — nach den früheren darlegungen Br.s fragt man sich verwundert, wie er überhaupt zu dieser ansicht gelangen konnte. man muss das ganze büchlein durchlesen, um sich eine erklärung zurechtzulegen: die meisten volkslieder des 15 und 16 jh.s teilt er kurzweg den 'schreibern'¹ zu, rechnet diese zu den 'berufsmässigen dichtern' wie es die 'skope im 6 und 7, spielleute im 11 und 12, . . . schriftsteller im 19 jh.' seien, 'vertraut mit allen künstlerischen handgriffen ihrer tage und ausgerüstet mit der bildung ihrer zeit' (s. 31). auf s. 87 erblickt er hauptsächlich in den unteroffizieren die dichter jener vielen geschichtlichen lieder, welche nach seiner meinung die blütezeit des geschichtlichen volksliedes bedeuten, und diese unterofficiere zählt er zu den 'schriftstellern' des 19 jh.s, weil sie von 'bildungseifer und tiefem empfinden erfüllt' seien. mit dieser methode bringt Br. freilich viele 'kunstdichter' zusammen.

S. 157 führt er sogar die mundartlichen volkslieder auf kunstdichter zurück: 'am ende des 18 jh.s gibt es zum ersten male im geschlossenen hochdeutschen sprachgebiete mundartliche volkslieder'. diese bairisch-österreichischen und schwäbischen lieder seien wahrscheinlich absichtlich als solche wie Goethe's *Ufm Bergli* gedichtet und von nationalsängern verbreitet worden — nun hatte ich in meiner besprechung auf die viel ältern aus dem mutterlande stammenden mundartlieder in den deutschen sprachinseln verwiesen. dem trägt Br. rechnung, indem er den

¹ wenn 'schreiber' mehrfach liederhandschriften bezeichnen, sind deswegen noch lange nicht die verfasser der lieder.

satz einschleibt: 'nur in den abgesprengten sprachinseln hat die mundart aus den liedern nicht verdrängt werden können', ohne zu merken, dass dadurch eben auch das höhere alter mundartlicher lieder in den stammländern erwiesen wird. überdies kann Br. jetzt in der unter II besprochenen dissertation von Alpers nachlesen (besonders s. 24 ff), wie alte mundartliche lieder nicht nur im hochdeutschen, sondern auch im niederdeutschen sprachgebiete weit verbreitet waren und noch sind; daselbst findet er weitere literatur über diese frage angemerkt. auf diesen irrwegen kommt Br. natürlich auch zum schlusse, das volk sei kein dichter, sondern nur 'verleger und schriftleiter' der überlieferten lieder (s. 35). schon die ausdrücke sind unglücklich gewählt, denn gerade mit verlag und schrift hat das volkslied wenig zu tun; wie unzutreffend diese seine meinung ist, wird Br. selber leicht einsehen, wenn er das lebende volkslied, namentlich das der Alpenländer, gegenüber dem alten mehr in betracht zieht, als es bis jetzt geschehen ist. Pommers Zeitschrift für das deutsche volkslied wird ihm dabei gute dienste leisten, wo oft genug nachgewiesen wird, wie noch in unserer zeit volkslieder in bäuerlichen und bürgerlichen schichten entstehen und volksläufig werden. so zeigen die grundlagen des Br.schen handbüchleins noch schäden genug und lassen seiner nachbessernden tätigkeit ein weites feld offen, trotzdem er viel, ja sehr viel gebessert hat: lange strecken findet sich keine seite ohne änderungen; sie betreffen auch den stil, der ruhiger und glatter geworden ist; um die einheitlichkeit der darstellung zu fördern, sind textstellen in anmerkungen verwiesen worden. auch die frühere polemik wurde meist entfernt, und das ist löblich; sie gehört nicht in ein handbüchlein: das will die leser für die sache gewinnen, zank aber stößt ab.

Die kriegswirren haben den druck dieser anzeige jahrelang verhindert. unterdes konnte Br. bereits die 5. auflage seines handbüchleins ausgehen lassen (1914). sie hat allerlei vermehrung erfahren, besonders durch eine abhandlung von WWüst über die weisen des volksliedes, durch nähere berücksichtigung der entwicklung des volksliedes im 17 und 18 jh., durch nachweise über zusammensingen und zersingen von volksliedern. um raum zu gewinnen, wurde nebensächliches ausgemerzt. vieles wurde auch verbessert: über die geschichtlichen und erzählenden lieder wird richtiger gehandelt, beim zusammentritt des chores dem zufall breiter spielraum gelassen, das schnaderhüpfel verständiger beurteilt, daneben das schnaderhüpfellied beachtet, das höhere alter mundartlicher lieder anerkannt und die bedeutung des soldaten auf dem volksliedgebiete eingeschränkt. dagegen erscheint er bei anderen grundsätzlichen fragen leider noch auf dem alten standpunct. hoffen wir auf die nächste auflage.

II. Die dissertation von Alpers untersucht, wie weit das alte niederdeutsche volkslied bodenständig und wie weit es auf anderen mundarten übertragen sei. zu dem zweck gibt sie zunächst einen überblick über die handschriftlichen antzeichnungen und die drucke der ältesten nd. lieder und bestimmt das alter dieser überlieferungen, handelt dann von der germanischen lieder-gemeinschaft und stellt jene volkslieder zusammen, welche der Germanen insgesamt und welche einzelnen gruppen der Germanen im norden und süden gemeinsam sind. nach einigen allgemeinen erörterungen über die unselbständigkeit der nd. litteratur überhaupt, über die 'bezeugung des nd. volksliedes', über die beiden arten, wie volkslieder von einem dialekt in einen andern übertragen werden, über die methode zur feststellung der heimat solcher gedichte werden 25 besonders charakteristische in nd. sprache überlieferte lieder eingehend nach ihrer verbreitung in verschiedenen mundartgebieten und nach ihrer herkunft besprochen. das gesamtresultat lautet: 'die bedeutenderen balladen- und romanzenhaften nd. lieder sind aus fremder mundart übertragen; dagegen scheint eine zahl kleinerer, meist neckischer liedchen auf nd. boden entstanden zu sein' (s. 55). die untersuchung von 162 nd. liedern (s. 56—63) habe dieses ergebnis bestätigt.

Die ganze arbeit macht den eindruck der verlässlichkeit; nur wenig ist mir bei der durchsicht aufgefallen. Alpers kennt in der anmerkung auf s. 1 aus der umfangreichen litteratur über den begriff volkslied aufser der schon zeitlich beschränkten abhandlung Kirchers nur die zwei bekannten büchlein John Meiers; gerade diese passen aber wenig zu seiner auffassung; denn er wandelt die pfade Uhlands, die von denen Meiers weit abliegen, auch 'volk' fasst er im engen sinn Uhlands und nicht im weiten Meiers. — dass wir erst nach erforschung des zusammenhangs des volksliedes mit dem minne- und meistersang 'über dessen entstehung und natur etwas sicheres sagen können', halte ich für eine trügerische hoffnung, auf die wir glücklicherweise nicht angewiesen sind. wird diese wünschenswerte arbeit gemacht, dürfte sie wol nur eine neue bestätigung dessen liefern, was wir über entstehung und natur des volksliedes bereits wissen oder bei volksdichtern unserer zeit ergründen können. — s. 15 schreibt A: 'vom siebzehnten jahrhundert ab sind auch in Deutschland nur wenige neue volkslieder entstanden'. das mag für einzelne gebiete zutreffen, ist aber im allgemeinen gewis unrichtig. gleichzeitig mit dieser dissertation erschien Pommers ausgabe der Blattslieder mit nachweisen über die entstehung vieler schöner volkslieder im 15 und 19 jh.; andere nachweise in schwerer zahl finden sich in den verschiedenen bänden der Zs. f. d. deutsche volkslied, die nun schon ein halbes menschenalter lang erscheint; es ist eine merkwürdigkeit, die wol nur auf dem gebiet der

volksliedforschung vorkommt, dass nicht wenige, die auf diesem gebiete arbeiten, die einzige fachzeitschrift nicht kennen oder wenigstens nicht ausnützen. — mit vorliebe streitet A. gegen ansichten Böckels und hat dabei das recht auf seiner seite, nur vereinzelt muss man beiden die zustimmung versagen. so wenn Böckel die assonanzen im volkslied mit dem romantisch-nebelhaften ausspruch erklärt, weil 'das volkslied nicht gedichtet wird', A. dagegen meint (s. 28), sie seien als 'etwas unzulängliches empfunden' worden oder 'gröstenteils als corruptelen aus älteren reimen aufzufassen'. das letzte darf man ihm zugeben, jedoch blofs als ausnahme und nicht als regel; das andere jedoch ist abzulehnen. die erklärung ligt vielmehr im gesang, wo der reim neben den andern tonwirkungen wenig hervortritt, die meisten consonanten des reimes überdies nebensächlich sind, da der gesang lediglich durch die sonanten wirkt, während geräusch- und stummlaute klanglos vorübergehen.

III. Lévy's werk bringt eine frühe anregung unseres unvergesslichen Rudolf Hildebrand unter fördernder teilnahme Rud. Hennings zu später ausführung, indem es begriff und definition des volksliedes in ihrer geschichtlichen entwicklung von Herder an verfolgt. begriff und definition sind hier nicht in streng logischem, sondern in landläufigem sinn zu fassen. eine kunstgattung im allgemeinen und eine dichtart im besondern definiert man nicht, sondern beschreibt man, und zwar nach ihrer entstehung und überlieferung, nach ihrem inhalt, nach ihrer äufseren und inneren form sowie nach ihrer wückung. es muss auffallen, dass man es gerade mit dem volkslied so genau nimmt und immer wider nach scharfer sachbezeichnung und strenger abgrenzung sucht, während sonst derartige gebiete der neuzeitlichen poetik einer einöde gleichen, wohin nur mehr selten ein germanist seinen fuß setzt — allerdings zum schaden der sache; blofs in der richtung zur ballade und romanze geht es noch etwas lebhafter zu. ein grund ligt in der steigenden teilnahme am volkslied; es gehört eben zum kern der heimatkunst, und heimkunst ist ein schlagwort unserer zeit geworden. ein anderer grund entspringt dem anreiz welchen entstehung und eigenart des volksliedes sowie seine verschiedenen übergänge zu andern dichtarten immer von neuem ausüben.

Im I capitel verfolgt L. die entstehung verschiedener technischer ausdrücke: *Volkslied* gebraucht zuerst Herder (1771 bzw. 1773), *volkstümlich* Jahn (1809—10), *Gesellschaftslied* Eschenburg (1783), *zersingen* Görres (1831). unsere wörterbücher schneiden mit ihren jüngeren belegen nicht gut ab, wenigstens Herders epochemachende Blätter von deutscher art und kunst hätten sie für ihre zwecke besser ausbenten sollen. das verhältnismäßig späte auftreten des wortes *Volkslied* erklärt L. daraus

dass früher ein gegensatz zwischen volks- und kunstdichtung 'nicht sehr merklich hervortrat'. allein zur zeit der Neulateiner, der schlesischen schulen und der litterarischen vorherrschaft Gottscheds war der gegensatz zweifelsohne stark genug, die schätzung des volksliedes jedoch fehlte und sie gab die notwendige voraussetzung für die entstehung des wortes zu Herders zeit. damals verlor auch die bezeichnung *Bauerngesang*, die schon früher nicht allein ständische, sondern auch allgemeine bedeutung besessen hatte, beim 'gebildeten' den geringschätzigen nebensinn und wurde von Herder und zeitgenossen gleichbedeutend mit *Volkslied* gebraucht. die ländliche bevölkerung unterscheidet damit heute noch vielfach, wenigstens bei uns in Tirol, ihren gesang vom kunstgesang der 'Stadtlinger' (vgl. Gaudentius Koch im Gral bd. 6, s. 100).

Im II capitel verfolgt L. die vorgeschichte des 'begriffes' volkslied. von Montaigne, der mit seiner trennung zwischen *poesie populaire et purement naturelle* einerseits und der *poesie parfaite, selon l'art* anderseits (s. 17) den kern der sache besser getroffen hat als L. ihm zugestehn mag, geht es über Sidney, Hoffmannswaldau, Christian Weise, Morhof, Hagedorn und Addison zu Rousseau, Macpherson und Percy, mit denen das volkslied weltlitterarische bedeutung gewinnt. — es ist mir nicht klar geworden, warum L. Addison und dessen wochenschrift nur einmal und auch da nur so nebenbei erwähnt, statt nachdrücklich darauf zu verweisen, wie bereits Kircher (Zs. f. d. wortforschg. 4, 5f.) getan, schon wegen der starken wirkung auf Herder, welche namentlich Addisons lobrede auf *old ballads* ausgeübt hat. Addisons *ordinary song or ballad* übersetzte Herder mit *Volks-gesang* (Suphan xxv 129), vielleicht bevor er noch das wort *Volkslied* geprägt hatte; denn als er 1765 seine ersten beiträge in der Rigaischen moralischen wochenschrift drucken liefs, machte er sich gewis auch mit dem Spectator, dem angesehensten vorbild der moralischen wochenschriften, bekannt. — ein paar andere ergänzungen kann L. jetzt aus Geigers buch über volksliedinteresse in der Schweiz holen.

Herder und Goethe bekommen, wie billig, ein eigenes capitel. überblickt man Herders äufserungen über das volkslied, zeigt sich, wie er die wichtigsten merkmale desselben richtig erkennt, wenn auch nicht scharf genug bezeichnet. L.s zusammenfassung der Herderschen ansicht, die er selber 'ungefähr' nennt, ist völlig ungenügend; eine stelle bei Herder hat er (s. 311) missverstanden. Herder spricht aao. nicht von den gebildeten und vom bekanntsein des lieddichters, sondern grenzt den städtischen pöbel, der 'schreit und verstümmelt', vom landvolk ab, das 'singt und dichtet'.

S. 42 ff sammelt L. äufserungen Goethes über das volkslied. ich muss aber schon gegen die hierbei angewandte methode einsprache erheben. statt die zeitliche reihenfolge einzuhalten, schiebt L. aussprüche welche durch jahrzehnte voneinander ge-

trennt sind, beliebig durcheinander, ja er verbindet verschiedene theile solcher zu einem satz: so construirt er zb. s. 46 einen satz ('Und das Publikum' usw.), der zur einen hälfte aus einer äufserung Goethes in den Frankfurter gel. Anzeigen (1772), zur andern hälfte aus einer solchen in Goethes Recension von des Knaben Wunderhorn (1806) besteht. natürlich gelangt L. bei dieser methode zum schluss, in Goethes urteilen über das volkslied gebe es keine entwicklung, während doch schon die goethische schätzung des volksliedes eine grofse wandlung durchmacht von der jubelnden begeisterung, mit welcher er 1771 die selbst-gesammelten volkslieder an Herder sendet (Weimarer ausg. iv 2, s. 1 ff), bis zur greisenhaft verdrießlichen klage des jahres 1828: *'es kommt mir . . . sehr oft wundersam vor, dass man die Volkslieder so sehr anstaunt und so hoch erhebt'* (I 42, 1. abt. s. 307). einen weiteren fehltritt tut L., indem er stellen aus dichtungen mit wissenschaftlichen und brieflichen äufserungen Goethes auf eine linie stellt, als wären sie gleichwertig. das gewagteste jedoch steht s. 48, wo er Goethische verse aus Hans Sachsens poet. sendung ohne weiteres auf das volkslied überträgt. — nicht weniger willkürlich sind L.s auslegungen. auch davon will ich ein beispiel anführen (s. 46). in Claudine von Villa Bella scherzt Gonzalo: *'zu meiner Zeit wars noch anders; da gings dem Bauern wohl und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging und einem 's' Herz ergötzte; und der Herr schämte sich nicht und sangs auch, wens ihm gefiel'*. daraus zieht L. folgenden schluss: 'vom volkè, vom ganzen volke ohne ausnahme, also auch von den gebildeten, muss mithin ein lied recipiert worden sein, wenn wirklich es als 'volks'lied gelten soll'. heifst das nicht eifertig hineindeuteln und verallgemeinern? Goethes Gonzalo weist blofs darauf hin, dass früher auch die gebildeten mehr gefallen am volkslied fanden als zur zeit Claudinens; dieses ganze gespräch des singspiels spitzt sich darauf zu. aber kein wort besagt, dass ein volkslied erst durch die reception der gebildeten zu seiner existenz gelange. bei Herder hat L. die theorie an der praxis abgewogen; warum tut er es bei Goethe nicht? Goethe wuste gut, dass die von ihm gesammelten volkslieder nicht vom 'ganzen volke', die gebildeten mit inbegriffen, 'recipiert' worden sind; er bemüht sich erst, ihnen wenigstens bei *'allen Mädchen, die Gnade vor seinen Augen finden wollen'* (iv 2, s. 2), eingang zu verschaffen; ebenso wuste er, dass die lieder des Wunderhorns nicht vom 'ganzen volke' gesungen wurden, er wünscht erst in seiner recension, es möge so kommen. — in der auffassung von 'volk' beim volkslied stimmt Goethe mit Herder, Lessing, Voss usw. (vgl. darüber Kircher, Zs. f. d. wortf. 4, 10 ff, 35 ff) überein; noch 1828 hat er kurz und deutlich niedergeschrieben: *'und so sind denn diese Lieder (= lithauische vl.) anzusehen als unmittelbar (so!) vom Volke ausgegangen,*

welches der Natur, und also der Poesie, viel näher ist als die gebildete Welt' (I 12, 1. abt. s. 306). bei L. merkt man schon hier das bemühen, John Meiers auffassung von 'volk' zur geltung zu bringen; die ausdrücke 'recipieren' und 'reception' kehren nun fort und fort bis zum überdruße wider.

In den beiden nächsten capiteln verfolgt L. den widerhall von Herders und Goethes ansichten bei ihren zeitgenossen und unmittelbaren nachfolgern und spürt der auffassung des volksliedes bei den romantikern, die es im 'schleier des geheimnisses' gesehen, nach. im vi capitel gelangt er zu Uhland, dessen bedeutung er hier nicht hoch genug einschätzt, weil er wider vergisst, neben Uhlands theoretischen auslassungen dessen praktische leistung mit der volksliedausgabe in rechnung zu ziehen: er hätte sonst sehen müssen, wie Uhland an der spitze der kritischen volksliedforschung steht (vgl. Alpers aao. s. 2) und zuerst das volkslied vom geschichtlichen standpunct untersucht und nach strengem masstab, dem alles kunstmäßige, auch das gesellschaftslied, schonungslos zum opfer fällt, beurteilt. ein vergleich zwischen dem 'Wunderhorn' und Uhlands 'Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern' zeigt am schlagendsten den außerordentlichen fortschritt, den die volksliedforschung durch ihn gemacht hat; nur die musikalische seite bleibt auch bei ihm im argen, hier tritt die ausgabe der schlesischen volkslieder von Hoffmann-Richter, die bei L. nicht zu gebührender geltung kommt, zuerst ergänzend ein. der widerspruch den L. (s. 95) bei Uhland findet, ist nicht vorhanden; Uhland meint: wenn ein dichter aus dem volke ein lied schafft, so zeigt es naturgemäß volksmäßige empfindungs- und ausdrucksweise; trotzdem ist es noch das lied eines einzelnen und enthält persönliche eigentümlichkeit; diese wird erst durch 'die mündliche fortpflanzung nach der allgemeinen sinnesart zugeschliffen'. das ist ganz in der ordnung, wir wissen es heutzutage noch nicht besser. dasselbe meint auch Wackernagel, mit dem L. gleichfalls nicht zurechtkommt: aus der 'seele des volkes' dichten heißt: in der denk- und empfindungsweise des volkes dichten, nicht: vom 'milieu' beeinflusst sein, wie es L. (s. 95) auslegt.

Mehr übersichtlich behandelt L. in diesem capitel Wolff, Erlach, Soltan, Talvj, Vilmar, Hildebrand und andere, unter denen Hinrichs unbegreiflich überschätzt wird, hingegen Simrok, welcher in volkskundlichen dingen stets gehört zu werden verdient, und Erk wegen seiner melodienforschung zu kurz kommt.

Im VII capitel lässt L. die philosophen, welche über das volkslied nachgedacht, an uns vorüberziehen; ihnen ist er nicht sonderlich grün und schnauzt sie gern ein bisschen an. das folgende capitel trägt die überschrift: 'von Liliencron zu Scherer (ca. 1865—1883)' die große zahl der forscher dieser gruppe, zumeist germanisten, seien zu sondern, je nachdem sie unter den

einfluss der philosophen stehn oder unter dem Uhlands und seiner nachfolger (1830—65); von den einen werde 'die reception durch das volk', von den andern 'das entstehen in demselben vorwiegend betont'. — den scheidungsgrund hat er nicht glücklich gewählt, weil er ihn weiterhin nicht aufrecht zu halten vermag, am allerwenigsten bei Magnus Böhme, der die verschiedensten ansichten in sich vereinigt; überdies ist der einteilungsgrund nicht richtig aus dem beobachtungsmaterial abgezogen, weil in der Uhland- wie in der philosophen-gruppe neben dem 'production'- auch der 'receptionsstandpunct' zur geltung kommt. in den drei letzten capiteln, welche die neuesten volksliedforscher behandeln, tut L. geradezu, als wenn die beiden sich ausschließen: er nennt sie 'zwei grundverschiedene auffassungen'. diese einseitige übertreibung trübt ihm das auge für die wirklichen verhältnisse, sodass er den einzelnen ansichten nicht gerecht werden kann. genau genommen gibt es bei jedem volkslied sowol production wie reception; denn es wird von einem dichter produciert, vom volke recipiert, dh. aufgenommen und verbreitet. das entscheidende ligt bei den fragen: 1. wer produciert: ob ein dichter aus den kreisen bewuster bildung oder aus den untern schichten? 2. wie wird das lied aufgenommen und verbreitet: gedächtnis- oder druckmäsig? 3. was versteht man unter 'volk'? bei diesem wer? wie? was? ligt die entscheidung; davon hängen auch die andern eigenschaften des volksliedes ab, und darnach sind die verschiedenen meinungen über das volkslied zu beurteilen. bei den älteren verfassern hat L. das überwiegend, wenn auch oft ungenau und ungleichmäsig beobachtet. hätte er es bei den neuesten auch so gehalten, statt sich auf die beiden halbahren schlagworte, die mehr verhüllen als erhellen, festzurennen, würde er leicht erkannt haben, wie wenig neues diese verfasser eigentlich bringen, wie sie sich von ihren vorgängern höchstens durch heranziehung größerer beobachtungsmassen, durch eingehendere begründung und genauere fassung abheben.

Nach den drei bedeutendsten persönlichkeiten der jüngsten zeit: Scherer, Pommer, Meier, werden diese letzten capitel gegliedert und überschrieben, die andern verfasser gruppiert L. darum herum, mögen sie auch mit ihren ansichten noch so weit von ihnen abstehn. so setzt er gleich hinter Scherer seinen ausgesprochenen widerpart Böckel, dessen beurteilung ihm überhaupt große not bereitet: s. 88 stellte er ihn den romantikern gegenüber; s. 102 schilt er ihn neben Vilmar 'fast romantischer als die romantiker', hier (s. 146 ff) zerzaust er, an Bolte, Panzer und meine wenigkeit gelehnt, dessen volkslieddefinition und heifst dann doch wider 'diese begriffserklärung eine erfreuliche erscheinung', da Böckel 'in weitgehendem mafse sich nur an tatsächlich gegebenes hält', als wenn das einen vorteil brächte, wenn er dabei den kern der sache verfehlt! — an Böckel hängt

L. eine gruppe, welche er ratlos als 'kritiker dieses zeitraumes (1883—93) überschreibt: da spannt er Kinzel, Baechtold und mich zusammen und schickt uns Weddigen voraus, wir sehen einander verwundert an, weil wir hier so gar nicht zusammenpassen. zwar mit production und reception lässt er uns in ruhe, sonst aber kommen die drei andern übel weg, mich behandelt er glimpflich; ich will nicht darauf eingehn und blois ein mißverständnis L.s beseitigen, bevor es um sich greift. die volkslieddefinition, die er mir s. 152 auferlegt, stammt von GJungbauer, aus der ich nur ausgeschaltet habe, was von seinem standpunct aus entbehrlich scheint; ich selber habe keine aufgestellt, sondern einiges in die Pommers eincorrigiert. es sei mir erlaubt, dieselbe mit ein paar leichten änderungen anzuführen: 1. unter volkslied im strengen sinn des wortes versteht man jene lieder, welche vom volke, dh. in dessen unteren und mittleren schichten, oder von dichtern die diesen nahe stehn, ersonnen worden sind, in diesen schichten gedächtnismäßig überliefert und auswendig (nicht nach noten) gesungen werden oder in früherer zeit gesungen wurden. 2. zum volkslied im gewöhnlichen sinne gehören auch die lieder, welche von kunstdichtern und componisten erzeugt (kunstlieder), vom volke aufgenommen, gedächtnismäßig überliefert und dabei nach art der eigenen lieder umgesungen worden sind. — das ist keine einheitliche 'definition'; aber sie darf nicht einheitlich sein, weil es die sache nicht ist; sie besteht eben aus zwei teilen wie die sache. vielleicht kann ein vergleich aus unserer sprache zur klärung der so weit auseinandergehenden ansichten beitragen. zu den einheimischen wörtern wurden im laufe der zeit viele wörter aus der fremde aufgenommen und mehr und mehr nach den einheimischen umgestaltet und so eingedeutscht, dass sie nur mehr eine genauere untersuchung als lehnwörter erkennt. in ähnlicher weise sind zu den eigentlichen volksliedern im laufe der zeit viele kunstlieder aufgenommen und mehr und mehr nach art derselben umgesungen, 'zurechtgesungen' worden, sodass sie jetzt schwer oder gar nicht mehr davon unterschieden werden können; soweit man sie noch als kunstlieder erkennt, heißt man sie 'volkstümliche lieder'. wie unsere sprache fremdwörter besitzt, welche noch gar nicht oder nur wenig mit deutschen sprachmitteln ausgestattet sind, so finden sich unter den volksliedern auch kunstlieder, die noch nicht oder nur unbedeutend volksmäßig umgesungen sind und die man daher nicht zu den volksliedern rechnen soll. für sie passt die bezeichnung 'kunstlieder im volksmunde', aber nicht für die volkstümlichen lieder; das waren wol einmal kunstlieder, sind es aber nicht mehr. wir pflegen die dinge nach dem zu benennen was sie sind, nicht nach dem was sie waren: das man heißen wir nicht kind, weil er einmal ein solches gewesen. — das zahlenverhältnis zwischen diesen drei liederschichten der

grad der umsingung der lieder der zweiten und dritten schicht ist in verschiedenen gebieten verschieden und gibt eines der charaktermerkmale ihres liederbestandes. um ein beispiel anzuführen, verweis ich auf Böhmen, wo nach GJungbauer (Germ. roman. monatsschrift 1913, s. 81) der volksgesang des Böhmerwaldes nur einen geringen bruchteil von liedern enthält welche aus der kunstlyrik stammen, während der volksgesang von Nordböhmen 'fast umgekehrte verhältnisse' zeigt.

Auch in den beiden schlusscapiteln werden vertreter der verschiedensten ansichten zusammengekoppelt, gelegentlich wird einer nach zwei seiten hin gestreckt, um einen übergang von einer gruppe zur andern herzustellen: so muss GJungbauer den übergang bilden von 'Pommer und seiner schule' zu 'JMeier und seiner schule', ungeachtet Jungbauer diesen nachdrücklich bekämpft, ja laut anmerkung auf s. 167 vermittelt Jungbauer auch noch 'unter den anhängern des productionsstandpunctes selber'. ATobler wird in einer anmerkung abgetan, desgleichen AKopp, ein weitverbreitetes werk wie HRiemanns Musiklexikon gar nicht erwähnt. auch WUhl weifs er nur in einer anmerkung unterzubringen (s. 163), weil derselbe 'bald auf dem reinen productionsstandpunct zu stehn scheint', bald 'sich dem receptionsstandpunct nähert' (das letztere natürlich beim volkstümlichen liede); diese beiden standpuncte vermag L. halt nicht zusammenzubringen. in den vordergrund stellt er Pommer und Meier. dieser wird mit freundlichem zunicken, jener mit saurem gesichte, beide aber ausführlich behandelt. trotzdem zweifle ich, ob der leser eine klare vorstellung von der verschiedenheit ihrer ansichten erhält, weil L. nicht die springenden puncte herausgreift. nach s. 167 soll Pommer 'im wesentlichen nur auf die production im volke achten, ähnlich s. 155 u. ö. Allein s. 156 wundert sich L., dass es auch bei Pommer 'doch noch auf etwas anderes ankommt', auf 'inhalt und form' eines liedes, ja dass unter umständen ein im volke entstandenes lied noch nicht ein volkslied sein muss. L. überblickt die zusammenhänge in Pommers auffassung nicht; Pommer kommt es auf die volksmäfsigkeit in inhalt und form an, diese wird am besten erreicht, wenn ein mann aus dem volke der dichter ist; doch genügt das nicht, das volk muss dessen lied aufnehmen: also auch bei Pommer kommt der receptionsstandpunct hier schon zur geltung, selbstverständlich noch mehr beim kunstlied, welches das volk 'recipieren' muss. die abweichung zwischen Meier und Pommer besteht darin, dass nach diesem ein kunstlied niemals vollständig zum volkslied umgesungen werden kann, Meier dagegen bejaht es und gelangt dann im weiteren noch zu dem merkwürdigen schluss, dass auf die herkunft des liedes nichts ankomme. man merkt unschwer, wie die strengere richtung Pommers auf Uhland zurückweist.

Bei der besprechung Meiers hört der leser nicht, wie auch

Meier von 'liedern aus dem mittel des volkes' gegenüber der 'kunstliedern im volksmunde' spricht und 'einen faßbaren unterschied im ton der beiden gattungen' anerkennt, was allerdings zur gleichgiltigkeit gegen den ursprung des liedes nicht zu stimmen will; desgleichen vernimmt der leser nichts von der größten meinungsverschiedenheit zwischen Pommer und Meier. Pommer versteht unter volk stets nur, was man beim volkslied seit 150 jahren meistens darunter verstanden hat: die bäuerlichen und kleinbürgerlichen kreise; Meier dagegen nimmt ausdrücklich 'volk im weitesten sinn', hält aber dann mehrfach nicht daran fest, wie schon der titel seines büchleins beweist 'Kunstlieder im volksmunde'; wo volk offenbar im abstand von den gebildeten kreisen aufgefasst ist, von denen eben das kunstlied ausgeht. dieser titel beweist ferner allein schon, wie auch bei Meier die production neben der reception ins gewicht fällt denn 'kunstlied' bezieht sich auf die production wie 'volkslied' auf die reception. besonders rühmt L. bei Meier die bekannte 'herrenstellung des volkes', womit Meier über den stillstand anderer forschler hinweg allerlei fruchtbares gestiftet habe, während diese 'herrenstellung' nichts anderes ist, als ein unglücklich gegriffener ausdruck¹ für das was schon Goethe und hunderte nach ihm erkannt haben und niemand ernstlich bestreitet: dass nämlich das volk die lieder unsingt und zersingt.

So wäre denn an diesem buche vielerlei richtig zu stellen wegzustreichen, zuzusetzen. manchen faden hat der vert. im anfang angesponnen, aber später verloren; so geht zB. später nirgends mehr die rede vom gesellschaftslied, obgleich es bei grenzbestimmungen für das volkslied oft genug eine rolle spielt. bezeichnung und einsicht in das wesen dieser liedergattung scheint überhaupt trotz AKopps widerholten darlegungen in vergesslichkeit zu geraten, dafür die neigung zu wachsen, bloße gesellschaftslieder für volkslieder anzusehen; zujüngst hat AGötze im februarheft der Germanisch-romanischen monatschrift 1913 mit besonderem eifer die beiden verschiedenen gattungen durcheinandergeworfen. — die mängel bei L. sollen uns jedoch nicht hindern, das ernste bemühen anzuerkennen und den fleiß zu loben, mit dem er ein großes material zusammengetragen hat. schon die rein bibliographische leistung, die ich bei reichlichen stichproben verlässlich gefunden, behauptet ihren wert. es ist nur allzu begreiflich, wenn der junge verfasser auf dem weiten weg von Herder zu Bruhier und Reuschel oft erlahmt, wenn ihm in

¹ L.s. circulus vitiosus in der anmerk. 1 auf s. 171 kann sehr absichtlich ungeschoren; er wird bei näherer betrachtung schon öfter darauf kommen und kann jetzt auch Panzers rectoratsrede (Epoche 1912, s. 90) und Jungbauers bibliographie des deutschen volksliedes in Bilders (Pögg 1913, s. XXVf) vergleichen; der letzte bestreitet nicht nur die volksliedlichen ausdrücke, sondern sucht auch die auffassung Meiers correctzuber-

der verwirrenden mannigfaltigkeit und doch wider täuschenden ähnlichkeit all der arbeiten die entscheidenden merkmale versinken und die meinungen durcheinanderfließen.

IV. Die zwei bändchen sind eine neuauflage der beliebtesten Kärntnerlieder, für weitere kreise berechnet, daher ohne litteraturnachweise und sonstige gelehrte anmerkungen. die mundartliche schreibung hat mit beihilfe Lessiaks nachbesserung erfahren, wobei ein mittelweg zwischen dem gewohnten schriftbild und genauer mundartschreibung gesucht wurde. mitunter begegnet schwanken bei demselben wort desselben verses: nr. 4, 1 *der bua* und bei wiederholung desselben verses *da bua*; ähnlich nr. 78, 3 *nar* und *nar*, *neamar* und *neama* und dergleichen mehr.

V. Roese hat seine ausgabe gleichfalls für weitere kreise berechnet. in einer längeren einleitung erzählt er von volkskundlichen dingen, namentlich vom leben und treiben in den spinnstuben, verzeichnet die vorgänger in sammlung und herausgabe ostpreussischer volkslieder, handelt über wesen und form des volksliedes. von den 120 liedern, welche er in Ostpreussen gesammelt, teilt er 40 mit und fügt dazu 5 lieder aus dem heideland Hannovers: alles alte bekannte, nur 2 scheinen in diesen gegenden entstanden zu sein; außerdem besteht das neue des buches in varianten, die bei den melodien häufiger, gröfser und wichtiger sind als bei den texten. jedem gedicht schickt er eine kleine abhandlung nach, um dessen verständnis zu erleichtern, über dessen alter, verbreitung und überlieferung zu unterrichten.

VI. Werner [pseudonym für Werner Boette] hat sein büchlein ähnlich angelegt. dessen körper bilden 21 lieder, teilweise dieselben wie bei Roese, doch in anderer lesart. dieser bietet sie im einstimmigen, Werner im vierstimmigen satz (für gemischten chor), wobei er aber recht gewaltsam umgeht: so harmonisiert er im lied vom käuzlein den zweiten vers anders als den ersten, weil dieser 'noch mehr lebensmut ausspricht' (s. 20); desgleichen ändert er den abgesang des jägerliedes, weil er glaubt, 'nicht auf eine steigende würkung verzichten zu dürfen' (s. 82). auch mit einem stück text macht er gelegentlich kurzen process (vgl. s. 89). Werner hält sich zu solchen eingriffen wol befugt, weil er mit seinem büchlein in erster linie die praktische volksliedpflege fördern will; daher legt er auch in seinem vorwort und seinen anmerkungen das schwergewicht auf die musikalische seite. er vertritt die ansicht, dass bei entstehung eines liedes die melodie früher vorhanden sei als der text, und beruft sich dabei (s. 12) auf einen ausspruch Goethes, der jedoch sehr allgemein gehalten und daher wenig beweiskräftig ist. einen

besseren beleg hätte er bei Schiller gefunden in einem brief vom 25. V. 1792 an Körner: *‘Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich bemühen zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, aber den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahnung’.* — die behauptung auf S. 16 des vorworts, dass die melodie eines volksliedes als das ursprüngliche sich gleich bleibe, sogar wenn die verse sich ändern, ist wol nur ein eilversehen; denn W. weist an späteren stellen selber nach, wie melodien umgestaltet, ja von andern gänzlich verdrängt werden können. auch bei Roese und in andern volksliedausgaben findet er belege genug dafür.

VII. Von den vorliegenden volksliedausgaben ist die der Blattlieder die wichtigste. in der einleitung berichtet Pommer über den ‘dichterkomponisten’, dessen familie und lieder. er ist der sohn Christian Blattls, welcher sich unter Andreas Hofer als landesverteidiger rühmlich hervorgetan hat, lebte abwechselnd in Fieberbrunn und St. Johann in Tirol, genoss den unterricht einer gewöhnlichen dorfschule, suchte sich dann selber durch lesung von büchern und zeitschriften weiterzubilden, blieb nichtsdestoweniger seinem ganzen wesen nach ein echter Tiroler bauer von altem schrot und korn. musikalisch vielleicht noch höher begabt als dichterisch, ersann und vertonte er, mit vorliebe bei seinen bäuerlichen arbeiten in haus und feld, zwischen 1820 und 1860 eine reihe von liedern, sang auch fremde nach, indem er sie mehr oder weniger in seiner art umgestaltete. eigenhändige niederschriften dieser lieder sind nicht mehr erhalten, nur aus dem munde seiner kinder hat sie Pommer anfang und schluss 1909 aufgezeichnet.

Schon früher hatte man sich wiederholt um die Blattlieder bemüht und einzelne veröffentlicht; den ganzen schatz zu heben, ist erst Pommer gelungen: es sind mit dem gsangl im nachtrag 74 stück. davon werden 59 als blattliche, 15 als übernommene lieder gedruckt. 30 aus der ersten gruppe empfiehlt P. hiern gewis eine maßgebende persönlichkei, den gesangvereinen, welche grundsätzlich das echte volkslied pflegen, zur auführung einige dieser lieder gehören zu unsern schönsten volksliedperlen, besonders die rein lyrischen, während jene, bei denen schroffer ton durchschlägt, schon beträchtlich zurückstehn. auch ein paar schnurren mit mehr oder weniger gutmütigem spott oder satire hat Blattl gereimt. aus seinen gedichten spricht eine herzige, sinnige und sonnige natur, die sich nicht selbst mit kummer und kleinmut kränkt, nicht bei jeder schwarzen wolk schon an ein unglück denkt’ (vgl. nr 29. wenn die erinnerung

an die hinfälligkeit alles irdischen schatten durch seine seele zieht, sucht er für sich und andere trost in religiösen gedanken. daraus entspringt der lehrhafte zug in solchen gedichten. das schwächste darunter ist zweifellos nr 36 'lied des sterbenden wildschützen Johann Schartner 1857', was bei einem so fruchtbaren motiv sehr auffällt. zwar ist die strophe ababccdd bei ihm beliebt, die melodie schön; allein die herstellung klingender reime durch anhängung eines sprachwidrigen *e* (*einmale*: *Quale* usw.) kann bei ihm sonst nicht nachgewiesen werden, auch starke rhythmische laxismen fallen auf. erklärt sich das aus dem alter des dichters oder aus der eile, mit der er diesmal dichtete, oder stammt nur die melodie von ihm, der text von einem andern? dies scheint das wahrscheinlichste.

Die äußere gewähr für Blattls eigentum fand Pommer bei den kindern Blattls, welche die väterlichen lieder von jugend auf bis heute gesungen haben, teils noch mit dem vater selbst (die älteste tochter war beim tode Blattls 20, der älteste sohn 17 jahre alt), dann noch lange mit einer schwester des vaters. die hauptsängerin, die tochter Lisei, ist blind, und blinde haben bekanntlich ein treues gedächtnis: so kennt und kann sie nicht nur diese lieder, sondern noch viele andere. gleichwol kommen gedächtnistäuschungen vor: die Blattlkinder beanspruchen lieder für ihren vater, die nachweisbar von andern verfassern stammen; bei einigen kamen Pommer noch in den anmerkungen zweifel an der echtheit; bei ein paar haben John Meier und GJungbauer nachträglich die verfasserschaft Blattls mit triftigen gründen verneint; noch ein halbes dutzend wird dasselbe schicksal erreichen, wie sich aus einer untersuchung ihrer sprache durch dr Johann Mair, die später veröffentlicht wird, ergibt; der hauptstock aber bleibt gewis bestehn.

Bei dieser sachlage wird nun auch die sicherheit der textüberlieferung in frage gestellt und erwächst der textkritik eine schwere aufgabe. die kronzeugin für die textgestalt ist die blinde sängerin Lisei. nun lässt sich leicht erweisen, dass sie den text verändert und zwar gegen das schriftdeutsche hin. ich ziehe gleich das erste gedicht in untersuchung. Pommer druckt es wie andere gedichte, leider einem weitverbreiteten misbrauche folgend, so in notenstropfen, dass versende und schluss der notenzeile nicht zusammenfallen; dadurch wird die übersicht über vers- und stropfenbau erschwert. in der ersten strophe beweisen die reime *anheut*: *wir sind* die verschriftdeutschung des mundartlichen *anheint*: *sein(t)*, während in der letzten strophe richtig *heint* (: *freund* = *freint*) bewahrt geblieben ist; man vgl. dazu auch nr 25, str. 7 *Freund*: *seint*. desgleichen weist der reim *verlieh*: *dich* in der 2. strophe auf verschriftdeutschung, während in *erschein* (infinitiv): *ein* der 3. strophe die mundartliche form wider richtig aufscheint. bezeichnend für die neigung der Blattlkinder,

sich in diesen liedern der schrittsprache anzugleichen, ist ihr ausspruch: beim lied singen wir *Kirchtog*, sonst sagen wir *Kirchtag*. — In der tactbildung zeigt Blattl sicherheit, im schau er schwere senkungen nicht: hier und öfters bildet er die gleichdringtacte: eine hebung mit zwei senkungen; wo drei senkungen vorkommen, fallen sie der verschriftdeutschung zur last; daher nicht *wollen wir erfüllen* II₃ auch nicht *woll'n wir* — das ist der grosse papierene — sondern *wollt wir*, oder noch genauer nach Blattl mundart *wol'ma*, so auch nicht *bitten wir er mocht* IV, sondern *bitt wir (bittma)*. — Wie hier so verhält es sich bei und ry gedichten, da helfen nur genaue untersuchungen von sprache, metrik, stil und melodik, die sprachliche untersuchung gestaltet sich jedoch besonders schwierig, weil Blattl mannigfaltige abstufungen zeigt von völliger mundart bis zu völliger schrittsprache und innerhalb desselben gedichtes mundartliche und schriftsprachliche reime gebraucht, bei der echtheitsfrage unterscheiden die reime, die weder der schriftsprache noch Blattl's mundart angehören, somit auf eine ihm fremde mundart weisen.

In den anmerkungen bringt P. allerlei willkommene nachweise, auch über die verbreitung dieser lieder in und ausser Tirol, die nun namentlich aus der grossen vom österreichischen unterrichtsministerium veranstalteten sammlung der Tiroler volkslieder unschwer vermehrt werden können. laut einer fuhrnote auf s. v sollen Blattlieder auch in Hessen zur aufnahme gebracht worden sein; doch vermisst man die belege hierfür. öfters kann P. angeben, durch welche persönlichkeiten und auf welchen wegen lieder verbreitet wurden, das ist gut, aber keineswegs notwendig. volkslieder brauchen zu ihren wanderungen keine breiten heerstrafen: manchmal verbreiten sie sich mit ungläublicher schnelligkeit über berg und tal nach allen weltgegenden; vgl. zb. G. Jungbauer, Bibliographie s. xxvi und Festschrift des Wiener neuphilologentages 1898, s. 59 ff, wo ein lied Bürgers mitgeteilt wird, das 1775 entstanden ist und etliche jahre später im hortal bereits gänzlich umgesungen erscheint.

Über die melodien weifs ich nur lobendes zu sagen, das erste weihnachtslied (genauer hirtenslied¹) habe ich nach Perinnersatz im deutschen volksliedverein zu Wien von einem frauen- und männerchor singen hören: die ergreifende wirkung wird mir unvergesslich sein.

Das buch ist nicht nur wegen der dichtungen, der melodien und wegen verschiedener zutaten P.'s, sondern noch aus andern gründen wertvoll: 1. es lehrt neuerdings, dass auch in unun-

¹ die weihnachtslieder unterscheidet das volk selber genau in Berglieder (Maria- und Joseph suchen herberge in Böhlschauer, 1874) und lieder (den hirtens wird Christi geburt verkündet, Krasovicki, 1874) oder weihnachtslieder im engern sinn (scene vor der krippe, vgl. Archiv f. d. stud. d. n. spr. bd 102 s. 1 ff.

zeiten noch volkslieder entstehn. 2. es lässt die entstehung des volksliedes im volke selbst und seine verbreitung unter dem volke studieren. 3. es liefert wider greifbares beweismaterial gegen das unhaltbare gerede, 'die weit überwiegende mehrzahl unsrer volkslieder und die trefflichsten wol samt und sonders seien kunstdichtungen', ebenso gegen die behauptung, die volksdichtung lebe nur von den abgelegten moden der kunstdichtung. 4. anderseits beweist das buch neuerdings, wie ein kunstlied von volks-sängern aufgenommen und in der weise zurecht gesungen werden kann, dass selbst ein so gründlicher kenner des volksliedes wie Pommer dasselbe, wenn auch mit zweifeln, unter die Blattlieder, also unter volksentstandene lieder stellen mochte. 5. die echten Blattlieder zwingen uns, und das ist wol die wichtigste lehre, unsere vorstellungen vom gesichtskreis und gedankenreichtum, von der geistigen ausbildung und von der darstellungsfähigkeit bäuerlicher volksdichter zu erweitern. man glaubt gewöhnlich, derartige dichter könnten gar nicht oder nur notdürftig lesen und schreiben und müsten auch in ihren liedern stets in zwillich oder loden auftreten. gewis gab es und gibt es noch solche; daneben erscheinen jedoch andere, welche den dichtern aus der sphäre bewuster bildung wesentlich näher stehn. je mehr sich in unsern tagen die allgemeine schulbildung vertieft, je weiter das zeitung- und bücherlesen sich ausbreitet, um so häufiger werden sie werden.

VIII. Die ausgabe Meisingers ist sehr einfach gestaltet. ein kurzes vorwort erzählt, wie sie aus drei verschiedenen sammlungen vereinigt wurde: aus der Meisingers, aus der des vereins 'Badische Heimat' und aus der des musikers CAFöppl. es folgt der abdruck von 346 liedern und liedbruchstücken, meist mit der melodie. nach jedem lied wird angemerkt, wo es aufgezeichnet wurde und wo es in den bekannteren sammlungen bereits gedruckt steht; seltenen mundartwörtern wird in klammern der schriftdeutsche ausdruck beigefügt. ein verzeichnis der benutzten werke und der liedanfänge macht den beschluss. erklärende und kritische anmerkungen sucht man vergeblich, trotzdem sie oft notwendig wären: nr 188 zb. ist doch aus verschiedenen liedern zusammengesungen, die nachzuweisen sind; nr 335 gehört schwerlich zu nr 236; es erinnert inhaltlich mehr an Kohl, 'Echte Tiroler lieder', nr 16; doch hat Meisinger diese Kohlsche sammlung überhaupt nicht benutzt, sondern nur die schwächere von Greinz und Kapferer. das volkstümliche lied nr 247 hat Grolzhamer zum verfasser und erschien in Vosses Musenalmanach 1787 als 'Lied eines alten Tagelöhners am Feierabend', wie schon von anderer seite nachgewiesen wurde; es erhält dadurch besondere bedeutung, dass Andreas Hofer als commandant von Tirol es abends gern mit seinen bauern sang (vgl. JHirn, Tirols erhebung s. 636); das 1787 in Hamburg gedruckte gedicht war

also nach zwei jahrzehnten in Tirol schon volksläutig. — was unter 'rappeditzli' und 'schnörkeli' zu verstehn ist, werden die meisten leser nicht wissen; man muss es ihnen daher erklären, diese gedichtgattung charakterisieren und ihre grenzen bestimmen.

Innsbruck.

J. E. Wackernell.

Die anfänge der theaterkritik in Deutschland. von Friedrich Michael. Leipzig, Haessel 1918. vi u. 110 ss. 8^o — 4 m.

Theaterkritik ist der journalistische niederschlag des unmittelbaren eindrucks einer dramatischen aufführung. ihre aufgabe ist es, über das aufgeführte drama als dichtung und über die aufführung als dramatische kunstleistung zu berichten. sie beruht auf der einmaligkeit der aufführung und ist in erster linie für leute geschrieben, die diese selbst angesehen haben, oder doch beabsichtigen sie sich später anzusehen. der kritiker von heute schreibt berufsmässig; er will und kann gar nicht seine tiefsten inneren eindrücke verewigen, sondern hat die aufgabe, seinen ersten und unmittelbaren eindruck von drama und aufführung in öffentliche meinung umzusetzen.

Sonach kann man von theaterkritik in dem sinne wie sie heute verstanden wird, erst sprechen seit es einen journalismus gibt, d. h. seit der mitte des 18 jh.s. in dem vorliegenden buche hat sich nun Friedrich Michael die aufgabe gestellt, zu untersuchen, welche ansätze zur kritik schon in früherer zeitungsloser zeit vorhanden sind, und aus welchen gegebenen bedingungen heraus die theaterkritik des 18 jh.s entstanden ist diese bedingungen liegen in der kritischen stellung des publicums gegenüber der theatralischen aufführung, wie sie in gelegentlichen berichten einzelner personen, in wissenschaftlichen poetiken und ästhetischen betrachtungen, ab und zu auch in behördlichen verordnungen und verboten zum ausdruck kommt. das material fließt nicht gerade allzu reichlich. der verf. hat aber die vorbandenen zeugnisse mit sorgfalt zusammengetragen und zu einem anschaulichen bilde abgerundet, wobei vielleicht nur das kritische moment, das in den ratsverordnungen über komödiendarbietungen steckt wie wir sie bei Bolte (Danziger theater), Gaedertz (Theater in Hildesheim etc.), Hanpe (Entwicklung des theaterwesens in Nürnberg) und vielen andern, nicht zuletzt bei Goedeke bd II § 168 finden, eine grössere berücksichtigung hätte finden können. man merkt dass der verf. aus tüchtiger theatergeschichtlicher schule kommt. er weiß dass es die erste bedingung wissenschaftlicher theatergeschichte ist, das drama als reines literaturerzeugnis von dem drama als gegenstand theatralischer aufführung zu trennen, eine unterscheidung die man in der dilettantisch betriebenen theatergeschichte bisher so oft vergeblich gesucht hat. die be-

mühungen von männern wie Albert Köster, Georg Witkowski, Max Herrmann u. a. um eine exacte wissenschaftliche theatergeschichte beginnen ihre fruchte zu tragen. für Michael lag die gefahr, die eigentliche theaterkritik und die rein litterarische kritik eines dramatischen kunstwerkes zu vermengen, besonders nahe. er ist dieser versuchung nicht verfallen und sich des unterschiedes stets bewust geblieben.

Dem ältesten drama, so führt er aus, steht keineswegs ein kritisch gestimmtes publicum gegenüber. das liturgische drama wird gläubig, aber nicht kritisch hingenommen, und das ganze mittelalter hindurch fehlt der für die kritik nötige abstand des betrachters zum object. ansätze zur kritik, die sich bei Herrad von Landsberg und Gerloh von Reichenberg finden, sind moral-kritik, nicht kunstbetrachtung. bürgerliche chroniken, die über aufführungen berichten, referieren, aber kritisieren nicht. lediglich in Frankreich, wo die entwicklung frühzeitig vom bürgerspiel zum selbständigen theater drängte, zeigen sich in den chroniken anfänge einer wirklichen kritischen beurteilung theatralischer darbietungen.

Der abstand zwischen theater und publicum, die notwendige voraussetzung der kritischen betrachtung, wird erst in der zeit der renaissance hergestellt. über Greffs kritik des Freiburger osterspiels, Marx Mangolds gereimte schilderung der englischen komödianten, Fynes Morisons reisebericht, Aegidius Albertinus, Hippolytus Guarinonius, Jodocus Willich, Scaliger, Harsdörffer und Sigmund von Birken führt uns der verf. in die zeit in der der siegeszug der oper beginnt. wir lernen den Hamburger Barthold Feind in seinen 'Gedanken von der Opera' kennen, dem zum modernen theaterkritiker nur die zeitung als organ seiner kritik fehlt, und seinen landsmann Georg Uffenbach, dessen 'Merkwürdige reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland' ein überraschend reiches theaterkritisches material enthalten. ins 17 jh. zurück führen uns dann die namen von Hallmann, Christian Weise, Wernicke und Rist, die sich über die zeitgenössische dramatische und theatralische production in gelegentlichen bemerkungen kritisch aussprechen. Wernicke war der erste 'bewuste kritiker', er erkannte den wert der kritik, wie sie in Frankreich bereits zur ausbildung gelangt war.

Im jahre 1730 erschien Gottscheds Kritische Dichtkunst. auch er muss seine theaterkritischen gedanken zunächst noch in die buchform der poetik bannen. aber es dauerte nicht mehr lange, so fand er 'das organ, das dem einzelnen ereignis einer theateraufführung gerecht werden konnte': die zeitschrift. schon in der theorie der Kritischen Dichtkunst stellt er 'den schauspieler als nahezu gleichwertigen factor neben die dichtung'. Gottsched, der zeitschriftengründer, ist somit der eigentliche schöpfer der modernen theaterkritik.

Der verf. wirft schliesslich noch einen blick auf die anfangs des zeitungswesens in der flugschriftenlitteratur des 16 und im 'Theatrum Europaeum' des 17 jh.s. er findet hier nur kurio- sitätenberichte, aber keine kritik. die gelehrten journales von der art der 'Acta eruditorum' befassen sich nur mit den dramen als dichterischen erzeugnissen, nicht aber mit der aufführung. die 'Vernünftigen Tadeln' sind die erste zeitschrift, in der die theaterkritik in neuzeitlichem sinne zu worte kommt. mit der be- trachtung der zeitschriften, die allenthalben durch das Gottschedsche beispiel angeregt ans licht traten, lenkt die darstellung ein in das gebiet, dem Wilhelm Hill in seinem tüchtigen buche 'Die deutschen theaterzeitschriften des 18 jh.s' (Forschungen z. neueren litteratur- gesch. hrsg. von Frz Muncker bd. 49, Weimar 1915) eine ein- gehende untersuchung gewidmet hat.

Richtige erfassung des problems und umfassende kenntnis des stoffes zeichnen das buch aus, was um so höher anzuerkennen ist, als der verf., wie aus dem vorwort hervorgeht, als kriegsteilnehmer fern von den bibliotheken und stätten der wissenschaft grosse schwierigkeiten zu überwinden hatte.

Berlin-Friedenau, im juni 1919.

C. Kaulfuß-Diesch.

Goethes und Herders anteil an dem jahrgang 1772 der Frank- furter Gelehrten Anzeigen. von Max Morris. Stuttgart und Berlin, Cotta. [1. aufl. 1909, 2. veränderte aufl. 1912] 3. veräu- derte aufl. 1915. 352 ss. 8°. geh. m. 7,50.

Goethe selbst hat auf die notwendigkeit hingewiesen, die FGA. nicht nur als eine kritische zeitschrift anzusehen, darin sich die geistige haltung eines neuen geschlechtes verheißungsvoll aus- spricht, sondern darüber hinaus nach den anteilten der einzelnen beiträger zu fahnden. als er es gewohnt war, sich selbst histo- risch zu nehmen, verheißt er 1821 in 'Kunst und Altertum', dass seine recensionen für die FGA. der ausgabe letzter hand ein- verleibt werden sollten. in dieser lesenswerten ankündigung, lesenswert deshalb weil sie den jungen Goethe als kritiker auf das treffendste charakterisiert, schreibt er unter anderem: *'Und da nun ferner meine ganze Gesinnungs- und Denkungsart sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich ausstößt, so folgen die un- fänglichen Richtungen meiner Natur in dieser Recensionen ohne vor Augen und demnach möchten sie auch für alle Beispiele, die mir und meinen Leistungen einen nähern Anteil schenken, nicht ohne einiges Interesse sein.'*

Da sich jedoch die wol in erster linie von Eckermann be- sorgte auswahl der 34 Goetheschen recensionen im 33 bd der aus- gabe l. h. bei genauerer prüfung als unzuverlässig erwiesen hat, so erstand dem kritischen bearbeiter von Goethes werken jedem

mal von neuem die aufgabe, sich mit der gesamtheit der FGA. auseinanderzusetzen. aber während sich die meisten herausgeber, so besonders Witkowski (W. A. bd. 37 u. 38) sehr vorsichtig verhielten, versuchte Max Morris im anschluss an seine ausgabe des 'Jungen Goethe' nicht nur dessen, sondern den anteil sämtlicher mitarbeiter im jahrgang 1772 der FGA. endgültig klarzustellen. und da trotz dem verhältnismäßig reichen, schon von Scherer vielfach herangezogenen briefwechsel der zeitgenossen über die Frankfurter recensentenschar selbstverständlich nur ein kleiner teil der besprechungen durch sichere zeugnisse identifiziert werden konnte, so wandte Morris hauptsächlich das mittel der stildiagnose an.

Die ergebnisse seiner arbeit liegen nun in der 3 aufgabe vor, und zwar zeigt sich, wenn wir die vier wichtigsten beiträger heranziehen, folgendes bild. es lieferten an recensionen (außer an redactionellen und kupferstichanzeigen):

	1 aufl. 09	2 aufl. 12	3 aufl. 15
Goethe	10 2 fragliche	18 2 fragliche	120 1 fragliche
Herder	250	14	33 1 fragliche
Merck	22	201 6 fragliche	97
Schlosser	30	30	48

es war also nach der 1 aufgabe Herder der chorführer, nach der zweiten Merck, nach der dritten Goethe. in der durch Morris hinscheiden freilich nicht mehr möglichen vierten aufgabe käme nun vielleicht Schlosser an die reihe; eine aufwärtsbewegung ist ja bereits bei ihm festzustellen. und dass Schlosser das meiste geliefert habe, versichert ja sogar Höpfner in einem freilich sehr vorsichtig aufzunehmenden brief an Nicolai (Goethe-jahrbuch 8, 125).

Angesichts dieses tatbestandes ist es klar, dass eine besprechung der letzten ausgabe des Morrisschen werkes von anderen gesichtspunkten ausgehen muss, als sonst eine ankündigung einer 'dritten, veränderten aufgabe'. es erhebt sich die frage: sind in der 3 aufgabe grundsätzlich andere methoden angewandt worden als in der ersten und zweiten? und wenn nicht, sind sie wesentlich verfeinert worden? ist beides nicht der fall, dann dürfte das ergebnis von 1915 genau so auf einem zufall beruhen, genau so sehr überraschenden änderungen ausgesetzt sein, wie das von 1912 und 1909.

Diese vermutung lässt sich auf grund einer vergleichung der drei aufgaben kaum von der hand weisen. zwar hat der

verf. durch die auseinandersetzung mit seinen kritikern, von denen besonders Modiek, Bränning-Oktavio und Witkowski zu nennen sind, mancherlei berichtigt und in vorurteilsloser und zäher arbeit die alten ergebnisse jedesmal völlig verändert, aber dennoch haben wir die gleichen und, um es von vornherein zu sagen, viel zu rohen forschungsmethoden vor uns.

Es ist natürlich unmöglich, hier auf einzelheiten einzugehen; das gäbe ein neues buch. nur zur methode an sich soll einiges gesagt werden.

Was M. leider fast durchgängig versäumt hat, das ist die angabe der wahrscheinlichkeit seiner urteile. er setzt zwar bei jedem der mitarbeiter die durch zeugnisse festzustellenden kritiken voran, auch bezeichnet er es bei einer recension als fraglich, ob sie Goethe, bei einer anderen, ob sie Herder zugewiesen werden darf. aber dazwischen gibt es doch noch eine große anzahl von wahrscheinlichkeitsgraden kritisch-historischer feststellung.

So müste schon mit der bewertung der zeugnisse selbst genauer verfahren werden, als dies M. trotz manchen ansätzen zur kritik der quellen in wüchlichkeit tut. briefliche antworten sind nur mit allergrößter vorsicht zu behandeln. schon Scherer weist in seiner einleitung zu Senfferts neudruck der FGA. von 1772 (s. XLVI) auf die gewohnheit des 18. jhs. hin, die autorschaft an kritikern abzuleugnen. M. selbst hat von dieser tatsache in der ersten auflage seines werkes — freilich in gänzlich übertriebener weise — gebrauch gemacht, wenn er eine ganze reihe von briefen Herders, darunter sogar einen an Karoline, für beabsichtigte mystificationen hält, einfach weil diese briefe mit seinen stildiagnostischen ergebnissen nicht übereinstimmen wollen. aber auch in der dritten auflage wird die frage der glaubwürdigkeit oder unzuverlässigkeit von briefstellen noch viel zu sehr zu fälligem gutdünken anheimgegeben, oder vielmehr nach den zweifelhaften ergebnissen der stildiagnose gemodelt. es müste aber das verhältnis des briefschreibers zum empfänger, sowie die stellung des empfängers innerhalb des litterarischen lebens klar gestellt werden, bevor an die kritik der briefe herangegangen wird. denn nur auf diese weise lässt sich wenigstens annähernd feststellen, ob der briefschreiber grund hatte, etwas zu verheimlichen oder nicht.

Wenn es dagegen einfach (s. 108) als 'ein damals üblicher recensentenbrauch' hingestellt wird, dass Goethe in einem brief an Salzmann vom 3 febr. 1772 einen zusammenhang mit den FGA. in abrede stellt, so genügt das nicht. denn dass sich schon in der nummer vom 7 febr. eine recension Goethes nach, müßte sein brief an Salzmann eine bewusste irreführung enthalten, das ist nicht bewiesen, sondern stildiagnostisch erschlossen. der widerspruch zwischen diesem hypothetischen ergebnis und einem selbstzeugnis des vermeintlichen verf.s der recension vom 7 febr.

lässt sich aber nicht mit einer handbewegung erledigen. wie unsicher für M. selbst diese frage gewesen ist, zeigt sich daraus, dass er in der ersten auflage (s. 486) von ebenderselben ablehnung erklärt: sie ist 'vielleicht etwas mehr als ein damals üblicher recensentenbrauch, denn die gegenwärtige untersuchung ergibt, dass im ersten viertel des jahrgangs sich kein sicherer beitrage Goethes vorfindet'. in der zweiten auflage (s. 129) ist es nicht nur 'vielleicht etwas mehr', sondern 'gewis mehr als ein damals üblicher recensentenbrauch'. es zeigt sich also, dass M. für die kritik der zeugnisse aus den fehlern der 1 u. 2 auflage nichts gelernt hat.

Auch in anderer beziehung scheint mir M. trotz früher begangenen irrwegen noch immer allzusehr seinem stern zu trauen. zweifellos lässt sich das vorhandensein ausgesprochener fachrecensionen für die frage der verfasserschaft verwerten. aber mit einiger — selbst hier nicht mit absoluter — bestimmtheit lässt sich doch beispielsweise nur sagen: diese fachliche nationalökonomische recension kann der oder jener nicht geschrieben haben, weil er der volkswirtschaft durchaus fernstand. und mit dieser feststellung ist doch nur sehr bescheidenes gewonnen! nun hilft sich aber Morris einfach mit der behauptung (s. 68), dass Schlosser 'der einzige für nationalökonomie interessierte mitarbeiter war', dass daher auch die nationalökonomischen recensionen wahrscheinlich von ihm stammten. aber wer beweist uns denn diese einzigkeit Schlossers: wer beweist vor allem — und dieser einwand rührt auch sonst an die grundlagen der Mschen untersuchung —, dass wir alle, ohne ausnahme alle mitarbeiter an den FAG. von 1772 kennen, dass nicht ein noch bisher ungenannter gelehrter vielleicht gerade eine nationalökonomische recension geschrieben hat? die zeugnisse ergeben zwar, dass sich eine ziemlich kleine und sich als zusammengehörig fühlende mitarbeiterschar um die FGA. von 1772 gruppierte, aber warum soll das eine undurchbrechliche phalanx gewesen sein? das ligt doch gar nicht im wesen einer gutgeleiteten redaction! fest steht, um auf Schlosser zurückzukommen, nur, dass die nationalökonomie 'sein eigentliches interessengebiet' (s. 68) war. zwischen diesem satz und der behauptung, nur Schlosser und kein anderer mitarbeiter habe sich für nationalökonomie interessiert, gibt es noch viele möglichkeiten. um eine sehr naheliegende heranzuziehen: wenn der nationalökonom Schlosser (s. 69) auch eine große anzahl juristischer bücher besprochen haben soll, warum sollte da der jurist Goethe, der doch später als weimarischer minister seine sache ganz gut machte, nicht auch einmal ein national-ökonomisches werk besprochen haben?

Man ist ja in der absteckung der kompetenzen noch viel, viel weitherziger! denn es handelt sich, das lehrt ein blick in die FGA., hier großenteils um einen ganz anderen typus von

recensionen, als wir ihn von unseren fachzeitschriften gewohnt sind, oder wenigstens meist verlangen. *'ein wenig leicht und husarenmäßig'* schreibt Merck einmal zu beginn des jahrgangs an Karl Friedrich Bahrdt. oder, um das herzerfreuende zu betonen gerade von den bedeutendsten mitarbeitern wird die deutsche litteratur nicht fachlich und sachlich betrachtet, sondern danach wie sie auf deren neues und sich als regulativ betonendes lebensgefühl würkt oder nicht.

Eine andere fehlerquelle, die von anfang an eine menge schlacken in M.s beweisführung geschlemmt hat, liegt in der methode, stilistisch anscheinend zusammengehörige recensionen unter sich zu verknüpfen und diesen block dann irgend einem der hauptbeiträge zuzuschreiben. nehmen wir einmal an, die verknüpfung eines teiles der recensionen unter sich wäre gelungen — und mir scheint dass M. hier ab und zu nicht ohne glück gearbeitet hat —, so setzt die hauptschwierigkeit ein bei der zuweisung des rein durch innere analyse als zusammengehörig erwiesenen complexes an einen der anonymen verfassers und von diesen stand z. B. Goethe gedanklich und stilistisch unter dem einfluss Herders, der seinerseits wider stark von Hamann beeinflusst war, während die außerordentlich interessante und geschichtlich durchaus noch nicht geklärte gestalt Mercks ihrerseits widerum unter der bekantschaft Herder-Goethes eine umschichtung aus dem rationalismus in die gefühlswelt und damit in die sprache des sturms und drangs erlebte, sodass also zwischen Goethe-Herder-Merck eine ganz unentwirrbare tülle von beziehungen besteht. dazu kommt noch, dass wir bis zum jahre 1772 von Goethe viel zu wenig prosa besitzen, um seine sprachlichen möglichkeiten bis in einzelheiten hinein nachweisen zu können.

M. selbst hat sich nach dem erscheinen seiner ersten auf-
lage in einem aufsatz (Euph. bd 16, 1902, s. 534), in dem er einige zuweisungen an Herder zurückziehen muss, offen über die gefährlichkeit seines zuweisungsverfahrens rechenschaft gegeben er hat hier, ich widerhole seine eigene darstellung, gemeint, eine gruppe von recensionen, nennen wir sie A, als in sich zusammengehörig erwiesen zu haben, dh. es lassen seiner ansicht nach typische wendungen und widerholte lieblingsgedanken mit einem recensenten schliessen, auf welchen, ist noch unbestimmt. nun finden sich in anderen kritiken, nennen wir sie B, die M. bereits als herderisch erwiesen zu haben glaubt, ähnliche wendungen wie in dem complex A; in der gruppe A steht immer eine wendung wie: *'wir erlauben uns herzusetzen'*, *'schüllt uns'*, und in einer der kritiken B steht die wendung: *'erlauben uns unsre Leser herzusetzen'* und *'hat uns gefallen'*. folglich gehört nach Morris die gruppe A und die Gruppe B an einen vert., dh. an Herder. es hat sich nun aber nachträglich auf grund

schriftlicher belege gezeigt, dass die betreffenden kritiken H, auf grund deren jedesmal ein ganzer block von recensionen an Herder gewiesen wurde, gar nicht zu Herder gehörten, sondern irgend-einem andern beiträger. hätte man diese zeugnisse nicht gefunden — und wie viele sind verloren gegangen —, so behauptete M. heute noch, die recensionsgruppe A sei herderisch.

Aber nun einmal ganz abgesehen davon dass man auf unerwiesenes nicht bauen kann, wie kann man denn überhaupt durch so naheliegende wendungen, wie es die einföhrung eines citats oder der ausdrück einer billigung ist, zwischen zwei bisher getrennten puncten eine feste brücke herzustellen glauben! (vgl. hierzu auch Morris, Euph. 19, 1912, s. 414).

Das gleiche verfahren wendet aber M. in der dritten auf-lage immer und immer wider an. man vergleiche zb. in dem capitel über Goethe eine gedankenfolge wie diese (s. 111 ff): 'ja gerade die winzigsten äusserlichkeiten sind für unsere zwecke besonders brauchbar, sofern sie sich nur als Goethe ausschliesslich eigen erweisen'. diese ausschliesslichkeit wäre aber doch nur dann erwiesen, wenn jede der vielen recensionen der FGA. von 1772 bereits ihren verf. fest zugewiesen bekommen hätte, aber nicht vorher auf grund einiger hypothetischer annahmen. oder: . . . 'als ein vortreffliches hilfsmittel zum scheiden von Goethes und Mercks anteil erweist sich die von Goethe gern gebrauchte winzige formel 'u. d. gl.' (vgl. dieses stichwort im glossar), denn Merck verwendet sie nie, sondern sagt immer nur 'u. s. w.' dass Merck diese formel nie verwendet, ist ebenfalls nur nach dem völligen abschluss der untersuchung zu sagen, nicht eher — oder es wird widerum auf sand gebaut. und genau so wird das erst noch zu beweisende ende schlankweg als sicher postuliert und als tragendes glied in die mitte der beweiskette verlegt, wenn M. behauptet, in einem falle lasse sich die interpunction zur entscheidung über eine zwischen Goethe und Schlosser streitige anzeige verwenden, denn Schlosser grenze gewisse einschaltungen immer durch zwei paare von doppelten gedankenstrichen ab, während Goethe neben den doppelten auch die einfachen gedankenstriche dazu verwende.

Übrigens sollte diese ganze heranziehung von kleinigkeiten wie interpunction, rechtschreibung, apokope schon deshalb zu denken geben, weil da ja manches auf das conto des setzers oder des correctors kommen kann und sicher auch gekommen ist. denn zweifellos haben die verfasser selbst die correcturen nicht gelesen, vgl. einen brief Mercks vom 30 januar 1772: '*Drukfehler hat es bisher noch schrecklich viele gegeben, weil der Corrector ein Halbgelehrter ist und das, was er nicht dechiffriren konnte, geändert hat. Indessen, wenn die Manuskripte nur künftig leserlicher eingeschickt werden, so wird sich diesem Haus Creuz auch abhelfen lassen*'. — — —

Das von M. ausgiebigst verwandte mittel zur identificierung der recensionen ist sein glossar, das den einem autor eigentümlichen sprachschatz soweit festlegen soll, dass mit seiner hilfe die fraglichen kritiken als diesem oder jenem verfasser zugehörig erwiesen werden können. auch hier müssen wir den schon in früheren würdigungen des M.schen versuches erwähnten nahen zusammenhang zwischen der sprache Goethes, Herders und Morcks, die tatsache des geniestils, als ungeheuer erschwerend geltend machen. wenn jedoch M., im gedanken an dies hindernis, in der 3. aufl. (s. 87) erklärt: 'wir müssen hier alles beiseite lassen, was dem geniestil dieser jahre angehört, der Herder und Goethe gemeinsam ist', so ist das nichts anderes als eine zwar subjectiv ehrliche, aber objectiv bedeutungslose phrase. denn um sie wahr zu machen, müste doch M. zunächst einmal ein glossar des geniestils aufstellen und dessen wortschatz vom Goethe- und Herderglossar abziehen. aber nicht nur dass M. dies nicht tut, — es ist ja auch ganz unmöglich! man kann die lebendige sprache eines schriftstellers nicht nach ihren genie- und ihren, ja was denn: vielleicht rationalistischen alltagsbestandteilen trennen vivisection in allen ehren, aber sie hat ihre grenzen.

Der zweite fehler des glossars ligt in einer methode, deren fehlerhaftigkeit wir schon in der frage der zuweisung von recensionen an beispielen erläutert haben. um den wortschatz eines beiträgers zu gewinnen, werden grofsenteils recensionen herangezogen, deren verfasser erst durch vorhergehende, durchaus unbewiesene stildiagnostische untersuchungen erschlossen worden ist. es dient also zu beweisendes dauernd als beweismaterial. das glossar ist daher meiner ansicht nach, obgleich sich für die sprache um 1770 vieles und schönes daraus lernen lässt, für den von M. beabsichtigten zweck unbrauchbar.

M. ist ja nicht einmal, in seinen an und für sich schon anfechtbaren bahnen, bis zum notwendigen ende gegangen. bei seiner mechanistischen auffassung des stilbegriffs, die ich, ohne es hier genauer darlegen zu wollen, principiell für verderblich halte, musste er sich doch wenigstens sagen, dass auf den stil und vor allem auf den wortschatz einer recension auch der stil und der wortschatz des recensierten buches einwirken. jeder der nicht immer werke ein und desselben schlagtes bespricht wird dies an der hand von proben leicht nachweisen können. also müssten nicht nur die recensionen unter sich und mit den sonstigen schriftlichen äufserungen des vermeintlichen mitarbeiters, sondern auch noch mit dem kritisierten buche bis in alle einzelheiten hinein verglichen werden. hier rührt sich, glaub ich, diese methode selbst ad absurdum.

Max Morris ganze arbeit krankt eben, um es zusammenzufassen, von der ersten bis zur letzten seite daran, dass er sich trotz all seinem fleisse doch niemals über die methodischen

voraussetzungen und erfolgsbedingungen seines bemühens klar geworden ist. wir haben hier ein in der philologie leider nicht vereinzelttes beispiel dafür, wie der mangel an logischer besinnung jahrelange arbeit um den wolverdienten lohn betrügt. (es ist übrigens auffällig, dass meistens mediciner die opfer sind).

Denn dass M. in der 3 auflage widerum in die irre geht, das erhellt, glaub ich, ganz abgesehen von den principiellen methodischen einwendungen, aus dem ergebnis. 120 recensionen soll danach Goethe, dazu noch in seiner geniezeit, in einem zeitraume von höchstens 11 monaten verfasst haben. das sind beinahe drei kritiken in jeder woche und nicht nur drei kritiken, sondern auch drei gelesene, oder, wenn wir die damalige leichtigkeit Goethischer production zugeben, mindestens angelesene bücher! das glaube wer es mag. das stimmt auch nicht mit Goethes selbstzeugnissen überein. auf die auswahl der 34 recensionen von Goethe-Eckermann ist ja nichts zu geben, obgleich immerhin gesagt werden muss, dass zwischen 120 und 34 doch ein gewaltiger unterschied besteht, und dass eine so ausgiebige recensententätigkeit, wie die von Morris vermutete, bei sonst leidlicher fähigkeit der erinnerung sich doch einigermaßen im gedächtnis erhalten haben dürfte. aber mit den zeugnissen in Dichtung und Wahrheit sollte man nicht so leicht umspringen. denn dichtung wurde dies erinnerungswerk immer dort, wo sich unbewuster irrtum, anlass zur verschleierung oder der reiz zur poetischen ausschmückung der ereignisse vorfindet. aber wer einmal die stelle über die FGA. im 12 buche aufmerksam durchlist, wird hier alle drei factoren nicht für gegeben halten. die sätze: *'meine Frenude erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten'*, das sind nicht diejenigen die Goethe, der sich bis in sein hohes alter so ganz besonders für die FGA. interessierte, gebraucht hätte, wenn er 'der chorführer' unter seinen mitarbeitern gewesen wäre. höchstens ein brief Goethes vom 25 dec. 1772 an Kestner könnte M.s ansicht unterstützen: *'Leider muss ich nun die schönen Stunden mit Rezensiren verderben ich tuhs aber mit gutem Math denn es ist fürs letzte Blat'*. jedoch gar zu kühne vermutungen dürfen wir auch nicht an diesen, übrigens von M. nicht einmal angeführten brief knüpfen.

Vor allem aber widerspricht die ansicht, die viele von der geistigen structur des jungen Goethe haben werden, dem glauben, dass er fast ein jahr lang alle 2—3 tage ein buch gelesen und recensiert hat. wenn sich irgendein charakterzug durch alle entwicklungsstufen Goethes hindurchzieht, so ist es seine entschiedene abneigung gegen alle entpersönlichende wissensaufhäufung, gegen alle bloße hirnarbeit, die nur belehrt, ohne

innerlich zu bereichern. und zudem, wie soll solcher stuben-
hockerischer massenconsum 'ergiefsungen eines jugendlichen ge-
mütes' erzeugen? diese lassen sich nicht alle paar tage comman-
dieren, im gegenteil: ein zu wilden ergiefsungen geneigtes gemüt
bäumt sich auf gegen alle massenreception von fremdem eigen-
tum — oder es erstickt darin!

Also auch von dieser seite aus gesehen erscheinen mir Morris
ergebnisse zum mindesten sehr zweifelhaft. immerhin hat seine
arbeit ihre bedeutung. erstens einmal ist sie, wenn auch leider
in negativem sinne, methodisch sehr lehrreich (ein vergleich der
drei auflagen wäre ein vorzüglich schulendes thema für ein seminar
fortgeschrittener germanisten). zweitens hat M.s kühner vorstoß
die discussion über die FGA. stark in fluss gebracht und dabei
mittelbar noch dies oder jenes sichere zeugnis zu tage fördern
helfen. und dass wir, neben den überwiegenden unsicheren
resultaten auch die wenigen sicheren ergebnisse und zeugnisse in
der 3 auflage des M.schen werkes gesammelt vorfinden, das wird
es immer für weitere untersuchungen als nützlich erscheinen
lassen.

Freilich wäre dieser vorteil einfacher zu erreichen ge-
wesen.

Leipzig.

Robert Ulich

Zur sprache des alten Goethe. ein versuch über die sprache des
einzelnen. von Ernst Lewy. Berlin, Cassirer 1913 30 ss.
gr. 8°. -- 1,50 m.

Diese schrift will nach der verlagsanzeige trotz ihrer kurze
'mehr als nur ein programm der neuen sprachwissenschaft sein
die sich bewusst in gegensatz zu der herrschenden historischen
und philologischen sprachbetrachtung stellt'. wenn auf 20 text-
seiten auch nur ein solches programm erstrebt wäre, so würde
sich die schrift schon epochemachend genug darstellen lassen
wir den zu präventösen und das persönliche über gebühr in den
vordergrund schiebenden ton auch des büchleins selbst beiseite
und halten wir uns an die sache. L. geht von dem gelanken
aus, dass zwischen der geistigen und sprachlichen eigenart des
individuums doch zweifellos zusammenhänge bestehen müssen
die schwierigkeit diese zu erfassen, so meint er, könne behoben
werden in dem augenblick, wo es gelinge, zu der nachweislichen
geistigen entwicklung des individuums eine parallelläufende ent-
wicklung auch seiner sprachlichen eigentümlichkeiten festzu-
stellen. das geeignete object zu beobachtungen dieser art scheint
ihm der alte Goethe. eine reihe von eigentümlichkeiten seiner
alterssprache, die L. gröstenteils älteren zusammenstellungen
entnimmt, wird hier durchgeprüft, und das resultat ist. Goe-
sprache im alter weicht von der seiner jugend sehr beträchtlich

ab. der grund kann nur darin liegen dass der dichter eben alt geworden ist, dh. in einer völligen änderung seines temperaments. die eigentümlichkeiten seiner sprache stimmen nun zu denen teils des grönländischen, teils des türkischen, teils des indischen sprachtypus. mit allen diesen völkern teilt der alte Goethe aber offenbar die eigentümlichkeit, dass er eine allzugroße activität scheut, dass er durch und durch contemplativ ist. und damit ist der zusammenhang zwischen temperament und sprache auf das einleuchtendste nachgewiesen.

Das bedenkliche der methode, die hier zur anwendung kommt, ligt zunächst darin, dass die sprache des einzelnen mit der eines ganzen volksstammes in parallele gesetzt wird. also der Grönländer, der Türke und, was das verwunderlichste ist, auch der Hindu hat einerlei temperament und infolge davon auch einerlei sprachtypus, während der alte Goethe einen solchen für sich allein beanspruchen kann. oder nähert sich vielleicht jeder älter werdende mann (oder jeder älter werdende vertreter des germanischen typus), in dem mafs als sich die activität des temperaments bei ihm verliert, dem betr. typus an? oder ist es nur dem genie vorbehalten, sich so zu wandeln? und wenn die lebensalter auf den sprachtypus so starken einfluss ausüben, wie spricht dann der junge Hindu, der junge Türke? für welches lebensalter sind die von Fink aufgestellten typen dann überhaupt verbindlich?

Weiterhin ligt doch eine sehr starke oberflächlichkeit in der kennzeichnung so grundverschiedener temperamente mit dem ausdruck 'beschaulich'. den alten Goethe einem beschaulichen Brahmanen an die seite gesetzt zu sehen, ergibt ja noch ein ganz anmutendes bild. nicht so der vergleich der beiden mit einem stumpfsinnigen Grönländer. was heift contemplativ? ligt in diesem begriff nicht die vorstellung einer geistigen reife, die eben etwas zu betrachten hat, sei es in sich, sei es aufer sich? Lewy begeht bei der unbedenklichen gleichsetzung der temperamente der drei völker überhaupt den fehler, dass er das 'temperament' in viel zu äufserlichem sinne auffasst. dass nur die äufere agilität eines volkstypus für seine sprache mafsgebend geworden ist, glaubt niemand. L. selbst spricht von geistigen eigentümlichkeiten, die denen der sprache parallel laufen sollen. dazu gehört doch wol vor allem das allgemeine geistige niveau, das sich in einer sprache und deren bildung widerspiegelt. dann aber ist eine parallele zwischen der sprache eines primitiven volkes und einem so künstlichen und aus geistigem hochstand hervorgegangenen idiom wie dem Sanskrit von vornherein als müfsig abzulehnen.

Wie steht es nun aber mit den einzelnen feststellungen von ähnlichkeiten zwischen der goethischen alterssprache und jenen typen? vor allem sind die prämissen zu bestreiten. eine reihe

von änderungen in Goethes sprachgebrauch kann wol auf einleuchtenderen gründen abgeleitet werden. auch im alter ist er litterarischen einflüssen sprachlicher art unterlegen, wie am besten der Divan beweist; die erste aufgabe wäre also gewesen, derartigen von außen an den dichter herantretenden veranlassungen zur annahme neuer sprachlicher eigenheiten nachzuforschen. (was Knauth s. 12 ff in diesem sinn zusammengestellt ist erspriesslicher als Lewys schrift.) wir bemühen uns doch auch sonst, beim eindringen fremdartiger elemente in die sprache eines dichters deren litterarischem ursprung nachzuforschen: so zb. beim participialgebrauch: bei Kleist führen wir diesen auf französische einfluss zurück, in der zeit der Hellenenkämpfe erscheint er als gräcisierende marotte, und bei Goethe sollte der grund seines eindringens nur im 'altwerden' des dichters liegen?

Noch bedenklicher mutet freilich eine weitere behauptung L.s an: dass nämlich die sämtlichen von ihm gebrauchten erscheinungen in der sprache des früheren, speciell des jungen Goethe keine entsprechung haben. zweifellos hebt er mit recht etwa die neigung zur bildung von compositen als eine der seltsamsten gepflogenheiten des G.schen alters hervor: aber bei genauerer einsicht in das material würde L. wol kaum den satz anrecht erhalten, dass derartiges der späten periode allein eignet. wer einigermaßen mit der sprache des jungen Goethe vertraut ist, der wird den compositionsbildungen: *Flammen-gauckelspiel*, *Fettbauch-Krummbein-Schelme* sofort die noch viel kühneren der jugend entgegenstellen: *Brandschanden-waldschuet* und *Knubemorgen-Blütensträume*. man kann sich getrost mit L. auf den Faust berufen, weil dieser partien aus allen schaffensperioden enthält: schon ein blick in die rubrik 'zusammensetzungen', die das durch vollständigkeit nicht ausgezeichnete Faustlexikon von Strehlke s. 155 f gibt, hätte L. lehren müssen, dass originelle bildungen dieser art wirklich das ganze werk durchziehen, freilich den Urfaust und den zweiten teil in besonderem mäfse auszeichnen. aber der *Brandsphären-Wettgesang* gehört der mittleren periode an, auch zu anderen erscheinungen liefsen sich aus der frühzeit parallelen auffinden, so zu der angeblich erst im alter entstandenen vorliebe für widerholungen, nach dem muster des von L. gebotenen beispieles: *Mit Drachen mag der Drache gehen*. Im Satyros heifst es: *Sich tote Kraft in Kraft vermehren, mit tote Kraft in Kraft verzehren* usw. wenn wirklich sich der dichter in seiner mittleren periode von sprachlichen kühnheiten mancherlei art freigehalten hat, was aber in keinem fall ohne ins einzelne gehende untersuchung behauptet werden darf, so können wir auch in dieser hinsicht im alter ein widerkräfttauchen von jugendeigenheiten sehen, die also in parallele stöße

würde zu dem in späterer zeit ja wider stärkeren hervortreten des heimischen dialects.

So bequem greifbar auf der oberfläche, wie dies in L.s darstellung erscheinen möchte, liegen die dinge also keineswegs, es bedürfte vor allem einer weit gründlicheren durchforschung des vorliegenden sprachlichen materials, um zur alterssprache Goethes die richtige stellung zu gewinnen. mit einem gering-schätzigen seitenblick auf den 'beträchtlichen denkfehler' der leute, 'denen unwissend und unphilologisch dasselbe bedeutet', ist nichts gedient. die wichtigkeit der aufgabe die L. sich gestellt hat, ist ebensowenig zu verkennen, wie die unzulänglichkeit der zu ihrer lösung gebrauchten mittel.

Berlin, 26 juli 1914.

Hermann Schneider.

LITTERATURNOTIZEN.

Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, ein blick in das seelenleben der wörter. von geh. hofrat dr **Albert Waag**. 3 verm. aufl. Lahr i. B., Schauenburg 1915. xvii u. 192 ss. 8^o. 3 m. — 'Auch in dieser neuen auflage glaubte ich, anlage und anordnung nicht ändern zu sollen, nachdem die zweite auflage wiederum so vielseitigen beifall finden durfte' schreibt der verf. in der vorrede, und so ist sein buch im wesentlichen wider eine nach Pauls 'Prinzipien' geordnete, auf Pauls Wörterbuch beruhende sammlung von beispielen zu den verschiedenen arten der bedeutungsentwicklung im deutschen. die theoretischen erwägungen kommen auch stilistisch über ein der trefflichen disposition entsprechendes aneinanderreihen nicht viel hinaus (vgl. zb. die anfänge der absätze s. 163 ff: 'reihen wir — an', 'weiterhin — auch', 'ebenso', 'auch', 'so — auch', 'aber — auch', 'aber nicht nur', 'geradeso', 'was sodann weiter — betrifft', 'wenden wir uns schliefslich!'): man hätte doch gern, etwa am schlusse, eine zusammenfassende darlegung und auch eine antwort auf die frage, was sich nun als charakteristisch deutsch ergibt. denn dass jetzt zu den französischen und englischen auch niederländische parallelen gesellt (und schliefslich dankenswerterweise in einer liste vereinigt) werden, besagt doch nur, dass zu beispielen neue beispiele kommen. nun wendet sich ja Waag an alle gebildeten, und es ist kein zweifel, dass er vielen die augen geöffnet hat für die beiträge zum vergnügen des verstandes und witzes, die ihnen verborgen lagen, und ich glaube, dass er namentlich durch die oberlehrer und lehrer hindurch in der schule freude und nutzen gebracht hat, aber in dieser zeitschrift muss ich doch den wunsch vertreten, dass der besitzer einer solchen sammlung sich reizen lassen möchte, nach vermögen endlich auch im theoretischen weiterzuschreiten.

Sachlich neues eigenes bringen die beispieldeutungen wol son-
hie und da auf dem gebiete der umgangssprache: dafür sind sie
sehr verständig und zuverlässig, was bei einer nicht von fach-
männischen darstellung doppelt wertvoll ist. vielleicht kann der
verf. von den folgenden bemerkungen etwas verwerthen.

Nr 73. *Er ist von Familie, von Stand* bezeichnet nicht eine
gute, geachtete Familie (aus der man dienstmadchen und lehrlinge
nimmt), sondern sehr viel mehr. — 131. *Genoss* ist durch den
sozialdemokratischen gebrauch von *Gefahrts* abgerückt. — 180.
dass *Tier* im deutschen je auf wilde vierfüßler beschränkt war,
wird schwer glaublich zu machen sein: schon Notker übersetzt
animal mit *tier* und *bestiae* mit *unaldtier*. — 191. *hart* kommt
schon im ahd. als adjectiv vor. — 232. die *Batzerscheide* hat mit
Butze = kerngehäuse schwerlich zu tun; vgl. Heynes wörterbuch
— 246. *Lanke* ist als metrischer terminus wiedergeboren; vgl.
Sarans Verslehre. — 255. dass *hie und da* fast nur zeitlich ge-
braucht würde, ist doch wol unrichtig. — 273. *Warf der Valk-
lieder* würde ich statt vom würfelspiele vom faltenwerfen her-
leiten; vgl. *Schmiss haben* von einer zeichnung, die schmeidig hin-
geworfen ist. — 296. *süßs* ist nicht erst unter einfluss des
englischen *sweet* von frauen gesagt worden, es ist schon nhd frz.,
vgl. auch *suoze ist unser trehen* N. — 314. die dichterische be-
lebung des leblosen, die einföhlung usw. könnte doch sehr viel
eingängiger und fruchtbarer behandelt werden. — 339. dass
Bildsäule und *Bildstock* ursprünglich nur träger eines bildes sind,
wird ein mythologe nicht zugeben. — 381. *Brautlauf* bedeutet
nicht brautzug, sondern lauf nach der braut. — 390. unter *Zunge*
versteht man im mittelalter über sprache hinaus auch nation. —
434. in *Tausendfüßs* ist *-füßs* nicht einzahl, hat überhaupt keinen
numerus. — 471. dass *Abort* 'abgelegener ort' bedente, erscheint
zweifelhaft: vgl. *Abgott, Abgrund, Abgrund*. die zugehörigen
euphemismen sind etwas zu kurz gekommen, und sie haben doch
für Waags thema ein besonderes interesse, weil da der bedeutungs-
wandel bewusst beschleunigt wird und die sprache so sehr ihren
gesellschaftscharakter einbüßt, dass sie vielmehr diese verhältnissen
bezeichnungen von familie zu familie anders gestaltet und immer
wider unverständlich erhält. — 476 ff. in der sehr guten und klaren
besprechung von *Herr, Frau, Fräulein* usw. fehlt etwa *schloßherr,
Junker, Landjunker, Krautjunker*. — 482. unter den beispielen
für das gesetzmäßige sinken von titeln teilt das heute der
Wirkliche Geheimrat, der besagt, dass *Geheimrat* kein geheimerat
ist. — 485. *Was befehlen der Herr Hauptmann* bedeutet noch
nicht die letzte verhöflichung der anrede. vgl. *Herr! Untertanen
fehlen ein Knopf* u. dgl. — 514. das norddeutsche *alter Freund*
bezeichnet nicht besondere vertraulichkeit, sondern ist fränktisch und
wird etwa an einen durchschauten gerichtet. — 522. *verkommen*
heißt nicht ursprünglich mit heer überziehen, sondern mit heer

zerstören. — 548 ff. bei den sog. modalen hilfszeitwörtern (*können, dürfen, müssen* usw.) wäre zu zeigen, wie sie ihre bedeutung mit- und durcheinander entwickeln. — 566. *Onkel* reden die Braunschweiger und Göttinger kinder jeden fremden erwachsenen an. — 570. statt *Johann* ist in Ostpreussen *Friedrich* appellativbezeichnung für hoteldiener. — 573. dass *Fährich* und *Wüterich* nach *Friedrich* gebildet wären, glaub ich nicht. es wird vielmehr *-erich* von *Enterich* (statt *Ent-terich*, ahd. *anetrecho* Gl. III 87. 7 Summ. Henr., vgl. nd. *Drake*) zu *Gänserich* und *Täuberich* gekommen und dann überhaupt zu masculinbildungen benutzt sein. (vgl. Kluge *Etymologisches wörterbuch* unter *Enterich*, Grimm Gr. III 516.). — 573. Zu *Trunkenbold, Raufbold* u. dgl. stellen sich auch *Marken-, Münzbold* = eifriger marken-, münzensammler. — 575. dass in *Nickelmann* der eigennamen *Nikolaus* steckt, glaube ich nicht; es ist wol moviertes femininum *Nixe*. — 584. zu den eigennamen als tierbezeichnungen siehe noch Kluge aao. s. 272. — 602. in der wendung *einen Narren gefressen haben* bezeichnet der zusatz *an jem.* nicht das aufgeben, sondern das festhalten des ursprünglichen bildes. — 610. nicht der kopf, sondern der mann *springt über die Klinge*: siehe die beispiele bei Grimm. — 653. zu *schwanen* vgl. noch PBBeitr. 38. 329 ff und 500.

Königsberg, 4. 11. 18.

Georg Baesecke.

Nomina agentis des schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung von **Maufred Szadrowsky** [= Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik hrsg. von A. Bachmann XII]. Frauenfeld, Huber u. co. 1918. 170 ss. 8^o. 7 m. — Die deutschen mundarten der Schweiz besitzen einen starken formtrieb. diese veranlagung hat bereits die arbeit WHodlers, die ich Anz. xxxvii 122 ff. ausführlich gewürdigt habe, aufgewiesen. darum eignet untersuchungen dieser eigenschaft ein bedeutender wert für die deutsche grammatik, da es möglich erscheint, hier an das sprachliche leben unserer älteren dialekte heranzukommen. freilich vermischen wir bei beiden arbeiten die hervorkehrung des geschichtlichen gesichtspunctes; indessen ergeben sich doch auch aus der betrachtung des gegenwärtigen zustandes gewisse anhalte für die beurteilung der in der vorzeit wirkenden bildungsgesetze.

Wie aber in jeder mundart vorab die frage zu stellen ist, ob dem einzelnen worte eine allgemeine verbreitung zukommt, so gilt auch in den gruppen der nomina agentis, dass nur ein teil, wenn auch bei weitem der gröfsere, volle lebenskraft besitzt, dh. dass die wortschöpfung 'existiert', welche unbeschränkt wiederholt werden kann. nichtsdestoweniger aber bedeuten auch gelegenheitsbildungen oder örtlich beschränkte formen für den sprachpsychologen ein wertvolles studienobject.

Als ergebnis vorliegender untersuchung sei festgestellt, dass logische betrachtungsweise das sprachgeschehen nicht erfasst, das volk denkt weniger als es empfindet. wenn also nomina agentis auch passiven sinn besitzen, so darf nicht von einem verstoß gegen die logik gesprochen werden. der *drücker* an der tür drückt nach dem empfinden des volkes und ist nicht nur der gegenstand, mit dem gedrückt wird. hinzutritt die neigung zur personifizierung: hat einer den *fröser*, dh. tieberfrost, so denkt das volk an einen dämon, der die krankheit erzeugt. der begriff des agens muss viel weiter gefasst werden, als wir zu tun gewohnt sind. auch der vorgang, das abstracte, kann als handelndes etwas vorgestellt werden, selbst dann noch, wenn dem neugeschaffenen wort der unbestimmte artikel den letzten rest der personlichkeit vorenthält, wie es in dem falle *en nicker mache* (schriftsprachlich: *ein nickerchen machen*) 'ein kurzes schlafchen machen' geschieht.

Während das *er*-suffix in der schriftsprache allein noch neue bildungen für nomina agentis schafft, ist im schweizerdeutschen dazu gelegentlich noch das alte *n*-suffix in stande. keine parallele findet sich in der gemeinsprache für die endung *-n*, der ein üppiges leben im schweizerischen innewohnt. bei diesem letzten bildungselement bietet sich die gelegenheit, in der streitfrage, ob die deutschen diminutive von den kosenamen ausgegangen sind, oder ob umgekehrt die hypokorismen auf eine diminutive grundbedeutung zurückgeführt werden müssen, neues material zu gewinnen. zwar reicht das sprachgut des Schweizerischen illustriert das Sz. zur verfügung gestanden hat, zur geschichtlichen würdigung des gegenstandes nicht aus, aber eine anzahl beschränkt wörter ninstände spricht doch für Wrodes annahme, zB fällt auf, dass die meisten tiernamen auf *-n* nur als schmeichelelamente deutbar sind; ferner ist das fehlen der pflanzenbezeichnungen nach dem *i*-typ von bedeutung; denn hier wäre das verkleinerungsbildungssuffix recht an seinem platze gewesen. der *rolli* ist ein karren, der lustig rollt, nicht ein kleiner karren. das gefühlsmoment prägt sich in den *i*-formen überall aus.

Auf alte bildungen wie *auke* 'butter', *zwoose* 'krumen' fällt aus dem zusammenhange, in den sie im kreise der rindon mundart gestellt werden, neues licht. so empfiehlt sich Sta buch dem grammatiker der deutschen schriftsprache auch in dieser hinsicht, die mundartforschung erweist sich eben nicht wie die behandlung der lautlehre und der syntax, sondern auch für die erkenntnis der wortbildung anregend und befruchtend.

z. zt. Greitswald.

H. Toubert.

Die deutsche literatur bis zum beginn des 19. jahrs. hundert von Richard M. Meyer. volksausgabe: erster bis vierter tausend. Berlin, Georg Bondi 1916. xii u. 987 ss. mit 8. bild.

nissen. m. 4.50. geb. m. 6.— — Richard M. Meyers hinterlassenes werk lässt die schriftstellerische eigenart des vielbelesenen und geistreichen forschers noch einmal hell und wirkungsvoll aufleuchten. von dem werk über die litteratur des xix jahrhunderts, zu dem das vorliegende äusserlich in parallele tritt, unterscheidet es sich nicht unwesentlich und vorteilhaft. war jenes ein erster kecker wurf, der nicht durchaus geglückt ist, so knüpft der verfasser hier an dankbar benutzte vorgänger. das gibt ihm im aufbau wie in den einzelheiten grössere sicherheit. er schreibt knapp und anschaulich und gibt überall gute, nur hier und da etwas rasch und spitzig formulierte charakteristiken.

Die 'methode der wechselseitigen erhellung' hat er bis zur grössten virtuosität ausgebildet, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, dass die vergleiche oft mehr blenden als erhellen, so wenn Meyer den stil des Rolandsliedes mit dem der brüder Goncourt oder die behandlung der reime in der frühmittelhochdeutschen poesie mit der bei Freiligrath oder Rainer Maria Rilke vergleicht (um nur zwei ganz beliebig herausgegriffene beispiele aus unendlich vielen zu wählen). und ist man immer wider erstaunt, wieviel Meyer auf schritt und tritt einfällt, so muss es doch andererseits verdriessen, ihn auch reine äusserlichkeiten in parallele setzen zu sehen, wie dass der sog. Seifried Helbling 15 satiren umfasst und dass Eberlin von Günzburg (ein viel citierter lieblich) 15 'Bundesgenossen' hat aufmarschieren lassen.

Im aufbau seines buches folgt der verfasser bis 1500 den üblichen sprachperioden; dann folgen: Das zeitalter der reformation (1500—1600); Neuaufbau der litteratur (1600—1700); Der weg zu Goethe (1700—1750); Lessing, Herder, Wieland, Goethe; Schiller; Fortschreitende universalpoesie.

Das unvollendete schlusscapitel hat der herausgeber Pniower ergänzt. in der chronologie begegnen einige sonderbarkeiten: Angelus Silesius wird vor Opitz, Höck nach diesem, Heine vor Wieland und vor dem Sturm und Drang, Lessing hinter Lichtenberg und Forster, dem Göttinger Hain und Matthisson besprochen. gelegentlich hat die anordnung auch einen lapsus calami oder doch mindestens einen misverständlichen ausdruck verschuldet. s. 477 heisst es im anschluss an den Werther: 'selbst Heine hatte sich noch von den theoretikern des romans abhängig gemacht; Goethe lernt, aber für seine eigene kunst'. das 'hatte' verlegt Heines romane. die schon 40 seiten vorher besprochen sind, vor den Werther! auch sonst fehlt es nicht an grösseren und kleineren versehen.

Bemerkenswert für den erfolgreichen biographen Goethes ist die liebevolle behandlung Schillers, über den sich einige sehr hübsche bemerkungen finden. sonst erscheint Jean Paul als besonderer lieblich des verfassers. dass Meyer einer der besten kenneer unserer zeitgenössischen litteratur war, macht sich mehr-

fach geltend. er betont stark die entwicklung und ist geneigt aus der gegenwart die maßstäbe für die litteraturwerke der vorzeit zu holen. ich kann ihm darin nicht folgen. mir scheint, dass wir der litteratur der gegenwart noch zu nahe stehen, um sie ganz unbefangenen würdigen zu können. wir sind heute, glaube ich, geneigt, den wert technischer fertigkeiten zu überschätzen, und geben auch in der litteratur zu viel auf die überraschende handhabung gewisser schriftstellerischer kunstmittel, durch die sich oft recht dürftige personen ein publicum schaffen.

Jena.

Victor Michels

Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im mittelalter. ein vortrag mit anschließenden ausführungen und erläuterungen von dr. Samuel Singer, ord. prof. an der universität Bern. Bern, A. Francke 1916. 52 ss. 8°. 2 m. — Der hauptwert der arbeit, die als ergänzung zu Bächtolds grossen werk gedacht ist, liegt in den reichhaltigen anmerkungen. besprochen werden Notker Balbulus, Tutilo und Ekkehard IV als vertreter der ersten periode (im wesentlichen nach Wilhelm Meyer und vWinterfeld), Hartmann vAne (den Singer mit Schult für einen Schweizer hält), Rudolf vFenis, der verfasser des Osterspiels von Muri, Ulrich vZazikhoven, Konrad Fleck, Rudolf vEms, Konrad vWürzburg, der verf. des Reintrid von Brunschweig und einige Schweizer minnesinger als solche der zweiten. Elsbeth Stigel, Konrad vAmmenhausen, Boner, Konrad vHelmsdorf und Heinrich vLaufenberg, die verfasser historischer volkslieder, Steinmar, Hadlaub, Heinrich vWittenweiler als der dritten. Notker Labeo ist nur erwähnt, da er nicht in eine geschichte der schönen litteratur gehöre. zum mindesten stark übertrieben scheint es mir, wenn es von Hartmann heisst, er habe es verstanden eine gemeinde von ästhetern zu bilden, denen jede abweichung von dem feinen conversationston ein greuel war, der vor jedem falschen reim nervenzuckungen bekam. nur bedingt richtig, dass Rudolf vEms führer einer literarischer clique gewesen sei.

In den anmerkungen wird s. 39 hervorgehoben, dass der religiöse und die lehrhafte poesie im 13 jh. in der Schweiz ganz fehlt, und dass kein einziges gedicht der heldensage hier nachgewiesen werden kann, während Heinrich vWittenweiler zeigt, dass im 14 jh. Eckenlied, Laurin und Nibelungenlied¹ fort- hin wanderten¹. — s. 41 werden einige textbesserungen zum osterspiel von Muri gegeben, s. 42 wird die frage nach der priorität von Erec und Lanzelet erörtert — eine reihe kritischer beiträge gelten den von Bartsch herausgegebenen Schweizer minnesingern, von denen der Taber und Keliu s. 44 eine aus-

¹ die Nibelungenhs. ABC an die nach LASKERSCHNEIDER'S VERMUTUNG SAHL 8, wol für titelerisch.

Turne s. 45, der von Buwenburg, der von Trostberg s. 51 ausgeschieden, Rudolf von Rotenburg s. 44 und der bei Bartsch fehlende Hardecker s. 46 aber ihnen zugerechnet werden. — s. 44 wird der spottname *her Portenschei* beim Taler mit dem familiennamen *Türlischyger* zusammengestellt und wie *Türlistock* als bezeichnung eines ungeschickten menschen erklärt: zu *porte* = pforte und *schê* 'pfahl'.

Jena.

Victor Michels.

The sources of the British chronicle history in Spenser's Faerie Queene by Carrie Anna Harper. Bryn Mawr college monographs. Monograph series vol. vii. Philadelphia, the John C. Winston co., 1910, viii u. 190 ss. 8^o. — 1 dollar. — Die verfasserin sucht an erster stelle genauer als ihre vorgänger die quellen zu bestimmen, aus denen Edmund Spenser den geschichtlichen stoff für buch II canto 10, buch III canto 3 und ein paar strophen aus buch III canto 9 seiner Feenkönigin bezog. diese canti enthalten bekanntlich eine fast vollständige gereimte chronik der brittannischen könige von Brutus bis zu dem letzten, Cadwallader. besonders lehrreich ist diese studie, weil sie einen einblick in Spensers arbeitsmethode und in seinen gewissenhaften sinn gegenüber solcher materie gewährt. die gereimte chronik scheint wenigstens zum grösten teil eine arbeit für sich gewesen zu sein und erst nachher einen platz in der composition des grosen gedichtes gefunden zu haben, ein verfahren das sich auch sonst bei Spenser nachweisen lässt. die beiden canti zeigen nicht denselben charakter: II 10 ist sorgfältig ausgearbeitet im anschluss an die quellen, III 3 verrät eine gewisse flüchtigkeit. — Spenser folgt für das ganze und den gang seiner darstellung der Historia des Galfrid von Monmouth, die zu seiner (Spensers) zeit als die hauptquelle der geschichte der Brittannier galt und sowol gedruckt als in hss. vorlag. die gestalt der personennamen (vgl. das verzeichnis s. 33—36) macht es wahrscheinlich, dass Spenser Galfrid in einer hs. benutzte, wenigstens findet sie sich so nicht in den beiden Pariser drucken von 1508 und 1517. San Martes ausgabe der Historia bietet dieselbe namengestalt wie Spenser. — in der wiedergabe des einzelnen zeigt Spenser manche abweichung von Galfrid. diese abweichungen sind jedoch keine willkürlichen erfindungen der phantasie des dichters. es ist der verf. gelungen, bis auf wenige fälle die autoren anzugeben, bei denen sich diese von Galfrid abweichenden änderungen finden. insbesondere hat Spenser sich gerichtet nach Holinshed und Stow, nach Hardyng und dem 'Mirror for magistrates', aber auferdem noch andere zu rate gezogen. diese methode Spensers sich an eine einzige quelle für den gang seiner darstellung zu halten, aber darin nach anderen quellen zu ändern oder zu ergänzen, findet sich auch in seinen nicht-poetischen werken. der grund weshalb

Spenser diese oder jene angabe bevorzugte, lässt sich natürlich im einzelnen nicht immer vermuten, er mag danach gestrebt haben dasjenige zu geben, was er für das richtige hielt. durch diesen zug wird freilich nicht jede änderung erklärt (s. v. 178 ff.) bemerkenswert ist, dass Spenser in dieser historischen darstellung keinen zweifel kennt oder sich auch nur vermutend äußert; und dass er sich regelnäßig auf die brittannische seite stellt. nur in III 3 glaubt verf. einige willkürliche änderungen zu entdecken, indem Spenser aus poetischen gründen seine Britenart besonders herausarbeiten wollte. — nach Spensers auffassung stammte Elisabeth, seine 'most dreaded sovereign' sowol von den vorfahren Arthurs als von den nachkommen der Britenart, ahnen wodurch sie alle irdischen fürsten weit übertraffe (II 10, 1) sowol am anfang von II 10 als von III 3 betont er diese abstammung.

Die untersuchung als ganzes und die behandlung der einzelnen strophen zeugen von fleiß, sorgfalt und gesunden kritischen principien.

Tilburg i. Holland.

J. F. D. Blöte.

Das naturgefühl im mittelalter von Wilhelm Ganzemüller. [Beitr. z. kulturgesch. des mittelalters. hrsg. v. Goetz, bd. 15.] Leipzig, Teubner 1914. 8°. 12 m. — Wenn die aufgabe einer wissenschaftlichen arbeit darauf beschränkt wäre, für das gestellte thema innerhalb der gesteckten zeitlichen und örtlichen grenzen möglichst erschöpfend den stoff zu durchforschen, keine mühe zu scheuen, um auch entlegene quellen zu erschließen, und nun die reiche beute von auszügen auf diesen quellen auseinanderzulegen und nach gewissen, mehr oder weniger zufällig gewählten, in jedem zeitalterabschnitt widerkehrenden gruppen anzuordnen, so wäre sie in der vorliegenden arbeit vollständig als erfüllt zu betrachten. der verf. fasst sein thema als ein problem der form und stellt die frage: welches verhältnis bestand im mittelalter zwischen mensch und natur? und wie hat es sich in der literatur ausgeprägt? einsetzend mit dem neutestamentlichen naturgefühl verfolgt G. eine entwicklungslinie über das ausgehende altertum, die kirchenväter des 6 und 7 jhs., die Irrenmönche, Germanen, Karolinger bis hinab zur ritterdichtung des mittelalters. die innerhalb eines jeden solchen zeitalterabschnitts getroffene sachliche aufteilung des stoffes ist zu erkennen an stichwörtern wie den folgenden: tageszeiten, jahreszeiten, moor, berggebirge, sonne, wald, wiese, paradies, pflanzen, tiere, jagd, naturparallelismus, typologische behandlung, teilnahme der natur usw. der verf. bringt zum schluss eine zusammenfassung: er lehrt das bestehen eines bestimmten geschmacks, die bevorzugung eines typus von landschaft für den behandelten zeitraum ab. er will das naturgefühl betrachtet wissen als spiegel, in dem sich die werte, die an dem geistigen horizont einer zeit dalorendeten, ab-

bilden. so sucht er am naturgefühl die beiden großen einschläge aufzuweisen, die das geistige leben des mittelalters am stärksten bestimmt haben, den christlichen und den antiken. die ausdrucksformen hat das mittelalter dem ausgehenden altertum entnommen. 'je schwächer die religiosität ist, um so mehr bleibt das alte unverändert, je stärker sie ist, um so mehr wird in der alten form neuer inhalt geboten'. in den ausdrucksformen ist der kampf zwischen antike und christentum ständig fühlbar geblieben. in der karolingischen renaissance und der mittelalterlichen aufklärung sieht G. höhepunkte des antiken, in den kirchenvätern und den großen mystikern des 12 und 13 jhs höhepunkte des christlichen einflusses auf das naturgefühl. von der höchsten steigerung des 'objectiv symbolischen' naturgefühls, wie sie Franz von Assisi darstellt, sieht verf. keinen weg zum 'subjectiv-sachlichen' naturgefühl der neuzeit führen, dessen wurzeln er vielmehr teils in der mittelalterlichen aufklärung (schulpoeten), teils in der minnedichtung des ritterstandes zu finden glaubt.

Nach der hier angedeuteten anlage der arbeit sollte man erwarten, dass ihr eine bestimmung der begriffe natur und naturgefühl zugrunde gelegt sei. dies ist leider nicht geschehen. es wird vielmehr einfach festgestellt, dass im begriff naturgefühl ausschließung sowohl der wissenschaftlichen betrachtung der natur als ihrer behandlung in der kunst begründet sei. hier liegt m. e. ein logischer fehler vor. denn wenn, wie verf. richtig behauptet, nachbildung der natur nicht die aufgabe der bildenden kunst ist, und diese deshalb auferhalb des rahmens der arbeit geblieben ist, so ist solche nachbildung ganz gewis ebenso wenig aufgabe der dichtenden kunst oder der litteratur, die vor allem vom verf. der darstellung zugrunde gelegt ist.

Das buch als ganzes betrachtet ist sehr viel mehr fleißige sammelarbeit als wirkliche wissenschaftliche leistung. es hätte gern weniger stoff ausgebreitet werden können — der arbeit wäre dadurch viel von ihrer schwerfälligkeit genommen worden. keinesfalls durfte aber auf lockerung und systematische durchdringung des stoffes verzichtet werden. der stoff lastet, statt dass er getragen wird. es wäre nicht nötig gewesen, dies als mangel besonders hervorzuheben, wenn die darstellung mit bescheideneren ansprüchen aufgetreten wäre. wenn dagegen verf. erklärt, nicht von außen her, durch vergleich mit altertum und neuzeit, sondern von innen heraus, aus der geistigen eigenart des mittelalters wolle dessen naturgefühl verstanden sein, und es bedürfe zu dessen sachgemäßer würdigung eines 'congenialen' verständnisses, so will er mit dem maß gemessen sein, das eine ernste und bauende wissenschaft fordert. wenn verf. danach in seiner wissenschaftlichen kritik zu sätzen herabsteigt wie diesen: 'die beschreibung (des meeres bei Dracontius) ist ja nicht übel, aber der eindruck ist doch nicht persönlich genug verarbeitet' (s. 20), oder über eine frühlings-

schilderung des Fortunatus: 'leider stört hier für unser empfinden eine bemerkung über die angebliche keuschheit der bienen (p. 13), so zeugt das nicht gerade von congenialem verständnis, wer darf überhaupt wagen, sich ein solches zuzutrauen?' und wenn endlich verf. in herablassendem tone über verschiedene immerhin verdienstvolle, wenn auch in mancher hinsicht anzureichende und anfechtbare vorarbeiten (Biese, Stockmayer) spricht, so sollte man zum mindesten voraussetzen dürfen, dass er sich in der über die geschichte des naturgefühls bisher erschienenen literatur gründlich umgetan hätte. dies ist aber nicht der fall. verf. hat sich mit einer anzahl aufschlussreicher, z. t. auch systematisch beachtenswerter einzelarbeiten nicht auseinandergesetzt (zb. Lünig)¹. eine arbeit wie die vorliegende fördert die geschichtswissenschaft nicht, wenn sie sich nicht als deren dienendes glied fühlt und die organische verbindung sucht mit allem was in gleicher richtung gebaut oder entworfen worden ist.

Friedrich Kammerer, zurzeit Vroenhoven (Belgien).

S. Gallische geschichtsquellen. neu herausgegeben von G. Meyer von Knonau. VI. Monachus Sangallensis (Notkerus Balbulus) de Carolo Magno. [sa. aus Mitteilungen z. vaterländ. geschichte hrsg. vom Hist. verein des kantons St. Gallen bd xxxvi]. St. Gallen, Febr 1918. xv u. 61 ss. S^o. 2 fr. — Das köstliche anekdotenbüchlein des 'Mönchs von SGallen' aus den tagen Karls d. Gr. hätte längst jeder germanist gern in seiner bücherei gehabt, zumal seit ihm KZeumer allen zweifeln zum trotz die verfasserschaft Notkers gesichert hatte. aber seither war es nur in den Mon. Germ. hist. Script II und in Jaffé's Bibliotheca rer. Germ. IV zu finden: eine handliche ausgabe erhalten wir erst durch Meyer von Knonau, und sie ist so sauber hergerichtet und so reich mit zuverlässigen und nützlichen anmerkungen ausgestattet, wie wir es bei diesem gelehrten gewöhnt sind. der text gibt keine neue recensio, sondern schließt sich an den von Jaffé auf grund der hss. von Zwifalten und Wiblingen hergestellten an, wobei MvK. in einem falle, am schlusse von l. l c. X (s. 10) den bericht über den sänger Petrus als zusatz aus Ekkehart iv einklammert. unmittelbar vorher steht die bekannte wunderliche etymologie, welche den deutschen namen der 'matutina' *mette* von 'Metansit' ableitet. ist diese form *mette* für das ahd. der Karolingerzeit nicht sonderbar, wo Notker III gar noch *mettan* schreibt?

E. S.

¹ Die bis 1909 erschienene literatur über ihn gehört findet sich im anhang meiner schrift: Zur geschichte der landschaftsgedichte 18. jh. Berlin 1909, Calvary. die literatur ist vorher noch beträchtlich angewachsen.

Lamprechts Alexander. lautlehre und untersuchung der verfassrerfrage nach den reimen. Greifswalder dissertation von Joachim Kuhn. Halle 1915. 106 ss. 8^o. — Einer der letzten schüler von Wilmanns bringt hier die wichtige frage zum vorläufigen abschluss, die genau ein menschenalter früher durch seinen lehrer angeschnitten wurde — von Zwierzina haben wir diesen abschluss vergeblich erwartet, nachdem er 1901 auf der Strafsburger philologenversammlung als erster die these von Wilmanns mit sprachlichen und reimtechnischen gründen gestützt hatte. ich habe mich damals im anschluss an Z.s vortrag und weiterhin aus mehrfachen seminararbeiten meiner schüler überzeugt, dass meine einwendungen gegen Wilmanns nicht stand hielten, obwol die tatsache, dass sich der reimgebrauch von S erst im verlaufe der fortsetzung festigt, auch jetzt bestehn bleibt. so sagen mir die sorgfältigen untersuchungen von K. kaum mehr etwas neues, obwol ihnen unbedingt das verdienst zukommt, die sprachliche scheidung zwischen Lamprecht (V) und seinem überarbeiter und fortsetzer (S) festgelegt zu haben. es war ein misgeschick, dass K. seine arbeit eben im druck abgeschlossen hatte, als Degering die fragmente von Lamprechts Tobias veröffentlichte und damit der frage eine kaum für möglich gehaltene feste unterlage gab. — als Lamprechts heimat scheint durch K. endgültig Moselfranken gesichert, den fortsetzer S sucht er im 'südlichen Hessen', was wol sagen will in der Wetterau oder in Nassau; hier scheint das letzte wort noch nicht gesprochen zu sein.

E. S.

Die herkunft und die persönlichkei des deutschordensdichters Heinrich von Hesler von dr. C. Krollmann, sa. aus der Zeitschr. d. Westpreufs. geschichtsvereins, heft 58 (1918) s. 95—110. — Kr. hält sich an die aussagen des dichters und das was die urkunden ergeben: er identifiziert unbedenklich den von mir Zs. 53, 400 z. j. 1333 als propst, für 1341/42 als propst und comtur von Zschillen nachgewiesenen Heinrich von Hesler mit dem autor der 'Apokalypse' und des 'Nikodemusevangeliums', weist ihn dem thüringischen geschlechte zu und sucht infolgedessen auch das Apok. 16471 genannte 'Nebre' nicht in Westpreußen, sondern findet es überzeugend in dem Unstrutstädtchen Nebra, das etwa drei meilen nördlich von Kloster Häseler und Burg Häseler ligt. dorthin wird also auch die entstehung der Apokalypse und jene anfechtung der übersetzung verlegt, von welcher die angeführte stelle berichtet. dem verf. erscheinen die urkundlichen zeugnisse für die thüringische herkunft des dichters und seines hauptwerkes so gewichtig, dass er die bedenken der germanisten gegenüber der sprache, die unserem bilde vom altthüringischen ganz und gar nicht entspricht, zurückweist und, um sie zu beheben, die besonderen siedelungsverhältnisse von Heinrichs heimatgegend betont. ich stimme ihm darin bei,

dass wir im angesicht von historischen zeugnissen, wie sie hier sich mit der geographischen nachbarschaft von Häselor und Nebra vereinigen, uns nicht auf unser immerhin recht lückenhaftes wissen von den mittelalterlichen dialekten versteifen dürfen. seit es mir gelungen war, einen der zeit nach wol möglichen deutschordensritter Heinrich von Hessler im Osterlande aufzu-
zufinden, bin ich selbstverständlich nicht bei der ablehnung der thüringischen heimat stehn geblieben, und es ist etwas wunderbar, dass K., der gegen meinen älteren aufsatz Zs. 43, 153 ff lebhaft polemisiert (s. 97 ff), die 13 jahre später von mir gelieferten nachweise aus Zschillen und Mühlhausen, ohne sie zu vermehren, einfach übernimmt, indem er hier meinen namen verschweigt (s. 105 f). die zugehörigkeit der werke Heinrichs von Hessler zur deutschordenslitteratur bleibt unbestritten, und gerade nach dieser seite bedeutet die nützliche schrift des Königsberger stadtbibliothekars keinen fortschritt; urkundliche zeugnisse für einen aufenthalt Heinrichs in Prensfn fehlen nach wie vor, hier kann also vorläufig — und vielleicht für immer — nur die litteraturgeschichte ein wort sprechen.

E. S.

Leonhard Stöckels Susanna-drama und die Bartfelder deutsche schaubühne im xvi jahrhundert. neudruck von Stöckels Historia von Susanna. eingeleitet und herausgegeben von Klara Szilasi. [in ungarischer sprache, als heft xxii der 'Német philologiai dolgozatok. szerbesztik: Petz Gedeon, Bleyer Jakob, Schmidt Henrik']. Budapest, Ferd. Pfeifer 1918. 127 ss. gr. 8^o. 5,50 kr. — Da ich ausserhalb Budapests keinen der ungarischen sprache kundigen referenten habe finden können, will ich wenigstens auf das vorhandensein dieses neudrucks hinweisen, der uns ein als unicum überliefertes schauspiel der reformationszeit, das wir bisher nur aus Pilgers monographie über das Susanna-drama kannten, zugänglich macht. die einleitung, über die ein beigelegter auszug in deutscher sprache knapp orientiert, berichtet über Stöckels leben, der in Bartfeld in Oberungarn 1510 geboren und hier humanistisch ausgebildet, aus dem Breslauer Elisabethkloster 1530 nach Wittenberg kam, 1536 von Luther als rector nach Eisleben empfohlen wurde und nach einem zweiten Wittenberger aufenthalt 1539 als rector in seine vaterstadt zurückkehrte, wo er bis zu seinem tode 1569 gewürkt hat; die spärlichen daten über schulauführungen in Bartfeld vor und nach Stöckel werden gesammelt (warum nicht in der originalsprache mitgeteilt?) und über die 'Susanna' in einer weise gehandelt, die uns offensichtlich nichts neues bringt. den neudruck (s. 51—127) hab ich nach stichproben mit dem einzigen erhaltenen druckexemplar auf der Berliner bibliothek verglichen und wol brauchbar, aber doch in einzelnen nicht immer zuverlässig gefunden: so ist im titel 'VNGERN' zu lesen, in den lateinischen distichen GPurkirschers steht drei durch-

sichtige satzfehler, in der widmung stört schon in der 3 zeile 'bis' st. 'dis', im personenverzeichnis fehlt bei '4. Ratsherrn' die zahl, und dann enthält der alte druck nicht wenige druckfehler, die auch eine anspruchslose widergabe beseitigen müste: so gleich das 'weishit' der widmung. von besonderem interesse ist es, dass dies reformationsdrama als volksspiel festgelebt hat und so noch in einer handschrift aus dem vorigen jahrhundert erhalten ist, deren abweichungen, besonders kürzungen, unter dem text notiert sind.

E. S.

Eine mittelniederdeutsche paraphrase des Hohenliedes, untersucht und herausgegeben von Johanna Lürssen. Breslau, MuH Marcus 1917. [Germanist. abhandlungen hsg. von F Vogt heft 49.] VIII u. 242 ss. 9 m. — Die fleißige, aber sehr einseitige arbeit bietet ausgabe und grammatische analyse. die verf. kennt fünf hss., von denen sie das Mscr. theol. 40 der Rostocker universitätsbibliothek (R) getreu abdruckt, während die anmerkungen wesentlich die abweichungen bringen, in denen die übrigen vier hss. gegen R übereinstimmen. ich will gegen diese verkürzung des variantenapparates nichts einwenden, wenn es dadurch auch unmöglich wird, die untersuchungen über das verhältnis der handschriften nachzuprüfen: zweifel bestehn höchstens bei w (Wolfenbüttler hs. Helmst. 1121). die sauberkeit des abdrucks zu bemängeln, hab ich keinen anlass: aber warum weicht die druckeinrichtung von den 'Deutschen texten des mittelalters' ab, deren vorbild bei solcher ausgabe am nächsten lag? und warum hat die verf. versäumt, auf dem handschriftenarchiv der Akademie der wissenschaften nachzufragen? sie hätte dort erfahren, dass die Lübecker stadtbibliothek in ihren Codices theol. germ. fol. 6 und 40 26 noch zwei weitere handschriften derselben paraphrase besitzt, die sprachlich der Kopenhagener hs. vielleicht etwas näher stehn als der Rostocker und unter sich ganz eng verwant sind: die worte *desse hemmelschen ere* (R 139^a) fehlen beiden. für den text hätten sie freilich keinen größeren ertrag bedeutet. — die wenig ergiebige lautbeschreibung des nicht gerade interessanten textes bespricht alle fünf hss. gleichzeitig, was raum spart, aber sonst mehr verwirrt als klärt. hochdeutsche elemente, nach denen sorgsam gesucht wird, bietet die spätmnd. prosa kaum; die heimatbestimmung konnte nur sehr vage und unsicher ausfallen. dass auf syntax und stil nicht eingegangen wird, ist man gewöhnt. aber dass, soviel ich sah, nicht mit einer silbe die frage berührt wird, ob wir ein mnd. original vor uns haben, ob eine übertragung oder bearbeitung lateinischer quellen, ja dass nicht der bescheidenste anlauf zu einer litterarischen würdigung genommen wird, das ist doch gar zu dürftig. den einzig wertvollen beitrag zum gedanklichen verständnis der schrift liefert Vogt in einem nachtrag s. 231, wo er *sinderosis* 90a erklärt; die verf. interessierten anscheinend nur die buchstaben, laute oder allenfalls die worte.

R.

Christian Weises dramen Regnerus und Ulvilda nebst einer abhandlung zur schwedischen und deutschen litteraturgeschichte hrsg. von Wolf von Unwerth. [Germanistische abhandlungen hrsg. von Friedrich Vogt. h. 46.] Breslau, M. & H. Marcus 1914. viii u. 296 ss. 8^o. 10 m. — Die sorgfältige und wertvolle ausgabe der beiden Weisischen dramen hätte an dieser stelle eine ausführlichere besprechung verdient. der referent, dem das buch kurz vor kriegsausbruch zugiehg, wurde durch seine teilnahme am feldzuge daran verhindert. unterdessen ist die eingehende, in vielen puncten ablehnende besprechung Werner Richters in Herrigs Archiv (bd 134, s. 245 ff) erschienen, die teils wegen ihres inhalts, teils wegen ihrer verletzenden form eine scharfe erwidderung WvUnwerths in der Zs. f. d. phil. (bd 47, 376 ff) herausgefordert hat, wol das letzte was Unwerth vor seinem viel zu frühen tode geschrieben hat. es erübrigt sich daher, alle hier schon ausführlich erörterten puncte nochmals anzuschneiden.

Die untersuchung über die quellen der Weisischen dramen, insbesondere die behauptung, dass deutsche komödianten bei ihren gastspielreisen in Schweden das drama Svanhuita des schwedischen dichters Johannes Messenius aufgenommen hätten, und dass dieses hypothetische bandenstück die dichterische quelle für Weise und andere bearbeiter des stoffes geworden wäre, vermag auch noch nicht völlig zu überzeugen. was dagegen die textgestaltung in der ausgabe der beiden dramen anbetrifft, so stelle ich mich ganz auf Unwerths standpunct. gewis begegnet die herausgabe eines textes des 17 jhs oftmal schwierigkeiten, die größer sind als die herausgabe eines mittelhochdeutschen textes, weil für die sprache jener zeit noch immer die philologische tradition fehlt, die die ältere periode seit Lachmann besitzt. wem die exakte philologische durchbildung fehlt, der soll ja von einer solchen aufgabe die finger lassen. und leider fehlt den litterarhistorikern diese durchbildung recht oft, sehr zum schaden des wissenschaftlichen rufes der jünger der 'neueren litteraturgeschichte'. im vorliegenden falle aber scheint mir WvUnwerth durchaus das richtige getroffen zu haben. ich halte es für wissenschaftlich höchst bedenklich, das verfahren Ludwig Fuldas bei seiner ausgabe zweier Weisischer dramen in der Deutschen National-Litteratur (bd 39) als das bessere hinzustellen. die bedingungen sind in jeder hinsicht verschieden. wenn auch das normalisierende verfahren Fuldas durchaus seine berechtigung hat — es kommt ganz darauf an, zu welchem zwecke die ausgabe gemacht wird —, so besteht doch wol kein zweifel darüber, dass die grundsätze der Hallschmid-Verdrucke wissenschaftlich vorzuziehen sind — diese grundsätze sind in streng wissenschaftlichen ausgaben bisher stets völlig gewesen und es ist unverständlich, wie eine wissenschaftlich so scrupulöse persönlichkeit wie Werner Richter hiervon abgehen kann.

Das bedauerlichste jedoch ist, dass Richter auch zu dem mit-

gleisung hat hinreissen lassen, die wissenschaftliche zuverlässigkeit Unwerths in zweifel zu ziehen und ihm den ganz unbewiesenen und unbeweisbaren vorwurf zu machen, er habe die handschrift ungenau widergegeben, blofs weil sie mit einer von Fulda mitgetheilten probe nicht übereinstimmt. es wäre dringend zu wünschen, dass diese journalistensitten in unsere wissenschaft keinen eingang fänden. die zeiten des Nibelungenstreites wollen wir doch nicht wider heraufbeschwören!

Auf die litterarhistorische bedeutung der beiden dramen, die leider ihren einfluss nicht auswürken konnten, weil sie eben ungedruckt blieben, hat schon Fulda hingewiesen. so begrüfsen wir es dankbar, dass sie durch die vorliegende ausgabe zugänglich gemacht worden sind. es wäre erfreulich, wenn noch mehrere der schwer erreichbaren und doch nicht nur für die litteraturgeschichte, sondern auch für die erziehungs- und schulgeschichte des 17 jhs. so wichtigen dramen des Zittauer rector's durch neudrucke der bequemen wissenschaftlichen benutzung erschlossen würden.

Berlin-Friedenau, im mai 1919.

C. Kaulfufs-Diesch.

Die romantische schule. ein beitrage zur geschichte des deutschen geistes von **Rudolf Haym**. dritte aufgabe, besorgt von **Oskar Walzel**. Berlin, Weidmann 1914. xii u. 959 ss. 80. 18 m. — Da sich jeder germanist einmal einige monate mit Haym beschäftigen muss, war eine neue ausgabe dringend notwendig. sie konnte keinem andern übertragen werden als Walzel. er allein verfügt über die genaue kenntnis aller einschlägigen probleme. trotzdem war die aufgabe auch für ihn eine schwere, weil seine stellung gegenüber der romantik eine ganz andere ist. anpassungsfähigkeit und einführendes nacherleben sind ihm die hauptsache; er ruht nicht, bis er auch den erscheinungen, die auf den ersten blick befremden oder abstofsen, so nahe gekommen ist, dass er sie begreifen und würdigen kann. Haym verstand unter 'rein historischer haltung' genau das gegenteil: eine kühle kritische wertung, die das bleibende vom vergänglichlichen scheidet. Walzel absolviert die poetischen sünden nicht nur, sondern wird gewissermassen mitschuldig, indem er ihr seelenleben zeitweilig zu seinem eigenen macht. Haym schrieb in einer zeit, die nichts von der romantik wissen wollte, sie aber auch nicht mehr bekämpfte, sondern als völlig erledigt, als eine längst verschwundene geistesbewegung betrachtete. Walzel hat selbst sehr erheblich zu ihrer neubelebung beigetragen. zwischen beiden forschern ligt die philosophie Nietzsches, dessen geistesverwantschaft mit den romantikern grade Walzel gern betont. hätte das Haym getan, dann würde er wol von den aphorismen des adelsphilosophen wie von der ästhetik Friedrich Schlegels gesagt haben, 'dass es ein vielfach unreifer, unbestimmter, unfertiger inhalt ist, der nur in der fertigsten, resolutesten und schneidendsten form sich hervorwagt'. ein

einigendes moment ligt gewis darin, dass Walzel genau wie Haym niemals den zusammenhang zwischen religion, philosophie und dichtung aus dem ange verliert. aber er ist auch hier wärmer; er beobachtet die romantische natursymbolik nicht nur, sondern ist von ihr entzückt. er fühlt sich Novalis verwandt, während Haym den 'Heinrich von Ofterdingen' einfach 'ein traumhaft verworrenes gebilde' nennt. in Walzels verehrung des syndes verrät sich der einfluss des gegen ende der neunziger jahre auch unsere dichtung beherrschenden symbolismus. so tritt immer wieder zu tage, dass es sich nicht nur um zwei der veranlagung nach völlig verschiedene forschler handelt, sondern dass hier auch noch zwei zeitalter sprechen.

Demnach war eine vergleichende überarbeitung unmöglich, auch widerstand es Walzels pietätvoller art durchaus, den text seines vorgängers zu verzerren. daher hat er sich auch in ihn eingelebt, ihn in einer feinsinnigen vorrede gewürdigt und es einfach für seine pflicht erklärt, 'Hayms wörte zu wahren und zu schützen'. da er seine ergänzungen nunmehr nur als nachträge geben konnte, musste der schluss von Hayms eigenen nachträgen befreit werden. sie wurden daher dem texte eingefügt — ein wagnis das notwendig war, wenn das buch nicht ein monströses aussehen bekommen sollte. den anmerkungen Hayms sind [in eckigen klammern] die inzwischen erschienenen notizen beigefügt, auch das war nötig, es hat keinen zweck, auf schwer erreichbare texte zu verweisen, wenn es leicht zugängliche gibt. der bibliographische anhang verzeichnet und charakterisiert alle wichtigen werke, die inzwischen über die von Haym behandelten probleme erschienen sind. hier werden auch in sachlicher kürze einwände gegen Hayms auffassung geäußert, hier kommen Dilthey, Minor, Joël, Kircher, Brecht, Alt, Pätzsch, Houben, Spranger, Heilborn, Ricarda Huch, Marie Junghans-Dege usw. zu ihrem rechte, in viel zu bescheidener weise noch Walzel selbst.

So ist die schwierige aufgabe aufs glücklichste gelöst, gleich bewundernswert scheinen mir die wissenschaftliche gründlichkeit und die tactvolle art Walzels. er hat Hayms buch ohne jemals dem älteren forschler ins wort zu fallen, so bescheiden, dass es unmittelbar über den gegenwärtigen stand der wissenschaft unterrichtet. kann man bescheidener gegen einen vorgänger sein, von dessen denkweise man sich durch eine wüste klüft getrennt fühlt?

Leipzig.

Rob. Riemann.

Heinrich Zschokkes jugend- und bildungsjahre (bis 1798). ein beitrag zu seiner lebensgeschichte von dr. Carl Günther. Aarau, H. R. Sauerländer & co. 1908. 280 ss. 3/7 m. — Eine biographie Zschokkes ist schon veröffentlicht, denn was bis jetzt über sein leben geschrieben worden, bildet

alles an verschiedenen mängeln, deren geringster ungenügendes material ist. dieses gebrechen haftet auch noch dem lebensabriss an, den Hans Bodmer seiner ausgabe von Zschokkes schriften (Bong) vorausgeschickt hat. bedenklicher ist die gewollte einseitigkeit CWüests (HZschokke, HPestalozzi und HKleist 1910).

In gewissem sinne ist allerdings Zschokke selbst schuld an diesen schwierigkeiten. indem er, kaum Schweizerbürger geworden, sofort tätig in die politik eingriff und sich dazu noch zur partei der eindringlinge, der Franzosen, schlug, hat er sich auf lange zeit hinaus die sympathieen mancher kreise verscherzt. dies hat auch manche scharfe urteile von zeitgenossen über ihn verschuldet (vgl. G. s. 2). lehrreich auch noch für unsere zeit scheint mir, dass UHegner, solange er Zsch. nur aus dessen schriften kannte, eine abneigung gegen ihn hatte, sie dann aber bei persönlicher bekanntschaft. ablegte (vgl. HWaser UHegner s. 284 f). ferner hat Zschokke mit so sorgloser ungenauigkeit sein leben in der Selbstschau beschrieben, dass es nicht verwunderlich ist, wenn man ihm fälschung vorgeworfen hat, besonders wenn man beobachtet, dass die meisten fehler änderungen zu seinen gunsten sind.

So bestand denn die erste aufgabe des verfassers darin, neue, zuverlässigere quellen aufzusuchen. trotz seinen redlichen bemühungen konnte ihm dies leider nicht überall gelingen, so besonders bei der jugendzeit; hiefür sieht er sich meist einzig auf Zschokkes autobiographische schriften angewiesen. dies bringt leider da und dort eine gewisse unsicherheit in die beschreibung, die der verf. aber auch ehrlich zugibt, freilich nicht immer zum vorteil der darstellung (vgl. s. 27: 'soll', 'scheint', 'vielleicht'). in manchen wichtigen puncten ist es dem verf. gelungen die Selbstschau zu berichtigen (die wichtigsten stellen: s. 76. 122 f. 164. 183. 202). hier wird besonders deutlich, wie sich in Zschokkes erinnerung alles zu seinen gunsten verschob. dass dabei nirgends einige absicht mitspielte (G. s. 2 f), will mir nicht recht glaubhaft erscheinen; denn Zsch. hat zb. in der Selbstschau eine ernsthafte jugendliebe vollständig übergangen (s. 149), ja sogar, wie mir scheint, absichtlich die liebe durch eine allgemein gehaltene schilderung von liebeleien verdeckt. wenn wir auch an einigen wendepuncten von Zschokkes leben über seine beweggründe noch im unklaren bleiben, so ist es doch dem verf. gelungen, in die Graubündener zeit, besonders mit hilfe des Tscharnerschen familienarchivs, viel licht zu bringen. diese partie der arbeit scheint mir am besten gelungen zu sein, weil der verf., wie es seine absicht war, hier besonders gut die schilderung der umgebung und der zustände jener zeit einflocht. mit recht verzichtete er aber darauf, auf die litterarischen producte der frühzeit gründlicher einzugehn, weil sie es nicht

verdienen (schon Zsch. selbst stand ihnen anfallend kund gegenüber; vgl. s. 102 das geständnis, dass er nur des geldes wegen schreibe). hervorzuheben wäre hier nur, dass Zsch. wol infolge des frühen todes seiner mutter auch die dichterische gestalt der mutter nicht kennt, ferner dass er im einklang mit vielen ästhetischen ansichten (s. 113) auch in seinen dichtungen moralische wirkung sucht; das weist schon auf den späteren volkschriftsteller hin. schliesslich gewährt der erfolg seiner schriften auch einen einblick in den geschmack des grossen publicums jener zeit.

Auf s. 54 hat der verf. gerecht die vorzüge und mängel des jungen Zsch. gegeneinander abgewogen: auf der einen seite ehrgeiz, drang etwas nützlichcs zu schaffen, journalistische begabung, anpassungsfähigkeit; auf der andern seite mangel an originalität und tiefer künstlerischer begabung.

Schliesslich will ich nicht vergessen zu erwähnen, dass der verf. in seiner arbeit (sie ist als Zürcher dissertation erschienen), wo es immer möglich war, genaue angaben gesammelt und manche ungenauigkeiten der frühern biographie corrigiert hat.

Riehen bei Basel.

Paul Geiger

Das gerettete Venedig, eine vergleichende studie von **Fritz Winther**. [University of California publications in modern philosophy, vol. 3, nr. 2 pp. 87—246.] Berkeley, Univ. of Cal press 1913. S. o. 1.50 doll. — Die verschwörung zu Venedig vom jahre 1618 hat Ranke in einer denkwürdigen studie als rechtzeitig verhinderten abenteuererstreich von geringer tragweite verifiziert. doch seit der phantasievollen und lebhaften schilderung des den germanisten mindestens durch Schiller vertrauten abbe de St. Réal haben dichter aller arten und völker diesen stoff mannigfach umworben. in einer Rostocker dissertation hat JFalke 1906 die bearbeitungen des 'geretteten Venedig' schlecht und recht gewürdigt. der verf. vorliegender arbeit musste sich also eine andere aufgabe stellen: er nahm ohne äussere notigung drei stücke aus der liste seines vorgängers heraus und verglich sie nach psychologischer methode. Otway, dessen 'Venice preserved' das bedeutendste englische drama zwischen Shakespeare und Shelley genannt wird, Antoine de la Fosse, ein epigone der französischen classischen tragödie, und Hofmannsthal sind die drei dichter. Grillparzers anziehendes fragment bleibt unberücksichtigt. wir erfahren, dass den Engländer eine den verstand beherrschende einbildungskraft, den Franzosen ein die phantasie unterdrückender verstand und den Deutschen die vereinigung von verstand und phantasie auszeichnet. nach solchen mir wenig vertrauten einflussenden grundthesen legt der verf. auf den nächsten 10 seiten mit splendidem abdruck ganzer replikensysteme den nachdruck auf diejenigen triebfedern der gestalten, die jeweils einer gattung von menschen gemeinsam sind. in einem lediglich die handlung

beschreibenden primaneraufsatzstil werden die freundschaft und die ehe mit trivialen randbemerkungen über die wandlung des deutschen frauenideals abgehandelt. gegenüber dem sentimental Franzosen zeichnet Hofmannsthal die heldin ohne rührscenen: 'denn das moderne Deutschland mit seiner herrenmoral, seinem brutalen protzcentum . . . , das statt der Fliegenden blätter und Gartenlaube die Jugend und den Simplizissimus liest, ist endlich die (!) sentimentalität des vorherigen geschlechtes überdrüssig geworden!' in diesem stil kriecht die abhandlung in sattsamer umschreibung des inhalts der zu vergleichenden stücke dahin. in den weiteren abschnitten betrachtet Winther das gewissen und die moralischen begriffe der personen, als lebten sie in urprosaischer atmosphäre, nicht wie dichtergestalten, sondern wie menschen des realen lebens. die berufung auf den vergleichenden litterarhistoriker Wetz und seinen ausdruck 'zwangslagenconflict' drückt dem leser den schlüssel zum verständnis des ganzen buches in die hand, das gegen den schluss hin manches kluge wort über Hofmannsthal bringt, der W. eben im grunde viel wichtiger ist, als Otway und de la Fosse. doch auch hierbei fehlt der farbige hintergrund, trotzdem es nah genug lag, Hofmannsthals liebe zur renaissance zu zeitgenössischen dramen in beziehung zu setzen. es wimmelt in dieser citatenreichen studie an schiefen und voreiligen verallgemeinerungen: 'fast alle großen deutschen dichter waren zum mindesten auch lyriker' (s. 221), 'die darstellung des ich ist ein merkstein im gedankenreich des jetzt' (s. 215).

Die leser des Anz. f. d. a. haben besseres zu tun als sich mit der faden abgeschmackten schöngesterei dieses buches abzugeben, und so bemerke ich nur noch abschließend, dass sein verf. die deutsche sprache wie ein ausländer handhabt. unter der fülle der grammatischen und stilistischen misverständnisse bezeichnen den höhepunkt (s. 90): 'eine handlung, welche die noch zuckenden fetzen des lebens aneinanderreicht' und s. 146: 'man stelle sich unter Hofmannsthals Belvidera . . . keine zum äußersten drängende pionier-frau vor. ihre umrisslinie behält . . . immer eine schöne rundung!'

Greifswald.

Werner Richter.

Das martyrium der Charlotte von Stein. versuch ihrer rechtfertigung von Ida Boy-Ed. Stuttg. u. Berlin, JG Cotta nachf. 1916. — Hat frau von Stein sich dem geliebten ganz geschenkt? die frage ist gewis nicht gleichgiltig. die verf. sucht sie in feinen und lebhaften darlegungen aus persönlichem einfühlen und nach-erleben zu bejahen: so persönlich wie Ricarda Huch sich mit den romantikern und etwa auch Gundolf mit Goethe nachschaffend auseinandersetzt. diese art ist nicht rein wissenschaftlich; aber das urteil einer kräftig mit der frau empfindenden frau ist hier trotz-

dem von belang. ihr hauptargument gibt die verbitterung und der tiefe groll her, mit dem frau von Stein den freund nach dessen heimkehr aus Italien, zumal nach seinem bunde mit Christiane behandelt, statt die seelische freundschaft weiter zu pflegen, die ihr nicht versagt ward. 'ein rückschlag von solcher stärke ist nach der zerstörung eines seelenbündnisses nicht möglich!' (s. 79) aber dies verhältnis ist nicht typisch, darf nicht mit dem gemeingültigen maßstab gemessen werden, und der versuch der beweisführung aus bekannten briefstellen versagt. es gab zeiten, wo es mir erlösend gewesen wäre, den unnatürlichen platonischen liebesbund widerlegt zu sehen; briefe und zeugnisse haben mich doch immer wider zu ihm zurückgeführt, und die verf. urteilt weniger nach den objectiven belegen als nach eigener innerer gewisheit aus solehem mitleben fällt manches glückliche licht auf phasen dieser übersinnlich-sinnlichen liebe; aber was bewiesen werden sollte, lässt sich so nicht beweisen. der ungewöhnliche bund zweier ungewöhnlichen menschen hat seine eigenen gesetze. R.

Deutsche eigenart und deutsche schicksale. zwölf bücher von prof. dr. Karl Fischer. abteilung 1. Berlin, CASchwetschke & sohn (1917). 161 ss. gr. 8^o. 3 m. — Der große historiker hoffte seines volkes innere kraft für den weltkrieg zu stärken, indem er ihm seine geschichte als eindringliche lehre in knappen hauptzügen nahebrachte. von den 3 heften, die das ganze füllen soll, reicht das erste, mir vorliegende nur bis zum ende der Karolinger: die frühzeit ist räumlich stark bevorzugt, weil hier reichere bilder der 'schicksale' die schwächere direkte bezeugung der 'eigenart' ersetzen müssen. der stoff wird geschickt in einzelbilder zerlegt, die doch des zusammenhangs nicht entbehren; die darstellung ist recht anschaulich und namentlich dadurch wirksam, dass die quellen-schriftsteller, Tacitus und Ammian, die Vita Severini und Gregor von Tours, Beowulf und Heliand und wie sie heißen, von ihrem stil und wortlaut mit recht manches herleihen müssen. der abschnitt über 'deutsche frühkultur', der zeugnisse und zeiten, deutsches und nordisches, wunderlich mischt, und namentlich über die runen allerlei bedenkliches aussagt, verrät freilich, dass der verfasser nicht eigentlich philologe ist. absichtlich bleibt die sage beiseite: Ermanrich kommt überhaupt nicht vor, aber auch Dietrich von Bern und die Langobarden fahren schlecht, und Chlotwig rückt in eine allzu bevorzugte stellung. aber auch Karl der Große tritt nicht in voller größe und rundung auf — die großen werden durch den verfall überschattet, der bei den nachfolgern immer auch weltgeschichtlich würde ich die fruchtbaren filiaz-bevölkerungen herausheben. aber vielleicht wollte F gerade durch die geschichten den 'schicksale' belehren, die an den großen abzuliegen, die kleinen aber ins verderben rissen. die lehre tat uns weh: auch die Germanen der völkerwanderung hätten uns warnen können. aber wann hat je ein volk aus der geschichte gelernt, bevor das so-

heil ihm diese schule aufzwang? also zu spät: wenn es je zu spät wäre zu lernen.

R.

Der deutsche gedanke bei Jakob Grimm, in Grimms eignen worten dargestellt von Theodor Matthias. Leipzig, RVoigtländer 1915. 134 ss. 8^o. 2 m. — Durch diese auswahl erquickender deutscher worte, die dem andenken des gefallenen sohnes gewidmet ist, hoffte M. 'dem kommenden gröfseren Deutschland' geistig zu helfen. es ist anders geworden: wir haben nicht nur den krieg, sondern fast schon den glauben an unser volk verloren. um so woltätiger kann diese gute sammlung wirken, die in jeder silbe ein warmes schlichtes bekenntnis zum deutschen volke bedeutet: 'ich liebe mein vaterland, mein vaterland ist mir über alles gegangen', dies einfache geständnis, das der ehrwürdige mann 1847 auf der Lübecker germanistenversammlung unter tränen aussprach, könnte als motto voranstehn. jede seite der trefflichen lese bewegt uns das herz; gutes und gesundes empfinden hat den verdienten herausgeber geleitet. schade nur, dass er, sonst mit eignem sehr zurückhaltend, es doch nicht lassen konnte, einer an sich unbefangenen gewählten reihe von äufserungen JGrimms über die deutsche sprache den üblichen werbeartikel für den deutschen sprachverein anzuschließen. und ist ihm wirklich bei der 'deutschwissenschaft' (s. 6) wol? JGrimm sagt s. 108 im gleichen sinne 'deutsche wissenschaft'. im vaterländischen geiste betont JGrimm wider und wider den wert der vergangenheit, der geschichte: ernste mahnungen, die uns heute besonders not tun. den schwachmütigen, die sich damit trösten, wir könnten abermals das volk der dichter und denker werden, empfehle ich das wort s. 112, das 'ein stolzes bewusstsein der stärke und der macht des vaterlandes' verlangt 'als eines bodens, von dem der geist sich schwingen, auf dem er weilend sich niederlassen könne'. und der grofse gelehrte, der so tief in seinem volke wurzelt, verkennt doch keinen augenblick die oligarchie des geistes, bekennt sich zur freiheit, lehnt aber die gleichheit und selbst die brüderlichkeit ab, und warnt 1848 hart vor den selbstsüchtigen, die es gelüstet 'nach dem bodenlosen meer einer allgemeinheit, das alle länder überfluten soll'. auch philologen empfehle ich das heftchen, auf dass es sie zu den reden und vorreden selbst weiterleite, aus denen M. die erlesenen sätze entnommen hat. leider macht er es nicht eben leicht, sie an ihrer stelle aufzufinden.

R.

Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln begründet von Konstantin Höhlbaum fortgesetzt von Joseph Hansen. xv band (heft 36 u. 37). mit unterstützung der stadt Köln. Köln, Du Mont-Schauberg 1918. x u. 608 ss. 8^o. 26,40 m. — Dieser stattliche band enthält Regesten und auszüge zur geschichte der universität Köln 1388—1559 von Herm. Keussen. der unermüdliche fleifs und die ordnende gelehrsamkeit des verdienten herausgebers der matrikel und verfassers der topo-

graphie von Altköln haben hier chronologisch aufgereiht, nicht nur was die urkunden und acten des Kölner stadtarchivs zur geschichte der alten universität hergeben, sondern alles einschlägige was ihm in langjähriger sammelarbeit in zahlreichen archiven und druckwerken begegnet ist. über die erhaltenen und verlorenen acten der universität: aufzeichnungen des rectoris und mei der bedelle, decanats- und facultätsbücher, acten der gymnasien und stiftungen berichtet in knappster form die einleitung. mit besonderem interesse erfahren wir hier (s. ix), dass es K. gelungen ist, auch die reststücke des von ihm 1899 zur hälfte publicierten bibliothekskatalogs der artisten-facultät von 1474 anzufinden. die regestenform des werkes könnte eine gefahr für den stoff werden, dessen interesse zum nicht geringen teil ein culturgeschichtliches ist: dass aller raumspargung zum trotz diese seite voll zur geltung kommt, dafür sorgt die umfassende geschichtliche bildung des bearbeiters. ein lesebuch ist natürlich daraus nicht geworden, obwol der kundige geschichtsfreund gern ein paar seiten hintereinander lesen wird — so sind denn die von Phil. Nottbrock bearbeiteten register, deren zuverlässigkeit ich ausreichend geprüft habe, ein wertvoller bestandteil des bandes: auf den artikel 'Köln, stadt' s. 575—581 weis ich ausdrücklich hin, weil man hier manches findet was man sonst vergeblich sucht: so auch den sonderabschnitt 'universität' s. 579—581. unter den personennamen steckt eine fülle von material zur gelehrten-geschichte. das sachregister (s. 607, 608) ist etwas mager ausgefallen: man darf hier nicht etwa historische beziehungen suchen, wie die der universität zu den concilien, die vielmehr unter 'Basel', 'Konstanz' ('Inns' und 'Hussiten'), 'Trient' zu finden sind, sondern ausschließlich das culturgeschichtliche und das was sich (wie die hansetage) unter keinen orts- oder personennamen unterbringen liefs. ich notiere die artikel 'buchdrucker', 'bücherverzeichnisse', 'judenbücher', 'ketzer', 'Schmalkschriften' und die einzige theateraufführung s. 473 (nr 3506). 1553 wollen studenten ein spiel von Judith und Holofernes auf dem Altenmarkt anführen, werden aber an das kloster Mariengreden verwiesen, wo sie dann wahrscheinlich 'in den dielen' agiert haben. erfolglos gesucht hab ich den artikel 'Koelhoff', auf den doch s. 607 unter 'buchdrucker' verwiesen wird.

K. S.

Bilderatlas zur geschichte der stadt Frankfurt am Main von Bernhard Müller herausgegeben von der Stadtischen historischen kommission [— Geschichte der stadt Frankfurt a. M. in wort und bild bd IIa] Frankfurt a. M., connc-Verlag von Moritz Diesterweg 1916, viii ss. u. 120 tabeln in querschnitt. 8 m., geb. 10 m. — Dieser atlas geht vorläufig über die erläuterungen von prof. dr. Fr. Bothe hinaus, mit denen zusammen er den II bd des gesamtwerks bilden sollte (vgl. über Bd I von

xxxvii 55); auf diesen commentar, den die nicht-Frankfurter noch schmerzlicher vermissen als die 'hiesige', müssen wir warten, bis prof. Bothe aus dem kriege heimgekehrt sein wird. aber inzwischen dürfen wir uns an dem staunenswerten reichthum dieser schönen bildertafeln erfreuen, denen nur allenfalls Strafsburg mit dem wundervollen werke von Seyboth den rang abzulaufen vermag. der rahmen der illustrationen ist hier allerdings zeitlich und stofflich weiter gespannt als im 'Alten Strafsburg'. auf den ersten 9 tafeln lernen wir die bodenfunde der vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen zeit kennen: von der jüngern steinzeit bis ins 8 jh. und dann tun wir freilich einen sprung von 7—8 jahrhunderten, denn da 'die vergangenheit der stadt in ihrer eigenen darstellung erscheinen' soll, das mittelalter uns aber wol viele bauten und sonstige werke der grofsen und kleinen kunst, aber keine darstellungen überliefert hat, so beginnen die pläne und ansichten (taf. 10—25) erst mit dem j. 1492 oder eigentlich erst mit 1535, um dann bis zum j. 1866, dem endpunct des werkes herunterzureichen. mit den 'befestigungen und militärischen bauten' (taf. 26—39) betreten wir zuerst ein gebiet, auf dem der besondere vorzug des werkes sich geltend macht. jeder Goethefreund kennt ja die anheimelnden zeichnungen und aquarellbilder, auf denen CThReiffenstein in den 1550er und 1860er jahren die malerischen reize des alten Frankfurt festgehalten hat; aus dem 1 bande des werkes wissen wir bereits, dass Reiffenstein zwar der liebenswürdigste, aber doch nur einer von vielen Frankfurter künstlern ist, die vor, neben und nach ihm die alten bauten und die baulichen winkel der innenstadt, die höfe und landsitze vor den toren, die schönheit des Mainufers mit griffel und stift, pinsel und nadel gebannt haben, und der kundige hüter und mehrer des historischen museums, der jetzt ungeahnte schätze ausschüttet, versichert uns, es wäre ihm ein leichtes gewesen, den atlas auf den dreifachen umfang zu bringen. so ziehen denn nach den festungswerken alle arten von öffentlichen und privaten bauten, mit der alten brücke beginnend und mit dem judenviertel schließend, an uns vorüber (taf. 26—84). dann folgen 'ereignisse' (taf. 85—100): an der spitze ein ölgemälde des 16 jh.s, das die schlacht bei Cronberg 1389 darzustellen versucht, am schluss der einzug der Preußen am 16 juli 1866. den kaiserkrönungen sind im anschluss daran drei weitere tafeln gewidmet (101—103). der gröste Frankfurter, Goethe, beansprucht taf. 104 u. 105. es folgen das Frankfurter militär und schützenwesen (106—109), das handwerk, seine feste und zunfaltertümer (109—111); weiter münzen und denkmünzen (112. 113), bildnisse berühmter Frankfurter von Jacob Heller bis auf FrStolze und den Struwelpeter-Hoffmann herab (114—118), fayence und porcellan von Frankfurt und Höchst aus dem 18 jh. (119), schließlich möbel und allerlei

'verschiedenes' (120—123) die ansstattung des anziehenden und wertvollen werkes hat in keiner weise unter dem kriege gelitten, und der niedrige preis ist nur durch die munitioenz der stadt zu erklären, die hier ein einzigartiges bildliches urkundenbuch ihrer geschichte gefördert und allen mitbürgern zugänglich gemacht hat.

E. S.

Die berufe der stadt Frankfurt a. M. im mittelalter von Karl Bücher [Abhandlungen der phil.-hist. cl. d. Kgl. sächs. ges. d. wiss. bd xxx nr 3]. Leipzig, Teubner 1914. 113 ss. gr. 8^o. 4,50 m. — Indem Bücher seine durch mehr als ein menschenalter betriebenen social-statistischen studien über die bevölkerung des mittelalterlichen Frankfurt zum abschluss brachte, hat er sich entschlossen, einen wesentlichen teil seiner ergebnisse in einem 'berufswörterbuech' zusammenzufassen, das also keineswegs eine nebenfrucht darstellt, und am wenigsten eine leichtgewonnene, denn es ist die ungeheuer mühselige arbeit langer jahre darauf verwendet worden. was hier vorliegt ist eine leistung wie sie bisher weder die nationalökonomie noch die lexikographie aufzuweisen hat, ein werk von verblüffendem reichum und staunenswerter akribie, ein buch in dem der philologe alle sittlichen und methodischen grundsätze seiner wissenschaft vorbildlich durchgeführt sieht. der verf. lehnt es mit recht ab, etymologie zu treiben — sie würde hier auch wenig sinn und zweck haben; aber für alle seiten der wortgeschichte hat er einen scharfen blick: die morphologie, die biologie und die chronologie der hier in betracht kommenden wortgruppen, das zeitliche nacheinander und nebeneinander hat er beständig im auge, nicht nur in der für den sprachforscher höchst lehrreichen einleitung (s. 1—20), sondern auch überall im wörterbuche selbst. alle schwierigkeiten der deutung, die trennung von echten berufsamen, zunamen, werdenden familienamen, sind ihm gegenwärtig, und im einzelnen hat er eine fülle neuer und sicherer deutungen gewonnen, gerade dadurch dass er ein zeitlich und örtlich beschränktes, aber innerhalb dieser grenzen überquellend reiches material verarbeitet. so bietet dies werk nicht nur dem deutschen wörterbuch und der wortbildungslehre, sondern vor allem auch der erforschung der familienamen, ihrer deutung und geographie höchst wertvollen stoff, und zwar keineswegs rohstoff dar.

Die zahl der hier vereinigten und urkundlich mit allen euertelen bezeugten namen von berufen (gewerben und künsten) erreicht etwa 1500. die bekannte tatsache der weitgehenden berufsteilung im ma.lichen gewerbe wird hier etwa bestätigt, indem aus dem alten schmiedegewerbe 15 berufsarten abgeleitet werden (s. 17. bes. lehrreich der artikel *bläser* s. 116); demgegenüber hat die arbeitsteilung nur eben in der wollweberei platz gefunden, wo im laufe des 14 jhs. zu 19 verschiedenen benennungen (ibid. s. 17) für die geschichte der technik fällt allerlei interessantes detail ab: so sind *radspinnereu* (s. 97) seit 1358 bezeugt, während man das

conversationslexikon belehrt, das spinnrad sei um 1520 zu Wolfenbüttel erfunden! [doch vgl. DWb. X 2544.] merkwürdig zahlreich sind die gewerbe welche die vorbereitung des buchdrucks bekunden (s. 16). für die öffentliche dirne gibt es 18, für den abtrittsfeiger 6 verschiedene bezeichnungen usw.

In dem wörterbuch selbst zu lesen ist ein genuss, den sich kein freund der deutschen sprache und culturgeschichte sollte entgehn lassen. im einzelnen bleiben noch manche zweifel, aber nur wenige die nicht B. selbst empfunden hat. die beiden *reimer* von aa. 1417. 1419 (s. 98) müssen zu *reim* 'tendicula' gehören, sie können mit *rîmen* nichts zu tun haben; um so sicherer gehört der litteratur *Ernbode der sprecher* a. 1358 (s. 120), der sich schon durch seinen namen verrät. wenn auch *schuchworte* zum ersten male 1508 durch *schuster* ersetzt wird, *schuchter* (s. 109) ist doch auch auf *schuohster* zurückzuführen (vgl. *sehter* < *sehster*). können nicht die beiden *pifendreuer* (s. 93) auch bohrer von brunnenröhren sein? für den *pfeiffentreier* von Lüneburg im Ulensp. hist. 66 freilich, der 'ein landfahrer gewesen und mit dem lotterholz umgelaufen war', trifft gewis Büchers deutung allein zu.

E. S.

Das städtische beamtentum im mittelalter. vortrag gehalten in der Gehe-stiftung zu Dresden am 10 october 1914 von prof dr Karl Bücher [Vorträge der Gehe-stiftung zu Dresden bd VII heft 1]. Leipzig u. Dresden, B. G. Teubner 1915. 22 ss. 8°. 0,80 m. — Auch in diesem höchst lesenswerten vortrag steht Bücher auf seinem wissenschaftlichen heimatsboden: es ist das Frankfurt des 14 u. 15 jhs., dessen reiches archivalisches material er inzwischen in den 'Frankfurter amtsurkunden' (Frkf. 1915) veröffentlicht hat. die üppige entwicklung dieses städtischen unterbeamtentums, seine gliederung, sein verhältnis zu rat und publicum, seine materielle stellung werden dargelegt, die durchgreifenden unterschiede zwischen dem beamtentum der mittelalterlichen stadt und dem des modernen staates, dessen anfänge doch in den städten des mittelalters liegen, aufgedeckt, eine lehrreiche parallele zwischen den beamten und den zünftigen gezogen. beiden gemeinsam ist von haus aus 'als vornehmster gedanke der vom gemeinwol, vom allgemeinen besten. für das gewerbe hat eine spätere zeit ihn fallen gelassen; aber für das beamtentum ist er mit immer größerer schärfe durchgebildet worden und wird ihm niemals verloren gehn können'. — dürfen wir das auch heute noch hoffen? E. S.

Unerklärte niederdeutsche strafsennamen in Hamburg und anderswo. ein beitrage zum alten deutschen städtewesen von Erwin Volckmann. Hamburg, Ackermann & Wulff nachf. 1917. 54 ss. 8°. 1,50 m. — Das von einem historisch gebildeten verfasser mit eindringlicher beredsamkeit geschriebene büchlein schürft tiefer als das Quickbornheft von

Schmidtger, Plattdeutsche strafsennamen in Hamburg, gelangt aber gerade in der hauptsache wider nicht zu überzeugenden ergebnissen. *Kattrepel* (ich füge zu der liste über die verbreitung s. 10 hinzu: Königsutter) wird als bedeutungsgleich mit *Katthagen* u. ä. hingestellt, wobei *repel* als ein ahd. *reofil* gefasst wird: dies *reofil* ist aber nur in der bedeutung 'subsellium' vorhanden! V. bezieht alle *Kattrepel* und *Katthagen* (s. 9 ff) auf alte bollwerke, nimmt also *katte* in der bedeutung 'ballistarium' — dabei übersieht er, dass die *katte* zunächst ein belagerungs-, nicht ein verteidigungsinstrument ist und dass die dorfnamen allein schon diese deutung bedenklich machen; er begeht außerdem hier wie im folgenden den fehler, den ausdrück überall wo er vorkommt, wenn nicht als bodenständig, so doch als sinnvoll zu betrachten, während doch die strafsennamen wie die siedlungsnamen recht oft einfach übertragen sind. — *Schöpenstel* (s. 31 ff) — auf diese form weisen alle vorkommen hin! — könnte man nur durch eine scherzhafte umstellung allenfalls aus *Schöpenstol* ableiten; diese spielerei halte ich nicht für unmöglich (vgl. thüringische vogelnamen wie *Zahlredchen* < *Radzahlchen*), aber sie könnte doch nur einmal vorgekommen sein, und in dieser umwandlung wäre dann der name (von Hamburg aus?) gewandert, vorläufig ziehe ich die erklärungs 'stiel einer *schöpe* (schöpfkelle)' vor: sie ist ebensowenig anstößig wie das häufige 'Schlüssel für ein schlüsselartig geformtes flurstück; vgl. auch den strafsennamen *Pfannstiel* in Augsburg. — die nur in Hamburg vorkommenden *Raboyesen* mögen immerhin mit dem für Gent bezeugten franz. *rabot* für eine schleuse zusammenhängen, obwol mir die verwendung eiserner 'schützen' in so früher zeit erst bewiesen werden müsste. — den im ehemals slavischen nordosten von Hamburg bis Pommern und Meissen vielbezeugten namen *Grimm* (s. 25 ff) kann ich mich nicht entschließen mit dem deutschen adj. *grim(m)* 'sehr zornig, schrecklich, wild' zusammenzubringen, bloß weil es möglich ist, ihn überall auf 'wüstes, unbebautes gelände' zu beziehen, am ende hängt er mit dem von V selbst als slavisch anerkannten *Cremon* (s. 51 ff) zusammen, für dessen verbreitung ich noch das vorkommen als hamburgischer schiffsname (Vogel Geschichte d. d. seeschiffahrt 1 190 'Cremm') und anderseits den ortsnamen 'Kremon' an der livländ. Aa anführe.

E S.

Wissenschaftliche beihefte zur deutschen Alpenforschung herausgegeben vom Bunde der sprachinselfreunde. 3. heft. Leipzig, verlag d. Mitteilungen Bund der sprachinselfreunde 1918. 54 ss. 8^o 0,80 m. — Etwas wissenschaftliches wird man in dem wunderlich angeordneten hefte vergeblich suchen: der verfasser, herr A Bass, versteht darunter wahrscheinlich den 'schriftennachweis', der s. 3—19 die literatur über die sprachinseln chronologisch, aber unvollständig und

kritiklos aufreht, worauf dann s. 20—24 noch geologische und paläontologische litteratur über das gebiet der sieben gemeinden folgt. als besonderes curiosum sei noch erwähnt, dass herr Bass s. 16 unten ratschläge für junge doctoranden gibt. E. S.

Berichte aus dem Knopf-museum Heinrich Waldes, Prag-Wrschowitz. illustrierte vierteljahrschrift, herausgeber: Knopf-museum Heinrich Waldes, sammlung von kleiderverschlüssen aller arten und zeiten. jahrgang I 1916 mit 55 abbildungen u. 6 tafeln. 88 ss. 8^o; jahrgang II 1917 mit 44 abbildungen u. 4 tafeln. 72 ss. 4^o. Prag-Wrschowitz, selbstverlag 1916. 1917. — Das Knopf-museum ist die gründung eines industriellen, der die mittel welche er durch die vertreibung des druckknopfes gewonnen hat, teilweise in den dienst der wissenschaft stellt: er strebt die wissenschaftliche erforschung der kleiderverschlüsse aller länder, völker und zeiten an und vereinigt in einem museum gegenständlich und bildlich ein rasch anwachsendes anschauungsmaterial, zu dem er selbst den grundstock auf langjährigen reisen gesammelt hat. über das culturgeschichtliche interesse der mit dem knopf zusammenhangenden fragen hat er sich nicht getäuscht: große und kleine museen haben ihn und seine wissenschaftlichen mitarbeiter gern unterstützt, und gelehrte von ruf veröffentlichen wertvolle beiträge in den Berichten: so P Wolters: Wie hiefs der knopf bei den Griechen? I 66 ff, R Forrer: Über knöpfe und knöpfung im römischen Ägypten I 29 ff — oder gestatten deren widerabdruck, wie Flinders Petrie: Frühägyptische knöpfe I 25 ff. eine reihe von aufsätzen behandelt die technologie des knopfes, so bes. K Firbas I 13 ff. 40 ff. 71 ff, und das alte knopfmacher-gewerbe I 15 ff. 18 ff. 44 ff. 74 ff. ein Lieblingsfeld verspricht diese fröhliche wissenschaft für die damen zu werden: Leopoldine Auzinger führt uns auf wanderungen durch die Berliner museen, vom völkermuseum bis zur gemäldegalerie: I 3 ff. 31 ff. 60 ff, Rose Julien behandelt den knopf in der volkstracht I 49 ff. beide abhandlungen sind reich mit abbildungen geschmückt. — dass die von dem gründer des museums in auftrag gegebene geschichte des knopfes durch den tod des dr EMSchranka vorläufig hinausgeschoben wird, hat die wissenschaft gewis nicht zu bedauern, denn die 'monographien' dieses schriftstellers stehn durchweg nicht auf dem niveau, zu dem sich die Berichte sichtlich emporarbeiten. dies bezeugt auch der inzwischen erschienene II jahrgang, der übrigens — mitten im kriege — in vergrößertem format und noch reicherer ausstattung erschienen ist und von den eigenen beständen des museums vielfach kunde gibt. daneben haben das Grüne gewölbe und die unerschöpflichen sammlungen Forrers wertvollen stoff geliefert. E. S.

Aus leben und sprache des Schweizer soldaten. proben aus den einsendungen schweizerischer wehrmänner zu-

sammengestellt von **Hanns Bächtold** [4 u. 5 stark verm. tausend der 'Volkskundl. mitteilungen aus dem Schweiz. soldatenleben']. Basel, Verlag der Schweiz. gesellschaft f. volkskunde 1916. 78 ss. 8°. 2 fr. — Die moderne Schweiz kennt einen soldatenstand, ein soldatenleben und damit eine soldatensprache eigentlich erst, seitdem der weltkrieg ihren waffenfähigen söhnen einen nun schon jahre andauernden grenzdienst auferlegt hat. mit einem male hat sich hier der Schweiz. gesellschaft für volkskunde ein neues arbeitsgebiet erschlossen, und sie hat es mit dem geschick und der energie in angriff genommen, die wir an ihren leitern gewohnt sind. in dem vorliegenden heft erhalten wir zunächst proben, die aber gleich das ganze gebiet der soldatischen volkskunde, von deutscher und französischer seite, umspannen und, mit gutem geschmack ausgewählt, zugleich zu einer werbeschrift verarbeitet sind. das interesse an glauben und brauch, lied und spruch, humor und wortschatz des schweizerischen militärs ist für uns und die wissenschaft ein doppeltes: einmal sehen wir hier eine neue u. zw. eine doppelte standessprache im entstehen, und dann ist es von wert festzustellen, was sie mit der deutschen soldatensprache und dem 'argot du poilu' gemeinsam hat aus den gleichen realen und psychologischen quellen, und weiter was sie von den nachbarn und stammesgenossen im norden und westen direct entlehnt, obwol der verkehr gewis nur durch schmale kanäle läuft. natürlich geht dies probeheft auf derartige fragen, die sich jedem kundigen auf deutscher wie französischer seite aufdrängen, zunächst nicht ein; es gibt eine auswahl aus dem zurzeit vorliegenden material, soweit es geordnet ist, und diese ist mit mehr tact und mit weniger wichtigtuerei getroffen, als wir sie in der kriegslitteratur der kämpfenden parteien gewohnt sind. besonders hervorgehoben seien die alten und neuen soldatenlieder s. 33—45, vgl. s. 50—53.

E. S.

EIN UNGEDRUCKTER BRIEF JACOB GRIMMS.

Am 9 februar 1919 starb Auguste Grimm, 86jährig, das letzte kind Wilhelm Grimms; für alle die sie kannten eine herzerquickende trägerin der Grimmischen familienüberlieferung, eine rechte verkörperung des gemutvollen geistes aus tages da es noch keine telephone, flugzeuge und arbeitsfrage gab. sie schenkte mir diesen brief, den einst der geliebte 'papa' dem 12-jährigen nichtchen geschrieben hatte als leser denkt er noch freudlich nicht so sehr die Gustelmaus als den ganzen familienkreis. echt Jacob Grimmisch, ist der brief reicher an stoff als ein persisches arguss, episch, nicht lyrisch-gemisch. so fehlt dem nicht das blümchen, von einem papierstreifen mit zwei ablaten sauber

festgehalten. der beobachter von land und volk gibt sich hier im hausrock und scheint die meinung widerlegen zu wollen, als schäme sich der Deutsche vom essen zu erzählen. man nehme das blatt als eine harmlos-häusliche ergänzung zu den 'Scandinavischen eindrücken', die Grimm in der Berliner akademie vorlas und die sich an der stelle über die Däninnen mit dem brief berühren (Kleinere schriften I 78).

Die vorlesung vor dem Kgl. Nordiske Oldskriftselskab behandelte die nordischen namen des Reichenauer nekrologs und ist gedruckt Kl. schr. V 349 ff. mit Müller muss wol der theologe Julius M. gemeint sein, Karl Otfrieds jüngerer bruder, der in Göttingen 1834f mit den Grimms zusammen war und 1839—78 in Halle lebte. Lützow scheint, nach dem todesjahr 1844, der generalleutnant Leo freiherr v. L. zu sein, bruder des freischarenführers; ebenfalls eine Göttinger bekanntschaft? Engelstoft ist der historiker Laurids E. 1774—1851. die übrigen sind bekannt bis auf pastor Johansen, den ich nicht nachweisen kann.

Berlin, april 1919.

A. Heusler.

Copenhagen 18 sept. 1844.

Liebe Gustelmaus, ich habe ein paar tage länger den brief aufgeschoben, weil ich euch bestimmte nachricht über meine rückreise geben wollte und bisher noch unentschlossen war, welchen weg ich einzuschlagen hätte. Nachdem ich zuletzt auf ofnem meer ein paar zeilen geschrieben hatte, die schon ein paar tage darauf in euern händen waren, landete ich in Ystad, und miethete einen schlechten, unbedeckten wagen um nach Lund zu fahren, denn es war schönes, warmes wetter, aber diese reise gieng langsam und nahm einen vollen tag weg. die gegend ist gut angebaut und hügelig, die bauernhäuser sind nicht mehr auf schwedische art roth, sondern auf dänische weiss oder grau. In Lund blieb ich zwei tage und war jeden tag zum essen eingeladen, den zweiten tag unter dem champagner trinken brach ein so heftiges gewitter aus, wie ich nie erlebt habe, die blitze schnell hintereinander und zuweilen ohne donnerschlag. Denselben abend noch fuhr ich in der diligence, welches aber eine art omnibus ist, wie sie von Cassel nach Göttingen giengen, nach Malmö, einer lebhaften handelsstadt, die die grösste stadt in Schonen ist, ungefähr von 14000 einwohnern. Den folgenden morgen 6 uhr auf dem dampfschif nach Copenhagen, das schon um 9 uhr erreicht war. Seit der zeit bin ich hier.

Schon zu Lund erfuhr ich aus den zeitungen die drei todesfälle von Kopitar, Benecke und Lützow, die mir nachher eure briefe bestätigten. Zu Stockholm noch sprach ich prof. Tholuck aus Halle, der Müllers zustand für bedenklich, für noch gefährlicher aber den der frau Müller in Halle hält, deren halsschwindsucht

schwerlich geheilt werden könne. Das sind harte leidensvolle aussichten für die armen kinder.

Zu Stockholm war mir im schönen thiergarten (djurgården, sprich julrgården) ein abschiedsfest gegeben worden, von welchem ich $1\frac{1}{2}$ 12 uhr nachts unter sternhimmel und schwedischem gesang auf dem mälaresee auf einem naehen zurückkam, es war dabei etwas kalt; doch wenn man das weiss und sich in acht nimmt verkältet man sich nicht.

Copenhagen darf sich nicht mit Stockholm messen, das weit edler und grossartiger aussieht, auch unmittelbar überall durch meer und seen belebt wird. hier in Copenhagen stösst das meer nicht unmittelbar an die strassen und (man) muss erst in den hafen gehn, um es zu erblicken. nur ein schmaler canal reicht in die stadt, deren strassen mir auch nicht sehr gefallen. Doch ist ein grosser unregelmässiger platz da und ein schöner garten um ein schloss (die Rosenburg), wo kindermädchen mit rothen bändern die kleinen kinder herum tragen. Die Däninnen scheinen mir weniger hübsch als die Schwedinnen, nur sehen sie gesunder und frischer aus.

Ich war im theater und sah Molières Don Juan und ein ballet zu ehren des schwed dichters Bellmann. es wurde beides gut gespielt und gut getanzt und das ballet hätte dir anzusehn gewis freude gemacht.

Ich werde hier oft zum essen eingeladen, gestern war ich bei pastor Grundvig (eine meile weit auf dem land), den sonntag bei prof. Kolderup Rosenvinge zu Lyngbye (drei stunden weit), mehr mals bei Molbeck. morgen soll ich bei conferentsrath Engelstoft und übermorgen bei pastor Johansen (einem Holsteiner, der uns einmal in Cassel besuchte,) (essen oder ähnl.) Im gasthof ist aber das essen besser als in solchen gesellschaften niemals und nir gends fehlt aber die von Dahlmanns her bekannte rothe grütze mit rahm, der hier und in Schweden überall sehr gut ist. Sonst ist die dänische speise schon mehr auf unsre art als die schwedische, bei der es mir einigemal unheimlich ward.

Dem könig kann ich mich hier nicht vorstellen lassen, da er in Jütland ist, und erst ende des monats wieder kommt. Den könig von Schweden fand ich nach stattgehabter vorstellung noch mals im garten des schlosses Haga, wo er mich erkannte, an redete und der königin vorstellte. beide majestäten sprachen recht gut deutsch.

Schade dass ich Gervinnsens nicht zu sehn bekommen, ich konnte nicht frühe genug abreisen, weil ich in der sitzung der Nord. alterthumsgesellschaft etwas vorzulesen überzotisches hatt und das ist erst gestern abend geschehn. Nun könnte ich in den nächsten tagen fort, aber das Stettiner dampfschif geht erst wieder dienstag und wollte ich über Kiel, so gäbe das dort und zu Hamburg noch längern aufenthalt. Die letzte woche ist hier

schon recht kühl oder gar kalt, welcher abstand, wenn ich das zu der milden wärme in Florenz voriges jahr zu derselben zeit halte. ich fange an die vielen besuche und einladungen müde zu werden, und müste in Kiel das hier beendigte von neuem anschien. So habe ich mich also gestern abend im bett dafür entschieden, nicht nach Kiel zu gehn, sondern bis dienstag den 24 hier zu bleiben, wo der Stettiner vapore 1 ulr nachmittags abfährt. so bin ich dann, wenn nichts dazwischen tritt, mittwöch (heut über acht tage) den 25 abends wieder bei euch, worauf ich mich sehr freue. Gervinus wird dann längst fort sein.

Liebes kind, ich danke dir und der mutter und Rudolf für die hübschen briefe, die mir richtig zugekommen sind, ich hoffe das ganze haus gesund wieder zu sehn, wenn Dortchen doch auch die bessern tage zu einer erholenden ausfahrt genutzt hat. Wer weiss, ist das wetter im nächsten monat noch besser als jetzt, so kann ich vielleicht dabei sein, wenn noch etwas unternommen wird.

Seid alle von herzen gegrüsst bis zu frohem wiedersehn.

Dein treuer Jacob Grimm

dies kräutchen ist aus
dem schwedischen meer.

Fräulein Auguste Grimm

Berlin

Lennestrasse 8.

MITTEILUNGEN.

UNIVERSITÄT BASEL. Die Akademische gesellschaft in Basel hat zu beginn dieses jahres aus den erträgnissen der 1869 errichteten 'Wackernagel-stiftung' ein 'Wackernagelstipendium' im betrag von frs. 1000 jährlich gestiftet, das an jüngere germanisten vergeben werden soll, die während wenigstens vier semestern an der universität Basel germanistischen studien obgelegen haben; bei bürgern von Baselstadt gilt diese bedingung nicht, sondern genügt auch ein sonstiger ausweis über germanistische studien. zweck des stipendiums ist, dem stipendiaten förderung und abschluss seiner studien zu ermöglichen. insbesondere kommen dabei der besuch auswärtiger bildungsanstalten und bibliotheken, reisen für forschungszwecke und ähnliche wissenschaftliche unternehmungen in betracht.

Das stipendium wird alljährlich zur bewerbung ausgeschrieben; es wird von einer commission vergeben, der sämtliche in Basel lehrende professoren der deutschen philologie angehören.

GREIFSWALDER PREISAUFGABE. Herr Rittergutbesitzer F. BRICKI Boltenhagen hat seine liebe zur heimat und den wunsch die erforschung ihrer vergangenheit zu fördern, dadurch betätigt, dass er der philosophischen facultät der universität Greifswald die summe von 1500 m. zur ausschreibung einer preisaufgabe aus dem gebiete der ortsnamenforschung Pommerns zur verfügung gestellt hat. die näheren bedingungen für die arbeit und die ausführlichere umschreibung der aufgabe sind vom decan der philosophischen facultät der universität Greifswald zu erfahren. bewerbungen sind bis zum 15 mai 1922 an dieselben, und zwar in der für preisarbeiten üblichen form (kunwort auf der arbeit, name des verfassers in verschlossenem briefumschlag) einzureichen.

SPRACHATLAS. Von G. Wenker, Sprachatlas von Nord- und Mittelddeutschland, 1 abteil. 1 lief. (6 blätter) und einleitung, Strafsburg 1881. (20 m.), ist noch ein restbestand vorhanden, der unter anschluss jeder buchhändlerischen speculation an fachgenossen und sonstige interessenten, auch an seminare und bibliotheken zu ermäßigtem preise abgegeben werden kann. ich erbitte meldungen mit genauer persönlicher adresse und werde dann an diese je ein exemplar gegen postnachnahme von 3,50 m. abgehen lassen.

Prof. Wrede, Marburg i. H., Gieselbergstr. 19

PERSONALNOTIZEN

Am 12 aug. 1915 starb in Kopenhagen 54 jährig JACOB JAKOBSEN, ein Faering, nach dem tode des propstes Hammerhaimb der ausgezeichnetste kenner von sprache und überlieferung seiner heimat wie der Shetlands- und Orkneyinseln. — am 16 jan. 1919 verschied, 68 jahr alt, BJORN MAGNUSSEN OLAF, der erste vertreter der isländischen sprache und culturgeschichte an der 1911 neu errichteten universität Reykjavik.

Am 11 jan 1919 starb 70 jährig Wolframs-Schützmann, der besonders die altniederdeutschen studien durch tüchtige geographischen gefördert hat. im gleichen alter verschied auch 6 lehrer der litterarhistoriker Ludwig Grieg zu Berlin. 92 jährig am 13 mai der geschichtschreiber des dramas Wolfram von Eschenbach in Dresden.

Ein opfer der Berliner revolutionskämpfe wurde am 6 oct. 1919 der langjährige vorsitzende der Gesellschaft für deutsche philologie GORTHOLO BOITMANN (geb. 1870), dessen Inauguralarbeit über Wolfram von Eschenbach i. z. Auszug gewürdet ist.

Weiter wird gemeldet der tod von FRIEDRICH FRIEDRICH HARMÜLLER, dem verdienten mitarbeiter der Wolfram-Quellen-Ausgabe und kenner der hamburgischen litteratur v. 2 apr. 1919, sowie

der von PAUL STACHEL, dem verfassner der vortrefflichen monographie über Seneca und das renaissance-drama. der in Zürich 75 jährig verstorbene archäolog HUGO BLÜMNER stand uns durch seine arbeiten für Lessing und Winckelmann nahe.

Die englische philologie trauert um ERIK BJÖRKMAN, professor in Upsala, gest. 10 mai 1919; die vergleichende sprachwissenschaft beklagt den verlust von OTTO SCHRADER in Breslau und KARL BRUGMANN in Leipzig († 29 juni 1919).

An der neuerrichteten universität Hamburg wurde prof. CONRAD BORCHLING zum ordinarius für ältere deutsche sprache und litteratur, prof. OTTO LAUFFER, der director des Museums für hamburgische geschichte, zum ordinarius der deutschen altertums- und volkskunde ernannt; prof. ROBERT PETSCH von Posen wurde als ao. professor der neuern deutschen litteraturgeschichte dorthin berufen.

An die universität Heidelberg, wo W. BRAUNE vom lehramt zurücktritt, wurde prof. FRIEDRICH PANZER von Frankfurt a. M. berufen. — nachfolger O. BRENNERS in Würzburg, der gleichfalls in den ruhestand tritt, wurde prof. KARL HELM von Gießen. — an der universität Bonn wurde prof. THEODOR FRINGS zum ord. professor mit dem besonderen lehrauftrag für niederländische, niederdeutsche und rheinische sprache und litteratur ernannt.

Prof. MAX HERRMANN in Berlin erhielt die durch Geigers tod erledigte ao. professor für litteraturgeschichte der renaissance und des humanismus.

Auf den durch Vietors tod erledigten lehrstuhl der englischen philologie in Marburg wurde prof. MAX DEUTSCHBEIN von Halle berufen.

Für neuere deutsche litteraturgeschichte haben sich habilitiert dr ADOLF VON GROLMAN in Gießen, dr ERNST BERTRAM in Bonn, dr WOLFGANG LIEPE in Halle.

An die universität Hamburg wurde der privatdocent dr HEINRICH JUNKER von Gießen als ao. professor der vgl. sprachwissenschaft berufen. — prof. dr HERMANN JACOBSON in Marburg wurde zum ordinarius befördert.

EHRENTAFEL IV.

Bereits am 14 dec. 1914 ist bei Flirey GUSTAV GRAU gefallen, der mit eindringendem scharfsinn die quellen der germanischen darstellungen des jüngsten gerichts aufsuchte. — am 28 aug. 1919 erlag den strapazen des feldzugs, nachdem er eine zweite, schwere verwundung glücklich überstanden hatte, im 28 lebensjahre KURT PLENIO, in dem unsere wissenschaft eine ihrer schönsten hoffnungen betrauert.

INGEGANGENE LITTERATUR

Wir werden von jetzt ab alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind, an dieser stelle mit preisangabe verzeichnen. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichteten wir uns nur in dem falle, wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 15 februar bis zum 30 september sind eingelaufen:

- Vom altertum zur gegenwart. die kulturzusammenhänge in den hauptepochen und auf den hauptgebieten. skizzen von F. B. L. Curtins, A. Dopsch usw. Leipzig, Teubner 1919. VIII u. 308 ss. 8°. — 9 m., geb. 10,50 m.
- Lunds Universitets arsskrift n. f., sonderabdrücke aus afd. I bd. 14 Leipzig, Harrassowitz 1918. gr. 8°:
- A. Kock, Altnordischer u-umlaut in ableitungs- und beugungsendungen. 30 ss. — 1 kr.
- E. A. Kock, Jubilee jaunts and jottings. 250 contributions to the interpretation and prosody of old westtentonic alliterative poetry. 82 ss. — 2 kr. 75 öre.
- A. Lindquist, Urg. DAGAN-DAGA in wörtern des typus äbd. *sahdang*, mnd. *rihedage*, an. *shildagi* bzw. mhd. *irretar*. 45 ss. — 1 kr. 50 öre.
- J. Sahlgren, Västgötska ortnamn av typen 'Köllingared' och andra ortnamn som berättar om sekundär bebyggelse. 25 ss. — 75 öre.
- E. Wigforss, De korta rotstavelserna i Skånenålen. 70 ss. — 2 kr.
- C. Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen kulturleben (nach funden und denkmälern). München, R. Oldenbourg 1918. 120 ss. 4°. — 5 m.
- Dahlerup, Jacobsen, Jensen, Ordbog over det danske sprog. II Læstved København, Gyldendal 1919.
- K. Demeter, Studien zur Kurmainzer kanzleisprache (ca. 1400—1570), im Archiv für hessische geschichte u. altertumskunde n. f. Bd. XII, Darmstadt 1919. s. 457—558.
- Deutschunterricht und Deutschkunde. Berlin O 1919, Sallé. 8° — à 1,60 m.
- h. 3: O. Weise, Deutsche heimat und stammesart im unterricht an höhern schulen. 66 ss.
- h. 4: P. Herrmann, Glaube und brauch der alten Deutschen im unterricht auf der oberstufe höherer schulen. 78 ss.
- h. 5: P. Herrmann, Einführung in die deutsche mythologie an höhern lehranstalten. 77 ss.
- H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch, 58. lieferung. Tübingen, H. Laupp 1919. — 4,10 m.
- Fontes rerum Austriacarum. Österr. geschichtsquellen. II abt. Der briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini. III abt. I bd. Wien, A. Hölder in comm. 1918. XV u. 634 ss. 8°. — 25,00.
- P. Gaude, Das Odysseusthema in der neuern deutschen literatur. Griebwälder dissertation. Halle a. S., druck von E. Karras 1916.
- A. v. Grolman Fr. Holders Ins Hypetion. stilkritische studie zu dem problem der entwicklung dichterischer ansichtsformen. Karlsruhe. C. F. Müller 1919. 94 ss. 8°. — 5,50 m.
- Jahrbuch der Goethe-gesellschaft. im auftrage des vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Grät. 6 bd. Weimar, verlag der Goethe-gesellschaft, in comm. Feinhold verlag zu Leipzig 1919. VIII u. 311 ss. 8°. — 10 m.
- A. Köster, Prolegomena zu einer ausgabe der werke Theodor Storms. [Ber. üb. d. verh. d. sächs. ges. d. wiss.] Leipzig, Teubner 1918. 73 ss. 8°. — 2,40 m.

- C. v. Kraus, Die lieder Reimars des Alten. I teil. Die einzelnen lieder. II teil. Die reihenfolge der lieder. [Abhandlungen der Bayr. akademie der wissenschaften. philos.-philolog. u. histor. klasse. XXX 4. 6.] München, G. Franz in comm. 1919. 90 ss. 67 ss. 4°.
- O. Lauffer, Das deutsche haus in dorf u. stadt [Wissenschaft u. Bildung nr 152]. Leipzig, Quelle & Meyer 1919. 126 ss. — 1,25 m.
- H. Logeman, A commentary, critical and explanatory, on the norwegian text of Henrik Ibsens Peer Gynt, its language, literary associations and folklore. Haag, Nijhoff 1917. XIV u. 484 ss. 8°. — 9 gld.
- Hundert jahre A. Marcus und E. Webers verlag. Bonn am Rhein 1919. VIII u. 392 ss.
- Neuphilologische mitteilungen 1919 h. 1—4 (Helsingfors).
- A. Noreen, Vårt språk. 28 h. (bd. VII 6). Lund, Gleerup 1919. — 3,75 kr.
- E. Öhmann, Studien über die französischen worte im deutschen im 12 u. 13 jh. [dissertation von Helsingfors]. Helsinki 1918. 155 ss. 8°.
- G. Roethe, Deutsche dichter des 18 u. 19 jhs. und ihre politik [Staat, recht und volk, heft 1]. Berlin, Weidmann 1919. 30 ss. 8°. — 1 m.
- G. Roethe, Goethes Campagne in Frankreich 1792. eine philologische untersuchung aus dem weltkriege. Berlin, Weidmann 1919. 383 ss. 8°. — 17,60 m.
- E. Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten hälfte des 14 jh s. untersucht und herausgegeben. akademische abhandlung. Uppsala 1919. 17, cxxxiv u. 164 ss. 8°.
- M. Scherrer, Kampf und krieg im deutschen drama von Gottsched bis Kleist. zur form- und sachgeschichte der dramatischen dichtung. Zürich, Rascher & cie. 1919. 425 ss. 8°. — 8 m.
- K. Schiffmann, Die stationsnamen der bahn- und schiffahrtslinien in Oberösterreich erklärt. 4 aufl. Linz, selbstverlag 1919. 40 ss. 8°. — 2 kr.
- E. Schröder, Zwei altdutsche schwänke. Die böse Frau, der Weinschwelg. 2 aufl. Leipzig, S. Hirzel 1919. 52 ss. — 3 m.
- C. Schuchhardt, Alteuropa in seiner kultur- und stilentwicklung. mit 35 tafeln und 106 textabbildungen. Strafsburg, Trübner 1919. XII u. 350 ss. 8°. — 17 m.
- E. Sievers, Metrische studien IV. Die altschwedischen Upplandslagh usw. II teil: texte. Leipzig, Teubner 1919. s. 265—620, gr. 8°.
- O. Skulerud, Catalogue of norske manuscripts in Edinburgh, Dublin and Manchester. Christiania, Dybwad 1919. V u. 76 ss. gr. 8°. — 8 kr.
- Sprak och Stil, bd XVIII, h. 4—5. Uppsala, A. B. Akademiska bokbandel 1919.
- Theodor Storms Sämtliche werke in 8 bänden, herausgegeben von Albert Köster. I—III band. Leipzig, Insel-verlag 1919. 404. 339. 303 ss. 8°. — je 6 m, hl. 9 m.
- Werner, J., Aus Züricher handschriften. der versammlung der schweizerischen bibliothekare in Zürich mai 1919 gewidmet. Zürich, druck von F. Amberger vorm. D. Bürkli 1919. 50 ss. 8°.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIX, 3. 4. april 1920

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von Karl Goedeke. dritte neu bearbeitete auflage nach dem tode des verfassers in verbindung mit fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. vierter band in abteilung vom siebenjährigen bis zum weltkriege. sechstes buch, erste abteilung iii. teil. — vierter bd iv. abteilung. nachträge, bisrichtungen und register zu iv. bd, abteilung ii und iii. — zweite ganz neu bearbeitete auflage. zehnter band, vom weltfrieden bis zur französischen revolution 1830. achtes buch, dritte abteilung. — vierter bd i. abteilung. vom siebenjährigen bis zum weltkriege. sechstes buch, erste abteilung. 1. teil, Dresden, Lehmann. 1912. xvi u. 826 ss.; 1913. 321 ss.; 1915 u. u. 684 ss.; 1916. viii u. 1232 ss.

Nach längerer pause (s. Anz. xxxvi 278) habe ich über vier inzwischen zum abschluss gekommene bände des neuen Goedeke zu berichten: über die neubearbeitung der paragraphen 201—232, die bis zu Goethes geburt führen und jetzt statt 118 seiten der zweiten auflage 1161 seiten in anspruch nehmen, über fortsetzung und schluss der neuen Goethe-bibliographie nebst register sowie über die neugestaltung der paragraphen 332 und 333, in denen die romane und epopöen der jahre 1815—30 verzeichnet sind. in dem ersten der hier zu besprechenden bände bilden Klöpstock, Lavater, Lessing, Wieland, Herder, die Stürmer und dränger die höhepunkte. vor allem ist Lessing durch Muncker, der jetzt das ganze dritte capitel mit Klopstock (früher 18, jetzt 25 ss., dabei enger druck) und Lavater (s. 212—281 gegenüber zwei seiten in der 2. aufl.!) übernommen hat, bei mustergültiger anordnung sorgfältigste revision — sie kam auch dem einleitenden lebensbild des dichters (s. 303 ff) zu gute — zu teil geworden. die früheren 26 ss. sind zu 171 angewachsen. auch die übersetzungen Lessingseher werke in fremde sprachen haben eingehendste berück-sichtigung gefunden. für Wieland, dessen leben gleichfalls Muncker schon in der 2. aufl. neu geschildert hatte, konnte Goetze das bibliographische durch benutzung der sammlungen des dr. nach-GStumme in Leipzig wesentlich vervollständigen. den Herder-paragraphen (gegenüber früheren 25 jetzt 56 ss.) übernahm nach Redlichs tode Ernst Naumann. die Stürmer und dränger (§ 220) hat WStammler auf grund der reichen vorarbeiten und mit unterstützung ASauers fertiggestellt, den abschnitt über Lessing selbstständig beigetragen. das einleitende litteraturverzeichnis zu diesem § umfasst jetzt 71 (früher 16) nrr. die bibliographie der neuen

almanache (§ 231) wurde von StHoek erneuert, um die schon früher von ihnen bearbeiteten §§ 222 (popularphilosophen) und 224 (romane) haben auch jetzt wider DJacoby und KMüller-Fraureuth (sich verdient gemacht, im einzelnen ist überall das streben nach vervollständigung und, wenn nötig, richtigstellung der angaben über werke und lebensdaten der verfasser zu erkennen, man vgl. nur die artikel Gerstenberg, Zollikofer, Pfenninger, ALKarschin, AvThümmel, JJBode, AGMeißner, Wagenseil, vWestenrieder, Jünger, die dichter des Sturm und dranges und des Göttinger dichterbundes. frühere anonyma sind ihrem verfasser zugewiesen (s. 48 nr 23, 24, vgl. in der 2. aufl. s. 29 nr 22). eine gröfsere anzahl von schriftstellern wie JHess (s. 22), JCharlotte Unzerin (s. 109)¹, JFTiede (s. 119), EvRochow (s. 511, 1148, bearbeitet von FJonas), JGSchlosser (s. 513), JFSchiller (s. 620), LMeister (s. 622), EvOertel (s. 624), SFTrescho (s. 644, bearbeitet von JSembritzki) erscheint jetzt zum ersten male im Grundriss. § 219 (geistliche dichter) ist gleichfalls durch eine grofse menge neuer namen bereichert worden. der anteil Österreichs an der barden- und politischen gelegenheitsdichtung tritt stärker als bisher hervor, insbes. der sich um Denis scharende kreis (s. 193 ff). sehr willkommen sind die auszüge aus den bedeutenderen, tonangebenden sammelwerken und kritischen organen dieser zeit: die Bremer beyträge werden durch genaue inhaltsangabe s. 53—65 übersichtlich zur anschauung gebracht, von JHMereks recensionstätigkeit an den Frankfurter gelehrten anzeigen, der Allgemeinen deutschen bibliothek und dem Deutschen Merkur geben die auszüge aus den genannten zeitschriften (s. 749 ff) einen guten überblick, ein gleiches verfahren bringt uns die journalistische tätigkeit eines WLWekhrin (s. 834 ff) nahe. das schon für die 2 aufl. herangezogene briefmaterial hat sich inzwischen um vieles vermehrt; in der Neubearbeitung ist es in ausgiebigstem mafse verwertet worden, so dass wir fast bei jedem bedeutenderen schriftsteller neben seinen werken auch seine correspondenz überblicken können, s. zb. bei Ramler (s. 179), Gerstenberg (s. 189), Lavater (s. 252 ff), Zimmermann (s. 481), Mendelssohn (s. 486), Nicolai (s. 498), Garve (s. 508), den brüdern Jacobi (s. 668, 692), Böttiger (s. 677). dass da, wo wie bei Lessing (s. 340 f), bereits an anderem ort der briefwechsel in selbständiger publication vorliegt, sich der Grundriss auf kurze namensnennung des briefschreibers oder -empfängers beschränkt hat, wird man nur gutheifsen (s. vorwort s. VII). mit dem was EGoetze als gesamtredactor dieses bandes sonst im vorwort über die widergabe der büchertitel, über berücksichtigung der nachdrucke, über abkürzungen vorbringt, wird man sich einverstanden erklären dürfen. auch an andern stellen begegnen wir gelegentlich subjectiv gefärbten äufserungen des sonst völlig im hintergrund bleibenden herausgebers, s. s. 1104, 1146. — dass der einzelne in der lage sein

¹ [vgl. Allg. d. Biogr. 39, 331. R.]

wird, aus seinem speciellen arbeitsgebiet hie und da nachträge zu liefern, ligt auf der hand; so konnte zb. Petsch in der DLZ 1907 sp. 2912—5 bei den allgemeinen und theoretischen behandelnden §§ 201. 202 auf lücken aufmerksam machen, auch an der bibliographie vHallers und Gleims (§ 201. 209) einiges bemängeln. wenn ich im folgenden meinerseits eine kleine nachlese mir gestatte, so geschieht es, um bei dieser gelegenheit einmal wider auf die in der hallischen universitätsbibliothek aufgestellte vPonickausche büchersammlung hinzuweisen, die manches wertvolle, insbesondere auch aus dem hier interessierenden zeitabschnitt enthält.

§ 204 s. 22 zu AvHaller: ERoth, AvH., Leopoldina heft 44. 1908 nr 9; WvArx, AvH.s erste Alpenreise (1728). originalbericht des dichters zum ersten male mitgeteilt. Schweizerische rundschau 2, 441. 533; RMWerners besprechung von 20 (s. 21) in der Zs. f. d. österr. gymnasien 1881 s. 432—444; — s. 32 zu JFErdmann Fabricius: WHartung, Ein verschollener magdeburgischer dichter aus dem 15 jh. Magdeburg. zeitung, montagsbl. 1911 nr 43—45; s. 34 zu EKReichard nr 9 Der Kenner: WHartung, Die erste moralische wochenschrift Magdeburgs, ebda 1911 nr 19. — § 205 s. 35 zu JEPhippi (vgl. noch Allg. d. biogr. 26, 76): Sottises Champêtres oder Schäfer-Gedicht des (Tit) Herrn Prof. Phippi seiner Seltenheit wegen zum Druck befördert. Leipzig 1733; Leberecht Ehrenhold, Belustigender poetischen Schaubühne fernerer Aufzug vorstellend: I Frau Furia, Flavia und Mürminde. II Msr. Wudrian von Tiefrunner. III Mons. Kopfweg. IV Herrn Magister Tryphon. Cöthen und Dessau 1748. zum einschreiten gegen den 'denunzianten' Phippi (Merseburg, 8 nov. 1731) enthält Ms Hist. 139 F der vPonickauschen bibliothek material, ebda auch ein Erfurt 1734 verfasstes, in Göttingen gedrucktes gedicht auf Ph. und dessen poetische beantwortung (Göttingen 1 oct. 1734); — s. 35 zu JChTrömer: Jean Chretien Toucement, Curieuse Lob- und Trauer-Red uf eln Verstorben [vignette: Trompètt auf sein Schwartz Rapp]. Leipssigk 1731; — s. 40 zu GWRabener: WHartung, Die deutschen moralischen wochenschriften als vorbild GWR.s (Hermaea IX). Halle 1911; derselbe, R. und die Leipziger moralische wochenschrift Der Hofmeister. Euphorion 20, 611, einige handschriftliche aus anlass von R.s tod im Ms. Hist. 139 F der vPonickauschen bibliothek. — § 206 s. 57 zu Bremer beytrage III 2 nr 2: Der Dichter Trefflichkeit die schwer zu lesen sind ligt auch als sonderdruck vor vPonickau Hd 1274 Q. St Woldehelm, Herrn Theodor Lebrecht Pitscheln, bey Gelegenheit seiner den 25. Herung im 1740 Jahre angenommenen Magisterwürde zugewidmet, und überall mit Erklärungen und Anmerkungen begleitet, von Gottlob Benjamin Straube, aus Breslau. Leipzig. — § 207 s. 16 vff Gollertbriefe, hslich vPonickau Misc. 2 fol., lat WStammler. Hd., auch in f. gesch. u. kunst 2, 217 ff. veröffentlicht; zu s. 77 nr 6. In dem

1) [KKühne Studien über den moralischen GWRabener (1914 ff.)

tesse svedoise ou memoires de madamè de G*** [traduite par JHSam. Formey]. tome I. II. Berlin 1754; s. 78 nr 201: Sammlung der sämtlichen schriften von hrn. CFGellert. IV. Wien 1765; vPonickau Zb. 2965 enthält 18 (recte 15) schriften auf G.stod 1770. — § 209 s. 83 zu Gleim: HPröhle, Vom preussischen grenadier (Gl.). sonntagsbeil. nr 41—43 zur Voss. zeitung 1887. — § 210 zur fabeldichtung: JChSt[eiger]. Sammlung vermischter gedichte. Leipzig 1770. — § 215 s. 147 zu FWWeisker: Euphorion 14, 225. — § 219 s. 254 zu Lavater: drei briefe L.s an den evang. reformierten prediger JJMeßmer zu Dresden aus den jj. 1772, 1774, 1775 in vPonickau Misc. 2^c, ebda 13 an denselben adresaten gerichtete briefe von GJZollikofer (s. 282) aus den jj. 1772—1786. — § 223 s. 533 zu Wieland: BSeuffert, Ein gutachten über universitätswesen aus d. j. 1778. festgabe für FrvKrones. — § 224 s. 575: Lesenswürdige Geschichte des Durchlauchtigen und tapfern Prinzen Celindo. Oder Tugend und Klugheit als die sichersten und treuesten Führer der Unschuld und Redlichkeit. Frankfurt u. Leipzig 1755; s. 584 nr 28 zu HEvTeubern: Edward Youngs Gedanken über die originalwerke in einem schreiben an Samuel Richardson. übers. von HEvTeubern. hg. von KJahn. Bonn 1910 (Kleine texte 60). — § 226 s. 660 zu FWGötter: vom 1 bde der Gedichte (nr 31) besitze ich ein exemplar mit: Frankfurt am Main in der Herrmannischen buchhandlung 1787, gleichfalls xiv u. 298 ss., also übereinstimmend mit der 2. Gothaer ausgabe; s. 663 zu AMSprickmann: WIllosäns, Aus den briefen AMSprickmanns an Jenny von Voigts, geb. Möser. Zs. f. geschichte und altertumskunde Westfalens 39, 3—49. — § 230 s. 740 Allgemeines zum geniewesen: s. auch Merschberger, Die anfänge Shakespeares auf der Hamburger bühne. progr. des realgymn. des Johanneums zu Hamburg. 1890. — § 232 s. 1034: bei Friedrich vStolberg nr 12 ist der hinweis auf Pröhles aufsatz Stolberg und die Insel Felsenburg nicht am platze; es handelt sich nicht um den dichter, sondern um Schnabels aufenthalt in Stolberg!

Die dritte abteilung des vierten bdes bringt in § 235—246 die Goethe-bibliographie in KKipkas reichhaltiger neubearbeitung zum abschluss, die im wesentlichen Goedekes anordnung beibehalten, diese jedoch weiter ausgestaltet hat. nur gelegentlich sind zweckmäßige umstellungen vorgenommen worden. so ist der ganze Wilhelm Meister jetzt den autobiographischen schriften vorausgeschickt und bildet mit diesen den § 241; der Faust ist gleichfalls in seinen einzelnen entwicklungsphasen, die früher über verschiedene §§ verstreut behandelt waren, nun einheitlich zu überblicken (§ 245), dabei hat auch nachträglich die geschichte der Faustsage, die Goedeke bereits im 2 bde § 173 bibliographisch verzeichnet hatte, vervollständigung erfahren (s. 772 ff). in ähnlicher weise ist bei den naturwissenschaftlichen schriften die gesonderte zusammenstellung bevorzugt worden (§ 244, vgl. s. v). —

die vierte abteilung trägt, hierfür namentlich auch aus den inzwischen erschienenen bedeutenderen antiquariatsverzeichnissen und auktionskatalogen verschiedener privatbibliotheken schöpfend, nach, was in den jahren 1910 bis anfang 1912 von Goetheliteratur hinzugekommen ist und endet mit einem ausführlichen register, dessen reichhaltigkeit, zweckmäßigkeit und zuverlässigkeit sich schon jetzt für jeden, der sich über Goethe rat holen will, als äußerst brauchbar erwiesen hat und zu besonderm dank für die entsagungsvolle, und doch so wichtige arbeit verpflichtet. es wird sodann jeder benutzer begrüßen, dass bei den einzelnen nummern von Goethes werken nicht etwa nur die Weimarer ausgabe citiert ist, sondern regelmäßig auch aus der Kürschmacherschen national-litteratur, der Cottaschen jubiläumsausgabe und der des Bibliographischen instituts die belege gegeben sind. aus der fülle des neu hinzugekommenen hebe ich besonders den abschnitt über die deutschen und ausländischen Wertheriaden (s. 179—220, früher 6 ss.) hervor, wie denn überhaupt der bibliograph Goethes ein und nachwirkung auf die weltlitteratur niemals unberücksichtigt gelassen hat. dem gleichen zwecke dienen stoffgeschichtliche zusammenstellungen, wie zb. beim Tasso (s. 301). die reichhaltigkeit des verarbeiteten materials veranschaulicht aber vielleicht am besten der Faustparagraph (s. 605—512). es wäre kleinlich, hier mit ein paar nachträgen aufwarten zu wollen.

Der zehnte band umfasst auf 657 ss. die romane und epochen aus dem zeitraum von 1815—1830, die in der ersten auflage nur 136 ss., auf § 332 und § 333 verteilt, in anspruch genommen hatten. der bearbeiter Alfred Rosenbaum hat nicht nur jedem einzelnen der von Goedeke aufgenommenen schriftsteller seine me ermüdende sorgfalt bei der durchsicht und vervollständigung zuteil werden lassen (vgl. zb. Daniel (Hermann) Schiff s. 428—441 gegenüber s. 747—9 der ersten auflage), er hat auch unsere bibliographischen kenntnisse durch aufnahme zahlreicher, bisher nicht verzeichneter, oder nur beiläufig von Goedeke genannter personen wesentlich bereichert, s. zb. Herbolssohn (nr 218), 1Storek (nr 221). die 111 nrr beim roman haben sich zu 232 erweitert, die 150 nrr bei der epischen dichtung zu 318. dem romanparagraphen ist außerdem als einleitung s. 2—7 eine bibliographie über allgemeine hilfsmittel zur theorie, technik und geschichte des romans und der novelle vorausgeschickt, sowie auf s. 192—533 eine zusammenstellung der anonymen romane und jenseits oman-schriftsteller und erzähler angefügt, deren geburts- und sonstige lebensdaten meist nicht zu ermitteln waren. angesehen, wohl überreicher production, die stark unter dem einfluss der romantik, ins besondere Tiecks (s. FvBülow nr 222) stand, vor allem auch den historischen roman pflegte, hätte man nur gewünscht, dass mehr bleibendes geschaffen worden wäre. aber wird es mit der gegenwärtigen litteratur nach wider lautet schon wesentlich andere

sein? die jahrhundertprobe werden immer nur wenige bestehn. aus dem vorliegenden namengewirre ragt heute nur noch Zschokke (s. 58—114) als eine selbständigere schriftstellernatur hervor, Bührlen (nr 55), Baldamus (nr 98), Wilhelmi (nr 114), Spindler (nr 183) und einige wenige sonst noch können vielleicht beanspruchen, dass die forschung gelegentlich auf sie zurückkommt, die mehrzahl aber der in ihrer zeit besonders fruchtbaren und viel gelesenen autoren (nr 31. 50. 65. 74. 96. 124. 149. 167. 183. 190. 191. 192. 202) ist längst der vergessenheit anheimgefallen. erwähnt sei, dass auch Regina Froberg (nr 91), deren neffe Paul Heyse war, dem hier geschilderten kreise angehört, in dem ebenfalls Helmut von Moltke als verfasser der erzählung Die beiden freunde (nr 203) vertreten ist. — die grenzen zwischen § 332 und 333 sind nicht selten fließende, insofern ein und derselbe verfasser an beiden gattungen, der erzählungsprosa und der epischen dichtung, beteiligt ist. von größeren artikeln aus dem letzterem gebiete seien LPyrker (nr 39), Agnes Franz (nr 123), MENk von der Burg (nr 129; zu nr 14 Don Tiburzio vgl. Euphorion 7, 381), KEEbert (nr 156), Adelheid vStolterfoth (nr 202), AKahlerl (nr 269) hervorgehoben.

Möchte es Edmund Goetze beschieden sein, auch die weiteren hefte des neuen Goedeke in gleicher weise wie bisher mit rat und tat zu fördern!

Halle a/S., dec. 1917.

Philipp Strauch.

Metriske studier over ældre, tyske versformer. Von J. Chr. Bonnichsen. København, 1915. 128 ss. 8°.

Der verf. der vorliegenden abhandlung ist als musikalisch gebildet ein entschiedener anhänger der vor ihm auf germ. gebiete von AHeusler und dem ref. vertretenen musikalischen oder wirklich metrischen im gegensatz zur Sieversschen in des ref. augen unmetrischen metrik. ich bemerke, dass für meine metrischen anschauungen namentlich die Horazvorlesungen meines lehrers der classischen philologie in München WChrist beeinflussend gewesen sind, der seinerseits auf den schultern von Rossbach und Westphal stand.

Nach einer einleitenden übersicht über die geschichte der altgermanischen metrischen studien seit Lachmann (s. 5—25) geht Bonnichsen im hauptteile seines buches s. 25ff über zu einer untersuchung der strophen und versformen der deutschen historischen volkslieder in der ersten hälfte des 16 jh.s (1501—1554) auf grund der ausgabe (in bd 2—4) von RvLiliencron, indem er mit großem fleiße nacheinander den metrischen bau zunächst (s. 34—96) der 4- und 5- bis 8- und 9-zeiligen, darauf (s. 97) der 2- und 3-zeiligen, zuletzt (s. 98—102) der 10- bis 15 zeiligen strophen eingehend betrachtet ('zeile' hier überall in der bedeutung

der kurzzeile, der hälfte der altgerm. langzeile), er sucht zum verständnis des metrischen baues dieser stropfen zu gelangen nicht beständiger heranziehung der überlieferten melodieen, indem er in diesen (in einer musikbeilage s. 118—128 beigegeben), die ohne tactstriche überliefert sind, wie auch Böhmke und Vahenron zu taten, tactstriche ansetzt (wie auch ich es unbedenklich tun würde, da man, wenn man den text hat, in den meisten fällen mit vollkommener sicherheit bestimmen kann, wo ein neuer tact beginnen muss). es ergibt sich, dass die (kurz)zeilen der gesungenen lieder (gleich denen der altgerm. alliterationspoesie nach des ref. ansicht) alle das maß von zwei $\frac{1}{2}$ tacten (oder vier $\frac{1}{4}$ tacten) haben mit vier hebungen ' ' ' ', oder bei pausierender vierter hebung ' ' ' ' .

Gegen die ergebnisse der sehr fleißigen arbeit hat der ref. im einzelnen verschiedenes einzuwenden.

Dass bei gesungenen liedern der wortaccent vielfach den icten der melodie sich unterordnen muss, wird allgemein zugestanden und ist speciell für die lieder des 16 jhs. allbekannt. der verf. des vorliegenden buches verstößt aber, und dies ist ein hauptpunct den ich gegen seine behandlung der verse einzuwenden habe, in seiner ansetzung der icten an allzu vielen stellen, in weit größerer ausdehnung als es notwendig gewesen wäre, gegen den natürlichen wortaccent. sogleich in der 1. zeile der ersten von ihm behandelten 1zeiligen strophe Lil. 515 B, gesungen nach der weise *Christe quare lux es et dies*, deutsch *Christe du bist der helle tag*, welche erste zeile er s. 35 ansetzt *Owe mir Heinz von Wölfbüttel* *we* statt des meiner überzeugung nach richtigen *Owe mir Heinz von Wölfbüttel wê*, indem nicht allein *Wolpu.* wie B. annimmt, sondern auch *-büttel* mit auflösung gesungen ist, also *Wolp**ü**ttel* gesungen wie *helle* (je zwei achtertöne statt des vierteltons). ebenso richtig mit B. s. 61 im nd. liede Lil. 480, 16 *se rünten lo Wulfenbüttel rór dat hús*, nicht richtig, wie er es gleich in der folgenden zeile für möglich hält, *se rünten lo Wulfenbüttel . . .* s. 14 stat. der verf., dass im liede Lil. 417 die zeilen 1f von str. 4 und 2f von str. 5 zweisilbigen auftact haben: er will also lesen str. 4 *Als man zelt tausent . . . im neun und zwenzigsten . . .* statt *Almân zelt tausent fünf hundert jür, im neun und zwanzigsten sing ich für wir* (so vielleicht gesungen mit dem häufigen ausfall des *i* vor *g*, s. n.). ebenso ist in str. 5 nicht mit B. zu lesen *die in dér stat . . .*, sondern *die in der stat steten sich zu ghebrüthelen in gar schön empfängen*. Lil. 511 (Uhlund 114), str. 2 sei eher zu lesen *Albrecht von Rosenberg was ein freier rittersman* als mit B. s. 52 *ein fröer rittersman*, da das stolische *rittersman* weniger stark betont ist als das substantiv. Lil. 912, 10 (s. 86) gewis nicht *Métz, du bist schuldig dran*, sondern *Hétz, du bist schuldig dran*. Lil. 133, 10 (s. 57 und 105) nicht *Zürich* (da *ä* in Zürich, Zürcher kurz ist), sondern *Zürich* (da *ä* nicht *ä* (verdrückt wört), wie str. 71 *unser hus hütet* (s. 106 — angezweifelt).

setzt B. einen accent, wie er für die prosa in ordnung wäre, gegen den tact der melodie s. 49 Lil. 322, 17, wo zu lesen sein wird *Herzog Úolrich, den p̄ind des r̄eichs h̄astu geschw̄ächt*, nicht mit B... *den p̄ind des r̄eichs hastu g.* ebenso nimmt er s. 93 für die 2. zeile von Lil. 604, 3, abweichend von allen andern 2. 4. 6. und 9. strophenzeilen des liedes, die sämtlich 3 hebungen haben, 4 hebungen an (*fünfzeh̄en h̄undert fünfzig zw̄ei*) statt *fünfzeh̄en h̄indert fünfzig zw̄ei*.

Wie B. in seinem schlussteil s. 110ff, wo er das nd. lied von Ermenrikes dot zur vergleichung in metrischer hinsicht heranzieht, den einzelnen verszeilen gegenüber kritik übt, was principiell richtig ist, auch wenn er hier vielleicht nicht überall das richtige trifft, so hätte er dasselbe auch in seinem hauptteile tun sollen: hier aber tut er solches nur sehr selten. s. 38 bemerkt er, dass Lil. 590 C möglicherweise nicht gesungen ist *O Magdeburg*, sondern *O Máidburg*, *hált dich f̄est̄e* nach der weise *Es wolt ein jeger jagen* (so dann überall *Maidburg* str. 4. 7. 10. 13). s. 79 will er Lil. 414, 22₁ lesen *zum st̄ürme* (statt *st̄ürm*) *trieb hinán*. s. 90 will er richtig Lil. 352, 7_s *in christlicher br̄üderlicher lieb* von den beiden überlieferten adjectiven das eine streichen (er bemerkt nicht, dass das eine adj. wol nur eine mit in den text geratene variante des andern ist). ebda will er Lil. 375, 12 lesen *Dar b̄ei wil ichs lon bl̄eib̄en* statt *bel̄eib̄en* (*bleiben* wird durch Lil. 294, 19, von welchem liede 375 eine umdichtung ist, bestätigt). s. 48 will er die zeile 623, 3₁ bei Lil. bessern, trifft aber nicht das richtige, indem er lesen will *Am néunden Máie ús gesch̄uch* (überliefert ist *Mai*; noch weniger richtig wäre es allerdings zu lesen *A'm neunt̄en Máie ús gesch̄uch*): das richtige ist hier die lat. form des gen. des monatsnamens *Maii*, wie *Junii* in str. 13 *A'm néunden Junii ús gesch̄uch* und 26 *Den dr̄eizeh̄enden Junii nách mitt̄ag*. im allgemeinen hält B. sich an den wortlaut, wie er, nicht immer in gleichzeitigem druck, sondern sehr häufig erst in jüngerem vorliegt, aber auch wo das lied in gleichzeitigem druck vorliegt, wurde sehr häufig eine andre, am häufigsten eine vollständigere form gedruckt als die welche wirklich gesungen wurde.

Die zeile Lil. 605, 7₉ ist jedenfalls nicht, wie B. s. 96 annimmt, gesungen *Couwát von Hânstein ist er genánt*, da alle andern 2. 4. 6. und 9. strophenzeilen des liedes nur 3 hebungen haben (17₉ natürlich gesungen *doch schófs er úngheúr*, nicht *geh̄eúr*), sondern entweder mit dreisilbigem, oder mit nur zweisilbigem auftact *Curt von Hânstein ist er genánt*. es ist mir unklar, wie der verf. s. 38 zu str. 33 des liedes *O Magdeburg* (Lil. 590 C): *darwider wöln wir k̄ämpf̄en so láng wirs l̄eben hán*, wo *wöln* nach den noten als viertelton gesungen ist, behaupten kann, dass *wöln* in wirklichkeit aus rein phonetischen gründen nur 'zweisilbig' gesungen werden könne. s. 43 will er Lil. 416, 11₃ mit zweisilbigem auftact gesungen wissen *ir muthwillen th̄ettens*

trébèn, während hier vielmehr (nach der weise *Es got es jey her sommer daher*) mit einsilbigem auftaet am ehesten gesungen ist *ir mäturillen thätens trébèn*. — wie wir zb. Lil. 150, 5₂ richtig lesen wie gesungen ist *wier Schwäben gewöhhat et (wie)* mit einsilbigem auftaet — *wie der*) und wie wir ähnliches häufig finden, so bemerkt B. s. 57 richtig, dass Lil. 613, 1₂ *un es* als *un's* gesungen worden ist¹. ebenso sind *es* und *das* und *u* auch in vielen andern fällen zu *-s* geworden und so gesungen, ohne dass man es in der schrift bezeichnet findet, so ist zb. Lil. 277, 8 wol nicht 'mit zweisilbigem auftaet' (und 'zweisilbiger erweiter-senkung') *dass sie dir einen . . .*, sondern *das-s dir ein jiden mächèn* gesungen worden.

Wo anlautendes unbetontes *-e* vor folgendem vocal apostrophiert worden ist, ist das *-e* doch in unsern texten ganz gewöhnlich nicht fortgelassen. so ist zb. in dem liede Lil. 180 (nach der weise *Ach got in deinem höchsten thron*?) str. 80 gewöhnlich nicht, wie B. s. 61 annimmt, mit 5 hebungen gesungen worden *dede ik dat bēste und under ene allèn*, sondern *ded ik dat* (oder mit zweisilbigem auftaet *ded ik-t) bēst und ander en allèn*, das *e* in *-er* (wie hier in *ander*) und *-en* konnte fortfallen, namentlich leicht wo die endungen vor einem vocal standen, so ist str. 304 (B. ebd.) wol gesungen worden *er ein piert de dragedu ir der tid*; ebenso das *e* der endung *-en* vor folgendem *n*, so wol str. 272 *de wölden nicht vergiten mīnschen blōt*.² der verf. hätte beachten können (unter benutzung einer ausgabe mit noten³), wie kirchliche gesänge des 16 jhs noch heute gesungen werden. so wird zb. heute gesungen (und zwar ohne teilung der tōne an den stellen wo heute ein apostroph gesetzt zu werden pflegt, den ich hier

¹ in seinem satze *'wie es men got und sommer ist hat omwāren optakt, idet wie es natürlichs er trukket sangen et jades wōrd uod idet (indem) vielmehr zu lesen sein (men aber) erdes er her natürlichs etc.*

² über welche s. mein 'Ein hl. und zwei nl. lieder', Abh. der Göttinger wiss. zu Göttingen n. f. vi 3 s. 10f.

³ alle zeilen dieses liedes haben 4 hebungen; gegen B. (die s. 60f) für viele zeilen 5 hebungen annimmt. so setzt er str. 773 *du ik wo barmhertiger, unser herr*, während die zeile *du ik wo barmhertiger unser herr* zu lesen ist. es heißt im liede *nimmer barmhertiger conleucht überall barmhertiger* (gesungen), so 39 *Also (wie) die barmhertigen sūnen beschēd*, so 38, wo B. s. 62 faltet *werdet die barmhertigen sprāch: ja dōt schal sin*, so auch 11. B. nimmt an, dass nachtritte, wie sie in der melodie dieses liedes auf die vorletzten hebungen des 2. 3. und 4. strophenzeile fallen, beim gesang zweifels ohne Auslassung erscheinenden silben der verszeilen angeschlossen sind, selbst wenn ausfüllung der melismen beim singen z. t. vorkommen; was, so wenig dies doch mit dem metrum des liedes an sich möglich ist, hier jedoch — (str. 39, dieses liedes nimmt B. s. 62 ohne grund nur 3 hebungen an, mit pause an stelle der ersten hebung: *du ik wo barmhertiger* *grōd* *he* *is* (he als halber ton gesungen statt zweier *grōd*).

⁴ zb. des Gesangbuchs der deutschen St. Petruskirche in Kopenhagen (Schleswig, Jul. Bergs).

fortlasse) in 'Allein gott in der höh sei ehr', der hd. fassung von Nik. Decins' nd. übersetzung des alten Gloria in excelsis: 2₁ *Wir loben, preisn, anbeten dich*, 5 *ganz unermessn ist deine macht*, 3₅ *durch grofse martr und bittern tod* 6 *abwend all unsern jammr und not.* in Luthers *Ein feste burg* str. 1₉ *auf erd ist nicht seins gleichen* wird statt der alten starken form *erd* jetzt gesungen *auf erdn ist . . .*; in Luthers übersetzung von Notker Balbulus 'Media vita' 1₃ (s. Neudr. 230 nr. 3) *Wen such* (und gedruckt *suchen*) *wyr der hulffe thu.* jetzt gesungen *Wen suchn* (einsilbig!) *wir der hülf tu*, 3₃ *Wo soln* (in verschiedenen drucken *sollen*) *wir denn fliehen hyn* (jetzt *Wo solln wir denn fliehen hin*). in der vorliegenden arbeit finden sich sehr viele verszeilen aus den historischen volksliedern angeführt, die in metrischer hinsicht ein richtigeres aussehn bekommen würden, wenn B. in höherem grade diesen punct berücksichtigt hätte. die sänger haben unzweifelhaft in solchen fällen die überschüssigen vocale fortgelassen, auch wenn sie sie in ihren fliegenden blättern gedruckt sahen. ich führe nur einige wenige fälle an. Lil. 350, 11₅ ist sicher nicht gesungen mit zweisilbigem auftact, wie B. es für das wahrscheinlichste hält, *Ulrich von Hüttèn ich sâgen*, sondern *Ulrich von Hütten . . .*¹ in der zeile Lil. 528, 27₁, die B. s. 78 als *wagt recht lëib, güt und euwer sün* ansetzt, ligt die nebenhebung eher auf dem *iml* (*euwer* kann hier einsilbig als *cur* gesungen sein). s. 66 sagt B., dass das lied Lil. 533 nur an einer einzigen stelle zweisilbigem auftact habe, str. 11₆ *deinr ordnung widerstrebèn*: er betrachtet also hier die überlieferte form *deinr* als notwendig zweisilbig. in meinen augen ist der auftact auch hier einsilbig. eine form wie *einr*, *deinr* usw. kann nicht allein wie hier vor vocal mit leichtigkeit, sondern auch für sich allein stehend oder vor cons. als einsilbig, mit consonantischem *r* gesprochen werden, wenn auch allerdings die hervorbringung eines mitlautenden *r* nach cons. in einsilbigem wort in der praxis nicht jederzeit und für jeden sprechenden möglich ist und gewesen ist. im gotischen war eine form wie die des acc. *akr* mit dem nom. *akrs* einsilbig, ebenso *akr* im altnordischen, da sich in unsern got. texten und in altnordischer zeit in solchen formen nie und nimmer vor dem *r* ein hilfsvocal einstellt; ebenso sprechen die Franzosen wie bekannt heute eine form wie *notre* einsilbig, mit consonant. *r*, wenn sie auch aufser vor vocal die form als zweisilbig (*notrə*) singen. in alten deutschen kirchenliedern können formen der art auch noch heutzutage ein-



¹ s. 70 sagt B., dass die str. Lil. 501, 34 zweimal dreisilbigem auftact hat, zeile 3 *man hindersich ziehèn gesèhèn* (das er aber gleich darauf richtiger *man hindersich ziehen gesèhèn list*) und 7 *thet er an kâiser gnâd begèrn* (das aber *thet er an* zweisilbig gesungen sein wird): er rechnet hier also nicht zeile 4 *gen kleinen Câmern also spät* (vgl. 35₁ *grofsen Câmern thèt er begèrn*), das allerdings *gen kleinen Câmern . . .* gesungen sein kann.

silbig gesungen werden, auch vor consonant, so in Luthers *Liedt uns herr bey deinem wort* (Nendr. 230 nr. 35) str. 3₁ *gib frow- volck v̄arley sinn auff ird*, so am häufigsten in der vielgesungenen hd. fassung des Gloria in excelsis str. 4₂ *du allhochm̄chtig leib-*: hier wird heutzutage nach meiner beobachtung *du all* in der weise einsilbig gesungen, dass die zungenspitze gegen die zahnröhre gelegt wird, wenn auch meistens der *v*-laut selbst nicht gehört wird; wo derselbe gehört wird, geschieht es meistens auf kosten des folgenden *h*. — s. 77 sagt B. richtig, dass es kaum zweifelhaft sei, dass die zeile Lil. 376, 2₁ *es leb keinr seins geloch* nur ein silbigen auftact habe, also nicht gesungen ist *es leb keinr*. . . er meint hier, dass *keinr* nur eine 'tactzeit' fülle (= ein 'tempus', den vierten teil eines $\frac{1}{4}$ tacts, eine morel, und in seinem schluss teil sagt er s. 106 von unsrer zeile, dass sie metrisch der halbzeile des Hildebrandsliedes *dat s̄agetu mi* entspreche: damit will er also nicht die auflösung des vierteltacts (in zwei achtel, oder $\frac{3}{16} + \frac{1}{16}$) für *keinr* ausgeschlossen wissen. — da leichter noch als cons. + *r* ein *nn* (wie zb. in schwed. *hann, nunn*) im auslaut eines einsilbigen wortes gesprochen und gesungen werden kann, so kann zb. die zeile Lil. 450, 11; *wer den frummen luchs-knechten laid* (B. s. 67, wo *frummen* gedruckt ist sehr wol *wer den frönn lantsknēchten laid* gesungen worden sein. — die alten dativformen *ein, kein, dein* usw. begegnen häufig in den versen des 16 jhs., auch in unsern historischen liedern: sie sind aber auch sehr häufig gesungen worden, wo der geschriebene oder gedruckte text die zweisilbige form *einem* usw. bietet — so ist zb. die von B. s. 67 besprochene zeile Lil. 315, 13₂ gewis mit nur zweisilbigem auftact gesungen worden *hast dein f̄irsten falsch̄ zel anp̄liu*.

Wo der voal der endung *-en* nach *h, d* oder *y* fortfiel, gieng der nasal in den der media homorganen nasal über, doch sich dann die media assimilierte, *-hen = m, -den = n, -yen = j*. ich führe nur je ein beispiel an. s. 66 sagt B., dass das vllig regelmäsigste lied Lil. 533 (in dem wir lesen *deur ordnung selts- str̄eb̄en*) nur an einer stelle zweisilbige senkung habe, str. 17: *bei deiner h̄iligen gn̄in*. er will also *h̄iligen* lesen, obwohl das *i* nicht geschrieben ist. in wirklichkeit haben wir hier nur einsilbige senkung: es könnte hier *h̄iligen* ohne das *i* der endung *-en* gesungen sein, wie häufig (s. n.), da aber das *i* nicht geschrieben ist, so wird hier eher *h̄ilij gn̄in* gesungen sein (für *ge gn̄in* $\frac{1}{2}$ geworden war wird mehrfach *ij* geschrieben, wie z. B. Hans Sachs in seinem Hürnen Senfrid z. 3 schreibt *des r̄innen ker̄en und zuechting frauen*). — *-den = n*. s. 90 meint B., dass ein vom meistergesang unbeeinflusster sänger die zeile Lil. 375, 16. *und zweifelhaft nicht als dass ir nit werden v̄erl̄oren*, sondern *das ir nit werden verl̄oren* vorgetragen haben wird. Das ist richtig, aber der vom meistergesang unbeeinflusste sänger und überaus auch ein meistersänger konnte sehr wol einen schritt weiter geh-

und *wèrden* einsilbig sein lassen, *wèrdu* > *wèrn*. — *-ben* > *m*. s. 77 meint der verf., dass die zeile Lil. 587, 37 deutlich zweisilbigen anfaet gehabt habe und *last den lieben gott wàlten*, eher als dass *und last den lieben gott wàlten* gesungen sei. dies ist völlig unrichtig¹. das letztere ist das einzig richtige, doch ist *leben* gewis einsilbig gesungen. wie im nd. *bn* > *m* (Lil. 480 *bliven*: *rīdeu*, gesungen *blīm*: *rīn*, s. u.), so ist in Norddeutschland auch im hd. der übergang *-ben* > *m* sehr gewöhnlich (das lied Lil. 587 ist in Magdeburg 1551 gedichtet). so wird auch in Bayern und Österreich heutzutage *bn* wie in *gebū* oder im part. *blībn* wie *m* gesungen².

S. 81 bespricht der verf. die zeile Lil. 536, 175 mit dem reim *kūnigīn*: *gelīgē*. es ist hier durchaus unrichtig, wie er will, *kūnigīn* zu lesen, vielmehr ist in der endung *-ig-*, wie sehr häufig, das *i* vor dem *g* ausgefallen (s. u.), und das *ū* zu *i* geworden (wie str. 136 *zīndt* 'zündet', vgl. zb. in Lil. 272, 127 *ein kīng von Frānkrēich*)³. es ist also gesungen *Hilf Maria du ēdle kīngīn*³ mit im reim, wie häufig, überschüssigem *n*.

(d. i. | ) statt $\frac{1}{2}$ (= | ) mit auflösung

der doppelmore ist eine form des klingenden ausgangs, die in einigen liedern, wie Lil. 572, 587 (s. B. s. 83, 81) viele male, in andern, wie Lil. 536 (B. s. 81) nur in zwei oder (Lil. 558) drei zeilen, in vielen andern gar nicht begegnet, die indessen principiell in gesungenen liedern überall vorkommen kann statt der gewöhnlichen. B. sagt in solchen fällen, dass die zeile 4m hat (d. h. vier hebungen mit männlichem ausgang) statt 4w (mit weiblichem)⁴. aber der leser muss in solchen fällen jedesmal glauben, dass dies eine große unregelmäßigkeit ist, und B. bezeichnet es auch selbst wiederholt als 'unregelmäßigkeit' (zb. s. 81, 83). s. 69 bezeichnet er zeilen dieser art (Lil. 450, 206 und 246) als 'stumpf statt klingend', gegen meinen und Heuslers gebrauch (s. Zur ahd. allitterationspoesie s. 121 und Heusler Zur gesch. der ahd. vers-

¹ B. sagt, dass es in demselben liede anders stehe mit den zeilen 46 und 73 *es kōmpt* (46 *kōmpt*) *ihr kēiner darvōn*, da *keiner dar-* leichter und schneller gesprochen und geschrieben werde als *lieben gott*, es könne indessen auch gesungen sein *es kōmpt ihr kēinēr darvōn*. dieses ist nicht richtig, da *der liebe gott* ja eine im deutschen ungenüein häufig vorkommende verbindung ist, die leichter und kürzer gesprochen wird und ward als *keiner dar-*, dessen *keiner* übrigens an beiden stellen unseres liedes ohne zweifel einsilbig als *keīnr* gesungen worden ist.

² s. Curt Rotter *Der schnaderhüpfelrhythmus* (Palaestra 90, Berlin 1912), s. 4.

³ *i* und *u* sind vor voeal mehrfach als consonanten gesungen worden, so vielleicht, aber durchaus nicht notwendig, das *u* hier in *du ēdle*, so das *i* vielleicht in Lil. 572, 93, wo B. s. 83 list *dass er die erkānte wārhēit*: eher, zur weise *Ach du armer Judas* besser passend, *dass ēr die erkānte* . . . (gesungen *dī er-* oder *dīer-*).

⁴ ich setze hier *w* statt des verf.s *k* = 'kvindelig'.

kunst s. 52), nach welchem auf 3 viertel des 1 4 tactes ausgehende zeilen als 'klingend', nur auf 2 viertel ausgehende als 'stumpf' zu bezeichnen sind). zuweilen list er verse dieser art unrichtig, so will er s. 83f. Lil. 572, 9 lesen *Dann wider gött den bedogt gött* statt *Dann wider gött den heil(i)gen geist* (mit oder ohne *i* vor *y*, s. u.); ebenso list er s. 69 Lil. 296, 7, *das hat mancher Venedigër*; so, sagt er, müsse gesungen sein, 'da die zeile 4w sein soll'. das richtige ist, wenn gesungen worden ist wie schriftlich überliefert, *das hat mancher Venedigër*, doch könnte auch mit dem gewöhnlichen ausfall des *i* der endung *-ig* (wie gleich unten in *heilgem*) gesungen sein *Venedigër* (sicher nicht *-iger*). Lil. 382, 91 ist das richtige nicht *Werthim, Schwöpfung, Rôtenbürg*, wie B. s. 90 list, sondern ohne auftact (wie z. b. str. 191 ohne auftact *Würzburg tief's aus schreiben*) *Werthim, Schwöpfung, Rôtenbürg*. bei dieser form des klingenden ausgangs finden wir begreiflicherweise mehrfach einsilbige männliche reime, was B. zt. wundernimmt und seine leser noch mehr wundern muss, so in dem liede Lil. 587, str. 11 und 3 (B. s. 84) *Wolauß, der tieben lândsknecht: wir haben ein sach, die ist gerecht*¹, wo B. hinzufügt 'obwol die eine verszeile 4w ist, die andre 4m'. ebenso Lil. 573 (B. s. 71), 73, wo B. lesen will *heilgem rîch thou aberzûg (: trûg)* statt des richtigen *heilgem rîch thou überzug* (hier steht wirklich *heilgem* wie str. 62 *heily*). er sagt hier, dass der 'versausgang freilich klingend, aber der reim trotzdem stumpf ist. ebenso konstatiert er (ebda.) klingenden ausgang bei einsilbigem oder stumpfem reim für die 1 und 3 zeile von str. 11, wo er lesen will *Wo fâlsch gloub und glyfsuerij* (statt des richtigen *Wo fâlsch gloub und glyfsuerij*): *wo gôt syu wirt nit blyt frey*. und str. 22, wo er list *Der âns das lied hat gemâcht: hat got sin wert nie verâcht* (statt . . . *hât gemacht: . . . nie verâcht*).

Wie B. in vielen fällen 4m statt 4w findet, so findet er in noch zahlreicheren fällen statt 4m etwas das er als 5w betrachtet, nämlich im zeilenausgang zwei silben, die er als $\text{e} \text{ o}$ gesungen

auffasst, statt einer silbe e . ich betrachte diese auffassung in allen fällen als unrichtig. nach drei vorausgegangenen hebungen $\text{e} \text{ o}$ können im zeilenausgang zwei silben $\text{e} \text{ o}$, als zwei vierteltöne gesungen (wofür vorkommenden falles auch eine triole $\text{e} \text{ o} \text{ o}$

denkbar wäre), statt e nur da begegnen, wo die folgende silbe des auftacts entbehrt, wo also durch die überschnäzige note eine pause ausgefüllt wird und also die zeile vollen ausgang hat, wofür ich aber innerhalb der von B. behandelten texte mit ihrem metrischen

¹ bei B. druckfehler *ist* (es *h = h* durch das vorangehende *wirt* hervorgerufen). druckfehler sind in dem buche überhaupt keine vorhanden.

kein beispiel gefunden habe. (abzusehen ist hier von der denkbaren möglichkeit, dass bei langen verszeilen anscheinend überschüssige silben hin und wider von sängern an der stelle einer erweiterung der melodie durch melismen untergebracht worden sind). der zeilenausgang ist als träger der vierten hebung vielmehr in allen fällen als viertelton einsilbig, oder zweisilbig $\sim \sim$ aufgelöst als zwei achtertöne (oder möglicherweise $\frac{3}{16} + \frac{1}{16}$) gesungen worden. so Lil. 257, 164f *und liefs man sie blēiben in irem wēsen, niemant kīnd vor in genēsen*, in welchem liede die zeilen 4f (wenn str. 6 *verlōren: geschwōren* gelesen wird) überall den ausgang : haben (B. s. 55, der die erste zeile mit 5 hebungen ansetzt, list die folgende *niemant kīnd vor in genēsen*). nur in einem falle hat B. das in meinen augen richtige, s. 72, wo er von den beiden zeilen Lil. 405, 61 *So kāmpt de swārte Hāns van Süssen, 3 deme lōren und rīke is hē gewāssen* sagt, dass sie nicht voll ausgehend sind und dass die beiden silben als zwei achtel gesungen worden sind. (die consonantische länge des aus *zs* hervorgegangenen nd. *ss* war im 16 jh. bereits gekürzt worden, also *Sussy: -wāsy*). das entsprechende hätte B. für viele andre ähnliche fälle annehmen sollen. so für lieder, in denen wir noch in mhd. weise $\sim \sim$ mit \sim wechseln sehen, wie (B. 45. 104) Lil. 359, 501f *Ich hābs für wārheit hōren sāgen: sie hātten ir fenlin umb dstāngen gschlāgen*; str. 9₃ *die stāt wōllen (wōllēn oder (die) wōln) wir nit aufgēben*, 5 *wend é verlieren lēib und lēben*; str. 391f *Das sōlten sich die Gecken schāmen, auf dem rēchen kāmē sie wider zūsāmen*; (s. 49) Lil. 322, 3 *An ainem (oder ain) abend ist herzog Uolrich für Stūtgart kōmmen, die stāt die hāt er éingenōmmen* (nicht mit B. *kōmmēn: éingenōmmēn*); str. 15 *Zū Under Türken (= Untertürkheim) sēind wir gelēgen, die landschaft hāt sich auf gnād und úngnad aufgēben*; 16 *Ir páuren taten vil von dem von Hātten sāgen, heten ir die pütten lēnger trūgen!* viele der ausgänge, die B. als zweisilbig betrachtet, wobei er die zeilen als 5 w fasst, sind in würllichkeit einsilbig gesungen, indem der unbetonte vocal der zweiten silbe fortgefallen ist, auch wenn derselbe in vielen fällen noch geschrieben worden ist. so (s. 62) Lil. 450, 454f *dat se wōlden bi dem páweste bliven* (gesungen *blīm* mit *bn > m*), *wōlden sē wōr hen rīden*; so (s. 49) Lil. 322, 6 *nēnnen: kēnnen* (vgl. Lil. 55S, 5₃ *kōnn* einsilbig geschrieben in *des kriegs wol kōnn emperen*, wie an dieser stelle auch in der folgenden zeile *blieben* einsilbig gewesen sein kann). die einsilbigkeit zeigt in Lil. 277, 23 (B. s. 51) *Vyl hērrēn hāt man gefāngen genōmmēn* deutlich der rein auf *glōn* 'gelassen': gesungen ist also *gnōm* (mit assimilation des *n* an das *m*). einsilbig gesungen ist auch *kāmēn: nāmēn* in Lil. 55S str. 12 und 25 (B. s. 45f 104). in einem falle hält B. vollen ausgang für möglich (es folgt aber auftact) neben zwei andern unrichtigen auffassungen derselben zeile (s. 81) Lil. 401, 407 *van wēne se it*

sängen edder sýngen horen (bei B. ist alle dreimal unrichtig *oder* statt *edder* gesetzt, wo vielleicht gesungen ist *ic̄t, wōn* und jedenfalls einsilbig *hōrn*¹), in manchen fällen kann auch beides des sängers einsilbig gesungen sein als viertelt n oder zweimal $\cup\cup$ als zwei achtel, so *vertōren; geschwōren* oder *vertōren; geschwōren* Lil. 257c, so *kōmmen; -genommen* oder *kōm; -genommen* in den oben gesehenen zeilen Lil. 322, 3, so *knaben; habn* oder *knābu; hābn* Lil. 379, 4 (B. 58) *sam wīrens erung lāch l. sōhn; was sie darin gewānnen hāben, sein so wol worden erung*.

In einem schlusswort (s. 103—116) sucht der verf. zu zeigen, dass, wie die deutschen historischen volkslieder und die älteren mhd. und nd. lieder gesungen sind, so auch die auf uns gekommenen reste der ahd. alliterationspoesie gesungen sein können: er sucht dieses zu zeigen durch den nachweis, dass die alliterationspoesie in großer ausdehnung eben dieselben formen des verses und der teile des verses zeigt, wie die historischen volkslieder, von denen wir wissen, dass sie gesungen worden sind, indem wir ihre melodien haben.

Langen auftact, wie er im ahd. vorkommt², zeigen auch vielfach die mhd. historischen lieder, so Lil. 511, 3₂ *er sprengt die von Nürnberg mit zwēi und vierzig pferden an*, das andre bei

¹ (wie zb. noch heute einsilbig gesungen wird *urphōn; vertōren* im liede von Nik. Decius str. 3 *O Jesu Christ, schen machst du dem himmlischen vāters, versōhner dōrr die wōrn vertōren* . . .)

² Zur charakterisierung meiner auffassung des gesungenen ahd. Hildebrandsliedes wählt Sievers (Altgerm. metrik s. 11f) absichtlich die zeilen 55f mit den auftacten in beiden hälften von v. 55 (dass ich *du dir du* nur als triole von 3 statt 2 achtelönen, nicht als 4 sechsteitel ansetze, wie S. es mich tun lässt, indem ich annehme, dass das *e* mit dem vorhergehenden *-o* in *wōdlitho* zu einer silbe verschmolz, was S. übersehen hat, darauf lege ich gar kein gewicht) und dem längeren auftact von 57b, deren rhythmisierung durch mich ihm 'den eindruck des grotesk-komischen macht'. B. bemerkt dazu s. 113: 'einen grotesk-komischen eindruck sollte eine rhythmisierung wie die, die M. den ahd. versen zu tun werden lässt [mit dem sing. meint er speziell den v. 57], doch nicht auf einen ernsten forserher machen können; aber auch wenn es so ist, so ist doch damit deren unrichtigkeit nicht bewiesen, es handelt sich hier um ex. recitieren im tact nach einer bestimmten musik in einer weise, die allerdings in einem chorgesang nicht leicht anzuführen ist, die aber sonst für einigermaßen geübten solosänger nicht schwer fallen wird, und zwar mit einer wirkung, die durchaus nicht 'grotesk-komisch' zu sein braucht'.

Auch ich meine wie B., dass der auf Sievers' *zweite* eindruck in keiner weise beweisen kann, dass meine auffassung unrichtig ist, da man der wirklich altgermanische sänger gehört hat, wie *kanon* Julian, wenn Julian in höherem grade als er es war humorist gewahrt hätte, so hätte er, meine ich, sehr wol die alemannischen sänger, die er hörte, und auch grotesk-komisch finden können; wie er war, fand er sie beide ohne griechischen ästhetischen beiriffen *γαῖνοι τῶν μελοποιῶν, ὁμοίως περ τοῖς θεάτοισι* (d. h. für Julian selbst und dem getölgert, *οἷον δ' αὖτις ἡδίοτοι, ἐγγουρόμενοι ἐπὶ τοῖς μελοποιῶν* — weil *οἷον αὖτις* aus altem Germanen mit heutigen Sudannegern zusammenzufallen zu lassen, will ich doch bemerken, dass ich Dinkameger gehört und *γαῖνοι* *καὶ* *ἡδίοτοι*).

spiel aus diesem liede, das B. (s. 113) anführt, str. 62, von ihm gelesen *darauf thet er manchen Nürnbergischen pfëffersack jagen* (bei B. unrichtig *jägèn*) lese ich lieber *darauf thet er manchen Nürnberg(i)sehen pfëffersack jagen*: B. hätte indessen die vorhergehende zeile 61, wie sie überliefert ist, anführen können *Albrecht von der Rósenburg (der) hat ein röss, das kan zèlten und traben*¹.

S. 105 bemerkt B. richtig, dass die verszeilen der hd. und nd. historischen lieder des 16 jhs im allgemeinen eine umfangreichere tactfüllung haben als die halbzeilen der ahd. allitterationspoesie. er bringt indessen doch s. 105 ff nicht wenige verszeilen namentlich aus den von ihm behandelten historischen liedern bei, die in den halbversen der ahd. allitterationspoesie ihre genaue oder einigermassen genaue metrische entsprechung finden. so entspricht der halbzeile Hild. 44 *tót ist Hiltibrànt* in metrischer hinsicht, nicht so sehr wie B. ansetzt *Zürich du . . .*, als vielmehr *Zür(i)ch du löblichs ört* Lil. 433, 10, der halbzeile Hild. 56 *hrásti givinnàn* und andern halbzeilen im Hildebrandslied und im Wessobrunner gebet die zeile Lil. 300, 10 *bei tág und bei náchtè*, vom auftact abgesehen; Hild. 41 *pist alsò giáltót mán*, 65 *dò stóptim tó sámànè* vom ausgang $\times \times \times$ statt $\angle \times$ abgesehen dieser selben zeile und genauer der zeile Lil. 383, 10 *im lánd zògens áuf und áb*; Hild. 33 *wánt her dò ar ármè* und andre ahd. allitterierende halbverse zahlreichen mhd. versen (s. 107 f) wie Lil. 605, 6 *Fránkfurt úndz ganz réichè*, mit auftact Musp. 102 *denne áugit èr díe mäsín* einer zeile wie Lil. 325, 22 *An Péter Pávèls ávènd*; Hild. 54 (wie überliefert mit dem wol unursprünglichen *mit*) *brétôn mit sínu billiú* vom fehlenden auftact abgesehen zahlreichen mhd. versen wie Lil. 310, 2 *Ein künig gewáltiglichè* (ohne das *mit* würde *Ein künig gewáltiglichè*, wenn so gesungen ist, entsprechen), usw.

Für einen kurzen halbvers von 4 silben, aber mit nur 3 hebungen, mit dem ausgang $\times \times$, wie Hild. 49 *wéwúrt skihit* findet B. s. 110 wol mit recht in den versen des 16 jhs keine entsprechung. für durch senkungen mehrsilbige halbverse von 3 hebungen, des ausgangs \times , wie *Hiltibrántes sínu* meint B. auch ebda., dass sich in den versen des 16 jhs kaum eine entsprechung finde: wie sich ja aber im mhd. volksepos zahlreiche solche halbverse finden, wie Nibel. 37 *só wir hâeren ságen*, 2007 *sprángen für daz gádem* (und mit auftact C *die sprángen . . .*), so führt B. aus dem aus älterer zeit stammenden, wenn auch erst in der

altgermanischen sängern *οφίοι μὲν αὐτοῖς ἦδιστοι* und im höchsten grade *εὐφραϊνόμενοι* über die eignen prástationen), die ich freilich áhnlich wie Julian nur als *φαῦλοι τὴν μουσικὴν* nach europáischen begriffen betrachten konnte, die ich aber doch weder *λυπηροί* noch grotesk-komisch fand.

¹ auch die von B. hier s. 113 angeführte zeile Lil. 322, 7₂ (von B. mit fúnfsilbigem auftact angesetzt *aber du hast nit vil darán gewúnnèn*) ist mit der, vorhergehenden zeile 7₁ besser zu lesen mit einsilbigem reim: ¹ *Herzog Úolrich, du bist für E'ssling kómmen*; ² *aber (du) hást nit vil darán gewúnnèn*.

fassung des 16 jhs vorliegenden nd. liede von *Emmerike dot die* halbzeile 16₆ mit *sýnem hórnen bágén* an — für kurz halbverse von nur 4 silben mit 4 hebungen von der art wie Hild 9 *gáhrén uuórtlím*, 25 *chónnem mámmím* führt B. s. 105 auch keine entsprechungen aus dem 16 jh. an; er spricht sich aber an dieser stelle mit recht gegen Sievers auffassung in seiner *Altgerm. metrik* § 160 aus, dass es kaum glaublich sei, 'dass die bei weitem häufigsten rein viersilbigen formen des allitterationsverses sich in dem vollen umfang, den sie tatsächlich in der dichtung einnehmen, bereits in der zeit des ausschließlichen gesangsvortrags entwickelt haben sollten'. — für halbverse von 4 hebungen mit dem ausgang $\cup\cup$ wie Hild. 5 *gúrtun síh íro smíet am* deutet B. s. 105 mit recht an, dass sich im 16 jh. kaum entsprechende deutsche verse mit fehlender senkung nach der dritten hebung finden (beispiele mit senkung nach der dritten hebung und mit auftaet, von denen er keines anführt, hätte er unter den von ihm als 5w aufgefassten zeilen finden können, wie der oben gesehenen Líl 380: 502, wenn wir lesen *sie hätten ir fínlin umb dstúngen gachawórt*; er führt hier nur eine der achten halbzeilen des liedes von *Emmerikes dot* mit 4 hebungen in der Nibelungenstrophe an, 4₂ als *dat dú em nîcht tho ná gúest* (mit streichung des in der senkung vor *gúest* überlieferten *em*, die accente sind aber bei B. nachlässig angesetzt *dat du em nîcht tho ná gúest*).

Bei dieser seiner untersuchung erinnert der verf. s. 104 betreffs der lieder des 16 jhs mit umfangreicherer taetfóllung mit recht daran, dass, wenn auch deren verszeilen wol mit denen der allitterationspoesie verglichen werden können, was das metrische betrifft, doch die lieder der allitterationspoesie und diese späteren historischen lieder in litterarischer hinsicht keineswegs gleichartig sind, sondern in wirklichkeit in einem sehr verschiedenen sprachl. niveau wurzeln.

Im schlussteil beurteilt B. s. 104 einige von ihm als 5w gefasste verszeilen richtiger als im vorhergehenden hauptteil, indem er die accente richtiger setzt (. . . *hóren sagro* statt *hóren ságra* nach z.).

Wenn auch diese darlegungen des verf's in seinem schlussteil nicht durchaus zwingend sind und nicht beweisen können, dass die auf uns gekommenen reste der abd. allitterationspoesie gesungen worden sind, so tragen seine untersuchungen doch dazu bei zu zeigen, dass sie gesungen sein können; mehr als dieses hat B. selbst auch mit seinen darlegungen nicht zeigen wollen.

Ist auch manche auffassung des verf's nach ansicht des ref. nicht richtig, so wird doch, hoffe ich, jeder leser seines buches in demselben eine sehr fleißige arbeit sehen müssen.

Kopenhagen, 1915.

Hermann Müller

Wolframs Willehalm. von S. Singer. Bern, A. Francke. 1918.
iv u. 128 ss. gr. 8^o. — 10 m.

Dieser gehaltvolle genetische commentar bringt uns einen bedeutenden schritt weiter in der würdigung von Wolframs Willehalm. S. deckt in einzelheiten die zusammenhänge zwischen Aliscans und Wh. auf, insofern verglichung mit den französischen texten möglich ist, insbesondere hebt er die von Wo. vorgenommenen änderungen hervor und äussert sich dabei über die erwägungen, die Wo. zu einigen seiner änderungen geführt haben können. wiederholt wertet er die veränderungen oder die kürzeren und längeren zusätze nach ihrer ästhetischen bedeutung, meist mit richtigem tact. wo entlehnung aus anderen quellen oder verwantschaft mit diesen in situation oder ausdrucksweise besteht oder vermutet werden darf, resp. von S. als solche betrachtet wird, zieht er aus seiner reichen belesenheit die entsprechhenden stellen zur verglichung heran. auch auf die von Wo. gebrauchten bilder lenkt er stets die aufmerksamkeit, sie verglichend mit verwantem aus dem Parz. oder anderen werken. und dazwischen streut er kürzere oder mitunter auch längere ausföhrungen, die mit Wo. und dem stoff zusammenhängen, wie über den analphabeten Wo. oder den improvisator und vieles andere. kurz, S. bietet uns eine klärende arbeit, die uns den Wh. sachlich und ästhetisch näher bringt.

Aus seinen anderen werken kennen wir S. als einen kenntnisreichen und vielseitigen gelehrten, dem wir manches wertvolle ergebnis verdanken. wir wissen aber auch, dass er zu oft seinen parallelen eine zu grosse tragweite beimisst oder entlehnungen annimmt, wo schärfere kritik glaubt anders urteilen zu müssen. neben dem vielen objectiven und bleibenden in vorliegender arbeit kommt daher auch verschiedenes vor was beanstandet werden muss. ich greife drei puncte heraus, von denen nur der erste von einer entlehnung handelt, die beiden anderen litterarhistorischer natur sind.

Gleich am anfang, s. 2, gelangt S. zu dem resultat, Wo. zeige in seiner einleitung, dass ihm der prologus der Vita des hl. Wilhelm vorgelegen habe müsse, dass er wenigstens gedanken daraus entliehen habe, und daran schliesst S. dann bemerkungen, wie Wo. zu dieser schrift gelangt sein könnte. S. gibt einige sätze aus dem eingang der Vita, die die beeinflussung Wo.'s dartun sollen. — aber kein einziger satz berechtigt m. e. zu der annahme einer entlehnung. es berührt daher merkwürdig, wenn S. bei einem der sätze sagt, dass Wo. denselben scheint missverstanden zu haben. und S. lässt aufser acht, dass die Vita das anrufen des hl. geistes betont, während Wo. sich an Gott in seiner dreiheit — *'du drî unt doch einer'* — richtet, von dem er u. a. die menschwerdung und die schöpfende kraft hervorhebt, und seine — Wo's — verwantschaft und kindschaft erwähnt;

von einer besonderen aufgabe des hl. geistes ist bei Wo. nicht die rede, und soll Wo. aus der Vita den gedanken bezogen haben, dass der hl. Wilhelm zu den berühmtesten geschlechtern Frankreichs gehört habe, oder dass Wo. den heiligen bittet ihn zu behüten vor schande bei seiner erzählung? ich ziehe nicht einmal in betracht, dass die namen der eltern in der Vita ganz andere sind als bei Wo. hier hat das suchen nach entlehnungen — wie übrigens an anderen stellen — den gelehrten verf. irre geführt, und gesetzt, Wo. böte einen genauen anschluss an die eingangssätze der Vita, so wäre bei der unsicherheit über den inhalt der von Wo. benutzten französischen vorlage noch immer der gedanke zu erwägen, ob dieser französische text nicht etwas ähnliches enthalten haben könnte. so dass die ausführungen Ss über die weise, wie Wo. mit der Vita bekannt wurde, in jeder beziehung sehr problematisch sind. aber die sache hängt zusammen mit dem zweiten punct den ich zur sprache bringen will.

Ogleich an sich interessant, ist doch die weise wie S. sich die beteiligung des landgrafen Hermann an der entstehung und der weiteren ausarbeitung des Wh. denkt, zu hypothetisch, fast möchte ich sagen zu phantastisch, als dass er damit bei wem auch beifall finden wird. möglich ist allerdings, dass Hermann inbezug auf das inhaltliche des Wh. einen weit grösseren einfluss ausgeübt hat als sich je wird ermitteln lassen. aber nach S.s vorstellung wird Wo. so ziemlich zu einem bearbeiter der gedanken und der auffassung Hermanns herabgedrückt. Hermann, der seiner zeit die Bat. d'Aliscans aus Frankreich mitgebracht hatte, habe sich besonders dieses werkes erinnert, als er i. j. 1215 in ein ähnliches verhältnis zu dem jungen kaiser Friedrich geraten sei, wie der Guillaume des französischen gedichtes zu dem künig Louis. der gedanke, die Bat. d'Aliscans deutsch bearbeiten zu lassen, sei bei Hermann angeregt durch Friedrichs besuch im januar 1215, und damit Friedrich die geplante und am 25 juli desselben jahres gelobte fahrt nach dem hl. lande nun auch antrete, solle das gedicht eine mahnung für Friedrich geworden sein, die unternehmung auszuführen. dabei habe Hermann sich immer mehr mit dem helden Willehalm identifiziert und sich selbst in idealisierter gestalt dem deutschen volke zeigen wollen. daher auch die wichtigen änderungen und milderungen des an sich rohen und blutrünstigen französischen gedichtes. — S. unterlässt es aber aus dem Wh. die passus zusammenzustellen, die zu diesem schlusse zwingen, und zwar aus dem guten grunde, dass das gedicht nirgend solche passus bietet, auch Wh. 1810 nicht oder die sich auf Otto beziehenden vv. 381, 26ff. 393, 20ff. wir wissen aus der einleitung nur, dass Wo. Hermann das französische gedicht verdankte und insofern von Hermann die anregung erhielt. ausserdem ist alles was im deutschen gedicht von Willehalm erzählt wird, so eigenartig und so ganz verschieden von

dem was wir vom landgrafen wissen, dass wol niemand der zeitgenossen in der person des Willehalm den landgrafen in seinem verhältnis zum kaiser erkannt haben mag oder in dem gedicht eine parallelgeschichte zu dem landgrafen und dem kaiser wird gesehen haben. — ich vermute, dass S. bei dieser seiner construction zu stark unter den schlüssen seiner vor ein paar jahren erschienenen abhandlung über Wolframs stil und den stoff des Parzival (Wiener SB 150, 4. Wien 1916) steht, wo er Wo. zu wenig selbständigkeit zutraut.

Es kommt mir vor, dass angesichts der soeben genannten abhandlung in der vorliegenden studie eine tendenz ligt, die zwar nirgends besonders ausgesprochen wird, aber im vorwort doch kurz zum ausdruck kommt. es zeigte sich — heisst es daselbst — bei der vergleichung, dass 'jeder einfluss französischer oder provenzalischer litteratur, wie er sich im Parzival so stark geltend macht', fehlt, und der 'sich auch hier zeigen müste, wenn, wie einzelne kritiker meiner abhandlung über Wolframs stil und den stoff des Parzival gemeint haben, die dort (sc. im Parzival) sich überall aufdrängenden beziehungen zu diesen litteraturen sich auf Wo.s eigene kenntnis derselben zurückführten'. wir vermessen also, sagt S., im Wh. selbständige kenntnisse und ausführungen Wolframs in bezug auf französische und provenzalische cultur, und daraus ergebe sich für den Parzival der schluss, 'dass Wolfram nicht Chrestiens erhaltenes gedicht von Perceval, sondern ein anderes verlorenes als vorlage gedient habe' (vorwort zu 'Wolframs stil'), kurz das werk Kiots. — allerdings scheint der befund im Wh. zu dieser folgerung zu führen. dennoch glaube ich nicht, dass der Wh. zu dieser folgerung verwendet werden kann, weil nicht alle möglichkeiten dabei erwogen sind. ich nenne nur zweierlei, wobei ich den fall setze, dass Wo. in der tat ein uns verlorenes werk Kiots bearbeitet hat. 1. der schauplatz und die handlung in Aliscans und im Wh. ist doch sehr beschränkt und äusserst einfach im vergleich zu dem mannigfachen wechsel der scenerie und der vielverschlungenen, die verschiedensten dinge berührenden fäden im Parz.; zugleich tritt im Wh. das mystische und phantastisch-märchenhafte ganz zurück gegenüber dem umfang und der verschiedenartigkeit dieses elementes im Parz.; schon das religiöse hat im Wh. einen durchaus positiven charakter. es fehlte also in dem verhältnismässig realistischen Wh. gar zu oft ein wirklich fruchtbarer boden zu einer reicherer entfaltung vielseitiger litterarischer anspielungen, obgleich diese nicht ganz fehlen und dann allerdings meist der deutschen litteratur, besonders dem Parzival, entnommen sind. 2. am hofe Hermanns war der tadel Gottfrieds über den Parz. bekannt, Wh. 4, 24 ff zeigt es. warum sollte Hermann, dem S. selbst einen so weitgehenden einfluss auf den Wh. zuerkennt, den dichter nicht ermahnt haben, bei diesem stoffe unnötige gelehrsamkeit ferne zu

halten und sich auf die erzählung zu beschränken, höchstens anzuspähen auf dinge, stoffe und situationen, die in der höfischen umgebung besonders bekannt waren? warum könnte Wo. sich nicht selbst diesen zwang auferlegt haben? — wenn S. in dem vorwort sagt, 'man fand ihn — Wo. in Wb. — stark unter litterarischen einflüssen stehend, vor allem unter dem seines eigenen Parzival, dann aber auch unter denen des Rolandstodes, der Kaiserchronik, in zweiter linie der Eneide, des Iwein und etwa einmal Herborts, der predigt, geistlicher litteratur und des volksepos und volkstümlicher spruchweisheit', so bedeutet das in wirklichkeit nur — denn 'stark unter litterarischen einflüssen stehend' besagt viel zu viel — dass Wo. aus deutschen werken ausdrücke und bilder brauchte, die ihm bei seiner arbeit ins gedächtnis kamen, ob er da nicht andere fremdartige unterdrückt hat? und wie selbständig — man denke nur an die gruppierungen der kämpfenden scharen im 8. buch — steht Wo. widerholt seiner quelle gegenüber, deren text im großen und ganzen nicht gar so weit von der uns überlieferten abgestanden haben wird. — so dass m. e. trotz der fehlenden hindeutungen auf die anferdeutschen litteraturen im Wb. der schluss auf den charakter der quelle Wo.s für den Parz. nicht gezogen werden darf. —

Gegen ende seiner studie wird S. ungerecht gegen sich selbst, wenn er sagt, dass, weil uns der text der vorlage Wo.s fehlt, 'wir das problematische unserer gesamten vergleichungen erkennen'. es hat den anschein, als überschätze er den allerdings nicht ganz bekannten text der französischen vorlage und verkenne die eigne arbeit und die eigne einsicht. aber S.s sorgfältige, sowol auf bedeutendes als auf kleines eingehende vergleichung und würdigung hat aufs neue bestätigt, um wie vieles Wolframs Willehalm allgemein menschlich, religiös und seelisch höher steht als die uns erhaltenen französischen texte von Aïseans, oder mit S.s worten auf s. 91, 'dass Wo. das höhere niveau seines gedichtes festhält'. S. hat unseren blick geschärft für den dichter Wolfram wie er sich im Willehalm offenbart, und dafür gebührt ihm unser dank.

Tilburg (Niederlande).

J. F. D. Blöte

Ulrich von Türheim von Eberhard Karl Busse [— *Palatia* CXXI—
Berlin, Mayer & Müller 1913. viii u. 181 ss. 8°. C 806.

Der erste teil dieses buches, die abschnitte über Ulrichs leben und persönlichkeit (s. 3—35) und über seine heroisierung des Tristan (s. 43—105) sind schon als Berliner dissertation erschienen. es schlossen sich nun an eine besprechung der bruchstücke des Kluges (s. 106—114) und eine übersetzung der fikt-

setzung des Willehalm (s. 115—178). den beschluss macht eine bibliographie (s. 179—181).

Es muss überwindung gekostet haben, sich einem dichter zuzuwenden, der besonders seit Lachmann und Gervinus im rufe gröster langweile steht, und gewis darf es als zeugnis lobenswerter selbstzucht gelten, dass der verf. bei seiner arbeit ausgeharrt und über den ursprünglichen rahmen noch hinausgegangen ist. seine bemühungen sind nicht unbelohnt geblieben.

Zunächst gelingt es ihm, ohne dass er im allgemeinen in übertreibungen verfele oder wirkliche schwächen seines dichters leugnete, bei dem leser anteil für ihn zu erwecken: 'wir werden und müssen hochachtung haben vor seinem ernsten und ausdauernden willen, vor dem hohen sinn mit dem er die kunst auffasst, und können wol sagen, dass, wenn nicht der dichter, so doch der mensch sich — — — ein rühmliches denkmal gesetzt hat' (s. 30). im wesen und würken Ulrichs fallen gegensätze auf: er ist ritter; aber ohne 'ausgeprägtes ritterliches standesbewusstsein' (s. 16), 'seine dichtung hat etwas schmuckloses, bürgerliches' (s. 105). er ist epigone und weiß es, aber das ausgesprochene selbstgefühl, das er mit Wolfram teilt, 'gründet sich fast ausschliesslich auf seine litterarische leistung' (s. 22f). er setzt Gottfrieds werk fort, aber die verskunst seines Tristan (s. 62—91) zeigt ihn weit mehr als 'schüler Hartmanns' (s. 86) und später, nachdem er Wolfram kennen und bewundern gelernt hat, 'entwickelt sich seine verskunst nach Konrads art hin' (s. 90). obwol hagestolz, der nach eigenem geständnis in der liebe keine erfreulichen erfahrungen gemacht hat, schildert er Rennewarts und Alysens liebesglück und leid nicht unwürdig seines meisters und erhebt sich in der schon von Wilhelm Grimm gelobten erzählung von ihrer hochzeitsnacht zur 'höhe schlichter, menschlich ergreifender darstellung' (ss. 19. 132. 139). die mängel Ulrichs erklärt B. aus der ungunst der zeit (s. 2), aus äusserer unfreiheit beim schaffen (s. 57), andere, die nur oder wenigstens stärker in seinen späteren arbeiten hervortreten, als alterserscheinungen (besonders ss. 115. 163), wider andere aus der stoffwahl: 'denn das ist vielleicht der gröste fehler oder vielmehr die quelle aller fehler, dass Ulrich zu den beiden hauptgestalten [des Tristan] kein näheres, weder menschliches noch künstlerisches verhältnis gehabt hat. — — — er selbst hat es uns gesagt' (s. 104). die toleranz gegen fremde religionen wider, die ihn erfüllte wie Wolfram, machte ihm schwierigkeiten und geriet mit sich in widerspruch in einem werke wie es der Willehalm ist (s. 30f).

In seinen untersuchungen über Ulrichs verskunst baut B. auf den arbeiten von Heusler, Zvierzina und Carl vKraus weiter. hervorstechendster zug seines verses ist die sorgfältige schonung des natürlichen worttones und das ausgeprägte streben nach

einfach sinnvollem vortrag. — — — seine starke ligt im rhythmischen. für die musik — — — hatte Ulrich kein ohr' (s. 86). 'für Ulrichs rhythmischen charakteristisch sind die einsilbigen dritten tacte, das fehlen der letzten senkung, rhythmischen, die bei Gottfried und seiner schule, auch bei Wolfram gemieden werden' (s. 76). beachtenswert erscheint mir, was B. über 'pausierete senkungen' beobachtet. er unterscheidet 'scheinbar einsilbige tacte' mit pausierter senkung von 'den wirklich einsilbigen', deren 'tonsilbe lang und stärker betont sein muss als die des folgenden tactes' (s. 75), list also *no lone der got sūeze Isôt* mit pausierter senkung nach *got*. — 'die reime sind mit die schwächste seite der kunst unseres dichters' (s. 85). In B's betrachtungen des stiles (ss. 91—105, 168—178) bewähren sich wider die gesichtspuncte und bezeichnungen, die im anschlusse an Rudolf Fischer und Heusler namentlich Schwartzkopf (Edele und redescene in der deutschen erzählung bis Wolfram) aufgestellt oder eingeführt hat. Ulrichs 'beste leistung sind ohne zweifel die ausdrucksvollen dialogparteen' (s. 97), aber in der 'eingliederung der rede in die erzählung' ist er 'schwerfällig' (s. 100), manchmal geradezu 'ungeschickt' (s. 101).

An litterarhistorischen ergebnissen hebe ich hervor: für die Tristanfortsetzung 'kommen wir mit der annahme Eilharts als einziger quelle Ulrichs vollkommen aus. — — — der rückschluss auf eine uns sonst unbekannte französische vorlage ist auf jeden fall unzulässig' (s. 61). allerdings reicht 'die genaue parallele' zu Eilhart nur etwa bis v. 2000 (s. 51, vgl. s. 57). hier 'hat Ulrich von Eilharts erzählung irgend wesentliches nicht ausgelassen, seine änderungen und zusätze sind geringfügig und in ihren motiven durchsichtig. er vereinfacht hin und wider. — — — er motiviert besser. — — — vor allem aber charakteristisch er schärfer und feiner' (s. 56). 'im zweiten teil wird seine erzählung zwar kürzer, dafür aber auch — — — unklar, ja widerspruchsvoll' (s. 57). das verschiedene verhalten zu der vorlage erklärt B. anders als Lichtenstein und Goldner mit seinem 'empfinden, als ob Ulrich im umfang seines werkes beschränkt gewesen sei' (ebenda); deshalb habe er, als er merkte, dass mit die bisherige art 'nicht durchzukommen war, ganz bedeutend gekürzt'. einige gestalten Eilharts hat Ulrich 'umgeformt' (der herzog und die herzogin [Isotens eltern] sind 'so gut wie neuschöpfungen Ulrichs'. Isolde Weisshand selbst, bei Gottfried 'stolz und wise — — — etwas zu bewand kokett', bei Eilhart 'frech', erscheint nun 'schlicht, liebenswürdig mit einem zug feiner schalkhaftigkeit', besonders in ihren abschließworten an den geliebten von 'inniger schlichtheit'. 'stets wird ihr bruder Kaedin veredelt: 'hier weicht Ulrich von Eilhart ab. er nimmt ihm unwürdige rüge — — — er ist neben dem freunde [Tristan] der kleinere — — — dem diebste

aber steht er zweifellos näher. — — — das pathetische ligt dem dichter nicht, am besten gelingen ihm die schlichteren gestalten. — — — In diesem sinne — — — ist sein werk wie der ausfluss auch der spiegel seiner einfach tüchtigen persönlichkei' (s. 102 ff).

Die fortsetzung von Wolframs Willehalm ist mit ihren beinahe 36 000 versen nicht einheitlich. der erste teil, den B. 'Rennewart' nennt, 'ist die schöpfung des reifen mannes, das beste, was wir von Ulrich besitzen' (s. 115). 'dieses werk, bis zu Rennewarts verlassen Portibaliarts etwa reichend, bestand ursprünglich selbständig, unabhängig von Wolframs werk. — — — quelle Ulrichs ist eine (vielleicht) etwas erweiterte fassung der Bataille d'Aliscans. diese bearbeitete Ulrich nicht im anschluss an Wolfram, sondern er griff die gestalt Rennewarts heraus und ordnete die von der vorlage gegebenen motive frei zu einem neuen organon zusammen. — — — später ihm zugänglich werdende branchen veranlassten dann den dichter zu einer fortführung seines werkes. nun erst versuchte er den anschluss an Wolframs werk zu gewinnen'. die uns jetzt vorliegende einleitung, in der die vollendung von Wolframs gedicht angekündigt wird, enthält einen schon von Kohl (Zs. f. d. Ph. 13, 158) bemerkten 'offenbaren widerspruch' mit dem was tatsächlich folgt, denn das 'ist keineswegs die weiterführung des Wolframschen werkes, sondern eine widaufnahme der erzählung an einem viel früheren puncte' (s. 148). aber 'ursprünglich lautete die einleitung anders: reste der alten einleitung sind uns vielleicht noch erhalten in der dedication des werkes an eine dame' (s. 151 und anm.). die jetzige zeigt wie der dritte teil von Ulrichs Willehalm den 'altersstil' des dichters und enthält 'klagen über den dem menschen immer näher rückenden tod'; wie im dritten teil 'haben wir es hier offenbar mit einem alten mann zu tun' (ebda).

Auch der zweite teil, 'die mönchschaft Rennewarts', beruht auf einer französischen vorlage, dem Moniage Rainouart, jedoch 'verwendet Ulrich [von diesem] nur den ersten, ernsten teil, den zweiten, in dem — — — wundergeschichten — — — überhand nehmen, lässt er beiseite. — — — doch auch von dem aufenthalt Rennewarts im kloster übernimmt er keineswegs alles. die roheiten Rennewarts, die gemeinen hinterhaltigkeiten des abtes und der mönche streicht er. im übrigen lässt er so viel wie möglich stehen, tatsächlich viel zu viel' (s. 153). 'eine ganz freie schöpfung Ulrichs' ist Kruchan, 'der edle heide: ein gegenbild des edlen Tinas aus dem Tristan. weltmann, vornehm — — —, liebenswürdig, conciliant, der geborene diplomat' (s. 156 u. anm.).

der dritte und letzte teil, 'die mönchschaft Willehalms' 'zerfällt in zwei deutlich von einander geschiedene hälften: die geschichte Mafers und die mönchschaft Willehalms. die fran-

zösische vorlage dieser ist der *Moniage Guillaume* (s. 157) und zwar die ältere fassung (I) (s. 16^b), da er aber 'aus dem künstlerisch-wank eine heiligengeschichte machen' will (s. 162 *anm.*) 'greift er noch zu einer andern quelle, der *Vita S. Guillelmi*. zu finden war seine stärke nicht', dagegen 'werden wir Ulrichs leistung als anlage, composition, gar nicht so gering werten, so der ausführung ist er matt, ja läppisch' (s. 163), was der wider mit dem alter des dichters erklärt für die geschicht-Malfers mit Gervinus 'eine verschollene französische quelle' anzunehmen, hält B. wie Becker (*Die altfranzös. Wilhelmssage*) für 'übereilt' und für 'durchaus überflüssig' (s. 158). er sieht in ihr vielmehr 'ein muster tüftelnder mittelalterlicher historien-schreiberei', eine 'combination' des gealterten deutschen d'alters, der 'mit dem gegebenen ausgangspunct, der eroberung des heil-nischen landes' bekannte vorstellungen vom zuge Alexanders des Großen, von Penthesilea und dem priester Johannes verbunden habe. 'da anfang und ende an fest geglaubte tatsachen anknüpfen, mag Ulrich, der entschieden keine phantasiegeschichten schreiben wollte, allen ernstes seine construction ebenfalls für wahr genommen haben' (ebda.). wider 'eine echte erziehung Ulrichs' ist der bischof, 'ein guter kamerad und fremdlicher, zer-friedener mensch' (s. 163). interessant sind hier anklänge an das Eckenlied und den Rosengarten A. 'ein abhängigkeitver-hältnis zwischen Ulrich und dem Rosengarten A ist jedoch nicht zu erweisen' (s. 160). schade, dass B. die stelle aus Ulrichs werk nicht abdruckt. auf stilistische einwirkung des 'volks-epos' verweist er s. 169 und 171.

Im zweiten und im dritten teile 'spielt selbsterlebter humor'. 'hören wir stimmungen jener tage': 'seine begeisterte teil-nahmegerinnung' spricht U. im zweiten teile aus (s. 146, s. 157), in Malfers zügen glaubt B. 'kreuzzugserlebnisse nachklingen zu hören' (s. 159).

Als ganzes betrachtet, zeigt der *Wilchalm* einen andern stil als der *Tristan*. der wichtigste grund für die änderung liegt 'in der großen erfahrung des dichters: seiner näheren bekann-tschafft mit Wolframs kunst' (s. 169). dieser hat ihm auch 'das souveräne gefühl des dichters, mit seinem stoff schalten und walten zu können, — — — übermittelt', ihm 'zur geliebten freiheit dem stoffe gegenüber verholfen' (s. 172). trotzdem ist Ulrich freilich 'in den grenzen seines wesens geblieben — er hat gelernt von Wolfram, mehr gelernt, als wie jener sich rausperte und spuckte; darin tut Gervinus ihm unrecht, — — — doch bleibt er stets er selbst. — — — es fehlt ihm der ewig bleibende phantasie — — — und die anschaulichkeit. — — — er ist vernünft, und je älter er wird, desto mehr, aber ohne jeglichen tief-sinn, nüchtern, höchstens ein wenig resigniert' (s. 174ff).

Im vergliche mit der französischen quelle ist die deutsche

dichtung 'im einzelnen — — — menschlicher, tiefer und auch schöner, doch dem ganzen fehlt die harmonie. — — — die französische dichtung ist im höchsten sinn national und christlich, — — — unsere konnte nicht national sein und statt christlich wurde sie theologisch' (s. 177).

Die chronologie der werke Ulrichs setzt B. folgendermaßen an: 'in den 20er jahren [des 13 jh.s] schrieb er den Kluges, um 1230 den Tristan, um 1240 den Rennewart' (s. 42). der ganze Willehalm ist 'das werk von jahren, vielleicht jahrzehnten' (s. 115).

Die ergebnisse, zu denen B. gelangt, sind an sich nicht unwahrscheinlich und stehn auch mit den gesicherten erkenntnissen der wissenschaft nirgends in widerspruch. dass seine 'untersuchungen, solange die Willehalmfortsetzung noch nicht herausgegeben ist', in hinsicht auf diese 'riesenarbeit' Ulrichs 'mehr ein versprechen als eine erfüllung sind', erkennt der verf. selbst (s. v). aus der Berliner Willehalmhs. hat er drei gröfsere stücke abgedruckt: 'die große scene zwischen Kyburk und Rennewart' ss. 120—125, 'die brautnacht Rennewart-Alysens' ss. 132—136 und die 'einleitung' ss. 143—148. dankenswert ist auch die bibliographie.

An kleinigkeiten habe ich bemerkt: s. 152 anm. 1 soll es wol heifsen: 'die namen Johannes und Diete' statt des singulars: 'den namen Johannes Diete'. s. 159 ist das pronomem 'ihr' in beziehung auf 'Kappadokien' grammatisch nicht zu halten. die mehrmals auftretende schreibweise *vrauwe*, *vräude* ist als druckfehler anzusehen. werturteile über einzelne leistungen Ulrichs wie 'prachtvoll' s. 82, 'wundervoll' s. 118, 'vorzüglich' s. 130 wird auch, wer sie nicht gerade unterschreiben möchte, dem verf. gerne hingehen lassen, der sich im grofsen von übertreibungen und schönfärberei freihält, sich zwar 'gegen einseitige betonung der überragenden vorzüge' der französischen vorlage (s. 165) und unterschätzung seines dichters wendet (ss. 162, 174, 179f), aber sich schliesslich doch mit der feststellung begnügt: 'ganz so arg wie sein ruf ist Ulrich nun wol doch nicht'.

Wir haben es B. zu danken, dass er uns durch seine gewis entsagungsvolle hingabe ein gerechteres urteil über den dichter ermöglicht und ein anschaulicheres bild von ihm entworfen hat.

Graz.

Justus Lunzer.

deutender sind, sind in fußnoten angeführt.¹ ich habe mich schon 1896 Anz. xxii 287f gerade im hinblick auf Murner für eine 'würklich kritische' ausgabe ausgesprochen, und finde die gründe die M. für seine enthaltsamkeit geltend macht, unzulänglich. im gegensatze zu der sprache des 17 und 18 jh.s befinde sich die sprache des 16. überall noch in einem tiefgreifenden übergangsstadium, das zahlreiche sich widersprechende neuerscheinungen begünstige; mhd. und nhd. formen stünden noch unvermittelt nebeneinander, besonders im westlichen oberdeutschland; überdies sei gerade Murners sprache besonders reich an allerhand unebenheiten und flüchtigkeiten. mir ist nicht unbekannt, dass sich schon JGrimm für das 16 jh. ähnlich aussprach und dass sich Erich Schmidt in seiner ausgabe des Joseph von Thiebold Gart s. 16f auf ihn beruft. ich erlaube mir im vorliegenden falle trotzdem anderer meinung zu sein und eine kritische Murnerausgabe erstens für wünschenswert und zweitens für möglich zu halten.

Es gibt einen durchschlagenden grund, weshalb wir für das 16 jh. und überhaupt für die nhd. litteratur anders verfahren als fürs 13. und neudrucken vor kritischen ausgaben im allgemeinen den vorzug geben: der litterarhistoriker hat ein interesse daran zu wissen, in welcher gestalt ein litteraturwerk auf die zeitgenossen gewürkt hat, und deshalb darf ein druck der in vielen hundert oder tausend gleichlautenden exemplaren verbreitet war, gröfsere beachtung beanspruchen, als eine hs. neben der es mehrere davon abweichende gab. in den meisten fällen wird ein neudruck auch genügen. nur wo es eine reihe von einander abweichender ausgaben gibt — umgearbeitete fassungen in drucken oder hss. — hat sich längst das bedürfnis herausgestellt, das bild in einen variantenapparat zur ausgabe erster oder letzter hand zusammenzudrängen. kann die textkritik aber feststellen, dass die drucke von der gestalt die der schriftsteller selbst seinem werke gegeben hat, beträchtlich abweichen, wie das zb. bei Hölty's gedichten der fall ist, so gehn wir doch einen schritt weiter: da brauchen wir eben beides, den neudruck der vulgata und eine auf die originalfassung gestützte oder sie reconstruierende ausgabe. ich bedauere, diese trivialitäten hier wiederholen zu müssen; aber es ist doch wünschenswert, klarheit zu erzielen. denn ähnlich wie bei Hölty und andern dichtern des 18 jh.s ligt es auch bei einer reihe von autoren des 16., denen gegenüber die drucker eine ähnliche rolle spielten wie die Ramler, Voss, Boie als herausgeber. nur dass wir hier bei dem mangel an hss. (deren wert für HSachs EGoetze erkannt hat) sehr viel häufiger von der recensio zur emendatio zu schreiten

¹ leider hat es M. unterlassen, wie EMathias, Spanier, Uhl, auch die capitel zu numerieren.

genötigt sind, aber wir haben doch einen anspruch darauf, auch die authentische schallform der dichtungen kennen zu lernen, oder ihr wenigstens so nahe zu kommen, als dies mit unseren mitteln irgend möglich ist. denn darum handelt es sich, nicht um eine schablonisierung der orthographie; und eine übertragung der richtig verstandenen grundsätze Lachmanns auf das 16. jh. würde noch längst nicht bedeuten, den texten dieser zeit die normierende und sprachregelnde schnürbrust des 17. jhs anzulegen. Lachmanns Wolfram von Eschenbach bietet ein ganz anderes orthographisches bild als der Iwein.

Aber — um nicht missverstanden zu werden — auch das ist für mich eine reine zweckmäßigkeitssache, wie weit man der notwendigen conjecturalkritik im text platz gewähren will, wie weit man sie in den apparat verweist; ich kann mich ja auf Lachmanns verfahren beim Titirel berufen, worauf es ankommt für den der eine 'wirklich kritische' ausgabe leisten will, ist die philologische, grammatisch-metrische vorarbeit und der auf sie gegründete mut zur conjectur. endlich man tut nicht gut, die frage für das 16. jh. gleich in hausch und bogen erledigen zu wollen, da jeder autor hier seine individuelle behandlung verlangt, wenn es zb. für Thiebold Gart, wie auch ich glaube, sehr schwer ist, zwischen der sprache des dichters und des druckers zu unterscheiden, so ist es für Murner verhältnismäßig leicht; und da wir brauchbare neudrucke seiner wichtigsten schriften bereits besitzen, so seh ich nicht ein, warum ein neuer herausgeber es nicht wagt, endlich auch der weiteren aufgabe der forschung zu entsprechen. gewis, die orthographie der Murnerdrucke ist buntscheckig; aber ist denn die der mhd. hss. eben einheitlich? und wenn Mu. in seiner sprache doppelformen hat, so müssen wir doch mit solchen selbst bei den päulichen dichtern der mhd. blüthezeit rechnen, wie schon Lachmann ganz klar erkannte, ohne sich deshalb von seinem unternehmen abschrecken zu lassen. was sich aus den reinen Mu.s herausheben lässt, ist schon bei Schauerhammer Mundart und heinal Kisper Scheits und bei Bebermeyer Murnerus pseudepigraphus angedeutet.

Ich gesteh nicht zu wissen, ob Thiebold Gart *weil, wil, vil nit (nüt)* 'nihil' reimte oder, wie bei ihm gedruckt steht, *weil, zeit, leit; nit*¹; aber bei Mu. kann es keinem zweifel unterliegen, dass er noch die alten monophthonge sprach, nicht die *ai*-diphthonge, wie denn auch die ersteren in den drucken der Schelmenzunft, Gäuchmatt, Narrenbeschwörung usw. im gegensatz zum GLN überwiegen. wenn also im GLN *diwertes wil; Thil* (zb. 1759), andererseits *feul; feul* (1743) im reibe steht, so hätte

¹ ich habe oben kein bedenken getragen, *weil* und *wil* bei Murner als 'druckfehler', d.h. versehen des setzers, Thil ebenso mit dem zu betrachten; aber wenn in Gart's *diwertes wil; Thil* *weil* gemeint ist, so ist das system; fragt sich nur, ob der drucker oder der gläubige

ich es für pure tiftetei, das anders zu erklären, als dass die *i*-formen Mu., die *ei*-formen dem drucker gehören, und ein *meich* 'me', das 1754 im reim auf *reich* 'regnum' folgt, ist nun einmal gewis keine Murnersche form. wenn es im GLN trotzdem 5 oder 6 bindungen von *i* zu *ei* gibt, so sind sie als ausnahmen zu buchen. 443 bin ich geneigt *treiben* (*Also vil spöttlins vß dir treiben : keiben*) als prät. pl. und eine bei Murner allerdings singuläre neubildung nach dem sg. *treib* aufzufassen, wie umgekehrt das von Stirius s. 24 aus Verg. 47a1 beigebrachte *weib : treib* prät. ein *wyb : tryb* sein dürfte: denn den acc. *keiben* mit Bebermeyer s. 49 a. 3 auf mhd. *kîp* zu beziehen, scheint mir nach form und bedeutung unmöglich. 2558 kann *bruder Veit* (: *eidt*) durch MStyfels im gemeinen deutsch verfasstes lied im bruder-*Veiten-ton* suggeriert sein (*sant Vyt : gyt* NB 25, 90, : *lyt* 56, 68)¹; aber für NB 6, 34 *sant kürein : stein* gegen 25, 94 *sant küryn : heryn* versagt diese erklärung (vgl. auch NB 97, 143 und SZ Entsch. 11 *an dem meyn* 'ad Moenum' : *latein*, während es sonst *latyn* heisst). und für GLN 2618 *gemein : wein*, 3791 *sein* 'esse': *kēin* (vgl. *dreyen* 'intro' : *gemeyn* SZ vorr 67, *dirdendein* : *hinyen* SZ 36, 29, *seyn* 'esse' : *gemeyn* SZ 48, 138, *fein* : *stein* Verg. 91, 1 nach Stirius), 3625 *beiderlei : fei* (vgl. *sey* : *mangerley* GM 205, *mangerley* : *geucherery* GM 5201), 4791 *billicheit : geit* 'gibt' (vgl. *zeit* : *leid* Verg. 112, 2 nach Stirius) weifs ich vollends nichts beizubringen². aber wie dem auch sei, ich halte es für die aufgabe einer kritischen ausgabe, diese fälle von den zahlreichen der bindungen von *i* : *i* (*i*, *ii*) und *ei* : *ei* zu sondern und ihre erkenntnis nicht dem 'aufmerksamen leser' zuzuschieben, der doch nicht imstande ist das reimmaterial zu überschauen.³ für die frage des eindringens der mhd. schriftsprache ins Elsass aber sind sie nicht unwichtig.

Der herausgeber bemerkt s. 66 anm. 2, Mu. habe den vers

¹ denn an ein zweites aus *Valentin* gekürztes *Veit* (Merker zu 1970. 1796) glaube ich nicht.

² zu den von Stirius s. 24 und von Bebermeyer s. 49 anm. 3 angeführten fällen aus den andern Murnerschen werken, die oben sämtlich wiederholt sind, kann ich noch *wyfen* 'sapientibus' : *reyfen* 'itinerari' NB 67, 118 hinzufügen. es ist wol nur zufall, dass die einleitungs- und schlusscapitel der dichtungen einen verhältnismässig grossen bruchteil der fälle stellen.

³ Wenn bei JWickram Met. III 27 f gedruckt steht: *Seinr Schwester het er, sich verziehen. Den Parnassum er uff thet stiegen, III 246 f. Das im sein hor ghen berg uffstigen. Aller freud hatt er sich verziehen, I 283 f. Vermeinten inn himmel zû steigen, Hetten die gött ein solchs verziehen uff.*, so erleuchten sich die drei stellen gegenseitig; aber ist dem leser zuzumuten, dass sie ihm jedesmal bei der lectüre gegenwärtig sind? Met. I 211 f steht *Do huben sich die jar silbrin, Warn güt, doch nit so güt als jhen*: wird es dem 'aufmerksamen leser' einfallen, dass im Rapoltsweller Parzival das pronomen 'ille' *giner* lautet und dass das durch die moselfr. Bistritzer mundart als dialectform gesichert wird?

405 'zweifellos' *Als ju mit list du von haben gessen* gesprochen und 'vielleicht auch geschrieben', wie liegen die verhältnisse in wirklichkeit? Mu. verwendet im reim: infinitiv *haben* 338, 695, 705, 885, 3170, 4672; inf. *han*: 9, 430, 2102, 2264, 2937, 2962, 2974, 3366, 3532, 3915, 4117, 4256, 4445, 4450, 4603, 4786, 4794; *hon* 967, 1297, 1401, 1434, 1463, 1649, 1712, 2020, 2171, 2217, 2255, 2294, 3496, 4518, 4774; plur. *habet* 378, 4579 (beidemale 3 pl.); *han* 415 (3 pl., anl. 3539 [1 pl. *han, an*]); *hon* 1353 (1 pl.: *gon*): *han* oder *hand* als 1 pl. 1304, 1632, 3754, 3850, 3889, als 2 pl.: 2092, 2302, 3580, 4153, 4338, als 3 pl. 432, 499, 795, 1070, 1479, 1831, 2045, 2337, 2357, 2629, 3017, 3247, 3180, 3488, 3519, 3766, 4049, 4462, 4759, 4778. reimwörter sind *stant* 'status', *bestant*, *bestant*, *verstant*, *dant* 'nugae', *lant*, *want*, *genant*, *erkant*, *bekant*, *rerwant*, *schant(e)*, *stant* ej. zu *stau*, *verstant* zu *verstan* *fant* 'samt', alle mit kurzem *a*. *hand* ist 748 gedruckt: *verstant* 'verstehe', *hent* begegnet als 2 pl. 2312, als 3 pl. 2797, 3199, 4043, 4384, 4420, *habt* im reim zu *abt* 2898. das verhältnis der zweisilbigen formen zu den einsilbigen ist also beim infinitiv 6 : 32, beim plur. 2 : 40. ob die dabei mitgezählten 6 *hent*, die erst gegen die mitte des gedichts einsetzen, Mus. dialekt angehört, ist mir zweifelhaft. ich finde nur noch in der NB 79, 48 *heudt* : *wudt*, wo auch *handt* : *wandt* möglich gewesen wäre. es könnte also sein, dass sie Mu. während seines kurzen Augsburger aufenthaltes aufgriff: jedenfalls gehörten sie nicht der els. litterarischen tradition und wol auch nicht der höhern umgangssprache an und bilden eine singularität. ganz anders liegen die verhältnisse im innern des verses. hier erscheint die einsilbige form des inf. und plur. stets als *han*, während *hand* fehlt aber *hon* kommt in den ersten 1000 versen nur zweimal vor, 33, 435, beidemale als inf., bis v. 2000 noch sechsmal: 1419, 1843, 1872, 1891, 1911, 1966 als 1 oder 3 pl.; dagegen vom dritten tausend ab 59mal: 2005, 2114, 2338, 2358, 2383, 2461, 2504 (inf.), 2580, 2601, 2638, 2656 (inf.), 2681, 2785, 2849 (inf.), 2878, 2940, 2975, 2981, 2983, 2999, 3001, 3030, 3143, 3157, 3158, 3249, 3293, 3313, 3346, 3356, 3372, 3396, 3476, 3490 (2 pl.), 3492 (2 pl.), 3527, 3854, 3856, 3858, 3860, 3967, 3970, 4062, 4074, 4110, 4139, 4147, 4155, 4162, 4190, 4217, 4391, 4470, 4471, 4545, 4563, 4581 (inf.), 4675, 4691. umgekehrt erscheint *haben* in den ersten 1000 versen 41mal, im zweiten tausend 16mal, dagegen vom dritten tausend ab nur noch achtmal, dabei fordert die metrik zweisilbigen *haben* in 14 fällen: 127 (2 pl.), 379, 406, 423, 425, 643, 1191, 1333 (inf.), 2044 (inf.), 2280 (inf.), 2482 (inf.), 2999 (inf.), 3712, 4782, während der vers gewinnt, wenn wir die einsilbige form einsetzen in v. 36, 64, 67 (2 pl.), 90 (2 pl.), 92, 37 (2 pl.), 107, 108 (inf.), 123 (2 pl.), 131 (2 pl.), 140 (2 pl.), 178, 286

293. 303. 310. 336. 316. 385. 400 (B: *hon*). 405. 409. 413. 417. 434. 450. 551. 553. 693. 708. 723. 767. 797. 813. 818. 1020. 1105 (2 pl.). 1106 (2 pl.). 1150. 1201 (2 pl.). 1213. 1242 (1 pl.). 1306 (1 pl.). 1325. 1346. 1398. 1476 (2 pl.). 1508. 1731. 3524. 4781, also 51 mal (37 mal 3 pl.). im einzel-falle kann man natürlich zweifeln; das gesamtergebnis bleibt dadurch unberührt. daraus ergibt sich, dass Murner allerdings *haben* kannte und sowol für den inf. als für den plur. verwertete; dass aber die grofse masse der *haben* auf den drucker zurückgeht. aber auch *hon* kann für den plur. angesichts des einen reims auf *gon* (*gân*) nicht als Murners form angesehen werden, auch nicht wenn man die beiden *han* dazu rechnet, die wahrscheinlich als *hân* anzusetzen sind. vielmehr war M.u.s normalform *hant*, wie denn auch in den andern werken überwiegend gedruckt steht. dem drucker dürften auch die sieben *habt* für die 2 pl. gehören, die im dritten und vierten tausend erscheinen: 2041. 2042. 2049. 3493. 3498. 3499. 3572; doch gesteh ich, die andern werke nicht genügend nachgeprüft zu haben. Merkers *haben* aber scheidet als phantasieform völlig aus. in einer 'kritischen' ausgabe sollte man doch von diesen dingen etwas erfahren, und wenn der herausgeber zu ängstlich war, um den überlieferten text anzutasten, so waren sie im commentar zu erörtern. —

Ich kann zu meinem bedauern auch nicht finden, dass Merker in seinem commentar erheblich über Balke hinausgekommen ist. er ist breiter und hat seinen anmerkungen durch citate einen gelehrteren anstrich gegeben. aber wenn er sich auf das grofse vorbild von Zarnckes commentar zum narrenschiff bezieht, so fällt der vergleich allzu sehr zu seinen ungunsten aus. Zarncke kam aus der schule Haupts, er setzt die durch die commentare zum Iwein, zu den Nibelungen und zu Walther geschaffene tradition fort; M. fufst auf Balke, dessen wackere arbeit die methode der Pfeifferschen 'Classiker des mittelalters' übernommen hat: darin ligt der fundamentale unterschied. Zarncke beginnt deshalb auch seine erläuterungen mit der erklärung, dass er leser voraussetze, die mit der mhd. grammatik und ausdrucksweise vertraut seien; bei M. habe ich mich oft gefragt, an was für ein publicum er sich eigentlich wendet. für wen wird etwa zu 813 Balkes anmerkung '*iehen*, sagen, gestehen' wiederholt, oder zu 488 mit Balke '*entruwen* = mhd. *entriuwen*, in treue, fürwahr, wahrlich' erklärt? zog M. den kreis seiner leser weiter und glaubte er ihnen in bezug auf den wortschatz entgegenkommen zu müssen, so wäre es m. e. richtig gewesen, ein kleines glossar beizufügen, wie das Spanier für die NB getan hat. und ist unsere classische bildung schon so schlecht geworden, dass zu 329 erklärt werden musste, was es mit dem trojanischen ross auf sich hatte? Zarncke handelte ferner sehr

weislich, seinem commentar 'sprachliche bemerkungen' vorauszuschicken. auch für Mu. wäre eine kurze zusammenfassende übersicht angebracht. da der vorliegende band seiner schriften als bd IX bezeichnet ist, lässt sie sich vielleicht noch nachholen. der commentar hätte dann von mancher nicht eben glücklichen bemerkung entlastet werden können.

Zu den einzelnen ansführungen bemerke ich folgendes: 224. 'das 16 jh. gebraucht die vorsilbe *ge-* noch in zahlreichen fällen, wo sie der nhd. sprachgebrauch abgeworfen hat'. es hätte gesagt werden sollen, dass *gesprach* hier bedeutet 'zu ende sprach' oder 'zu ende gesprochen hatte'. — *geschweigen* ist uns doch auch im nhd. nicht ganz fremd. — 229 wird *kort* (= *hort*) = mhd. *kârte* auf ein mhd. *kâren* statt auf *kôren* bezogen. fasste es M. wie Balke als präs.? Bebermeyer s. 55 anm. 3 will *hört* *kert* einsetzen (*kort* steht zb. bei Wickram Metam. II 232 im reim auf *wort*, öfter *kart* [= *wardt*, *furt*], was kaum durch die md. vorlage veranlasst sein wird). — 257. die berntung auf DWb VI 2, 2704 trifft insofern zu, als hier ein *yemer* bei Lenz und Gotthelf belegt wird, das übrigens wahrscheinlich aus *Jefus Maria* entstellt ist; die stelle bei Schmeller bezieht sich nur auf *iemine*. aber die erklärang von *yemer* = *yemine* ist falsch, da consonant. *j* nicht durch *y* wiedergegeben wird. es ist natürlich *yemer* 'immer' gemeint, wie zb. 536. — 295 durfte *zuo* (*uß* *zuo* *erfachen*) doch nicht als 'ältere vollere form', die 'sich besonders auf alem. boden noch lange über den formelhett erstarrten gebrauch' (?) erhalten habe, mit *dero*, *iro* auf eine stufe gesetzt werden! — 301 ist *dein* allerdings pluralform, aber nicht 'mit apokopiertem *e*', da es sich um das utr. handelt. — 335 wird *ghollen* wol richtig als *gholen*, part. zu *helen* erklärt, aber GM 1276 ist dafür keineswegs 'ausschlag gebend', da dort *ghellen* 'einstimmen, einwilligen' inf. präs. ist, also nicht beweisen kann, dass Mu. 'die sonst übliche form *ghollen* bei diesem verbum nicht kennt'. — 376. zu *zalen* = zählen versteh ich die bemerkung nicht: 'das alemannische bewahrt hinsichtlich des umlauts vielfach noch lange den älteren standpunct'. — 388 durfte *ich mich beschweren leiden fol* nicht als 'acc. e inf-construction' bezeichnet werden, da *mich* ja nicht subject, sondern object zu beschweren ist. *leiden* ist nach analogie von *lassen* construiert. — 442. die schreibung *keuben* für *keben* beruht nicht auf dem 'al-schwäb. wechsel von *ei* zu *oi*', sondern auf 'umgekehrter schreibung'. — 514. die erklärang ist falsch. *wie ein flem* ist schwache form = mhd. *wie ein flumme*, *e* ist abgetilgt. — 530. an 'öffnung des stammhaften e-lautes wie ötern im alem.' kann in *wand* nicht gedacht werden: *han* und *ruckl* sind sogele läre fälle. falls nicht der drucker *hand* für *hand* verlesen und dann das reimwort *wand* 'wendete' willkürlich in *wand* geändert

hat¹, wird dialectischer ersatz des irrealis durch den ind. prät. vorliegen, wofür ich freilich aus Mu. kein beispiel beizubringen weifs. — 630 wird zur erklärung von *fürt* 'fort, weiter' (463S im reim) ein doppelter wandel von *o* zu *u* — 'unbegründet und vielleicht mit der sprachlichen unsicherheit zu erklären' (?) — und von *u* zu *ü* vor *r* angenommen, während zu sagen war, dass sich das seltene obd. *fürt furt* (so 4039 im reim) zu *für fur* verhält wie das besonders md. *fort* zu *vor*. — 639. statt *haz* ist wol zu lesen *bapft*. — 661 ist charakteristisch für das verhältnis von M. zu Balke. Balke erklärt mit *herren kreften*: '*herren* = *heren* 'starken'. die erklärung ist sehr zweifelhaft, solange für *her* die bedeutung 'stark' im materiellen sinne nicht nachgewiesen ist. aber was macht M. daraus? er gibt der erklärung einen gelehrtern anstrich: 'das adj. *her* . . ist im grunde nichts anders als das subst. *herr*; daher die schreibung mit doppeltem *r* auch etymologisch berechtigt' (!). ohne Balke ist gar nicht zu verstehn, dass M. übersetzen will: 'viribus magnis', nicht 'viribus domini'. — 714 war es nötig für *verdenblut* die falsche beziehung auf den hl. Valentin nochmals zu widerlegen, nachdem Spanier NB s. 350 die sache gründlich erledigt hatte? — 896 ligt kein 'anzüglicher nebensinn' vor. gemeint ist, dass die *befchornen buben* den fehlenden speck zu den rüben ersetzen sollen. — 914 verlangte doch der schw. acc. *tagen* ein wort der erklärung. — 1109 sucht M. das überlieferte *schne den manigfalt* gegen Balke zu retten, der *schneuden* 'schnaufen' conjiciert hatte. er erklärt 'schnee die menge'. ich vermisze ebenso den nachweis eines subst. *der manigfalt* wie einen beleg für die vorstellung, dass es in hölle oder fegfeuer viel schnee gebe. — 1131 ist *stecht* natürlich von Balke fälschlich zu *stehen* gestellt worden. aber es gehört auch nicht zu mhd. *stechen*, was bekanntlich ein stv. ist, sondern als conj. prät. zu *stecken-ftachte*, intr. = 'stechend festsitzen, festhaften' Mhd. wb. II 2, 626, Lexer II 1156. der unumgelautete conj. *ftacht* steht NB 33, 43 im reim. — 1145. dass schon mhd. *tragen* vielfach auch die bedeutung 'bringen' habe, ist unrichtig; nur für *getragen* trifft das zu. — 1151 erklärt Balke *fron*: 'heilig, was den herrn betrifft'. M. macht eine lange anmerkung daraus und ergeht sich über den aus heidnischer zeit stammenden gen. zu *frô* usf.

Ich breche ab und bin wol nicht zu scharf, wenn ich mein gesamturteil dahin zusammenfasse, dass M. sprachlich durchaus nicht immer auf der höhe ist. öfters habe ich auch, wo das verständnis nicht ganz leicht ist, eine erklärung vermisst, zb. 4067 *Sie seh nôt vmb sich* = 'mit not, schwer, ungeru', s. Martin-Lienhart I 794. beachtenswert ist die metrische anmerkung zu 3992

¹ für sein verfahren lehrreich ist der iall *reich: meich*. vgl. auch oben Bebermeyer zu 229.

über Murners sapphicum. Murner ist also verflochten von Buechert, MGesner u. a. in der nachbildung antiker metren. —

Während ich zu text und commentar allerhand bestanden geltend machen musste, kann ich schließlich die unavengliche einleitung um so rückhaltloser anerkennen. Gut ihr beruht die wissenschaftliche berechtigung und der wert der neuen arbeit gern begegnen wir Merker auf denselben wegen wie in seiner arbeit über Simon Lemnius. es ist eine freude zu sehen, mit welchem behagen er sich in die erregte polemische litteratur dargelebt hat, deren abschluss der GLN bildet. verfassertagen und datierungen sind hier sorgfältig überlegt, und auf die versprochene monographie über Nicolaus Gerbelius darf man gespannt sein. auch ich habe mich mit der verfasserschaft des Murnarus Leviathan und der ihm verwanten streitschriften beschäftigt, ohne zu einem abschluss zu kommen; ich werde mich gern belehren lassen, wenn ich auf falscher fährte war. mit dem klar und lebendig gehaltene litterarhistorische übersetzen folgt dann s. 45ff eine sorgsame prüfung der composition des GLN, die zu einer neuen aussprechenden hypothese über die entstehungsart, die tatsache dass wir es in dem GLN mit drei überschwänglich lagernden handlungsschichten' zu tun haben: a) 'beschwörung des allegorischen großen narren, b) parodie der fünfzehn bundesgenossen Eberlins und kriegerische actien, c) fünfjährkronik' (s. 59), erklärt M. so, dass er annimmt, Murner habe seine dichtung bereits im frühjahr 1521 begonnen, angeregt durch eine große ihm selbst verhöhnende, bei den fastnachtumzügen dieses jahres auf einem schlitten herumgeführte puppe. 'der Lutherische Narr als verkörperung des luthertums, nicht Luther selbst sollte die beherrschende figur der satirischen handlung werden' (s. 70); an diesen bis etwa 833 reichenden teil schloss sich dann vermutlich im laufe des sommers und spätherbstes 1521, nachdem Eberlins bundesgenossen erschienen waren, 'ein zweites, in weit geschlossener complex von etwa 900 versen an, der an stelle jenes grundmotivs der beschwörung die parodie als beherrschendes mittel setzte', v. 833—1709 (ebda.). daraus gingen dann weiter die abschnitte hervor, die von dem gedanken eines weltläuterischen heeres beherrscht sind, dessen kerntruppe die bundesgenossen bilden, v. 1710—2478. es hätte bemerkt werden können, dass erst hier die directe, wenn auch noch versteckte polemik gegen Luther einsetzt und Luthers an kriegerischen tathaten reiche schrift 'Auf das überchristlich usw. Inich Bruck Künere' Murners phantasie beeinflusst hat. v. 1925 f. gehen offenbar direct auf Luthers berühmte worte: 'darum ist ich schertz haben. Schrift. Murnar: Murnar, fchertz oder noch von ndern kempffer usw. (Weim. ausg. 7, 683; vgl. auch Eschenhüt Der christliche ritter, Charakteristiken II 10): durch die erkennung mit Styfel aber wurde Murner nach M. erfahrung 1522 abge-

aus der bahn gezogen; er greift nun in den abschnitten gegen Styfel, den Karsthens und die (nicht erklärten) *zwen gickenheintzen* auf seine ursprüngliche idee zurück (2479—2536); um dann doch wider in die vorstellung einer kriegerischen action einzutreten, die bis zu den drei vergeblichen stürmen und Luthers eingreifen fortgeführt wird (2837—3706). in dem 'tragikomischen familienstück, das nach der weise des fastnachtspiels in rasch wechselnden augenblicksbildern und derber komik dem schlusseffect zustrebt' (v. 3707 ff), erreicht die satire ihren höhepunet — oder auch, wenn man will, ihren tiefpunct: 'denn keine der zahlreichen reformationssatiren sinkt auf ein so tiefes niveau herab' (s. 57). 'diese partien sind zweifellos erst im herbst 1522 entstanden, als Murners eintreten für könig Heinrich VIII von England ihn nochmals in den bereich der religiösen kämpfe zurückführte und in mehr oder weniger unmittelbare beziehungen zu Wittenberg und dem reformator brachte' (s. 55). der schluss knüpft flüchtig an den anfang an. es wäre möglich, dass auch sprachliche beobachtungen zur stütze einer so langen entstehungsgeschichte, die mit den bisherigen annahmen in widerspruch steht, verwertet werden können (vgl. das oben über *handt* bemerkte).

Nach treffenden bemerkungen über stil¹ und metrik geht M. dann s 99 ff auf die holzschnitte ein, die er, den zuerst von Martin ausgesprochenen gedanken aufnehmend, als Murners eigentum reclamiert², um mit den schon erwähnten textkritischen bemerkungen abzuschließen.

Jena.

Victor Michels.

¹ aber mit *Wangen* v. 1326 ist nicht 'einer der zahlreichen els.-schwäb. ortsnamen auf -wangen' gemeint, wie auch im commentar gesagt wird, sondern das dorf Wangen bei Wasselheim am fuß der Vogesen, etwa 20 km westlich von Straßburg. es wird auch NB 19, 25. 25. 47. 87, 53 erwähnt.

² ich widerhole aus Anz. xxii 255, dass das bild L 3a (s. 157) dem bei Bobertag Narrenbuch s. 51 reproducirten aus der geschichte des Pfarrers von Kalenberg mit der überschrift *Hier verbrennt der pfarrer die zwelf potten in dem ofen* usw. nachgebildet ist; auch die verse 1603 ff *Doch hültsne heiligen ert ich gern, Wan ir zwölff tusend fäder wern, So nem ich sie für brenholts an Vñ ließ die steinen heiligen stan spielen auf den pfarrer an, den Murner auch NB 5, 191 f Buck dich. iecklin, du müßt in ofen! Wert ir schon keiser, künig, grofen eitiert.* bezeichnend ist aber, dass Murner das bild des apostels Jacob in das der himmelskönigin Maria umgewandelt hat..

Matthias Claudius, der Wandsbecker bote ein beiträg zur deutschen literatur- und geistesgeschichte von Wolfgang Stammer. Halle a. d. Saale, buchhandlung des waisenkaisers 1915. xvii u. 282 s. 8° — 8 m.

Für den Wandsbecker boten waren wir bisher hauptsächlich auf das sorgfältige, liebevoll eindringende, aber in der gesamtauffassung oft enge und einseitige lebensbild von WHerbst angewiesen (4. aufl. Gotha 1878); diesem werke will das neue buch, das 100 jahre nach des dichters tode erschien, eingeständenermaßen 'keine concurrenz sein, eher eine ergänzung' tatsächlich dürfte Herbsts buch neben demjenigen von Stammer noch seinen platz behaupten, wäre es auch nur um seiner innern geschlossenheit und seiner einnehmenden darstellung willen. denn Stammers buch trägt, um es gleich vorweg zu sagen, in anlage und ausführung deutliche spuren des überhasteten abschlusses, der freilich durch die einziehung des verfassers zum kriegsdienst reichlich erklärt wird. in der eile sind nicht blofs die register weggeblieben, die wir bei der unten gekennzeichneten darstellungsweise des verf's besonders nötig gehabt hätten und die uns als wegweiser durch das dickicht seiner gelehrten anmerkungen dienen könnten, es sind auch viele druckfehler und geradezu erschreckliche satzungsheuer stehen geblieben (vgl. etwa s. 148 f. 'der aufsatz "Ernst und Kurzweil von meinem Vetter an mich" enthält neben der abwehr Garves in der art, wie Claudius' nachtreter, der schatzkämter JPHebel, kleinere erzählungen und geschichte' usw. — wobei auch das überscharfe urteil über den trefflichen alemannischen erzähler auffällt, dessen abhängigkeit von Claudius recht gründlich und objectiv hätte erwiesen und genauer bestimmt werden sollen!)

Die eilfertigkeit des abschlusses hat aber zum glück nicht über den vorbereitungen Stammers gewaltet — er hat das einschlägige, vor allem briefliche material mit aller sorgfalt und mit großem finderglück zusammengebracht und ausgenutzt, hat meist gut gewählte proben der briefe in die darstellung selbst und in die anmerkungen eingestreut und dadurch das lebensbild besonders des spätern Claudius an vielen punkten lebendiger gestaltet als es Herbst möglich war. er hat uns auch den Wandsbecker boten in seiner häuslichkeit mit liebevollem, oft allen nachsichtigem eingehen auf seine eigenheiten mitgebracht, ohne sich doch zu einer recht freien stellung über seinen hebel aufzuschwingen. nirgends aber in dem ganzen buch finden wir den versuch einer zusammenfassenden charakteristik des mannes Matthias Claudius, eine ableitung wichtiger züge seines geistes aus abstammung, umgebung, zeitalter, eine scharfsinnige bestimmung jener 'herzenseinfalt' und jenes eignen 'humors', die auch von dem christen, dem volksschriftsteller, dem lyriker Claudius immer wider durchbrechen. dass von seiner stellung zu rückge-

fragen, von seinem widerstande gegen die aufklärerei, seinen beziehungen zur orthodoxie und zur 'mystik' immer wider an einzelnen stellen die rede ist, ohne dass doch Claudius bedeutung für die theologische und religiöse entwicklung des jh.s scharf umrissen würde, dürfen wir vielleicht so ernst nicht nehmen, da es Stammler nach seinem vorwort mehr darauf ankam 'die litterar-geschichtliche stellung von Matthias Claudius schärfer zu betonen und kräftiger herauszuarbeiten', während es Herbst mehr um den theologen zu tun war.

Leider aber gibt sein buch auch nach der litterarhistorischen seite nichts abschließendes. im großen ganzen werden Claudius schriften bezw. die einzelnen bände des Asmus in die biographische darstellung mit verarbeitet, da es denn auch ohne widerholungen nicht abgeht; hier und da findet sich wol ein glückliches wort der charakteristik, im ganzen aber kommt der verfasser nicht über lobende oder abfällige beiwörter hinaus, wo es uns viel mehr darum zu tun gewesen wäre, die eigenart von Claudius, auch in seinen fehlern und unzulänglichkeiten, die grenzen seines talentes wie seine besondere stärke scharf bestimmt zu sehen. so wenig wie der mensch erfährt der schriftsteller Claudius eine zusammenfassende würdigung, und weder seine dichtung noch seine redactionelle tätigkeit werden zu verwandten erscheinungen derselben zeit kräftig in beziehung gesetzt oder in den gang der geschichtlichen entwicklung eingeordnet. ansätze zu dem allem sind ja vorhanden, aber von einem durchgeführten 'beitrag zur deutschen litteratur- und geistesgeschichte' kann man doch kaum reden. auch die knappen hinweise des schlusscapitels (s. 209) auf Claudius stil und seine vorbilder schneiden die wichtige frage kaum an, und die gleich darauf folgende schildering seiner dichterischen art begnügt sich im wesentlichen mit einer aufzählung des 'was' seiner poesie, stellt aber nicht das eigentümliche 'wie', sozusagen die manier des Wandsbecker boten fest.

Was St. gegeben hat, ist ein durch sehr sorgfältige quellenforschungen vorbereitetes und im ganzen ansprechendes lebensbild seines helden, das durch gewichtige anmerkungen künftiger forschung die wege weist. und diese seine anregende kraft soll gewis nicht verkannt werden. vielleicht war es dem verfasser unter den schwierigen verhältnissen, unter denen er arbeitete, nicht möglich mehr zu geben, vielleicht löst eine zweite auflage völlig ein, was der titel des buches verspricht.

Heidelberg, juni 1919.

Robert Petsch.

Das religionsproblem im neueren drama von Lessing bis zur romantik, von Wolfgang Liepe, (Hermes 12) Halle, Nr. meyer 1914, xiv u. 267 ss. 8^o. — 8 m

Eine untersuchung, in welcher weise sich die entwicklung des religiösen bewustseins vom rationalismus bis zur romantik im deutschen drama spiegle, verspricht das vorwort dieses buches. die betrachtung wird auf solche dramen beschränkt, in denen der dichter eine bewusste stellung zur positiven religion eingenommen hat. eine weitere einschränkung erfährt das thema durch die enge begrenzung des religionsproblems auf den widerstreit zwischen religiösem bewustsein und weltlichen zwecken, für den nur die form des seelendramas eine gestaltungsmöglichkeit bietet. dazu gelangt erst die romantik, und um die darstellung des romantischen religionsproblems ist es dem verf. eigentlich zu tun. der schwerpunkt des buches ligt schliesslich in der eingehenden analyse der dramen Zacharias Werners als der bewusstesten und sinnfälligsten umsetzung romantisch religiöser ideen in dramatische handlung.

Das 18 jh. ist nur anlauf und sprungbrett. am eingang steht nicht etwa die frage, was dem menschen des 18 jhs als religionsproblem galt; die probleme der gotteserkenntnis oder deo theodicee, die in der aufklärungslitteratur den breitesten raum einnehmen, werden ebenso beiseite gelassen wie glaubenskampf, schicksalsgedanke und vergeltung. so wird das Faustproblem übergangen, was verf. in bezug auf Goethe entschuldigt, während die pläne Lessings und des maler Müller überhaupt unerwähnt bleiben. da der Schleiermachersche religionsbegriff der adelnwerfer ist, mit dem die vorausliegende strecke beleuchtet wird, so ist an die religiösen motive aller vorromantischen dramen ein sehr einseitiger massstab angesetzt: sie können nur als mehr oder weniger misglückte versuche zur bewältigung des romantischen problems erscheinen.

Bei scharfer zuspitzung des gegensatzes zwischen rationalismus und pietismus kann es nicht gelingen, den menschen des 18 jhs in seiner typischen religiosität zu erfassen. beide strömungen sind der entwicklung eines religiösen seelendramas ungünstig. der pietismus ist dem theater abgeneigt und mehr der lyrik und dem biblischen epos zugewandt. fern vom treiben der welt, fand er keinen grund, einen religiösen conflict mit ihr dramatisch zu gestalten. so haben Bodmer, Klopstock, Lavater nicht eigentlich religiöse, sondern biblische dramen oder besser gesagt dramatisierte biblische epen geschaffen. nur dem salomon Klopstocks wird zugestanden, dass in der pietistisch-moralisierenden beleuchtung des gottsuchers der erste ansatz zum religiösen seelendrama gemacht sei.

Ligt bei dem drama des pietismus ein dramatisches daffern vor, so bei dem der aufklärung ein religiöses, denn bei ihnen

verständnislosigkeit für positive und persönliche religiosität konnte die aufklärung seelisch religiöse conflicte immer nur als widerstreit zwischen moralisch-altruistischem pflichtbewusstsein und persönlichem egoismus sehen. da die religion des rationalismus gleichbedeutend mit moralischem selbstbewusstsein ist, so gilt als einziges religiöses problem der aufklärungszeit das negativ-religiöse der toleranz. das soll nun an Lessings 'Nathan' als dem propagandistischen glaubensbekenntnis der aufklärung bewiesen werden, als ob mit der toleranzidee der ringparabel aller religiöse gehalt des stückes erschöpft sei. steigt nicht eine woltemperierte stufenfolge religiöser charaktere von Daja und dem patriarchen bis zu Saladin und Nathan empor? und ist diese scala nicht eine lebendige illustration zur Erziehung des Menschengeschlechtes, deren zusammenhang mit dem 'Nathan' nicht übersehen werden darf? warum ist also neben der flüchtigen etikettierung 'Fortsetzung vom Anti-Goetze, nummer zwölf' nicht auch des tieferen wortes Friedr. Schlegels gedacht, der hinter Lessings religiöser persönlichkeit einen Kant, Fichte, Jacobi und Lavater zurückstehn liefs: *einige Millionen der letzten Sorte in den Schmelztiegel geschüttet, geben noch nicht so viel solide Materie und reinen Aether der Religion, wie Lessing hatte* (an Novalis 2. dec. 98)? nicht der rationalistische toleranzgedanke ist der kern der dramatischen dichtung, sondern das testament Johanns, der unbestochnen, von vorurteilen freien liebe nachzueifern — jenes gebot das Nathan schon lange vor beginn der handlung befolgt hat durch eine tat, die ihm des klosterbruders nachträgliche bewunderung erwirbt und die anerkennung: *'Ihr seid ein Christ'*. gewis, die predigt von den drei ringen ist kein dramatischer höhepunct, auf den die vorangehende handlung mit jedem schritt hinführt, aber Liebe übertreibt die zusammenhangslosigkeit zwischen der familiengeschichte und der toleranzparabel zu dem zweck, als romantisches gegenstück Werners 'Söhne des Thals' zur geltung zu bringen, wo die religiöse tendenzidee gleichzeitig zur treibenden hauptidee des dramas geworden ist. dabei ist aufser dem weisen mantel des tempelherrn wol kaum ein vergleichungspunct zu finden, während die freimaurergespräche 'Ernst und Falk' dem drama Werners näher liegen.

Auch im abschnitt 'Sturm und Drang' wird die besprechung von vornherein auf den blickpunct der romantik eingestellt. abgesehen von einigen nebenmotiven im 'Götz von Berlichingen' und 'Julius von Tarent' wird nur des maler Müller 'Golo und Genoveva' besprochen, weil dieses stück als folie für Tiecks Genovefadichtung dienen kann. als folge einer gesamtverschiebung des inneren centrums vom verstand auf das gefühl wird jetzt die einföhlung in religiöse seelenconflicte möglich. auch die dramaturgie der stürmer und dränger hätte in diesem zusammenhang berücksichtigung verdient, hat doch Lenz in seinen 'An-

merkungen' gerade von den modernen religionsbegriffen ausgehend ein charakterdrama an stelle des antiken schicksalsdramas gefordert. wenn das engere religiöse problem jetzt untergeht in den wirbel 'genie und welt', so wären dafür noch andere beispiele zu finden: eine religiöse persönlichkeits wie Lenz durfte nicht vergessen, ein stück, das den unertitel 'ein religiöses schauspiel' führen sollte, wie seine 'Catharina von Siena', nicht ganz übergangen werden. aber auch in seinen andern dramen finden sich motive, die aus dem religiösen leben der zeit zu erklären sind, zb. die gestalt des 'waisenhäuserischen freudenhassers' Beza im 'Neuen Menoza'.

In dem zweiten capitel 'Der klassizismus' wird, was bei Lessing unterblieben war, wenigstens versucht, nämlich Goethes und Schillers persönliche stellung zur positiven religion zu bestimmen. aber allzu schnell wird die frage durch die schlagwörter ablehnung des christentums und ästhetisches heidentum entschieden (s. 19). von Goethes 'Geheimnissen', die in mancher beziehung an Werners 'Söhne des Thals' heranreichen, ist dabei nirgends die rede, obwol die frage der weltanschauung doch nicht allein aus dramatischen zeugnissen beantwortet werden kann. was Schiller betrifft, so findet sich zwar in Baggesens anteichnungen vom jahr 1793 (vgl. meine ausgabe von Schillers Gesprächen s. 213) ein atheisches bekenntnis des dichters der Götter Griechenlands erwähnt. aber, wie eine wandlung im verhältnis zum altertum schon in der abhandlung über naive und sentimentalische dichtung erkennbar ist, so sind für die spätere stellung zum christentum mehrfache äufserungen der Caroline vWolzogen zu beachten. (Gespräche s. 281. 417) selbst wenn deren darstellung etwas gefärbt wäre, so würde sie doch die einseitigkeit verbieten, mit der L. (s. 25) behauptet. Schiller habe im gegensatz zu Goethe weder durch äußere beziehungen im leben noch durch innere erlebnisse seit den jüngerjahren ein näheres verhältnis zur positiven religion erlangt, er sei ihr sogar, consequenter als Kant, entschieden feindselig gegenübergestanden.

Da der religiöse gehalt der 'Räuber' unter verkenntung des mächtigen vergeltungsgedankens, den Kühnenmann so stark herausarbeitete, nur in kleinen contrastmotiven erblickt wird, und die 'Malteser' mit der vermutung, Schiller habe in ihnen die religion auf reine sittlichkeit reducieren wollen, abgetan werden, ist das einzige Schillersche drama, das ausführlicher behandelt wird, die 'Jungfrau von Orleans'. dass aus ihr kein religiöses seelendrama in der art der Hebbelschen 'Judith' entstehen konnte, wird durch Schillers mangelnde vertrautheit mit dem wesen persönlich positiver religiosität erklärt, wobei unerörtert bleibt, was es in diesem puncte mit Hebbel stand. auch bleibt dabei zu beachten, wie sehr durch die psychologische individualisierung des Hebbelschen heldin der heroisch-patriotische charakter im 18ten

schen buches Judith in den hintergrund gedrängt wird, während für Schiller die befreiung des vaterlandes das unverrückte dramatische ziel bleibt. Schillers Jungfrau ist das schwache, unter übermenschlicher aufgabe zerbrechende werkzeug des göttlichen willens, der Frankreich frei werden lässt. L. nennt das in kaum begreiflicher engherzigkeit eine durchaus unberechtigte identificierung von religion und patriotismus, wobei die religiöse idee durch die moralisch-patriotische überstrahlt werde. an einer andern stelle sagt er gar, die religiöse idee sei nur als eine poetisch-romantisierende etikette dem Kant-Schillerschen moralglauben aufgeheftet, während die probleme der 'Jungfrau von Orleans' doch gewis nicht auf dem gebiete des moral-, sondern auf dem des schicksalsglaubens liegen. dass Schiller es unterlassen habe, die liebe Johannas zu Lionel in Zach. Werners späterer weise mystisch zu motivieren, wird ihm geradezu zum vorwurf gemacht, während die dem dichter der Lauralieder bereits vertraute hälften-theorie sich mit dem gedanken der schicksalsmäßigen prüfung schlecht vertragen hätte.

Mit dem dritten capitel 'Die Romantik' gelangt das buch zu seinem eigentlichen thema, auf das der abschnitt 'Weltanschauung der Romantik' als breite freitreppe mit den stufen 'Aesthetik und Philosophie', 'Religion', 'Religion und Kunst', 'Religion und Liebe', 'Die bedeutung der mythologie für die romantische religion' hinführt. in der definition der romantik wird mehr als dem werdegang entspricht der kampf gegen den classicismus vorangestellt. für den gegensatz der aus dem gefühl quellenden religion zu dem intellectuell basierten humanitäts- und moralglauben ist Wackenroder der vorbote und Schleiermacher der verkünder. schliesslich wird aber doch Friedr. Schlegel als der romantische typus aufgefasst, dessen weg vom pantheismus über die neue mythologie zur alten positiven religion in drei phasen des romantischen dramas sich spiegeln soll. diese dreiteilung ergibt sich, wie wir sehen werden, nicht ganz ungezwungen.

Die erste stufe stellt sich in Hölderlins 'Empedokles' dar. ohne in der äusserst verwickelten frage der wandlungen des plans selbständig stellung zu nehmen, arbeitet L. den gegensatz zwischen dem ersten Frankfurter scenarischen entwurf, der des tragischen conflictes entbehrt, und der zweiten gestalt heraus, ohne auf die dritte, von Böhm in seiner Berliner dissertation nicht mehr behandelte stufe einzugehn. die gleichungen zwischen Empedokles und Christus werden stark unterstrichen, wobei der nachgewiesene einfluss Hegelscher religionsphilosophischer gedanken (namentlich des 'Leben Jesu' von 1795) auf das zweiactige fragment als ein wertvolles ergebnis anzuerkennen ist. der gegensatz zwischen der alles überwindenden liebe und dem toten dogmenglauben gewinnt romantische färbung, indem die reine unendlichkeitssehnsucht als das religiöse gefühl schlechthin gefasst wird. ein kenn-

zeichen der frühromantischen stufe aber ist es, daß der romantische pantheismus ohne verwendung positiv christlicher symbolischem wesen des christentums gleichgesetzt wird.

Es ist zu bedauern, daß L. in diesem zusammenhänge ein aus unmittelbarer nähe Hölderlins stammendes religionsdrama völlig unbeachtet läßt, nämlich Sinclairs Cevennenkriegstrilogie vom jahre 1806. in dieser dem naturgeist gewidmeten dichtung, deren gegenstand das schicksal des naturheroismus sein soll, erscheint der gottesdienst der Camisarden als naturreligion. kein persönlicher gott ist es, den sie bei ihren versammlungen auf der heide anrufen, sondern dem *'Vater Urquell alles Lichts, des heiligen Lichtes Geist'*, *'des Guten und der Liebe Geist'* gilt ihr gebet. der held Roland aber ist so sehr mit der natur vertraut, daß sie ihm freundeswarnung und schicksalsoftenbarung in ihrer sprache zukommen läßt, während die feinde ihn für einen zauberer halten, dem macht gegeben sei über sturm und urgewitter. die zusammenhänge mit dem Empedokles liegen auf der hand, ebenso die gegensätzlichkeit, indem das eine mal die heidnische religion christliche, das andere mal die christliche religion heidnische züge annimmt.

Die zweite stufe des romantischen religionsdramas wird durch Ludwig Tieck eingeleitet. nach dem von L. construierten scheme müste man in seinen dramen nun die verwirklichung der neuen mythologie erwarten. dagegen stehen *'Genoveva'* und *'Octavian'* nur insofern zwischen der ersten und dritten stufe in der mitte, als das eigene erlebnis des naturpantheismus auch unter Jakob Böhmes einfluss zu keiner lebensvollen gestaltung gelangt, während die kirchlich positiven religionsmotive, die aus Calderon zuflossen, der verinnerlichung entbehren.

Eigentlich wird diese ganze zweite gruppe der sonstruktiven wesenlos, da auch Zacharias Werner nicht als ihr reiner vertreter gelten kann, sondern bereits den übergang zur dritten stufe vollzieht. seine ersten dramen, die er vor dem übertritt schrieb, sollen die symbolische ertassung des unendlichen in der mythologie, die späteren seine realisation in der positiven religion darstellen. wo die grenze ligt, bleibt unklar: *'Chignolo die Heilige'* z. b. ist bereits vor Werners übertritt verfaßt worden; sie stellt in thema und tongebung eine bewusste nachbildung von Tiecks *'Genoveva'* dar (s. 213); sie geht aber über Tiecks discretere verwendung christlicher glaubensvorstellungen für die objective handlung hinaus. ist sie also zur zweiten oder dritten gruppe zu rechnen?

In breiter grundlegung, die sich durch den bisherigen rückblick einer zureichenden darstellung der gedanklichen zusammenhänge rechtfertigt, wird Werners personlichkeit und weltanschauung charakterisiert. die beziehungen zu Novalis und Schelling werden nicht völlig aufgeklärt; dagegen wird gezeigt, was Werner die

idee der mittlerschaft, die ihm Schleiermacher als grundanschauung des christentums überlieferte, in den mittelpunct seines systems stellte und dieses zur apotheose seiner genussucht machte. der platonismus seiner liebetheorie wird auf Wieland zurückgeführt, und neben dem einfluss Jakob Böhmes, auf den auch Baaders gleichartige androgyne-theorie zurückgeht, wird der des Böhmeschülers Gichtel angenommen. wichtig erscheint mir die bisher noch nie in diesem mafe hervorgehobene bedeutung von Werners dritter ehe für die entwicklung dieser lehre. nach der trennung von der geliebten Polin klammert sich Werner an den gedanken, seine frau müsse ihn noch einmal lieben; er baut seine erotische metaphysik aus und errichtet damit nach Achim vARNIMS wort einen galgen aus verzweiflung über unglück. war Malgonas heilige minne im 'Kreuz an der Ostsee' ein deutlicher niederschlag der seltsamen eheerlebnisse, so werden nach der scheidung die Astralis-scenen in die 'Söhne des Thals' eingeschaltet, und wenn im 'Martin Luther' wie in 'Attila' und 'Wanda' das system der hälftenliebe zur grundlage der dramatischen handlung gemacht wird, so ist das eine krampfhaftige reaction gegen Werners eigenes schicksal.

Über die monographien von Poppenberg, Brandt und Fränkel, die den ersten drei dramen Werners gelten, wie über Minors 'Schicksalsdrama' ist in einzelnen hinausgekommen. zu den 'Söhnen des Thals' ist inzwischen eine neue untersuchung von Rudolf Palgen (Elsters Beiträge zur deutschen litteraturwissenschaft nr 21. Marburg 1918) erschienen, die zu ihrem schaden von L.s buch unberührt geblieben ist, vermutlich weil sie bereits vor dem krieg abgeschlossen war. Palgens schrift entbehrt den großen ideengeschichtlichen zug, der Liebe auszeichnet; er hält dagegen mit schärferer kritik die beiden fassungen des dramas auseinander und kommt zu dem schluss, dass die erste noch durchaus von Goethe, Shakespeare und namentlich Schiller abhängig ist, während der romantische charakter erst in der zweiten zum durchbruch gekommen sein soll. auf derartige stilkritische analyse, deren ergebnis in diesem falle urgiert ist, lässt sich L.s methode nicht ein, dagegen geht er in deutungen gelegentlich einmal ins einzelne. dass der name 'Thal' durch das tal Josaphat zu erklären ist, wird durch Hippels spott über einen 'orden vom tal Josaphat' und durch die mittelalterliche 'appellatio ad vallem Josaphat' erhärtet: aber dass damit auch das geheimnisvolle dreisilbige wort das im templerceremoniell (Templer auf Cypren vi, 2) den wissenden zugeflüstert wird, seine erklärung findet, kann ich nicht zugeben. in der ersten auflage des dramas, die mit mystik noch nicht überladen ist, fehlt diese partie; in der zweiten heisst es: *Das Jüngste (sagt jedem der drei ältesten Wissenden ein anderes dreisilbiges Wort ins Ohr, dann sagt es laut zu den drey jüngeren) Liebe!* vorher sind klarheit und tiefe als die pforten des

tals bezeichnet; diesen allegorischen abstractionen müssen also drei verschiedene dreisilbige wörter entsprechen, zu denen 'Golgatha' ebenso gut gehört haben kann als 'Josaphat'. das geheimnis er hält auch durch den epilog (*Drum gab ich einst des Thales erstes Buchstab*) keine aufklärung, doch steht an dieser stelle eine beachtenswerte warnung:

*Begreift das Zeichen oder nicht, nur — lebt es,
Und wolle nicht die Klacheit, die vom Uebel.*

Ein zuviel an ausdeutung erfährt das 'Krenz an der Ostsee' wenn ein rhythmus der entwicklung im dreitact der Fichte-Schellingschen dialektik als geschichtsphilosophische idee dieses dramas herausgearbeitet wird, so bietet für solche construction weder der prolog der Kunst noch der ausgeführte erste teil noch Hoffmanns skizze der fortsetzung eine handhabe — wol kann zugegeben werden, dass Werner an stelle des Rousseauschen naturzustandes bei den alten Preußen einen verlorenen urzustand seelischer harmonie angesetzt hat, in der der mensch noch instinctiv mit Gott in zusammenhang stand, ohne die verbindende brücke einer ins bewusstsein gehobenen religion nötig zu haben. dass inzwischen die periode der sündhaftigkeit eingebrochen ist, die durch das krenz behoben werden soll, ist gleichfalls richtig, aber der gedanke, dass auch das krenz einmal seine rolle ausgespielt haben werde, 'wenn wieder leben aus der natur zu allen wesen spricht', steht nur in den 'Söhnen des Thals'. dass das 'Krenz an der Ostsee' solchen ausblick zeigen solle — das anbrechen des tausendjährigen reiches romantischer sehnsucht, schuld die welt mit bewusstsein innig eins sein würde mit Gott — diesen gedanken einer überwindung des krenzes in den grundgedanken der dichtung hineinzutragen, scheint mir eine gewaltsame construction, die vielleicht erklärlich wird durch den zwang, das zuvor aufgestellte schema zu belegen und auf dem wege von pantheismus zu positivem kirchenglauben in Werners dramen eine mittelgruppe nachzuweisen, deren charakteristikum das streben nach einer neuen mythologie wäre.

Die dritte gruppe wird vertreten durch Arnims 'Halle und Jerusalem', Brentanos 'Gründung Prags' und Eichendorfs trauerspiele, von denen eigentlich nur 'Der letzte Held von Marienburg' als darstellung eines religionsproblems angesehen werden kann. auf dem boden des traditionell fest verankerten katholizismus kommt das religiöse ringen der romantik nach absage an allen metaphysischen titanismus und befreiung von dualistischer zerquältheit zur ruhe.

Das eigentliche religiöse seelendrama, das der definition des einganges voll entspräche, hat sich auf diesem wege nicht gefunden. dabei sind allerdings stücke, die dem wesen des seelendramas näherkommen, nicht genannt worden. kann zweimal kommt der name Heinr. v. Kleist vor des 'Amphitryon' *geschicht*

nirgends und des 'Käthchen von Heilbronn' nur einmal in einer fußnote erwähnung. allerdings hätten sie auch nicht in das schema hineingepasst.

Der constructive charakter dieses buches ist die kehrrseite der grofsen problematik; der die ideengeschichtlich gerichtete literarhistorische forschung sich mit soviel gutem erfolg zugewandt hat. wenn schon die studierenden auf grofse problemstellungen hingewiesen werden, so ist das durchaus erfreulich; aber kühnheit und sichere herschaft über den stoff müssen sich die wage halten. ein riesenthema von solcher tiefe wie die geschichte des religionsproblems im neueren drama stellt für eine erstlingsarbeit zu hohe anforderungen. wenn ich das mafs von geschicklichkeit und reife, von gutem urteil und ausdrucksfähigkeit, das dem grofsen wollen L.s zur verfügung stand, auch durchaus anerkenne, so möchte ich trotzdem bedauern, dass der verf. sich nicht unter verzicht auf die unzulängliche darstellung der aufklärungszeit seit den dramen Zach. Werners begünstigte, um dann erstarkt weiterzuschreiten auf dem wege, der durch die lagerung der probleme gegeben ist. denn die reihe führt weiter zu Gutzkow, Hebbel und Otto Ludwig. vom 'Kreuz an der Ostsee' zum 'Moloch', vom Attila oder Antiochus zum Holofernes und von der mutter der Maccabäer zu den Maccabäern zieht sich ein viel festeres und stätigeres band der zusammengehörigkeit als vom rationalismus zur romantik.

Frankfurt a. M.

J. Petersen.

Deutschunterricht und Deutschkunde, arbeiten aus dem kreise des deutschen Germanistenverbandes über zeitfragen des deutschen unterrichts auf den höheren schulen hrsg. von studienanstalts-director dr Kl. Bojunga. Berlin, Otto Salle. 1917ff. je 1,60 m. heft 1. dr Kl. Bojunga, Der deutsche sprachunterricht auf höheren schulen. heft 2. K. Reuschel, Die deutsche volkskunde im unterricht an höheren schulen 1917. heft 3. O. Weise, Deutsche heimat und deutsche stammesart 1919. heft 4. P. Herrmann, Glaube und brauch der alten Deutschen im unterricht auf der oberstufe höherer schulen 1919. heft 5. P. Herrmann, Einführung in die deutsche mythologie auf höheren lehranstalten 1919.

Was diese 5 hefte sollen und wollen, sagen ihre aufschriften und die der ganzen sammlung deutlich genug. es geht aber um mehr als um die verwertung der erkenntnisse der germanistischen wissenschaft für den unterricht an höheren schulen. wenn diese reihe, die noch allerlei mehr zu geben verspricht, und ähnliche reihen während des krieges und jetzt, nachher, reichlich hervortreten, so zeigt das ein allgemeineres, tiefer wurzelndes streben und beweist auch ein besonderes bedürfnis. das bedürfnis muss auch der anerkennen dem das streben misfällt. die grofse mehrzahl der schulen, welche auf die akademischen studien vorbereiten,

werden immer mehr darauf angewiesen, sich in das denken über sprache, geschichte, kunst, kurz über alles, was mit dem menschen zu tun hat, mit hilfe des deutschen hineinzuarbeiten, und die zahl dieser schulen wird zunehmen. das sind dinge die oben sind und mit denen gerechnet werden muss, gerade darin haben die Deutschen versagt und versagen noch immer, so oft sie mit menschen zu tun haben, dass sie mit ideen oder auf unselbständiger stufe mit verschriften rechnen anstatt mit dem wirklichen zweibeinigen tiermensch. die schule ist nicht unerschuldlich an dieser im kampf der volker so gefährlichen menschenschen des denkens, mag sie dem Deutschen auch lieb und natürlich sein. jedenfalls haben wir alle ursache sie zu bekämpfen. darum muss die für die naturwissenschaften selbstverständliche forderung, die menschen an die dinge heranzuführen, wie Lichtwark es einfach nannte, auch für den bereich der geistigen und historischen, d. h. menschlichen dinge mit allem nachdruck erhoben werden. jeder lehrer muss sich vor allem mit dem grösten mistrauen ausrüsten, damit er fühlt, wann er ins leere redet. auf diesem gebiet aber liegt die dingliche anschauung für uns Deutsche in unserer sprache, unserer geschichte, unserer gegenwart und in unsern altertümern, soweit sie noch sichtbar werden, handgreiflich vor augen gestellt. man greife nur zu! damit klärt sich auch die frage der bewertung des deutschen gegenüber dem lateinischen und griechischen. auge und verständnis am nahen und eigenen geweckt, werden dann auf das alte und fremde gelenkt, das uns nur durch vermittlung zugänglich ist. es ist das genau derselbe weg den die wissenschaft beschreitet, die aus der beobachtung der lebenden sprache das verständnis für die sprachgeschichte der jahrtausende gewonnen hat, nicht anders macht es der archäolog, der vom hentigen handwerk lernt, die verschütteten reste in vollständige werke, werdende arbeit umzuheben, und dann, natürlich, gehört es doch auch zum gebildeten Deutschen, dass er bei sich zu hause ist. nun pflegte sicherlich der gymnasialist einer älteren zeit in seinen freien stunden sich in der heimat umzusehen, deutsche litteratur zu treiben, und sich die heimatliche fürs ganze leben anzugewöhnen; aber die dinge haben sich geändert. die schulen sind sehr viel anspruchsvoller geworden, auch wo sie zeit lassen, füllen sie den geist mehr aus. die mehrzahl der jungen leute bezieht den geistigen bedarf fast ausschließlich an der amtlichen verteilungsstelle, diese auf erfahrung beruhenden erwägungen bitte ich die älteren leser dieser zeits, zu berücksichtigen, auch wenn sie lieber erinnerung und gewohnheit widersprechen, da die vorliegenden hefte nach ihnen zu beurteilen sind.

Bojunga zeigt in heft 1, wie man die tatsächlich vorhandenen ausdrucksformen des deutschen ohne bezugnahme auf das schema der lateinischen schulgrammatik durch betrachtung und Übung zum bewusstsein bringen kann, vor allem, und dies ist die haupt-sache, wie man dadurch zu wissenschaftlichem denken erzüht.

kann. das wird nicht jedem einleuchten. aber die vielen einzelnen dinge, die er behandelt, sind als tatsachen, methode und auffassung dem wesen nach nichts anderes als was seit mehr als einem halben jahrhundert die deutsche sprachwissenschaft sich zähe und erfolgreich erarbeitet hat. die einzelheiten bieten natürlich nichts neues oder verwunderliches, bedenklich ist mir nur die behandlung des lautwandels s. 59. wer den unterricht kennt, der sieht, wie der verfassung die unzulänglichkeit früheren verfahrens erprobt hat, wie er selber mit worten ins leere gestossen haben mag, ehe er sich herzhaft auf die grundlage der reinen anschauung gestellt hat. bemerkenswerterweise lehnt er für die darstellung der lebenden sprache auch die grammatischen kategorien früherer sprachperioden, wie die herkömmlichen ablautsreihen, ab, sofern sie nicht mehr als solche lebendig sind: die gehören in die geschichtliche betrachtung hinein, die der oberen stufe allein zukommt. die schrift ist besonders für diejenigen lesenswert, die der vermehrung des deutschen unterrichts gegenüber immer die frage haben: 'was soll man mit den vielen stunden machen?' ihre aufgabe liefse sich noch erweitern: 'wie kann der unterricht in den fremden sprachen durch ergiebige behandlung des deutschen vorbereitet werden?' in der syntax ligt das nicht so fern. aber auch die formenlehre wird anschaulich werden, wenn der schüler sich über die werte der formunterscheidungen, die seine sprache kennt, schon klar geworden ist. von vornherein sieht er, wie anders das lateinische arbeitet, und wenn er zu den perioden des Livius oder den reden Ciceros kommt, dann sieht er, dass jene erzählungsart und jene beredsamkeit nur in der römischen sprache möglich war, nur von dem volke geübt werden konnte, das sich diese sprache erhielt und ansbildete.

Die andern vier hefte bewegen sich in dem kreise der volks- und heimatskunde. sie zeigen, wie überall im deutschen unterricht, so auch im anderen unterricht, besonders der geschichte und religion, sich dinge herandrängen, die uns heimat und volk bunter, bedeutender, lebensvoller vors augen stellen. alle vier hefte sind ungleichmäßig inhaltsreich, die verfassung sind auf ihren gebieten wie bekannt wohl beschlagen. trotzdem wollen sie nicht feste lernstücke einführen, sondern zu gelegenheitsgaben anregung und muster geben. am glücklichsten hat Herrmann diese aufgabe gelöst; er gibt dem lehrer nicht nur zu lesen, was für einzelheiten des glaubens und brauches ohne mühe im laufenden gang des unterrichts gleichsam angerufen werden können, sondern er zeigt ihm auch in zwei beispielsfolgen, eine nach dichtungen, die andere nach dem stoff der mythologie geordnet, wie mans in der praxis machen kann. allerdings kommt man um den einwand nicht hinweg, dass der alte vorchristliche brauch und glaube nur noch als spiel der phantasie und sprachrest wirklich fortleben. die letzten trümmer solches noch glaubenden glaubens, welche die christenwerdung und

die reformation überstanden haben, wird die jetzige umwälzung verschütten. so ligt die gefahr nicht ferne, gefühle für nicht gegenwärtige, nicht darstellbare wirklichkeiten anzuwärmen. auch mit der von Reuschel behandelten volkskunde kommt man leicht auf romantischen torfboden. er bietet reichen, überreichen stoff, und sehr viel, zu viel litteratur. er hat aus seinen kenntnissen gegeben was sich geben liefs: aber man mufs sich vor augen halten: die naturgemäfs beschränkte unmittelbare anschauung wird in der schule nur ergänzt durch die erfahrung, welche dichtung, sprache und die klaren tatsachen der geschichte (nicht der 'verbindende text') darbieten. damit ist der kreis volkskundlicher betrachtungen abgesteckt. das gilt auch für die von O. Weise bearbeitete stammeskunde. höchst anregend und hübsch sind seine anknüpfungen an dichtung, sprache, Ortsnamen, über die beteiligtheit der deutschen stämme an religiösen bewegungen u. a. m. — aber der allgemeine teil den er vorauschiekt, reizt zu widerspruch. vor allem können wir die alten stammesherrzogtümer nicht auf die heutigen verhältnisse übertragen. für uns kommen landschaften in frage, die einen einigermaßen faßbaren stammestyp zeigen. das geschichtliche gilt nur noch, soweit es noch ist. Schwabe bedeutet etwas ganz anderes als um 900, Sachse erst recht; der heutige Sachse aus dem königreiche, ein ganz gewis deutlicher typus, war im frühen mittelalter noch nicht da, der Schlesier auch nicht. das alte Franken ist schon sehr lange keine volkliche einheit mehr: W. bringt Fischart und Rückert zusammen; dass er Welfram und Marx dieht hintereinander als Franken nennt, sei nur erwähnt. wie weit das wesen genialer personen wie Dürer, Goethe, Schiller mit ihrer stammesart zusammenhängt, ist mindestens nicht einfach zu sagen. die frage nach ursache und wirkung ist bei dieser stammespsychologie besonders heikel. nach W. liebt der Baiër rauferieen, weil er knödeln, g'selehtes und andere kräftige kost zu sich nimmt; aber es kann auch gerade umgekehrt sein. jedenfalls dürfte die eigene beobachtung von stammestypen in der schule — aufer dem durch dichtung, sprache, geschichte gegebenen stoff — sich auf das beschränken was der nächste bereich fassen läst, wie an grenzen der nachbarstamm, in städten die deutlichen einzeltypen der umgebung, zb. in Hamburg Vierländer, Finkenwärder (s. Gorek Fock), ähnlich anderswo. nahebei liegen auch berufstypen, wo sie echt und abgeschlossen sind. — die fünf hefte können jedem wissenschaftlich gebildeten lehrer zur anregung oder auseinandersetzung warm empfohlen werden (aber warum übermüet Weise für diese leser lateinische citate?) — dem der schule fernstehenden gelehrten können sie zeigen, was diese bedarf und wie der ertrag der wissenschaftlichen arbeit weiter wirkt auf die geistigen die werden wollen.

Hamburg, 2. september 1919.

G. Rosenbagen.

Die Stadt Cöln im ersten Jahrhundert unter preussischer Herrschaft 1815—1915. herausgegeben von der Stadt Cöln. drei Bände. Cöln P. Neubner 1916. 707, 540 und 731 ss. gr. 8°.

Der ablauf des ersten Jahrhunderts seit der Vereinigung der Rheinlande mit dem Königreich Preußen i. J. 1815 hat zur Entstehung von zwei umfangreichen Sammelwerken Veranlassung gegeben, die einen Überblick über die Entwicklung der Provinz und ihrer bedeutendsten Stadt in diesem ereignisreichen Zeitraum bieten sollen: zu der in Verbindung mit einer größeren Anzahl gelehrter von Jos. Hansen bearbeiteten und herausgegebenen zweibändigen Sammlung 'Die Rheinprovinz 1815—1915. Hundert Jahre preussischer Herrschaft am Rhein' (Bonn, Marcus & Weber 1917) und zu dem dreiteiligen Werke das die Überschrift nennt, und dessen Herstellung auf einem Beschluss der Cölner Stadtverordnetenversammlung von Anfang 1913 beruht. Es ist der Stadt gewidmet die seit der römischen Zeit in der Geschichte der in der heutigen Rheinprovinz zusammengefassten Gebietsteile eine meist sehr bedeutende, unter deren Städten stets die erste Stelle einnahm, und die zugleich in der Eigenart ihrer Bewohner die der ganzen Niederrheinischen Bevölkerung eigentümliche Lebens- und Denkart in gesteigerter Weise durchbildete und für die größere Umwelt fest ausprägte. Ein höchst eindrucksvoller historischer Rahmen umschließt das Werk: am Beginn der Zusammenbruch der napoleonischen Weltherrschaft in Europa, die Befreiung von der französischen Fremdherrschaft und die Einfügung der längst verelendeten Stadt in den durch mächtigen Aufschwung geretteten und siegreich gebliebenen preussischen Staat, am Schlusse der Weltkrieg, der die lange friedliche Entwicklung auch hier vorläufig wieder unterbrochen und dessen Verlauf der inzwischen zu ungeahnter Blüte gereiften Stadt die unmittelbaren Schrecken des Krieges fast ganz erspart und ihr auch wiederum bewiesen hat, dass ihre vor Hundert Jahren erfolgte Einverleibung in den preussischen Staat sich immer von neuem glänzend rechtfertigte. Der dazwischen liegende Zeitraum birgt eine Fülle reichster Entwicklung. Der Fortschritt den Deutschland innerhalb des vergangenen Jahrhunderts gemacht hat, lässt sich sichtbar kaum anders besser erfassen, als an der Umwandlung einer älteren, zurückgebliebenen Stadt in eine moderne Großstadt. Dafür bietet unter allen deutschen Städten, die nicht schon zu Anfang den Vorzug einer fürstlichen Residenz oder eines internationalen Verkehrs besaßen, Cöln das Beispiel des raschesten und stärksten Aufblühens. Der außerordentlich schnellen Entwicklung des nationalen Gesamtlebens und seiner Richtung auf Massenentfaltung und Massenbeherrschung trotz starker Hindernisse, die zt. in der Festungseigenschaft der Stadt, zt. in politischen Verhältnissen lagen, im Großen und Ganzen, zumal wenn man auf die leitenden Persönlichkeiten sieht, geschickt und willig folgend, hat Cöln in sehr kurzer Zeit die Folgen eines

langen niedergangs überwinden und die alte höhe einer führenden stadt zum mindesten der Rheinlande wieder erreichen können, tritt noch hinzu, dass trotz dieser umwandlung zur großstadt die bevölkerung und auch die stadt selbst in ihren für das verkehrleben wichtigsten teilen ihre alte eigenart im wesentlichen tren bewahrt hat, so ligt auf der hand, dass ein die geschichte dieses gemeinwesens in einem so unendlich reichen entwicklungsabschnitt anstündlich darstellendes werk auf vielseitige teilnahme rechnen kann.

Das werk bewältigt den mannigfaltigen stoff einerseits durch gesamt-darstellungen, andererseits durch einzelübersichten, es bringt im ersten teil des I bandes eine darstellung der verfassungs- und wirtschaftsgeschichte der stadt Cöln vom untergange der reichsfreiheit bis zur errichtung des deutschen reiches von Eb. Gothein, im zweiten teil eine zeitlich sich anschließende darstellung der entwicklung der stadt Cöln von der errichtung des deutschen reiches bis zum weltkriege von dem director des statistischen amts der stadt G. Neuhaus, im II bande eine übersicht über die verwaltung der stadt Cöln seit der reichsgründung in einzeldarstellungen, diese einzeldarstellungen der verschiedenen verwaltungszweige, die von den leitenden beamten derselben oder anderen sachverständigen verfasst sind, gehn aber vielfach, über die zeit der reichsgründung zurückgreifend, auch auf die älteren zustände ein. sie behandeln, mit der pflege der geistigen cultur beginnend, das vielgestaltige schulwesen, die kunst- und bildungsanstalten im engeren sinne: musik, theater, archiv, bibliotheken und die stattliche reihe der zehn museen, sodann das öffentliche gesundheits- und krankwesen, die entwicklung des bauens und wohnens mit dem feuerlöschwesen und der verwaltung des städtischen grundeigentums; die wirtschaftliche cultur: werft- und hafenanlagen, marktwesen und markthallen, sowie die brücken; die sociale fürsorge mit dem für das ältere Cöln so wichtigen armenwesen; die städtischen unternehmungen: gas-, electricitäts- und wasserwerke sowie die bahnen; endlich die entwicklung der steuern und finanzen, es ist nicht die absicht gewesen, auf allen gebieten den stoff zu erschöpfen, was die sache selbst noch nicht zulässt, aber überall wird ein reicher stoff verarbeitet, eine gute übersicht geboten und an zahlreichen stellen durch zt. sehr instructive, mit unendlicher sorgfalt hergestellte tabellen erläutert. unter den 37 mitarbeitern an diesem bande haben einzelne wie Krautwig, Eckert, Neuhaus, Hansen, Steuernagel mehrere beiträge geliefert, die reichhaltigsten, wie die über wohnungswesen, armen- und waisenpflege, finanzwesen Neuhaus, diesem bande sind eine gröfsere zahl meist vortrefflicher photographieen einzelner hervorragender gebäude oder sonstiger städtischer anlagen beigegeben, aus denen wir den plan der canalisation, den plan von 1836 mit den seitdem erfolgten strassen-

durchbrüchen und neuerrichteten öffentlichen gebäuden, die umgebung des doms 1800, 1885 und 1893, die ansicht der älteren englischen gasanstalt von 1841 und die städtischen bahnen von 1913 hervorheben wollen. aus dem inhalt des bandes sind allgemeiner aufmerksamkeit am ersten sicher die darstellungen der entwicklung der musik, des historischen archivs und der museen, dann besonders im dritten abschnitt die ausführungen von Heilmann über die öffentlichen hochbauten, von Stooß über die städtebauliche entwicklung Cölns und von Neuhaus über das wohnungswesen, sowie namentlich auch die von Bauer verfassten abschnitte über werft, hafen und brücken.

In vieler hinsicht bildet der II band die stoffliche grundlage oder die ausführung der darstellung, die Neuhaus im zweiten teil des I bandes von der entwicklung Cölns seit 1870 gibt. N. betont im vorwort mit recht, dass die zeit für eine allseitige und die inneren und äußeren zusammenhänge erfassende darstellung der geschichte Cölns seit der reichsgründung noch nicht möglich sei, zumal es an vorarbeiten dazu noch fast ganz fehle. um so aner kennenswerter ist doch was N. in diesem ebenfalls umfangreichen bande wenigstens für einzelne seiten der städtischen entwicklung geleistet hat. im ersten teil werden mancherlei ereignisse und zustände besprochen: die wirkungen des krieges von 1870/71, die wirtschaftlichen fortschritte bis 1888, die kirchlichen parteikämpfe — culturkampf und altkatholische bewegung —, ergebnisse der reichstagswahlen bis 1913, dann die weiterentwicklung der städtischen verfassung und verwaltung. der hauptwert des werkes ligt aber im zweiten und dritten teil, der die großen äußeren veränderungen schildert, die in dem flächenbilde der stadt seit den achtziger jahren stattgefunden haben: die entfestigung und die eingemeindungen und erweiterungen des stadtgebiets von 1883, 1888, 1906, 1910 und 1914, und der die wirkung dieser neugestaltungen auf die bevölkerung, die verwaltung usw. unter vielerlei gesichtspuncten eingehend erörtert. eine breite schilderung ist den langwierigen, seit 1861 einsetzenden amtlichen verhandlungen über die entfestigung, den mannigfachen projecten die dabei auftauchten, und der durchführung der entfestigung gewidmet. die neuen umfangreichen erweiterungen stellten der stadtverwaltung gewaltige aufgaben; stieg doch der flächenraum der stadt von 1006 ha vor 1888 [römerstadt 96,80 ha, altstadt 397 ha, neustadt 452 ha usw.] auf 11111 ha in 1914, wovon die etwas größere hälfte auf das wesentlich geringer besiedelte rechte Rheinufer entfällt [nach volkszählung von 1910 455 198 personen links, 138 371 rechtsrheinisch]. ein ausführlicher abschnitt über die verwaltung und ihre wirksamkeit, der ergänzt wird durch die erwähnten detaillierteren darstellungen des II bandes, gewährt einen überblick über die erfolgreiche und vielseitige communale tätigkeit im letzten menschenalter vor dem ansbruch des welt-

krieges seit dem amtsantritt des oberbürgermeisters W Becker i. j. 1886. die tüchtigkeit der verwaltung, die mit den größeren aufgaben, die die zeit stellte, wuchs, wetteiferte mit dem stets opferbereiten gemeinsinn der bürgerschaft, der ja seine wurzeln hat in der unverwüstlichen liebe der bevölkerung zu ihrer altberühmten, selbstbewussten, frohsinnigen und nur sich selbst gleichen heimatstadt.

Den unmittelbar am meisten anregenden teil des gesamtwerkes bildet freilich Gotheins lebensvolle geschichte der stadt bis zur reichsgründung. indem sie schon die zeit der französischen herrschaft von beginn der occupation an eingehend darstellt und auch sonst vielfach dank ausgezeichneter sachkunde auf die zustände früherer jahrhunderte zurückgreift, lässt sie die neueste entwicklungsphase organisch heranswachsen aus der vergangenheit und befriedigt gerade da am meisten, wo das schwerste zu leisten, der innere zusammenhang nachzuweisen war. politik und wirtschaft, menschen und zustände, persönlichkeiten und volksmasse, sitten und bestrebungen ziehen in buntem wechsel an uns vorüber, belebt und durchleuchtet von den gedankenkreisen der zeit selbst und der allgemeinen volkswirtschaftslehren. ein überlegener, feiner und gütiger sinn für die eigenart der stadt und ihrer bevölkerung, ihrer historischen stellung, ihrer politisch veränderten, und doch für die engere und weitere umgebung unabänderlich gegebenen lage befähigt hier ganz besonders den geschichtschreiber, den fortschritten und hemmungen, die aus dem unvermeidlichen widerstreit der staats- und stadtpolitik, dem ringen veralteter anschauungen mit neuen forderungen, dem beginnenden kampf der socialen gegensätze immerfort erwachsen, mit sicherem verständnis nachzugehen und mit unparteilichkeit gerecht zu werden. vor allem verdient die darstellung der oft recht complicierten wirtschaftlichen entwicklung ungeteiltes lob, so die der tätigkeit der donane und der würkung der continental-sperre in der französischen zeit, der regelung der Rheinschiffahrt, der preussischen zollgesetzgebung von 1818, der wichtigsten zweige des handels und der industriellen fortschritte, der eisenbahnen, des bank-, credit- und geldwesens, des armenwesens und der städtischen finanzen, nicht zu vergessen der politischen bewegungen, der entfaltung der öffentlichen meinung und der ereignisse der revolutions- und reactionszeit. die glänzende darstellungsgabe bewältigt auch die große fülle des stoffes, die namentlich in den abschnitten über Rheinschiffahrt, handel, industrie und gewerbe zu verarbeiten war. wie die übrigen teile des werkes wird auch dieser erste darstellende teil zum denkmal für die um die entwicklung der stadt verdienten männer, nicht allein für die Camphausen, Hansemann, Meyssen, die weit über die stadt hinaus in die geschicke des vaterlandes eingritten, sondern auch alle amtlich oder privat im dienst des gemeinwesens

tätigen persönlichkeiten, die in ihrem fache und kreise an seiner förderung mitwürkten. die abfassung des stattlichen werkes erfolgte noch zur rechten zeit; sein wert und sein nutzen werden jetzt, ja in zukunft erst recht, volle würdigung finden.

Göttingen.

W. Stein.

LITTERATURNOTIZEN.

Aufgaben und anregungen der lateinischen philologie des mittelalters von P. Lehmann (SB. d. kgl. bayer. akad. d. w.). München, Franz in comm. 1918. 59 ss. 8^o. 1,20 m. Heute steht es nicht mehr so wie vor 200 jahren, wo Pleyser in seiner *Dissertatio de ficta medii aevi barbarie inprimis circa poesin Latinam* gegen die allgemeine misachtung des barbarischen mittelalters auftreten musste; langsam hat sich eine objectivere schätzung geltend gemacht, man hat eingesehen, dass es falsch ist die lateinischen schöpfungen des mittelalters einfach an denen der antike zu messen, dass es vielmehr gilt die gesetze, die teils aus der classischen litteratur ererbt und selbständig weitergebildet, teils ganz neu geschaffen sind, zu erkennen und zu verstehn. wir stehn da erst in den anfängen, und eine riesenaufgabe ist zu bewältigen, bevor es möglich sein wird die lateinische litteratur des mittelalters zu übersehen. dies ist ungefähr der gedankengang des Lehmannschen vortrages. er setzt der jungen wissenschaft als ziel, die litterarische cultur des abendländischen mittelalters zu erforschen und darstellen zu helfen, soweit sie durch schriftdenkmäler in lateinischer sprache vertreten, bedingt, beeinflusst ist. in wie weitem umfange er diese aufgabe fasst, mag ein kurzer überblick über den inhalt zeigen. cap. I. 'Schrift, buchwesen und verwandtes' handelt über die schriftformen, karol. minuskel. insulare schrift in der heimat und auf dem festlande, gotische, humanistische schrift; von da kommt er zum mittelalterlichen buchwesen, historischer handschriftenkunde, bibliotheksgeschichte, geschichte der klösterlichen tischlesung, interpunction. das II cap. ist der sprache gewidmet: in ihrer differenzierung nach heimatbezirken, ihrer dadurch bedingten oder ganz individuellen entwicklung, latein der Iren, Angelsachsen, griechisch im frühen mittelalter, sprache einzelner schriftsteller; glossare, florilegien. schliesslich die stellung der italienischen, französischen, deutschen humanisten zur lat. sprache u. litteratur des mittelalters. mit besonderer liebe wird dann im III capitel die überlieferungs- u. litteraturgeschichte behandelt und an einzelnen beispielen erläutert.

Selbstverständlich konnte es nicht die absicht sein das ganze material auszuschöpfen. ein anderer würde vielleicht andere puncte

mehr betont haben, z. B. die schwere aufgabe Willh. Meyers forschungen fortzusetzen, denn das gebiet ist ungeheuer groß und stellt unendliche anforderungen. mit diesem gefühl legt man das schriftchen fort. mögen die zahllosen anregungen, die in der ausgesprochenen absicht gegeben werden, arbeiter zu gewinnen, auf fruchtbaren boden fallen.

K. Strecker.

Bilder aus dem römisch-germanischen kulturleben (nach funden und denkmälern) herausgegeben von Carl Blümlein. München u. Berlin, Oldenbourg 1918. 120 ss. 10. 5 m. — Auf keinem gebiete unserer altertumskunde ist im letzten menschenalter so methodisch und so erfolgreich gearbeitet worden wie auf dem römisch-germanischen, und keines erfreut sich so ausgezeichnete zusammenfassungen von berufenster seite wie dieses, wofür uns allein das eine jahr 1912 neben der zweiten auflage von Koepps 'Die Römer in Deutschland' die neue darstellung von Dragendorff 'Westdeutschland zur Römerzeit' gebracht hat, dazu Schumachers grundlegende 'Materialien zur besiedelungsgeschichte Deutschlands' und die 3 auflage seines 'Verzeichnisses der Germanen-darstellungen' (beides in den 'Katalogen des Römisch-germanischen centralmuseums', nrr 5 u. 1). unter diesen umständen mag ein werk wie das vorliegende, das durchgehend nur aus zweiter hand schöpft, immerhin entbehrlich erscheinen: aber es sucht sich den kreis seiner leser — und beschaer — in erster linie bei den schülern höherer lehranstalten und legt darum das hauptgewicht auf die bilder, die in großer anzahl (371) und im allgemeinen in guter auswahl und ausführung gegeben werden: auf abb. 339 vermag ich freilich weder ein frauenskelett noch die 'völlig erhaltenen zöpfe' zu erkennen. den ausgangs- und in vielem den mittelpunct bildet für den verf., der director des lyceums zu Homburg v. d. H. ist, die Saalburg, und er gesteht den reconstructionen Jacobis im ganzen und im einzelnen eine weitgehende gültigkeit zu, hat aber auch das material der museen von Mainz, Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden, Trier, Bonn, Köln, Xanten usw. zt. unter guter beratung herangezogen, wobei er freilich mit quellenangaben unnötig zurückhält. vermisst hab ich unter den votivaltären die römisch-germanischen gottheiten. B. zieht auch die deutsche altertumskunde der Römerzeit in seinen bereich, und hier ist er leider weniger glücklich. so werden als typen des germanischen dorfs die bekannten beispiele Meitzens aus dem östlichen colonisationsgebiet und dem alten Slawenlande vorgeführt, und auf das was im texte hier und da gesündigt wird, mag ich lieber nicht eingehn, obwol der verf. durch eine sehr törichte bemerkung in dem unklaren abschnitt über d-runen zu scharfer kritik herausfordert.

E. S.

Hundert jahre A. Marcus und E. Webers verlag 1818—1918. Bonn am Rhein. VIII u. 392 ss. 8°. — In dieser umfangreichen festschrift hat der unternehmungsfreudige inhaber

der firma dr jur. Albert Ahn eine große anzahl von beiträgen der autoren des verlags vereinigt, wobei auch unser studiengebiet nicht leer ausgeht. abgesehen von dem warmherzigen nachruf von RÜnger auf Kurt Jahn (s. 56 ff) und meiner ankündigung eines 'urkundenbüchleins zur altdutschen literaturgeschichte' (s. 121 ff) nenn ich PhStrauchs notiz über eine Hamburger mystikerhs., abschrift DSudermanns nach einem Kölner codex von 1475 (s. 132 ff), ALeitzmanns nachtrag zu den quellen von Schillers 'Taucher' (s. 136 ff), die von WStammler mitgeteilten briefe der brüder Grimm (140 ff), worunter der von Jacob an FSchlegel vom 21. xu 1812 besonderes interesse bietet, und schliesslich einen beitrug von AGötze 'Familiennamen und frühneuhochdeutscher wortschatz' (s. 124 ff): er ist hübsch eingekleidet, aber in der auswahl der beispiele nicht besonders glücklich und in den deutungen oft fehlgreifend: der fn. *Ahn* hat mit *anc* 'avus' nichts zu tun, sondern ist eine kurzform zu *Arnold*, wie *Behn* zu *Bernhard*, *Wehn* zu *Werner* usw.; *Liebeskind* kann doch unmöglich ein 'kind der liebe' sein, es ist eine anredeform wie *Lieberknecht* und *Trautvetter*; misverstanden sind weiter *Feuerstein*, *Winkelmann*, *Herrenknecht*, *Fliedner*, auch *Weigand*, das ein alter personenname ist.

E. S.

Die *Germania* des Tacitus, erläutert von Karl Müllenhoff [Deutsche altertumskunde IV bd]. neuer vermehrter abdruck, besorgt durch Max Roediger. Berlin, Weidmann 1920. xxiv u. 767 ss. 80. 36 m. — Max Roediger, der mehr als ein menschenalter hindurch seine treue fürsorge und den besten teil seiner arbeitskraft dem nachlass Müllenhoffs gewidmet hat, kann unsern dank für diesen sorgsamem neudruck des *Germania*-commentars nicht mehr entgegennehmen. nach dem vorwort Andreas Heuslers s' xii f hat er den druck noch bis bogen 43 geleitet, der schon 1915 fertig war, auch die verkürzte liste der 'berichtigungen und nachträge' rührt noch von ihm her. kleine erweiterungen hat er dem commentar zu den capiteln 38 und 40 zugeführt, unter die anhänge zwei weitere notizen Müllenhoffs aus der Zeitschrift aufgenommen: IVa 'Lust und Unlust' (Zs. 9, 127) und XIIIa 'Eidring' (Zs. 17, 428 f). dem gegenüber hätte die von Roediger selbst zur ersten auflage beigesteuerte collation der alten Nürnberger *Germania*-drucke, die s. z. dankbar begrüßt werden durfte, jetzt nicht wiederholt zu werden brauchen (s. 693—699), nachdem durch die hallische dissertation von A. Schönemann *De Taciti Germaniae codicibus capita duo* (1910) diese zeugen der überlieferung abschliessend charakterisiert und erschöpft sind. die revision und erweiterung der register war herrn AWinckler in Halle anvertraut: sie sind trotz teilweiser raumsparrung von 55 auf 68 seiten angewachsen.

E. S.

Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici ediderunt B. Krusch et W. Levison [Monumenta Germaniae histo-

rica. *Scriptorum rerum Merovingicarum tomi VII pars I* Hannoverae et Lipsiae impensis bibliopolii Hadniani MCMXIX. 440 ss. 40. 14 m. — Dieser neue halbband der Merovingerviten bringt 16 nummern und schließt in der einleitung zu einer siebzehnten. den größern teil der arbeit hat diesmal Levison geleistet, aber was Krusch beisteuert, ist von besonderem interesse, weil es sich hier um texte handelt, die er schon früher einmal (zumeist in bd III) herausgegeben hatte und jetzt, auf grund wertvoller handschriftenfunde und mit reiferer kunst bearbeitet, noch einmal vorlegen kann. eine besondere genugtuung mag ihm das bei der 'Vita S. Germani episcopi Parisiensis' (s. 337—128) gewährt haben, denn offenbar blickt er auf seine ausgabe der 'opera pedestria' des Venantius Fortunatus (Anet. ant. IV 2), die er mit dem von Waitz naa. beschafften material herrichten mußte, wie auf eine frondienstleistung zurück. für uns erregt größeres interesse, ja vielleicht das stärkste in dem ganzen bande, die 'Passio Aerae vetustior', und besonders die vorangestellte einleitung (s. 204—224), in der die armenische fassung eingehend behandelt wird. die seit Rettberg und Friedrich nie ganz ruhende, seit der ersten ausgabe Kruschs (t. III 11ff) besonders lebhaft gepflogene discussion dürfte hier, wo nicht abgeschlossen, doch zum ziele gelangt sein: Aera ist eine historische heilige, aber ihre heimat ist ein kleinasiatisches Augusta und die älteste abfassung ihrer vita dürfte in syrischer sprache erfolgt sein; nach Augusta Vindelicorum ist sie erst nachträglich verpflanzt worden.

Höherm litterarischen wert besitzen außer der Germanusvita des Venantius Fortunatus nur wenige, aber freilich recht umfangreiche stücke: die 'Vita Willibrordi' des Alenu (s. 81—141) und die um drei jahrhunderte ältere 'Vita Germani ep. Autissiodorensis' des Constantius (s. 225—283), die auf die verfasser jüngerer legenden schon von Eudodius ab gewürkt hat. die 'Vita Severini episcopi Burdegalensis' (s. 201—224) wird zwar von Krusch und Levison dem Fortunatus zugeschrieben, stellt aber offenbar keinen zuwachs zum ruhme dieses autors dar. auf deutschem boden spielt, wenn wir von dem Friesenapostel Willibrord und der auf litterarischem wege zugewanderten Cilicierin Aera absehen, nur die unbedeutende 'Vita Gannaberti presbyteri Michaelsbuchensis' (s. 183—191) aus der letzten zeit der Merowinger. für die kirchliche verehrung kommt außerdem der heilige Gangolf von Varennes (später Toul) in betracht (s. 142—174), der Burgunder, dessen rolle in Süd- und Mitteldeutschland aufs engste mit dem quellencult verbunden ist.

Erstaunlich ist der zuwachs des handschriftlichen materials, den wir großenteils dem fleisse der Bollandisten, aber doch auch dem spüreeifer Levisons verdanken. die philologische akribie und die pflichttreue, mit der dieser die fast durchweg schwierigen und die arbeit nur selten sichtbar lohnenden texte behandelt,

dürfte der längst bewährten meisterschaft Kruschs heute kaum nachstehn.

E. S.

Aus Zürcher handschriften von Jakob Werner. der versammlung der schweizerischen bibliothekare in Zürich mai 1919 gewidmet. Zürich 1919, druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 80 ss. 8^o. — Von berufener seite erhalten wir in diesem privatdruck die beschreibung von 12 (resp. 13, da zu nr. 11 eine zweite hs. herangezogen wird) mehr oder weniger unbekanntes codices der Zürcher bibliothek, darunter vier deutschen und einem italienischen. i, deutsche evangelien-perikopen aus der ersten hälfte des 13 jh.s, verdiente wol eine eingehende sprachliche untersuchung; aus ii, einer alem. hs. der collation des Hartung (hier 'Hartwaig') von Erfurt, werden s. 14—41 30 exempla mitgeteilt; iv, hs. der Vierundzwanzig alten des Otto von Passau v. j. 1462 scheint ohne besondern wert; auf das in vi enthaltene bruchstück einer übersetzung der Augustiner-regel (13 jh.) hatte bereits Bächtold in seiner Geschichte d. deutschen litt. in d. Schweiz (anmerkungen s. 50) hingewiesen.

E. S.

Freidanks grabmal in Treviso von Oswald v. Zingerle. Leipzig, Dyk 1914. 102 ss. 8^o. 3.50 m. — In jener glücklichen zeit als man noch reichlich gutes papier hatte und die satzpreise mäfsig waren, hat OvZingerle seine sachkunde breit entwickeln und sein urkundliches wissen behaglich vor uns ausschütten dürfen. er liefert den unanfechtbaren beweis, dass sich das grabmal eines Freidank zu Treviso, von dem uns Hartmann Schedel (1465) berichtet, an der aufsenseite des domes befand und nicht vor dem 14 jh. hergestellt sein kann. bild und inschrift gehören der gleichen zeit an, dem bürgerlichen fahrenden, der etwa ein jahrhundert früher die Bescheidenheit verfasste, können sie nicht gegolten haben. die geschichte von seiner berufung nach Venedig ist eine späte fabel. man werde also an einen adlichen oder geistlichen späterer zeit denken müssen, und am ehesten wol an einen Tiroler, denn in Tirol war der name Freidank, wie vZ. nachweist (s. 43—62), seit dem ausgang des 13 jh.s sehr verbreitet, in mehreren familien durch generationen üblich, und auferdem hat Tirol, wie wol kaum so umständlich nachgewiesen zu werden brauchte (64—100), die mannigfachsten beziehungen zu dem nachbarlichen Norditalien und speciell auch zu Treviso. ich wundere mich, dass vZ. dabei gar nicht des studiums zu Treviso (Wein-schwelg v. 300) gedenkt und der verleihung des universitätsprivilegs durch den deutschen könig Friedrich den Schönen im j. 1318 (Zwei altdeutsche schwänke² s. 9).

vZ. selbst stellt für das grabmal den pfarrer Gerold Freidank, kaplan der herren von Taufers, zur erwägung, der bald nach 1310 gestorben sein mag. ich würde diesen einfall zurückgehalten haben.

Meinerseits will ich die gelegenheit nicht vorübergehn lassen,

ohne ein wort über den eigennamen *Fridanc* zu sagen, den der dichter der Bescheidenheit gewis nicht als erster geführt und der mit seinem werk und seiner geistesrichtung von haus aus nichts zu tun hat. war es aber ein älterer taufname, so ist er wahrscheinlich durch dissimilatorischen silbenschwund und ersatzdehnung aus *Fridudanc* entstanden. eine parallele haben wir in dem familiennamen 'Freitag', der als solcher (oder richtiger als beiname) zuerst 1178 mit dem pfarrer *Herman Freitag* (Bannmann Gesch. d. Allgäus I 586) bezeugt ist; hier ist mit dem namen des wochentags zweifellos ein alter *Fridutag* zusammengeflossen, vgl. *Frittag* in den Ann. necr. Fuld. ad a. 844 (MG. SS xii 175, 30).

E. S.

Familiennamen im badischen Oberland von Alfred Götze [= Neujahrsblätter der Badischen historischen kommission n. f. 15]. Heidelberg, Winter 1918. 123 ss. 8°. 1,60 m. — Das thema, für das sich landschaftliche beschränkung empfiehlt, und das ja des interesses weiter kreise immer sicher sein darf, ist hier lebendig und anregend behandelt, im einzelnen mit manchen neuen aufschlüssen, denn der verf. besitzt reiche eigensammlungen aus urkundlichem material. wo ihm dies freilich fehlt und er sich ganz der führung von Steub und Andresen anvertraut, geht er noch oft fehl, obwol sein schriftchen auch methodisch gegenüber der zeit der die namenbüchlein von Vilmar und Hoffmann von Fallersleben entstammen, auf jeder seite den fortschritt aufweist. so bleibt vieles was G. aus altdutschen personennamen ableitet, recht unsicher, weil er nicht mit dem frühen aussterben und der seltenheit so mancher bei Fürstemann verzeichneten namen und namengruppen rechnet. es geht nicht an die zahlreichen *Manz* und *Menz* aus *Mangold*, die ebenso häufigen *Ranz* und *Renz* aus *Rand-(frid)* herzuleiten (s. 7), wo sich die namen mit (*Magan-*) *Megin-* und (*Ragan-*) *Regin-* weit mehr empfehlen, vgl. *zwanzig* (*zwenzig*) aus *zweincic*. — die 'niederdeutsche bezeichnung des feldmessers' (s. 11) ist eines der vielen phantasieerzeugnisse Andresens: *Fellmeth* ist allerdings ein norddeutscher name, aber mit der üblichen kürzung aus *Fellmeden* (*Fellmeden*) entstanden, einem ortsnamen der in Hessen wie in Westfalen vorkommt. sehr viele bedenken hab ich auch bei dem cap. IV 'Familiennamen und berufsbezeichnungen'. latinisierungen wie *Hauri* aus *Schöpf*, *Semper* (*scutbare*?) aus *Inuier* (s. 39) sind mir bisher nicht vorgekommen, sie erinnern bedenklich an die erklärung des fn. *Pflaumenbaum*, der über *Humbum* auf *Bla* zurückgeh'n soll; in den zahlreichen *Hofrichter* (*eb-la*) steckt gewis wie in den davon kaum zu trennenden *Hobrecht*, *Hoffrecht*, *Hofrock* usw. gar manch verschämter *huerichter*, *huerrecht*, *Hofroht(er)* 'gibbosus'; bei *Nagel* und den massenhatten compositis mit *-nagel* (s. 16) hat G. eine hauptquelle, die obscene bedeutung übersehen, die wie in *Hartnagel* und *Spannagel* auch

in *Wackernagel*, *Recknagel*, *Strecknagel*, *Rundnagel*, *Stülpnagel*, *Steuernagel* vorliegt. die 'übernamen' (cap. V) werden immer ein heikles capitel bleiben: ich beschränke mich hier darauf, meinen zweifel gegenüber der niederdeutschen ableitung des Säckinger fn. *Doutenwill* auszusprechen: ist das nicht vielmehr ein gut alemannischer ortsname? doch ich will abrechnen und gern mit dem bekenntnis schliessen, dass ich reichlich ebensoviel mir neue und mich überzeugende deutungen wie anstöße in dem büchlein gefunden habe. in der litteratur hab ich das für jeden namenforscher wertvolle buch von Ernst Gröhne, *Hausnamen und Hauszeichen* (Göttingen 1912) vermisst.

E. S.

Das Strafsburger Würfelbuch von 1529. facsimiledruck und erstausgabe mit einem nachwort und anmerkungen von Alfred Goetze [Jahresgaben der Gesellschaft für elsässische litteratur V 2.] Strafsburg, Trübner 1918. 8 bl. u. 33 ss. kl. 4^o. 3 m. — Mit bitterer wehmut nehmen wir diese letzte gabe der Gesellschaft für elsässische litteratur entgegen — sie kommt aus dem Strafsburg das wir verloren haben, nachdem es 46 jahre hindurch eine der fruchtbarsten pflegstätten der deutschen studien und für so viele von uns die wissenschaftliche heimat gewesen ist. der erstlingsdruck eines würfelbuchs, den Schorbach dem Christian Egenolph zuweisen konnte, ist in der Museumsbibliothek zu Mitau aufgetaucht und durch austausch an die universitäts- u. landesbibliothek zu Strafsburg gelangt. Götze lässt dem facsimile ein nachwort folgen, das in der hauptsache auf Boltes einleitung zu Wickrams Losbuch (Werke bd iv) fufsend, über die litterarische gattung unterrichtet, das vorliegende werkehen charakterisiert und die frage nach dem autor aufwirft, um sie vorerst zu ungunsten Wickrams abzulehnen. es folgt dann ein sauberer neudruck des textes mit sprachlichen und sachlichen einzel erläuterungen, welche das 'nachwort' ergänzen.

E. S.

Das Pariser reformationsspiel vom jahre 1524, von Johannes Schäfer, Lelpziger dissertation. Halle, Hnr. John 1917. 92 ss. 8^o. — Die anziehende und bedeutende reformationsschrift, die von Böckings neudruck der texte in Huttens Schriften II (1859) 386—92 bis zu Voretzschs ausgabe des ältesten deutschen drucks (1913) die forschung immer aufs neue beschäftigt hat, wird von S. in einer fleissigen doctorschrift behandelt, die doch das anfängerhafte nirgends überwindet und immer wider raum zu fragen lässt. erhalten ist uns das reformationsspiel in vier deutschen drucken; der für uns älteste stammt von Matthes Maler in Erfurt, alle tragen sie die jahreszahl 1524. entstanden ist. das spiel nach Huttens tode, der seit mitte september 1523 in Mitteldeutschland bekannt war. Thomas Venatorius kennt in einem brief aus Nürnberg '4. cal. jan. 1524' einen deutschen comoediadruck und bittet Spalatin um den lateinischen text. danach muss mindestens ein für uns verschollener druck von 1523

vorausgesetzt werden, über dessen ursprungsort sich nichts aussagen lässt. auch mit weiteren verschollenen drucken ist zu rechnen, was S. bei aufstellung seines stammbaums versäumt hat, auf solchem wege wird uns wol die merkwürdigkeit erspart die er uns zumutet: der Nürnberger nachdruck A habe neben seiner vorlage C auch den lateinischen urtext wider zugezogen, ein bei dem drucker Herrgott sonst unerhörtes verfahren.

Dass der lateinische text dem deutschen vorausliegt, ergibt sich aus dessen latinismen und schiefheiten. erhalten ist der lateinische text allein in einer handschrift, dem codex Gothanus A 399, den Siegfried Asterius aus Hildesheim kurz nach 1553 im dienst Martin Seidemanns in Erfurt hergestellt hat. Seidemann war schwiegersohn Johannes Langes, aus seinem brieflichen nachlass ist die handschrift zusammengeschrieben, damit und mit dem Erfurter ursprung des für uns ältesten drucks begründet S. die schon von Ocleme Zs. f. kirchengesch. 35 (1914), 599f. ausgesprochene Vermutung, das spiel rühre aus dem kreis der Erfurter reformatoren, vielleicht von Lange selbst her. dass wir das zeugnis des ältesten drucks dafür nicht geltend machen dürfen, ist oben gezeigt. dass aber die hs. gerade auf Lange selbst schwerlich zurückzuführen ist, ergibt sich daraus, dass sie seinem brieflichen nachlass entstammt, vermutlich also aus einem an Lange gerichteten schreiben, wenn Venetorius erwartet, durch Spalatin in Altenburg den latein. text erhalten zu können, so setzt er offenbar voraus, dass dieser in abschriften untlief, wie sich eine in Langes papieren bis nach 1553 erhalten hat. er konnte dabei ebensogut an Wittenberger wie an Erfurter ursprung denken. fände sich heute eine solche abschrift etwa aus Spalatin's nachlass, so würde nichts uns berechtigen, an Spalatin als urheber zu denken.

Der nachprüfung bedürfen auch S.s druckerbestimmungen. D ist nicht von Schönsperger in Augsburg gedruckt, sondern von Jörg Gastel in Zwickau, bei dem allein die in meinen Hochdeutschen druckern (1915) nr. 110 beschriebene titeleintassung 1523/24 nachzuweisen ist. die möglichkeit, dass unser spiel vor Franz I in Paris und die daraus abgeleitete 'comœdia muta' in Augsburg 1530 vor Karl v. aufgeführt sein könne, widerlegt S. mit guten gründen, ebenso die verfässherschaft Varols, die Geiger im Archiv f. lit.-gesch. 5 (1876) 513—51 vermutet hätte.

Freiburg i. B.

Alfred Gütze.

Rübezahl im lichte seines namens. ein beitrug zur deutschen wortforschung und sagenkunde von Adolf Moepert. Breslau, Schottlaender 1916. xii u. 123 ss. 2 m. — Das phantasievolle schriftchen steht methodisch auf der höhe der 'spätsigen etymologie vor 1784', auf die der verf. kraft seiner erweiterten sprachlichen kenntnisse glaubt herablicken zu dürfen. das ergebnis (Rü-

zahl = *Ruhebezal* = *rû capezzale* und 'die Pelzmütze') und die daraus gewonnenen folgerungen sind wertlos.

im felde, 20. april 1918.

Friedrich Ranke.

Aus Emanuel Geibels schülerzeit: zu seinem hundert-jährigen geburtstage. mit einem brief und 32 jugendgedichten, darunter 19 ungedruckten. von Adolf Stoll. mit vier abbildungen, darunter einem jugendbildnis des dichters, und einer nachbildung der ersten zehn gedichte. Cassel, Pillardy und Augustin 1915.. 51 ss. 0,75 m. — Aus den letzten jahren von Geibels schulzeit auf dem Katharinengymnasium zu Lübeck stammt ein brief und eine reihe von gedichten, die aus dem nachlass seiner base und jugendfreundin Marie Ganslandt auf uns gekommen sind. fünf von diesen 32 gedichten sind bereits aus den Gesammelten werken. zwei aus den Gedichten aus dem nachlass und sechs weitere aus Gaedertz Geibelbuch bekannt; St. bringt sie dennoch mit samt den ungedruckten nummern vollständig zum abdruck, weil die handschriftliche überlieferung öfters ursprünglichere fassungen bringt, meist noch verworrener und verschwommener als die später gedruckten. übrigen bedürfen St.s angaben der nachprüfung; das bemerkenswerteste stück der sammlung, 'Der Zigeunerbube im Norden' weist in der späteren fassung allein vier änderungen gegen den ursprünglichen text auf, die Stoll nicht vermerkt (str. 2, z. 8 hat die jugendfassung 'mag', str. 4, z. 1: 'frohe', str. 5, z. 4: 'leichter', str. 6, z. 8: 'will'). Stolls begeisterte einleitung bereichert die jugendbiographie des dichters um einige daten, gibt aber der litteraturgeschichte nichts neues.

Posen.

R. Petsch.

MISCELLEN.

MUSPILLI 15. Die lücke dieses verstümmelten verses lässt sich mit hilfe des vom Muspillidichters vielbenutzten Heliands wol mit einiger sicherheit füllen. dass *pidiu ist durft mihhil* erster halbverse sei, wird unwahrscheinlich schon durch 40^b (*diu kosa ist so mihhil*, 88^b *tgart ist so mihhil*) und Heliand 4376^b (*thes is tharf mikil*), alles zweite halbverse. der halbzeile des Heliand geht aber voran: *For thiū scal allaroliudio gehuilic thenkean fora themu thinge* und es folgt 4377^a *manno gehuilicumu*, was fast genau 19^a gleich ist. so darf man im anschluss an 35^a 43^a 46^a wol vermuten: *pidiu scal er denchan vora demo dinge: durft ist so mihhil* [oder *des ist durft mihhil*] *allero manno uelihemo, daz es in sin muot kispene*. selbst der *muot* kommt an der Heliandstelle 4377^b vor.

R.

ZU WOLFRAMS TITUREL. Trotz Pohnerts sorgsamer untersuchung können die metrischen rätsel der Wolframschen Titurel-

strophe nicht als gelöst gelten. Lachmann wählte zur erleichterung überladener verse gern eine nebenform *-lier*, *-liez* statt *-licher*, *-lichez* (51, 524, 714, 854, 914, 1034, 1044, 1051, 1074, 1104, 1154, 1244, 1254, 1284, 1302, 1532.4 u. ö.), aber diese in den hss. nirgends bezeugte form, die ich in der von mir benutzten 3. auflage finde, wurde in den späteren auflagen wider aufgegeben; ob auf Lachmanns anweisung, ist mir unbekannt, es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass jenes *-lier*, *-liez* ahd. gar nicht selten bezeugt ist, wenn es die grammatiken auch nicht verzeichnen: in *einliu uuorten* hat Notker I 5033 (cod. sgall. S18)¹; *grümlior* (sevius) bieten Gll. II 896f, IV 3214¹, *chirliu* (cerealis) Gll. II 6365, *missaliu* II 27756, *zurguliero* II 263, in *mislumo* II 7708, lauter bairische und alem. handschriften; von weiteren belegen mit übergeschriebenem *h* sehe ich ab (*grümlion*).

R.

¹ mir von cand. phil. Schinek nachgewiesen.

Zu WALTHER 78, 21. C hat *den borgen dingen*: statt *borgen* hat A *boegen*, ich nehme an, dass auch die vorlage von C *den boegen* gehabt und C das *e* in *r* geändert hat, dass aber *boegen* fehler ist für älteres *boefen*, mit den *bosen* müssen jedenfalls die *heiden* gemeint sein in v. 16: *der heiden überhöre hüt dich (Jerusalem) verschelket sere*, es folgt *duz diner nannen ere lā dich erbarmen, Krist, mit welcher not si ringen, die dort den bosen dingen* 'lass dich erbarmen, Christ, der not mit welcher sie ringen, die dort (= dass sie dort) mit den schlechten in verhandlung stehn'. im folgenden *dazs aus also betwingen, daz wende in kurzer frist* bezieht sich das *-s* in *dazs* auf die *bosen* der vorausgehenden zeile, wenn so zu lesen ist, d. i. die *heiden*.

Hermann Möller.

Zu Konrad von Heimesfurt und Wirnt von Grafenberg. Die von mir Zs. 55, 296 ff. veröffentlichten bruchstücke befinden sich nunmehr nach gütiger mitteilung der herren Leidinger und vSchnorr im besitz der Münchener Staatsbibliothek.

vKraus.

SPIEL VON S. ELISABETH. Der Marburger kammerschreiber Fleck verzeichnet 1451 freitag nach lactare folgende ausgabe: *1 gulden 3 alb, 6 heller gebin* (Jacob von Blankenheim) *fur 3 viertel wins, hül myn gnedige frauwe schonken lauffen Hoppels Schmechirs sone und siær geselschaft in den oistirheiligen tagen, als sie das spil von Saut Elisabeth haitten, die halbe fur 16 heller*, mitgeteilt von dem director des Marburger staatsarchivs hrn. geh. archivrat dr Kieß.

E. S.

MITTEILUNGEN.

SCHERER-Preis. Aus der im Jahre 1910 durch den verstorbenen professor an der Berliner universität, dr Richard M. Meyer, errichteten Wilhelm-Scherer-stiftung soll nach dem willen des stifters in jedem dritten jahre für die hervorragendste arbeit aus dem gebiete der deutschen philologie, die in den letzten drei jahren von einem jüngeren gelehrten verfasst ist, ein Scherer-Preis in der höhe von 2000 mark erteilt werden, der jedesmal am 6. april, dem geburtstage des frühverstorbenen ältesten sohnes des stifters, bekannt gemacht werden soll. das curatorium der stiftung hat diesen preis jetzt zum erstenmal verliehen, und zwar ist er dr Friedrich Neumann in Wilhelmshöhe bei Cassel für sein buch 'Geschichte des neuhochdeutschen reimes von Opitz bis Wieland. studien zur lautgeschichte der neuhochdeutschen gemeinsprache' (Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1920) zugesprochen werden.

Nachdem die BRENTANO-AUSGABE aus dem verlage Georg Müller in den Propyläen-verlag g. m. b. h., Berlin, übergegangen ist, soll ihr weitererscheinen tatkräftig gefördert werden. verlag und herausgeber richten an alle besitzer von handschriften Clemens Brentanos die ergebene bitte, die originale im wertbrief an den haupterausgeber, Heinz Amelung, Essen, Herbertstr. 13, zu senden. schnelle und sorgsame rücksendung wird zugesichert. auslagen werden gern erstattet. auch sonstige für die ausgabe wichtige mitteilungen, namentlich nachweise über öffentliche und private bibliotheken, archive und handschriftensammlungen, in denen sich Brentano-autographen befinden, werden mit dank entgegengenommen.

PERSONALNOTIZEN

Am 4. juli 1919 verschied 75-jährig der bibliothekar dr. KRISTIAN KALUND in Kopenhagen, der ausgezeichnete kenner der ältern handschriften und verdiente darsteller der isländischen altertümer. — am 11. oct. 1919 starb der vertreter der keltischen philologie in Berlin KUNO MEYER, dessen arbeiten mehrfach die unsern berührt und befruchtet haben. — im 87. jahre verschied am 25. oct. 1919 zu Wernigerode EDUARD JACOBS, ein historiker der die altdutschen studien und viele von uns persönlich mit seinem reichen wissen gefördert hat. ihm folgte am 29. dec. 70-jährig GUSTAV MILCHSACK in Wolfenbüttel. — in JOSEF SEEMÜLLER, gest. am 20. jan. 1920 im 65. lebensjahre, hat mit unserer wissenschaft insbesondere diese zeitschrift einen schweren verlust erlitten. — der februar 1920 nahm uns ferner die litterarhistoriker ADOLF FREY in Zürich und RUDOLF SCHLOSSER in Weimar.

Auf den lehrstuhl Kluges in Freiburg i. Br. wurde prof. FRIEDRICH WILHELM VON München berufen. prof. KARL HELM in Würzburg folgte einem rufe als ord. prof. nach Frankfurt a. M. und wird durch prof. PRIMUS LESSIAK von Prag ersetzt werden; einem rufe nach Köln wird prof. FRIEDRICH PANZER von Heidelberg folge leisten.

Zu ordentlichen professoren befördert wurden die extraordinariern HUBERT ROITTEKEN in Würzburg und WERNER RICHTER in Greifswald.

Eine ao. professur an der universität Jena erhielt der frühere Straßburger privatdocent prof. dr. HANS NAUMANN.

Zum ao. professor der deutschen sprache und litteratur an der universität Warschau wurde der privatdocent dr. SIGMUND VON LEMPICKI von Krakau ernannt.

Prof. WILHELM STREITBERG in München wird einer berufung als nachfolger Brugmanns nach Leipzig folge leisten; zum ordinarium befördert wurde prof. EUGEN FRÄNKEL in Kiel; auf den lehrstuhl für sanskrit und vergleich. sprachforschung in Erlangen wurde prof. JULIUS VON NEGELEIN von Königsberg berufen.

Das ordinariat für englische philologie in Halle hat der ao. professor dr. HANS WEYHE von Leipzig erhalten.

Habilitiert haben sich: für germanische philologie an der universität Breslau dr. HELMUT DE BOOR, für neuere deutsche litteratur ebenda dr. HANS HECKEL; für englische philologie in Marburg dr. HEINRICH MUTSCHMANN, in Göttingen dr. GUSTAV HÜBENER. an die universität Hamburg wurden die bisherigen beauftragten docenten dr. AGATHE LASCH und dr. HEINRICH MEYER-BENTEN als privatdocenten übernommen.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle möglichst mit preisangabe alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle, wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 october 1919 bis 31 märz 1920 sind eingelaufen:

- H. H. Borchardt, Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche litteratur des 17 jh s. München, C. H. Beck 1919. VII u. 175 ss. 8°. — 12 m.
- A. Braun, Zeitungsfremdwörter und politische schlagwörter verdeutscht und erläutert. 6 aufl. Berlin, Vorwärts 1919. 88 ss. kl. 8°. — 1,50 m.
- P. Cauer, Von deutscher spracherziehung. 2 aufl. Berlin, Weidmann 1919. 323 ss. 8°. — geb. 11 m.
- E. Danielowski, Das Hiltibrantlied. beiträg zur überlieferungsgeschichte auf paläographischer grundlage. Berlin, Mayer & Müller 1919. 103 ss. 8°. — 7 m.
- B. Delbrück, Germanische syntax V: Germanische konjunktionssätze [Abhandlungen d. phil.-hist. kl. d. Sächs. Ak. d. wiss. bd XXXVI nr IV]. Leipzig, Teubner 1919. 80 ss. tex. 8°. — 3,50 m.
- K. Dörr, Die Kreuzensteiner dramenbruchstücke. untersuchungen über sprache, heimat und text [Germanist. abhandlungen hrsg. v. F. Vogt, heft 50]. Breslau, M. & H. Marcus 1919. VI u. 136 ss. 8°. — 8 m.
- Eckermanns gespräche mit Goethe in den letzten jahren s. lebens. kommentierte ausgabe von Ed. Castle. Berlin, Deutsches verlagshaus Bong & Co. o. J. 2 bde. XXVI, 407; 209 u. 476 ss. — gbd. 40 m.
- G. Ehrismann, Studien über Rudolf v. Ems. Heidelberg, Winter 1919. 76 ss. 8°. — 4,50 m.
- K. Fischer, Deutsche eigenart u. deutsche schicksale. zwölf bücher geschichte. schlussband. Berlin, Schwetschke & sohn 1919. 8°. — 9 m.
- M. Förster, Die Beowulf-handschrift mit 2 tafeln. [Ber. üb. die verh. d. Sächs. ak. d. wiss. 71 bd, 4 heft.] Leipzig, Teubner 1919. 88 ss. 8°. — 2,90 m.
- J. J. A. A. Frantzen u. A. Hulshof, Drei Kölner schwankbücher aus dem XV^{ten} jahrhundert: Stynchyn van der Krone, Der Boiffen Orden, Marcolphus. Utrecht, Oosthoek 1920. 91 u. LXXII ss. 8°. — 3,90 gld.
- A. Graf, Los vom philologismus. Nürnberg, Burgverlag 1919. 69 ss. 8°. — 2 m.
- Goethes briefwechsel mit Heinrich Meyer herausgegeben von Max Hecker. II bd. juni 1797 bis december 1820. [= Schriften der Goethe-gesellschaft 34 bd]. Weimar, verlag der Goethe-gesellschaft 1919. 572 ss. 8°.
- Halldor Hermannsson, Catalogue of runic literature forming a part of the Icelandic collection bequeathed by Willard Fiske. Oxford, University press 1918. 105 ss. 4°.
- C. v. Kraus, Die lieder Reimars d. Alten. III teil. Reimar u. Walther. text der lieder. München, G. Franz in comm. 1919. 83 ss. 4°. — 5 m.
- F. Lienhard, Deutsche dichtung. 2 aufl. [Wissenschaft u. Bildung bd 150]. Leipzig, Quelle & Meyer 1919. 142 ss. 8°. — 2,50 m.
- L. Lorentz, Die besten deutschen geschichtswerke. zehn listen zur auswahl [K. F. Koehler, Kt. lit. führer bd 3]. Leipzig, K. F. Koehler 1919. 144 ss. 8°. — 2,50 m.
- Mon. Germ. hist. Scriptorum rerum Merovingicarum t. VII 1: Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici ed. B. Krusch et W. Levison. Hannover, Hahn 1919. 440 ss. 4°. — 44 m.
- K. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde IV bd. neuer verm. abdruck besorgt durch M. Roediger. Berlin, Weidmann 1920. XXIV u. 766 ss. 8°. — 36 m.

- Neophilologus. vijfde jaargang, I u. II aflevering. Groningen, Wolters 1919. 192 ss. 8°. — jaarg. von 4 heften 4,90 gld.
- Neophilologische mitteilungen 1919. h. 5—8 (Helsingfors).
- A. Neuberger, Die technik des alertums. mit 676 abbildungen. Leipzig Voigtländer 1919. V u. 569 ss. 8°. — 20 m.
- Fr. Neumann, Geschichte des neuhochdeutschen reims von Opitz bis Wieland. studien zur lautgeschichte der nhd. gemeinsprache. Berlin, Weidmann 1920. XVI u. 394 ss. 8. — 18 m.
- M. Olsen, Eggjum-stenens indskrift med de ældre runer. Christiania. Dybwad 1919. 125 ss. 4°.
- M. Olsen, Norges Indskrifter med de ældre Runer. udgivne for det Norske historiske kildeskriftfond III bd. 2 h. Christiania, Brøgger 1919. 200 ss. 4°.
- H. W. Pollak, Phonetische untersuchungen. II Akzent und aktionsart (WSB) Wien, Hölder. 14 ss. 8°. — 1,50 m.
- Voigtländers Quellenbücher Leipzig, R. Voigtländer o. J. kl. 8°.
- bd 71, 81. H. Barge, Der deutsche bauernkrieg in zeitgenössischen quellenzeugnissen. 146 u. 204 ss. — 1,20 u. 1,50 m.
- bd 73. J. Kühn, Luther u. der Wormser reichstag. aktenstücke u. briefe. 121 ss. — 1 m.
- bd 78, 78^a. Th. Hänlein, Die beziehung der Germanen zum christentum. 102 u. 97 ss. — 2 m.
- bd 79, 80. H. Bahr, Quellen zur brandenburgisch-preußischen geschichte. 122 u. 160 ss. — 1 u. 1,20 m.
- Språk och Stil XIX h. 1, 2. Uppsala A. B. Akademiska bokh. 1919.
- Ph. Strauch, Paradisus anime intelligentis (Paradis der fornuftigen see) [Deutsche texte des mittelalters bd XXX]. Berlin, Weidmann 1919. XL u. 170 ss. gr. 8°. — 14 m.
- Ch. Touaillon, Der deutsche frauenroman des 18 jahrhunderts. Wien, W. Braumüller 1918. 664 ss. 8°. — 30 m., gbd. 36 m.
- Veröffentlichungen des Oberhessischen museums u. d. Gaischen sammlungen. Gießen, Töpelmann. 4°.
- heft 1: O. Helmke, Hügelgräber im Vorderwald von Muschelheim. I grabungsbericht 1919. 28 ss. — 3 m.
- heft 2: P. Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem Landdale. I Das hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach 1919. VI u. 58 ss. — 6 m.
- F. Wahnschaffe, Die syntaktische bedeutung des mittelhochdeutschen enjamemens [Palästra 132]. Berlin, Mayer & Müller 1919. VIII u. 215 ss. — 9 m.
- Berichte aus dem Knopfmuseum von H. Waldes. 1917 heft 3, 4. bericht üb. die museums-eröffnung am 25 sept. 1918. Prag-Vrsovic, verlag d. Knopfmuseums.
- Zeitschrift für Deutschkunde 1920, jaargang 34 der Zeitschrift für den deutschen unterricht begründet von R. Hildebrand u. O. Lyon. herausgegeben von Walther Hofstaetter u. Friedrich Panzer heft 1, Leipzig, Teubner 1920. — 4 m., jaarg. von 8 heften 24 m.

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers,
die übrigen auf die Zeitschrift.

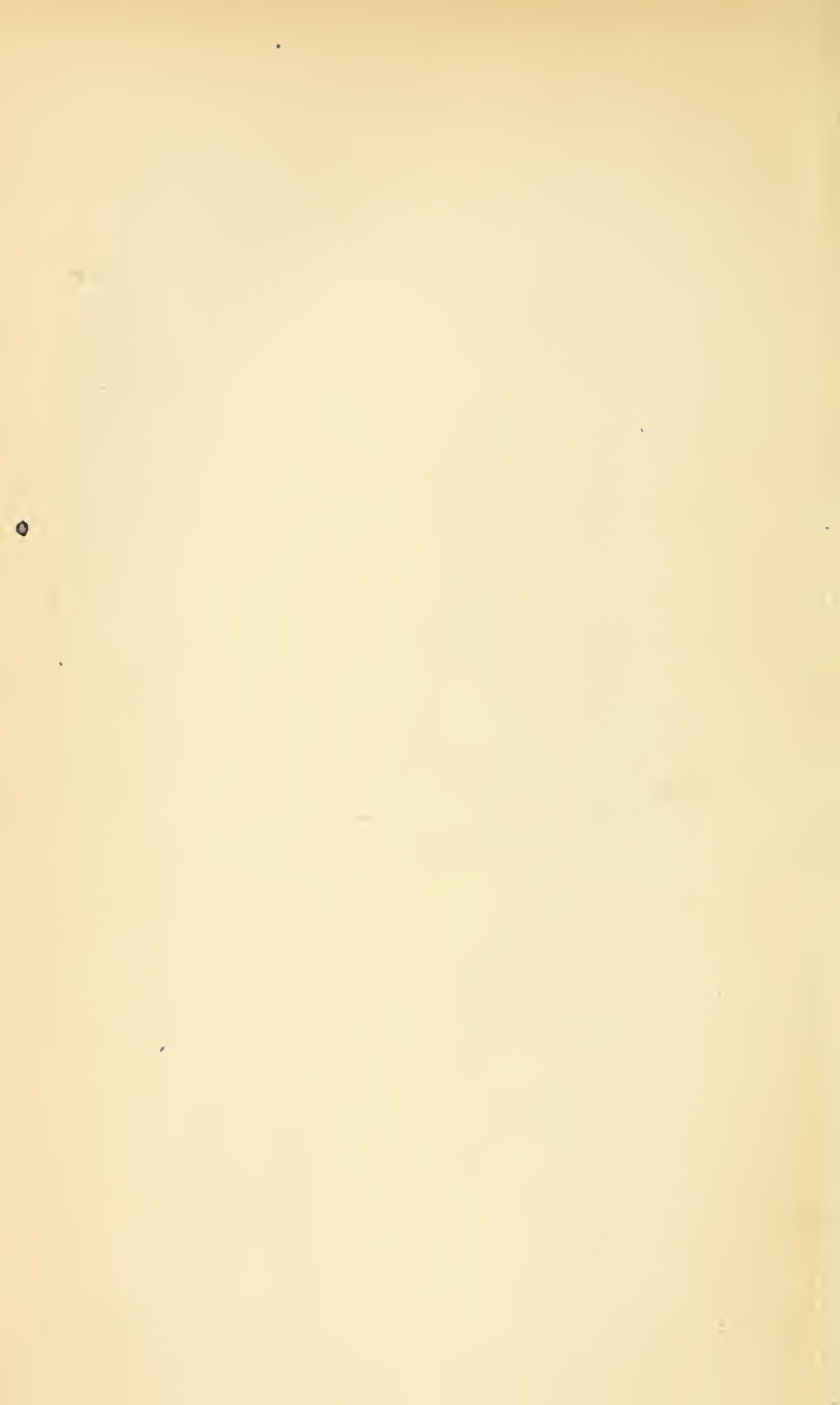
- accents, ahd. A 30 f
 Addison, volksliedinteresse A 53
 Afra und Augsburg A 169
Ahn, familienname A 168
 alemannisch, einteilung A 5
 Alexander, Strafsburger A 88
 d. wilde Alexander, rätselspruch
 277—282
 alliterationsmetrik und verse des
 16 jh.s A 127 ff
 altersstil A 75 ff
 althochdeutsche sprachdenkmäler
 A 21 ff
 Arinbjörn 107 ff
 articulationstendenzen A 3 f
 arzneibücher von Breslau u. Klo-
 sterneuburg (Diemer) 191 f
 Attila tod in der Thidrekssaga A 19
átum und *geist* ahd. A 26 f
 HvAne A 83
 Augsburg und Safra A 169
 Augustinerregel, deutsche A 170
 ausgaben, kritische zum 16 jh.
 A 140 ff
 auslautvocale, ahd. A 2
- balladen, färöische A 17—21
 Bamberger glauben u. beichte A 31 f
Bäningas 146
 Basler recepte A 28
bauerngesang A 53
 beamentum im mittelalter A 102
 bedeutungsentwicklung unseres
 nhd. wortschatzes A 78 ff
 beichte, Würzburger A 34; s. glaube
 Benedictinerregel, altalém. A 34
 berufe der stadt Frankfurt a./M.
 A 101
 Blattl, triolische lieder A 61 f
 Böckel, auffassung des volkslieds
 A 56
 -bold masculinsuffix A 80
 Bragi, s. hauptlösung
 ClBrentano A 176
 Brinhildartáttur A 18. 20
Bröndingas 160
 vBuwenberg A 84
- cadenz, klingend u. stumpf in histor.
 liedern des 16 jh.s A 124 ff
Χαιδεωοί (Heidnir) 150
 Christus und die Samariterin ahd.
 A 30
 MCladius A 149 ff
 MvCochem, Leben Christi A 43 ff;
 verhalten zu den volksschau-
 spielen A 44 f
- Damen, Herm. A 35 ff
 decknamen 155
 Deguileville, Pelerinage de la vie
 humaine A 39
 deminutive u. kosenamen A 81
 diphthongierung, im siebenbürgi-
 schen A 3 f; im wallisischen A 5
Dúnheidr 147
- Eberlin, Bundesgenossen A 147
 Edda, s. Helgi-lieder
 Egil Skallagrimsson, Höfudlausn u.
 Eiriksdrapa 97—122
 ehe, in der sage A 16
 Ehrenbote A 102
 Eigla, s. Egil
 Ekkehard, s. 'Waltharius'
 SElisabeth, spiel A 175
 Elisabeth von England, ihre ahnen
 A 85
 entrundung in Wallis, Unterwal-
 den u. Uri A 3
 'Erinnerung', s. HvMelk
 JFErdmann A 115
 WvEschenbach, Parzival 249, 11 ff:
 140 ff; Titurel A 174; Willehalm
 A 130 ff
 euphemismen A 79
 evangelienperikopen in Zürich A 170
 Exhortatio ad plebem christianam
 A 28 f
- familiennamen, deutsche A 168; im
 badischen oberland A 171
Φαροδεωοί 151
 färöische balladen A 17—21
 fehlende senkung A 135

- BFeind 'Gedanken von der Opera' A 66
 A 66
Fellmeth, familienname A 171
 fernassimilation A 6
Fjoturlundr 172
 Fontanetum, rhythmus von der schlacht, z. kritik u. erklärungs 177—185
Franci nebulones, s. 'Waltharius'
 Frankfurt a. M., beamtentum A 102; berufswörterbuch A 101; bilderatlas A 99
 Frankfurter gelehrte anzeigen 1772: A 67 ff
 frauen, altnordische A 14 ff
 Freidanksdenkmal A 170; name A 171
Freitag familienname A 171
 'Friedrich v. Schwaben', entlehnung aus 'Wilhelm v. Österreich' 133 f; andere reminiscenzen 135; befrührung mit der Wielandsage 135 f
fürt obd. 'fort' A 146
gähren A 6
 ThGart, sprache A 111
 EGeibel A 174
geist und *átam* ahd. A 26 f
 ChFGellert A 115 f
 Georgslied A 29 f
 Germanen-name 266—272
 SGertrud im 'könig Rother' 141
 gesellschaftslied A 59
 glauben und beichte, Bamberger A 31 f; Wessobrunner A 31 f
Glomman 154
 glossen, ahd., s. Mauritiusglossen
 glossenzeichen im Weissenburger katechismus A 25 f
 Goethe, anteil an d. Frankf. Gel. Anz. A 67 ff; alterssprache A 75 ff; und das volkslied A 53 f; und frau von Stein A 97; 'Faust', Pfitzers volksbuch als quelle 248—266; dritte phase 250 ff, Urfaust 255 ff, fragment 262 ff
 FWGötter A 116
 Gottsched als theaterkritiker A 66 f
 WvGrafenberg A 175
Grammarr 158 n
Grimm, nd. strafenname A 103
 JGrimm, brief an Auguste Grimm A 105 ff; an FSchlegel A 166; sein deutschtum A 98
 Grolzhamer A 64
haben u. *hân* bei Murner A 143 f
Hagal 168 f
 Hagen s. Hegelinge
 Hagensohn A 19 f
 Avflaller A 115
Hannall 168 f
 Hamburgs strafennamen A 102 f
 handschriften in Berlin 224; Breslau 191; Hamburg A 168; Hannover 122; Klosterneuburg 191; Lübeck A 90; Magdeburg 136
 Nürnberg 223; Zürich A 170
 Hardecker A 84
Harri, *Hartunge* 161
 Hartung von Erfurt A 170
 Hasdingi 148, 163
haugr, *síja á haugi* 170
 hauptlösung, Bragis u. Egils 99 ff
 Hayn u. die romantik A 92 f
 Hedin- und Helgisage 157 f. 161 ff
Hedinsey 158
 Hegelinge 156 ff
heiliger geist ahd. A 26 f
 Kvilleimesfurt A 175
 heldensage, beziehungen zu Ostdeutschland 145—176
 Heliand, liedstil u. epenstil 1—48, übersieht, s. 'inhalt': zu den quellen 273 ff
 Helgi-lieder der Edda 158—176
 passim
 Helgi-sage 157 ff. 161 ff
Helm 162
Helsingborg, *Helstjapar* 157
 Heoden 154, 156
hera duoder, richtiger *heraduoder* 282 ff
 Herder, anteil an d. Frankf. gelanz. A 68 ff; und das volkslied A 53
 Hermann landgraf v. Thüringen und Wolframs Willehalm A 131 f
 Heruler 175
 Hyllesler A 88 f
 Hild tochter d. Hogni 162
 Hildebrandslied A 22 ff; sein versbau verglichen mit liedern des 16. jh.s. A 127 ff
 historische lieder des 16. jh.s. metrik A 118 ff; nr 480 (Liliencron) A 121; nr 501— A 122, nr 523 A 122
 Hjordis 166 f. 171
 Hjordard 166
 'höchstalemannisch' A 5
 Andrhofer A 64
 Hvthofmannsthal A 95 f
Hofrichter, familienname A 171
 Högnatattur A 19 f
 Hohelied, und. paraphrase A 99
 Hölderlin, Empedokles A 154
 Hunding 167 ff
 Hunnen und Avarn A 25

- i, schweiz. suffix A 81
 Judith u. Holofernes, spiel, A 99
 Julian über altgerm. gesang A 127
- Kärntnerlieder A 60
Kattrepel nd. strafsennamen A 103
 Kelin kein Schweizer A 83
 kerben u. zählen 190
 kleiderverschlüsse A 104
 knopf, seine geschichte A 104
 Köln im 19. jh. A 102 ff; universität A 95 f
 kriegssprache A 10 ff
 Lamprecht, Alexander, u. der Strafsburger fortsetzer A 88
 JohLange, verfasser des Pariser reformationsspiels? A 173
 JCLavater A 76
Lemovii 151 ff
 JMLenz, religiöse probleme s. dramen A 152 f
 Lessings Nathan, religiöser gehalt A 152
 lieder, historische, des 16. jh.s, metrik A 118 ff
Logafjöll 174
 Lucidarius A 42
 Ludwigslied v. 57: A 30
 Lugier-Wandalen 147 ff
 Luther 'Wider Hans Worst' und Naogeorgs 'Incendia seu Pyrgopolinices' 209 f; L. von Murner befehlet A 147 ff
- man* < *may* A 6
 Mauritiusglossen 122 ff
 JMeiers auffassung des volksliedes A 58 f
 HvMelk, 'Priesterleben', beiträge z. erklärung 49—94, übersicht s. 'inhalt'; v. 163—218: 49 ff; 302—366: 53 ff; 487—618: 56 ff; 619—642: 65 ff; 718—746: 74 ff; disposition: 77 ff; 'Priesterleben' u. 'Erinnerung' 80 ff
 Messenius, Svanhuita A 91
 metrik des historischen volksliedes des 16. jh.s A 118 ff
mette A 87
 mittellatein, forschungsaufgaben A 166
 Monachus Sangallensis A 87
 mundart, alemannische A 5; Schweizer A 80 f; der deutschen Walliser A 1 ff
 ThMurner, Von dem großen Lutherischen Narren A 139 ff. 147 f; sprache A 141 f; reime: *ei* A 141 f;
hän u. *haben* A 143 f; holzschnitte A 148
 Muspilli A 29; v. 18: A 174
 mystikerhs. A 166
- Nagel*, familienname A 171 f
 Naogeorg, 'Incendia seu Pyrgopolinices' 193—222; personen u. zeitgeschichte 193 ff; litterar. beziehungen 207 ff; litterar. charakter u. wert 212 ff; entstehungszeit 217 ff
 naturgefühl des mittelalters A 55 f
 nebenton A 6
 Nebra in Heslers Apokal. A 88
nebulones, s. Waltharius
 Nibelungenlieder, färöische A 17—21
Nichelmann A 80
 nomina agentis schweizerdeutsch A 80 f
 Notker Balbulus de Carolo magno A 87
 Notker, Wiener A 31 f
- Oda, s. Uote
 ostdeutsche stämme und helden in der heldensage 145—176
 Otway, 'Venice preserved' A 95
- palatalisierung in Wallis, Unterwalden u. Uri A 2 f
 participialgebrauch bei Goethe und sonst A 77
 OvPassau A 170
 passionsspiel, Haller A 45
pfeifentreier A 102
 Pfitzer als quelle von Goethes Faust, s. Goethe, 'Faust'
 JEPhippili A 115
 Physiologus A 30 f
 Pilgerfahrt des mönchs A 39 ff
 Pommers auffassung des volksliedes A 55
Portenschei A 84
 predigten, ahd. A 33 f; quelle von predigtsammlung C 5: A 33 f
 'Priesterleben', s. HvMelk
 psalmen, s. Wiggert
- GWRabener A 115
raboysen A 103
 Ragnarstättur u. Ragnarssaga A 17 f
 recepte, Basler A 28
 reformationsspiel, Pariser A 172
 'Regin smidur' A 20
 EKReichard A 115

- Reichenau, heimat der Benedic-
tinerregel A 34
rein im volkslied A 52; zweisilbig
stumpfe A 36
reinstümperei A 39 ff
reimverse in der alliteration A 29
religionsprobleme im drama des
18. jhs A 151 ff
rhythmus, s. Fontanetum
-*rich*, masculinsuffix A 80
romantik nach Haym u. Walzel
A 92 f
*k. Rother' v. 3485 (S Gertrud): 141
römisch-germanische cultur A 167
RvRotenburg A 84
Rübezahl A 173
Rügen, *Rugiani* 150
- sagaerzählung, ihr sehfeld A 15 f
Samariterin, ahd. A 30
satzeingang betont A 8 ff
saxonizare A 24
Schererpreis A 176
Schiller, verhältnis zur religion
A 153; 'Jungfrau von Orleans'
A 153 f
Schlossers anteil an d. Frankf.
Gel. Anz. A 70
Schöpenstöl, nd. strafsename A 103
'Schürebrand', myst. tractat, über-
lieferung u. kritik 223—247
Schweiz, litteraturgeschichte A 83 f
Sefafjell 172 ff
Σειδιβολ 150 f
Semuones < **Sebnauiz* 150, 173
senkung, fehlende A 135
'De Seruando medico' 285—288
Σιββωλ 150 f
siebenbürgische diphthongierung A4
Sigelint—Sigrlinn 166 f, 171
Sigue auf der linde 140—143
Sinclair, Cevennenkrieg A 155
soldatensprache A 10 ff; in der
Schweiz A 104 f
Spalatin A 173
EdmSpenser, Faerie Queene, quellen
der brit. chronik A 84 f
spinnrad A 101 f
sprachunterricht, deutscher A 159 f
AMSprickmann A 116
stammeskunde in der schule A 161
Starkadr 158
JChSteiger, fabeldichter A 116
ChvStein und Goethe A 96 f
stildiagnose in den Frankf. Gel.
Anz. A 69 ff
LStöckel, Susanna A 89
strafsennamen Hamburgs A 102 f
Stärmen 156
- Svafa 171 f
synkopen im 16. jh. 122 ff
Taler, der, kein Schweizer A 80
vTenbern A 116
theaterkritik in Deutschland A 65 ff
Thidrekssaga, Attilas tod A 19
LTieck A 155
tier, bedeutung A 79
JChTrömer A 115
vTroostberg A 84
UvTürheim A 133 ff; Tristan A 155 ff;
Willehalm A 136 ff
OvTurne A 83 f
- übersetzungstechnik, ahd. A 281
ChyUffenbach A 96
U'land über das volkslied A 55
Ulmerugi 149 f
Uote 127—130
- Venantius Fortunatus A 169
Varinsfjorde 159
'Venedig, gerettetes' A 96 f
verschleifung der hebung bei Da-
men A 36 f
Vita SGermani A 169
WdVogelweide 39, 21—132, 75, 21
A 175; auftrat im Wiener Hof-
ton 130 ff
volkskunde in der schule A 161
volkslied und volksgesang A 40 f;
n kunstlied A 49, 57; begriff und
kennzeichen A 52 ff, 56 ff; ver-
hältnis zum minnesang A 51,
alter A 49 f, 51; melodie A 60 f;
litteratur A 46 ff; mundartliche
volkslieder A 49 ff; badische A 61 f;
kärntnerische A 60; niederdeutsche
A 51 f; ostpreussische A 60; volks-
tümliche lieder A 57 f
- Walliser, deutsche A 1 ff
'Waltharius' v. 229: 96; v. 337—95;
v. 555 u. 581 ff; 185 ff; französische
herkunft? 188
Wangen bei Murner A 148 n. 1
Wate, Vati 157
Wandalen-Lugger 147 ff
Warnab 159 f
Warnen, Warnow 159
weihnachtslieder A 63
Welatabi 160
ChrWeise, Regnerus und Ulvella
A 91 f
Weissenburger katechismus A 241
ZWerner, Sohn des Tais A 159 ff
Wessobrunner glauben buch A 81
Wickrams Isobush A 172; roman
A 142

- 'Widsith' v. 18 f. 21: 146; 22: 156 f;
 23. 25. 29: 160. 162. 167
 Wielandsage im 'Friedrich v. Schwaben'
 135 f; ortsname *Wielantsmütte*
 143 f
 Wiggerts psalmen, neue fragmente
 136—140
Wistlacudu 146 f
Witege 157
 wortfolge, germ. A 6 ff
Wulfingas 160 f
 Wulfinge 176
wurf A 79
 würfelbuch, Strafsburger A 172
 Würzburger beichte A 34
Ylfingar 160
zahl, etymologie u. ursprgl. be-
 deutung 189 f
 zauberspruch, 1 Merseburger
 282—285
 HZschokke, jugendjahre A 93 f



PF
3003
Z5
Bd. 57

Zeitschrift für deutsches
Altertum und deutsche
Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

